
Band 83

Z

eitschrift

L

des
Vereins
für
übeckische



G

eschichte und

A

ltertumskunde

SCHMIDT
RÖNHILD

Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte
und Altertumskunde 83/2003

Alle Rechte vorbehalten

© 2003 by Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde

Printed in Germany

Druck: Schmidt-Römhild, Lübeck

ISSN: 0083-5609

ISBN: 3-7950-1482-4

Zeitschrift
des Vereins für Lübeckische Geschichte
und Altertumskunde

Band 83

Verlag
Max Schmidt-Römhild, Lübeck
2003

Die Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde erscheint, soweit es die wirtschaftliche Lage zuläßt, jährlich mit einem Band.

Manuskriptzusendungen und Besprechungsstücke werden an die Schriftleitung, Mühlendamm 1-3, Tel. 0451/122 4152, Fax: 122 1517, e-mail archiv@luebeck.de (Archiv der Hansestadt Lübeck), 23552 Lübeck, erbeten. Exemplare im Zeitschriften-tauschverkehr bitte ebenfalls an die genannte Adresse.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft im Verein für Lübeckische Geschichte und Alter-tumskunde, die zum freien Bezug der Zeitschrift berechtigt, nimmt die Geschäftsstelle des Vereins unter der gleichen Adresse entgegen. Der Mitgliedsbeitrag beläuft sich zur Zeit jährlich auf 30 Euro.

Girokonto: Sparkasse zu Lübeck (BLZ 230 501 01) Nr. 1-012 749

Herausgeberin des vorliegenden Bandes: Prof. Dr. Antjekathrin Graßmann

Für mühevollte Korrekturarbeit sei Herrn Stadtamtmann Otto Wiehmann und Frau Meike Kruse M.A. verbindlichst gedankt.

Die Veröffentlichung dieses Bandes wurde durch namhafte Beihilfen der Possehl-Stiftung, der Sparkasse zu Lübeck, der Carl Wilhelm Pauli-Stiftung, der Hansestadt Lübeck (Bereich Denkmalpflege) sowie von Herrn LN-Verleger Jürgen Wessel ermög-licht.

Ihnen allen sei vielmals gedankt.

Jeder Autor ist für seinen Beitrag selbst verantwortlich.

Abkürzungen

| | |
|----------------|--|
| AHL | Archiv der Hansestadt Lübeck |
| BKDHL | Bau- und Kunstdenkmäler der (Freien und) Hansestadt Lübeck |
| HGBII | Hansische Geschichtsblätter |
| HR | Hanserezesse |
| LSAK | Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte |
| LUB oder UBStL | Lübeckisches Urkundenbuch (= Urkundenbuch der Stadt Lübeck) |
| MVLGA | Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde |
| NStB | Niederstadtbuch |
| OSTB | Oberstadtbuch |
| UBBL | Urkundenbuch des Bistums Lübeck |
| UBStL | Urkundenbuch der Stadt Lübeck |
| ZVLGA | Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde |

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| Abkürzungen | 4 |
| Mitarbeiterverzeichnis | 7 |
| Aufsätze: | |
| Die „naringe“ Lübecker Frauen im 14. Jahrhundert: Frauenarbeit in Handel und Handwerk <i>Birgit Noodt</i> | 9 |
| Briefe in Lübeck lebender Florentiner Kaufleute an die Medici (1424-1491) <i>Kurt Weissen</i> | 53 |
| Kaiser Maximilian II. und Lübeck während des Nordischen Siebenjährigen Krieges (1563-1570) <i>Jason Lavery</i> | 83 |
| Die Vertäfelung des sogenannten Fredenhagenzimmers von 1572/1583 im Haus der Kaufmannschaft zu Lübeck. Beschreibung und historische Daten. <i>Stephanie Westermann</i> | 101 |
| Burspraken, Luxusordnungen und Mandate: Überlieferung und Erschließung lübeckischer Policeynormen im Archiv der Hansestadt <i>Meike Kruse</i> | 157 |
| Vom sumpfigen Wiesengrund zur Zierde der Stadt. Die Entstehungsgeschichte des Stadtparks zu Lübeck und seiner Randbebauung <i>Michael Hundt</i> | 169 |
| Berichte: | |
| 18. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 2002/2003 <i>Ingrid Schalties</i> | 207 |
| Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 2002/2003 <i>Irmgard Hunecke</i> | 229 |
| | 5 |

Kleine Beiträge:

| | |
|---|-----|
| Die Nennung der Städte Lübeck und Rostock im Werk des Paracelsus <i>Helge Bei der Wieden</i> | 255 |
| Ein Brief des Lübecker Professors Friedrich Herrmann an den Dichter Achim von Arnim (1809) über die Zeitschrift „Erhebungen“ <i>Hans-Bernd Spies</i> | 261 |
| Carl Julius Mildes Wirken für den Lübecker Geschichtsverein <i>Gerhard Ahrens</i> | 271 |
| Backsteingotik an der südlichen Ostseeküste. Zu einer Publikation <i>Jens-Uwe Brinkmann</i> | 279 |

Besprechungen und Hinweise:

| | |
|---|-----|
| Allgemeines, Hanse | 287 |
| Lübeck | 314 |
| Hamburg und Bremen | 346 |
| Schleswig-Holstein und weitere Nachbargebiete | 352 |
| Verfasserregister | 371 |

| | |
|---------------------------------|-----|
| Jahresbericht 2002 | 373 |
|---------------------------------|-----|

| | |
|--|-----|
| Systematisches Verzeichnis der Aufsätze der ZVLGA 61 (1981) – 83 (2003) | 377 |
| Register | 401 |

Mitarbeiterverzeichnis

Ahrens, Prof. Dr. Gerhard, Curtiusstr. 3, 23568 Lübeck

Bei der Wieden, Dr. Helge, Wiesenweg 5, 31675 Bückeberg

Brinkmann, Dr. Jens-Uwe, Städtisches Museum, Ritterplan 7/8, 37073 Göttingen

Freytag, Prof. Dr. Hartmut, Germanistisches Seminar der Universität, v. Melle-Park 6, 20146 Hamburg

Graßmann, Prof. Dr. Antjekathrin, Archivdirektorin, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1-3, 23552 Lübeck

Hammel-Kiesow, Dr. Rolf, Archiv der Hansestadt Lübeck, Forschungsstelle für die Geschichte der Hanse und des Ostseeraums, Hinter der Burg 2-4, 23552 Lübeck

Hundt M. A., Dr. Michael, Löwigtstr. 31, 23566 Lübeck

Hunecke, Dr. Irmgard, Bereich Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck, Moislinger Allee 3, 23558 Lübeck

Kruse M. A., Meike, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1-3, 23552 Lübeck

Lavery, Jason, Associate Professor, Oklahoma State University, Department of History, 501 Life Science West, Stillwater, OK 74078-3054, USA

Letz, Kerstin, Archivoberinspektorin, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1-3, 23552 Lübeck

Meyer, Günter, Studiendirektor a.D., Klaus-Groth-Weg 19, 23714 Malente

Meyer-Stoll, Dr. Cornelia, Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Marstallplatz 8, 80359 München

Noodt, Dr. Birgit, 2125 Belleau Woods CT Wheaton, IL 60187, USA

Oestmann, Prof. Dr. jur. Peter, Universität Bern, Institut für Rechtsgeschichte, Falkenplatz 18, CH-3012 Bern

Poeck, Prof. Dr. Dietrich W., Eichenweg 3, 48161 Münster-Roxel

Postel, Prof. Dr. Rainer, Husumer Str. 19, 20251 Hamburg

Schalies M. A., Ingrid, Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck, Meesering 8, 23566 Lübeck

Schweitzer, Dr. Robert, Bibliothek der Hansestadt Lübeck, Hundestr. 5-17, 23552 Lübeck

Simon M. A., Dr. Ulrich, Archivrat, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1-3, 23552 Lübeck

Spies M. A., Dr. Hans-Bernd, Archivdirektor, Stadt- und Stiftsarchiv, Wermbachstr. 15, 63739 Aschaffenburg

Vogtherr, Dr. Hans-Jürgen, Farinastr. 68, 29525 Uelzen

Weissen, PD Dr. phil. Kurt, Gotthelfstraße 45, CH-4054 Basel

Westermann, Stephanie, Dipl.-Restauratorin, Daimlerstr. 20, 22763 Hamburg

Wiehmann, Otto, Stadtamtmann, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1-3, 23552 Lübeck

Wurm, Dr. Johann Peter, Kirchenarchivrat, Landeskirchliches Archiv, Münzstr. 8-10, 19055 Schwerin

Die *naringe* Lübecker Frauen im 14. Jahrhundert: Frauenarbeit in Handel und Handwerk

Birgit Noodt

I. „Frauenarbeit“ und ihre Wahrnehmung

Hand in Hand mit der antiautoritären Bewegung Ende der sechziger Jahre erwachte auch die in Deutschland 1933 zum Verstummen gebrachte Frauenbewegung in der Bundesrepublik zu neuem Leben. Das andere Geschlecht aus historischer Anonymität und Konturenlosigkeit befreit und seine Geschichte zu einem anspruchsvollen Forschungsfeld gemacht zu haben, ist ein Verdienst des sich in den siebziger Jahren neu konstituierenden Feminismus. Die Historikerinnen und auch Historiker, die die Frauengeschichte aus ihrem Nischendasein herausführten, begannen ihre Forschungen in einer prosperierenden Zeit, in der Hausarbeit¹ nur noch wenig mit der gleichnamigen Tätigkeit früherer Jahrhunderte gemeinsam hatte, und viele Familien ihr Auskommen mit einem Einkommen bestreiten konnten. Zur gleichen Zeit versäumte diese Gesellschaft es dennoch, berufliche Chancengleichheit für Frauen herzustellen. Es schien demnach nur allzu natürlich, in bezahlter Arbeit den Gradmesser weiblicher Emanzipation zu sehen,² und das Bild der drinnen waltenden züchtigen Hausfrau zu problematisieren und zu hinterfragen, ob es denn immer nur der Mann gewesen sei, der ins feindliche Leben hinaus musste.

Das neu erwachte Interesse an der Geschichte weiblicher Lebens- und Arbeitsformen konnte dabei nicht an eine von den Pionierinnen der deutschen Frauenbewegung begründete Forschungstradition anknüpfen. Ungeachtet der großen politischen und kulturellen Leistungen waren von jenen frühen Feministinnen des 19. und 20. Jahrhunderts keine Impulse zur wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte des eigenen Geschlechts ausgegangen.³ In England war dies anders, und so gehören auch heute noch die Werke von Alice

¹ Die Schilderung des Arbeitsalltags einer Hausfrau vor Beginn der Industrialisierung verdanken wir einer der Wegbereiterinnen der ersten deutschen Frauenbewegung. Siehe Louise *Otto-Peters*, *Frauenleben im Deutschen Reich. Erinnerungen aus der Vergangenheit mit Hinweis auf Gegenwart und Zukunft*. Neudr. d. Ausg. Leipzig 1876. Mit Einl. von Ruth Bleckwenn. (Quellen und Schriften zur Frauenbildung, 2), Paderborn 1988. Man lese Ottos eindrucksvolle Schilderung über die „Kunst“ des Lichtmachens in einer Welt ohne Streichhölzer, S. 22ff.

² Siehe Peter *Ketsch*, *Frauen im Mittelalter*. 2 Bde. Bd. 1: *Frauenarbeit im Mittelalter. Quellen und Materialien*. Hg. v. Annette Kuhn. (Geschichtsdidaktik, 14) Düsseldorf 1983, S. 10.

³ Dafür ist sicherlich die restriktive preußisch-deutsche Bildungspolitik, die Frauen bis 1920 von der Habilitation ausschloss, verantwortlich. S. Ute *Gerhard*, *Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung*. Unter Mitarb. von Ulla Wischermann, Reinbek 1990, S. 158.

Clark⁴ und Marian K. Dale⁵ zum Standardrepertoire der mit der Materie befassten Forscherinnen und Forscher.

Ganz neu war die Fragestellung in Deutschland indessen auch nicht, wenn es auch nicht unbedingt Historiker und erst recht nicht Historikerinnen waren, die sich dem Thema „Frauenerwerbsarbeit im Mittelalter“ am Anfang des 20. Jahrhunderts zuwandten, sondern die Sozialreformer. Man sah sich nämlich mit einer „Frauenfrage“ konfrontiert, die die Industrialisierung geschaffen haben sollte. Durch jene sei eine wachsende Zahl von Frauen gezwungen gewesen, sich nach außerhäuslicher Erwerbstätigkeit umzusehen; allerdings hätten sich ihnen nur die sozial gering gewerteten Arbeiten im Niedrigstlohnbereich geboten.⁶ Hier darf natürlich der Hinweis auf die allseits bekannte und breit rezipierte Arbeit Karl Büchers⁷ zur sogenannten „Frauenfrage“ nicht fehlen. Jener nämlich meinte, Städte im Mittelalter hätten einen bestehenden „Frauenüberschuss“ dadurch gelöst, dass das zünftige Handwerk den unverheirateten Frauen ermöglicht habe, in geachteter Stellung ihre Existenz zu sichern. Die kleine Schrift von Karl Bücher machte internationale Karriere und gab insbesondere der deutschen Mediävistik die Forschungsrichtung vor. Nicht nur die ältere, vor 1945 erschienene Literatur übernahm die Thesen Büchers weitgehend unkritisch⁸, sondern auch die neu erwachende Frauenforschung orientierte sich zunächst noch stark an seinen Vorgaben.⁹ Dann be-

⁴ Alice Clark, *The Working Life of Women in the Seventeenth Century*. (Stud. in Economics and Politics), London 1919.

⁵ Marian K. Dale, *The London Silk Women of the Fifteenth Century*, in: Judith M. Bennett et al. (ed.), *Sisters and Workers in the Middle Ages*, Chicago 1989, S. 26-38. [Ursprgl. 1933].

⁶ Siehe Marianne Weber, *Beruf und Ehe*, in: Dies., *Frauenfragen und Frauengedanken*. Ges. Aufsätze, Tübingen 1919, S. 20-37, S. 20f.

⁷ Karl Bücher, *Die Frauenfrage im Mittelalter*, Tübingen 1910².

⁸ Julius Hartwig, *Die Frauenfrage im mittelalterlichen Lübeck*, in: HGBll 12 [35] (1908), S. 35-94; Bruno Kuske, *Die Frau im mittelalterlichen deutschen Wirtschaftsleben*, in: *Zeitschrift für Handelswissenschaftliche Forschung*, NF 11 (1950), S. 148-157. Helmut Wachendorf, *Die wirtschaftliche Stellung der Frau in den deutschen Städten des späteren Mittelalters*. Diss. phil. Hamburg 1934. Weitere Verweise bei Peter Ketsch, *Frauenarbeit* (wie Anm. 2), S. 11, Anm. 1, 5 und 6.

⁹ Beate Brodmeier, *Die Frau im Handwerk in historischer und moderner Sicht*. (Forschungsber. aus dem Handwerk, 9), Münster 1963, S. 11-51; Edith Ennen, *Frauen im Mittelalter*, München 1982², S. 141ff.; dies., *Frauen in der mittelalterlichen Stadt*, in: Rhein. Vierteljahresbl. 55 (1991), S. 21-31; Shulamit Shahar, *Die Frau im Mittelalter*, Frankfurt a. M. 1983, S. 164ff.; Barbara Kroemer, *Von Kauffrauen, Beamtinnen, Ärztinnen – Erwerbstätige Frauen in deutschen mittelalterlichen Städten*, in: Annette Kuhn und Jörn Rüsen (Hg.), *Beiträge zur Sozialgeschichte der Frauen* (Frauen in der Geschichte, 2), Düsseldorf 1982, S. 75-96; Erika Uitz, *Zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Situation von Frauen in ausgewählten spätmittelalterlichen Hansestädten*, in: Barbara Vogel und Ulrike Weckel, *Frauen in der Ständegesellschaft. Leben und Arbeiten in der Stadt vom späten Mittelalter bis zur Neuzeit*, Hamburg 1991, S. 89-115; dies., *Die Frau in der mittelalterlichen Stadt* (Herder Spektrum, 4081), Freiburg 1988. Zur Rezeption der älteren Literatur durch die Frauenforschung s. Rita Bake et al., *Zur Stellung der Frauen im mittelalterlichen Handwerk. Schreibtischmythen und Realitäten*. In: *Feminist. Stud.* 2 (1983), S. 147-155.

gann die Forschung aber verstärkt der Frage nachzugehen, ob die Zunftrollen nicht Meistersgattinnen oder –witwen im Sinne hatten, wenn sie von Frauen sprachen, und auch den berühmten „Frauenüberschuss“ einmal systematisch zu durchdringen.¹⁰ Die Ergebnisse waren eher desillusionierend: Dort, wo sich eine Verlagerung der Geschlechtsratio zugunsten von Frauen ergab, war jene mit Migration zu erklären und die Zunftmitgliedschaften entpuppten sich bei näherem Hinsehen als solche von Frauen der Zunftmeister.

Am ehesten entsprachen noch die Kölner Verhältnisse dem von Bücher und seinen Nachfolgern gezeichnetem idyllischen Bild. In einer materialreichen Studie beschrieb Margret Wensky¹¹ die geachtete Position, die Frauen im Kölner Textilgewerbe des ausgehenden Mittelalters erreichen konnten; auf dem Sektor der Luxusproduktion entwickelten sich im 15. Jahrhundert gar eigene „Frauenzünfte“¹²: die Garnmacherinnen, Goldspinnerinnen und Seidenweberinnen besaßen ihre eigene Organisation. Allerdings war die Zunft der Seidenweberinnen gewisslich kein Auffangbecken alleinstehender Frauen, die der Versorgung bedurften, sondern die Weberinnen kamen überwiegend aus angesehenen Familien, deren Männer den Seidenhandel betrieben.¹³

¹⁰ Siehe Kurt *Wesoly*, Der weibliche Bevölkerungsanteil in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten und die Betätigung von Frauen im zünftigen Handwerk (insbesondere am Mittel- und Oberrhein), in: *Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins* 128 (NF. 89) (1980), S. 69-117; Michael *Mitterauer*, Familie und Arbeitsorganisation in städtischen Gesellschaften des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Alfred *Haverkamp*, Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt. (Städteforschung A/18), Köln 1984, S. 136-160. S. dazu a.: S. Maryanne *Kowalewski*, Singlewomen in Medieval and Early Modern Europe, in: Judith M. Bennett, Amy M. Froide, *Singlewomen in the European Past, 1250-1800*, Philadelphia 1999, S. 38-81, S. 47ff.; Klaus *Arnold*, Frauen in den mittelalterlichen Hansestädten – eine Annäherung an die Realität, in: *HGBll* 108 (1990), S. 13-29; Dorothee *Rippmann*, Katharina *Simon-Muscheid*, Weibliche Lebensformen und Arbeitszusammenhänge im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Methoden, Ansätze und Postulate, in: Mireille Othenin-Girard et al. (Hg.), *Frauen und Öffentlichkeit*. Beitr. d. 6. Schweiz. Historikerinnentagung, Zürich 1991, S. 63-91; Yoriko *Ichikawa*, Die Stellung der Frauen in den Handwerksämtern im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lübeck, in: *ZVLGA* 66 (1986), S. 91-118; Peter *Ketsch*, *Frauenarbeit* (wie Anm. 2), S. 14ff. und 114ff.; Das Buch Katharina *Simon-Muscheid* (Hg.), *Was nützt die Schusterin dem Schmied. Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung*. (Studien zur historischen Sozialwissenschaft, 22) Frankfurt a.M. 1998 konnte ich leider nicht in angemessener Zeit über die hiesige Fernleihe bekommen. Ein Verweis darauf sollte trotzdem nicht fehlen.

¹¹ Margret *Wensky*, *Die Stellung der Frau in der stadtkölnischen Wirtschaft im Spätmittelalter*. (Quellen und Darst. zur hans. Geschichte. N. F., 26), Köln 1980; *dies.*, *Die Stellung der Frau in Familie, Haushalt und Wirtschaftsbetrieb im spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Köln*, in: *Haverkamp* (Hg.), *Haus und Familie*, (wie Anm. 10), S. 289-303.

¹² Siehe *Wensky*, *Stadtkölnische Wirtschaft* (wie Anm. 11), S. 82ff.

¹³ Siehe *Wensky*, *Stadtkölnische Wirtschaft* (wie Anm. 11), S. 106, Liste der zum Seidenamt gehörenden Männer.

An das Material von Margret Wensky knüpft Martha Howell¹⁴ in ihrer vergleichenden Studie über Köln und Leiden an. Für sie war es in Köln wie in Leiden die „family production unit“, die Frauen den Zugang zur Arbeit von hohem Status ermöglichte. In einer Hochburg der Tuchindustrie, Leiden im 15. Jh., beobachtete sie einen charakteristischen Zusammenhang zwischen Ehe, Familie und Arbeit mit hohem Status einerseits und dem Alleinstehenden-Dasein und gering vergüteter Arbeit mit niederem Status andererseits. Es war vor allem die im Rahmen der Familie stattfindende Tuchproduktion und Verkauf, welche Frauen die Chance geachteter gesellschaftlicher Arbeit bot.¹⁵ Die Bedeutung der Familie als Sprungbrett einer Karriere für Frauen erscheint ihr in Köln noch zentraler als in Leiden gewesen zu sein.¹⁶

Die Schlussfolgerungen Howells orientieren sich an der grundlegenden Arbeit von Alice Clark.¹⁷ Jene hatte schon 1919 anhand englischer Quellen aus dem 17. Jahrhundert nicht nur eine charakteristische Reduktion der beruflichen Möglichkeiten für Frauen konstatiert, sondern auch die Pauperisierung zahlreicher mit der Textilherstellung beschäftigter Frauen. Für sie war die Transformation von der mittelalterlichen „Hauswirtschaft“ (domestic economy) oder „Familienwirtschaft“ (family economy)¹⁸ zur kapitalistischen Produktionsweise für diesen Prozess verantwortlich. So sei die Seidenherstellung im 15. Jahrhundert im Rahmen der Familienwirtschaft ein einträgliches Geschäft für „gentlewomen“ gewesen. Im 17. Jahrhundert habe der nunmehr kapitalistische Industriezweig gänzlich auf der Ausbeutung von Frauen basiert, die nur noch die Handlangerdienste zu Minimallohnen ausübten.¹⁹ Howell geht einen Schritt weiter als Clark und macht nicht die kapitalistische Produktionsweise per se für den Ausschluss der Frauen vom Produktionsprozess verantwortlich, sondern die Dissoziation der Familienproduktion oder in ihren Worten der „small commodity production unit“.

Der Ansicht, dass sich Frauen in oberdeutschen Städten mit sich verschlechternden Chancen auf dem Arbeitsmarkt am Wechsel vom Spätmittel-

¹⁴ Martha C. Howell, *Women, Production, and Patriarchy in Late Medieval Cities*. (Women in Cult. and Soc.), Chicago II 1986.

¹⁵ Howell, *Women* (wie Anm. 14), S. 71ff., S. 85.

¹⁶ Howell, *Women* (wie Anm. 14), S. 153.

¹⁷ Clark, *The Working Life* (wie Anm. 4).

¹⁸ Unter „Hauswirtschaft“ versteht sie eine Produktion, die sich nur an den Bedürfnissen der Familie orientiert. In der als „Familienwirtschaft“ bezeichneten Produktion werden Güter von Familien für den Markt hergestellt. Clark, *The working Life* (wie Anm. 4), S. 6

¹⁹ Siehe Clark, *The Working Life* (wie Anm. 4), S. 138ff., insbesondere S. 142 u. S. 145ff., ferner S. 234f.

alter zu Beginn der Neuzeit abfinden mussten, ist auch Merry Wiesner.²⁰ In Sektoren wie dem Gesindedienst im Haushalt sieht sie vergleichsweise wenig Änderung. Anders bot sich die Lage im Handwerk dar: erhöhte formale Erfordernisse an die Qualifikation schlossen Frauen von Tätigkeiten aus, in denen sie lange Zeit ihr Auskommen gefunden hatten, wie etwa dem Bierbrauen. Die sich verschlechternde ökonomische Situation für Gesellen ließ sie in Frauen eine unwillkommene Konkurrenz sehen, und die Frauen wurden das Opfer der Auseinandersetzung zwischen Meistern und Gesellen. Aber auch der sich durch die Reformation verändernde Wertehorizont, der mit der Geringschätzung nicht verheirateter Frauen einherging, traf arbeitende Frauen: „Not only were women excluded because they were untrained or dishonorable but specially and solely because they were women.“²¹

Nicht Fehlen sollte ein Verweis auf die Kritik Judith Bennetts²² an der Tendenz den antifeministischen Sündenfall irgendwo zwischen Mittelalter und Neuzeit zu suchen. Ihrer Ansicht nach ist die Geschichte der Frauenerwerbstätigkeit, eine Geschichte von kaum qualifizierter, schlecht bezahlter und gering geachteter Arbeit, gleich ob wir über das Jahr 1200 oder das Jahr 1900 schreiben.²³ Eine Verdrängung der englischen Brauerinnen im Verlauf des Mittelalters aus ihrem alten Arbeitsbereich aufgrund veränderter Techniken, Gildestatus und Kapitalintensivierung sieht auch Judith Bennett. Nur setzt sie andere Akzente als etwa Alice Clark und ihre „Schule“. Selbst die beste Frauenerarbeit im Mittelalter, wie eben das Bierbrauen, zeige, was die Tätigkeit von Frauen gewesen sei: Arbeit von geringem Status, geringer Qualifikation und geringer Profitabilität.²⁴ Andere Studien werden demgegenüber weiterhin auf der Suche nach einem „goldenen Zeitalter“ für Frauen im mittelalterlichen England fündig, nämlich in der Periode von 1350 bis ungefähr 1470.²⁵

²⁰ Merry E. Wiesner, *Working Women in Renaissance Germany* (The Douglass Series on Women's Lives and the Meaning of Gender), New Brunswick NJ 1986; *dies.*, *Spinsters and Seamstresses: Women in Cloth and Clothing Production*, in: Margaret W. Ferguson et al. (eds.), *Rewriting the Renaissance. The Discourses of Sexual Difference in Early Modern Europe* (Women in Culture and Society), Chicago 1986, S. 191-205.

²¹ Siehe Wiesner, *Working Women* (wie Anm. 20), S. 192.

²² Judith M. Bennett, „History that Stands Still“, *Women's Work in the European Past*, in: *Feminist Studies* 14 (1988), S. 269-283; *dies.*, *Ale, Beer, and Brewsters in England. Women's Work in a Changing World, 1300-1600*, New York 1996.

²³ Siehe Bennett, *History* (wie Anm. 22), S. 278.

²⁴ Siehe Bennett, *Ale* (wie Anm. 22), S. 147.

²⁵ Caroline M. Barron, *The „Golden Age“ of Women in Medieval London*, in: *Reading Medieval Studies* 15 (1989), S. 35-58; *dies.*, *Introduction: The Widows' World in Later Medieval London*, in: Caroline M. Barron and Anne F. Sutton (eds.), *Medieval London Widows. 1300-1500*. London 1994, S. XIII-XXXI; P. J. P. Goldberg, *Women, Work, and Life Cycle in a Medieval Economy. Women in York and Yorkshire c. 1300-1520*. Oxford 1992.

Ein besonders düsteres Bild vom Schicksal junger Landbewohnerinnen in Städten des Mittelmeerraums zeichnen dagegen Susan Mosher Stuard²⁶ und Christiane Klapisch-Zuber²⁷. Stuard fragt sich sogar, ob die Ablösung der Haussklaverei in Ragusa (Dubrovnik) im 14. Jahrhundert durch Kontraktarbeit wirklich ein Fortschritt für die betroffenen Frauen war. Studien über Mägde in Basel zeigen eine andere Realität: Dort konnte der Gesindedienst durchaus zu einer gesicherten Existenz führen.²⁸ Für städtische Verhältnisse im Deutschen Reich liegen bisher nur Monographien zur Frühen Neuzeit, keine für das Mittelalter, vor.²⁹

Dass die Rolle der Frau in der Familienproduktion in der deutschen Debatte lange Zeit ignoriert wurde, ist, wie schon bei Büchers Vorgaben, einer einflussreichen Schrift vergangener Jahrhunderte zu verdanken: nämlich der Theorie vom „ganzen Haus“ des Wilhelm Heinrich Riehl³⁰ und seiner idealisierenden Beschreibung einer vorindustriellen bäuerlichen Großfamilie. In Riehls Nachfolge konzentrierte sich die deutsche Sozialgeschichtsschreibung auf Fragen um die Zusammensetzung dieses „ganzen Hauses“, etwa inwieweit Gesellen in den Familienbetrieb integriert waren: die Frau dieses Hauses stand lange Zeit weniger zur Debatte.³¹ Michael Mitterauer³² freilich geht einen Schritt

²⁶ Susan Mosher Stuard, *To Town to Serve: Urban, Domestic Slavery in Medieval Ragusa*, in: Barbara Hanawalt (ed.), *Women and Work in Preindustrial Europe*. Bloomington IN 1986, S. 39-55, S. 49. Es waren Frauen, die als Sklavinnen oder später Kontraktarbeiterinnen in den Häusern der dortigen Oberschicht dienten; s. a. *dies*. *Single by Law and Custom*, in: Bennett, Froide, *Singlewomen* (wie Anm. 10), S. 106-126.

²⁷ Christiane Klapisch-Zuber, *Women Servants in Florence during the Fourteenth and Fifteenth Centuries*, in: Hanawalt (ed.), *Women* (wie Anm. 26), S. 56-80.

²⁸ Siehe Dorothee Rippmann, ‚Frauenwerk‘ und Männerarbeit. Gesinde, Tagelöhner und Tagelöhnerinnen in der spätmittelalterlichen Stadt, in: *Basler Zeitschr. für Gesch. und Altertumskunde*, 95 (1995), S. 5-42.

²⁹ Renate Dürr, *Mägde in der Stadt. Das Beispiel Schwäbisch Hall in der Frühen Neuzeit* („Geschichte und Geschlechter“, 13), Frankfurt, New York 1995.

³⁰ Wilhelm Heinrich Riehl, *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*. Bd. 3: *Die Familie*. Stuttgart 1855², insbes. S. 142ff.; Otto Brunner, *Das „ganze“ Haus und die alteuropäische „Ökonomik“*, in: Ders.: *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*. Göttingen 1980³; zur Würdigung Riehls s. Hans J. Teuteberg, *Zur Genese und Entwicklung historisch-sozialwissenschaftlicher Familienforschung in Deutschland*, in: Peter Borscheid, Hans J. Teuteberg (Hg.), *Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit* (*Studien des Alltags*, 1), Münster 1983, S. 15-65, S. 40ff.; s. a. den Forschungsüberblick bei Michael Mitterauer, *Familie und Arbeitsorganisation* (wie Anm. 10). Dürr, *Mägde* (wie Anm. 29), S. 15ff. macht darauf aufmerksam, dass die Konzeption des „Ganzen Hauses“ ein Produkt reformatorischer und frühneuzeitlicher Veränderungen sei.

³¹ Siehe Rolf Sprandel, *Der handwerkliche Familienbetrieb des Spätmittelalters und seine Probleme*, in: Haverkamp (Hg.), *Haus und Familie* (wie Anm. 10), S. 325-337; Wilfried Reininghaus, *Das „ganze Haus“ und die Gesellengilden*, in: Rainer S. Elkar (Hg.), *Deutsches Handwerk im Spätmittelalter und früher Neuzeit* (*Göttinger Beitr. zur Wirtschafts- und Sozialgesch.* 9), Göttingen 1983, S. 55-70.

³² Mitterauer, *Familie und Arbeitsorganisation* (wie Anm. 10), S. 12ff.

weiter und thematisiert familiales Zusammenleben und Arbeitsbedingungen. Seiner Meinung nach müsse man sich aber vom modernen Begriff des Berufs lösen, denn viele Tätigkeiten in der mittelalterlichen Stadt, und insbesondere gelte dies von den sogenannten Frauenberufen, seien eine Art „Nebenerwerb“ gewesen. Im Übrigen verweist Mitterauer auf die „ergänzenden Tätigkeiten“ der Frauen im Handwerk und die „Mitarbeit“ der Frauen im Großhandel.³³ Man muss hier aber über Mitterauer hinausgehen und auch die Kategorien „Nebenerwerb“ und „ergänzende Tätigkeiten“ modernen, und nicht zuletzt patriarchalischen Wertvorstellungen zuordnen. Die Gegenwart mit ihren dramatischen Änderungen in der Arbeitswelt, die die Vorstellung des lebenslang ausgeübten Beruf bei nur einem Arbeitgeber für alle als Resultat einer ungewöhnlichen geschichtlichen Ausnahmesituation erscheinen lässt, öffnet auch wieder den Blick für die Andersartigkeit vergangener Epochen. Jeder Verdienst, der zum Lebensunterhalt der Familie beiträgt, ist „Erwerb“ und jede Tätigkeit, die zum reibungslosen Ablauf eines Betriebs notwendig ist, ist „Arbeit“, nicht „Mitarbeit“. Sowohl in der vorindustriellen europäischen Gesellschaft als auch in den noch existierenden nicht industrialisierten Gesellschaften trägt die Familie die Produktion; und ganz gleich, ob die Arbeit im Hause oder anderswo stattfand, wurde von allen Familienmitgliedern erwartet zu arbeiten.³⁴ Die jüngste, allerdings sich mit der Industrialisierung beschäftigende Literatur zu diesem Thema, wendet gegen die einflussreichen Beobachtungen von Louise Tilly und Joan Scott ein, sie seien immer noch ein Paradigma der historischen Veränderung – sprich Verschlechterung – durch die Industrialisierung. Auch ließe die ‚family wage economy‘ den Aspekt der allein lebenden Frauen zu sehr außer Acht.³⁵ Gleichwohl wird der Ansatz weiterhin für unverzichtbar gehalten, denn er macht klar, dass sogar in Gesellschaften, wie denen des 19. Jh.s, die den Mann als „Alleinverdiener“ ideologisierten, sein Einkommen meist nicht ausreichte, um eine Familie zu ernähren.³⁶

Resümiert man die Forschungsergebnisse aus den mittelalterlichen europäischen Metropolen, ergibt sich ein eher widersprüchliches Bild. In den Zentren der Tuchherstellung finden wir Frauen in spezialisierten Berufen mit hoher Qualifikation. Nach Aussage des berühmten Pariser *livre des metiers* aus dem 13. Jahrhundert standen sechs Berufszweige nur Frauen offen. Allein

³³ Mitterauer, Familie und Arbeitsorganisation (wie Anm. 10), S. 28f.

³⁴ Siehe Joan W. Scott and Louise A. Tilly, Women's Work And the Family in Nineteenth-Century Europe, in: Charles E. Rosenberg (ed.), The Family in History. Philadelphia PA, 1975, S. 145-178, S. 151.

³⁵ Es wird vermutet, dass im Spätmittelalter 15-20% der Haushalte in deutschen Städten von alleinstehenden Frauen geführt wurden. Siehe Ketsch, Frauenarbeit (wie Anm. 2), S. 27.

³⁶ Siehe Shani D'Cruxe, Imperfect workers – imperfect answers: recent publications on the history of women and work, in: Urban History 26 (1999), S. 257-267.

fünf dieser zünftig organisierten Bereiche gehörten zur Seidenindustrie, der sechste regelte das Gewerbe der „faiseuses d'aumônières ou bourses sarrazinoises“, also die Produzentinnen luxuriöser Beutel.³⁷ Auch in Rouen existierten mindestens fünf von Frauen gebildete Zünfte im textilen Bereich, und wiederum insbesondere der der Luxusgüterherstellung angesiedelt.³⁸ Wenn es aus Montpellier auch keine Hinweise auf Gildenbildung von Frauen gibt, so wissen wir doch, dass es dort anerkannte Ausbildungsmöglichkeiten zur Goldspinnerin und Seidenwirkerin gab.³⁹ Die Londoner Seidenwirkerinnen traten als Körperschaft 1455 in Erscheinung und behaupteten, dass sie durch ihr Gewerbe „lyved full honourably, and therewith many good Households kept, and many Gentilwymmen and other in grete noumbre like as there nowe be moo than a M, haue be drawn under theym in lernyng the same Crafts and occupation ful vertueously ...“⁴⁰ hätten. Natürlich sei diese Wohlwollen erheischende Selbstaussage mit der nötigen Vorsicht zu lesen, meinte Marian Dale, aber es sei sicher, dass die Ausübenden des Gewerbes „women of standing in the city“ gewesen seien.⁴¹ Auch aus dem mittelalterlichen Straßburg gibt es Hinweise auf Frauen in der Schleierweberei, die eindeutig auf Herkunft aus Familien aus den ratsässigen Geschlechtern hinweisen.⁴²

Anders bot sich Frauen die Situation in Städten dar, die nicht über eine vergleichbare Produktion an Luxusgütern verfügte.⁴³ Die größte Gruppe un-

³⁷ Siehe Arlette *Higounet*, *La femme du moyen âge en France dans la vie économique et sociale*, in: Pierre Grimal (ed.), *Histoire mondiale de la femme. Livre premier: La femme du monde celté à la fin du moyen âge*. Paris 1966, S. 135-184, S. 154ff.; David *Herlihy*, *Opera Muliebria. Women and Work in Medieval Europe*. Philadelphia PA 1990, S. 127ff.

³⁸ In Rouen bildeten Frauen offenbar auch Gilden. S. Maryanne *Kowalewski*, Judith M. *Bennett*, *Crafts, Guilds, and Women in the Middle Ages: Fifty years after Marian K. Dale*, in: Judith M. *Bennett et al.* (eds.), *Sisters and Workers* (wie Anm. 5), S. 11-25, S. 12 u. 18.

³⁹ Siehe Kathryn L. *Reyerson*, *Women in Business in Medieval Montpellier*, in: Hanawalt (ed.), *Women and Work* (wie Anm. 26), S. 117-144; eine wesentlich pessimistischere Sicht von der Situation der Frauenarbeit in Montpellier gibt Cécile *Béghin*, *Entre Ombre et Lumière: Quelques aspects du travail des femmes à Montpellier (1293-1408)*, in: *Les dépendances au travail, Médiévaux* 30, 1996, S. 45-54.

⁴⁰ *Petition an das House of Parliament aus dem Jahre 1455*, zit. bei Marian K. *Dale*, *The London Silkwomen* (wie Anm. 5), S. 27; s. a. Kay E. *Lacey*, *Women and Work in Fourteenth and Fifteenth Century London*, in: Charles Lindsey, Lorna Duffin, *Women and Work in Pre-industrial England*, Beckenham 1985, S. 24-82, S. 54ff.

⁴¹ Siehe *Dale*, *The London Silkwomen* (wie Anm. 5), S. 37.

⁴² Siehe *Wesoly*, *Der weibliche Bevölkerungsanteil* (wie Anm. 10), S 93f.

⁴³ Siehe Maryanne *Kowalewski*, *Women's Work in a Market Town*, in: Hanawalt (ed.), *Women and Work*, (wie Anm. 26), S. 145-164. Zu den „Hucksters“ s. a. Rodney H. *Hilton*, *Lords, Burgesses and Hucksters*, in: *Past & Present* 97 (1982), S. 3-15. Ferner: Diane *Hutton*, *Women in Fourteenth Century Shrewsbury*, in: Charles Lindsey, Lorna Duffin (eds.), *Women and Work* (wie Anm. 40), S. 83-99, S.94ff. Für den deutschen Raum s. *Ketsch*, *Frauenarbeit* (wie Anm. 2), S. 51ff., 225ff., 259ff.; Auch in Trier waren arbeitende Frauen überproportional in der Unterschicht repräsentiert. S. *Wensky*, *Stadtkölnische Wirtschaft* (wie Anm. 11), S. 8f.

abhängig arbeitender Frauen in mittelalterlichen Städten arbeitete als Dienstbotinnen, Spinnerinnen in der Tuchindustrie, Höckerinnen, in „Frauenberufen“ wie Hebammen und Prostituierte,⁴⁴ aber auch als Handlangerinnen in der Bauwirtschaft. Frauen als Tagelöhnerinnen in der Bauwirtschaft scheinen europaweit keine Seltenheit gewesen zu sein, wenn auch die deutschen Quellen in dieser Hinsicht wenig gesprächig sind. Aus Lüneburg sind Versuche ersichtlich, Frauen auch als Hilfskräfte ihres Mannes zu Beginn der Neuzeit von der Arbeit auszuschließen,⁴⁵ Wie die Arbeit in der Tuchindustrie für jene, die nicht der Elite angehörten, beschaffen war, zeigen Kölner Verhältnisse: Die Frauen arbeiteten im „Trucksystem“, d.h. sie bekamen Ware statt Geld.⁴⁶

2. Die Quellen: Möglichkeiten und Beschränkungen

Als Quelle für die sich Lübeckerinnen in Mittelalter und Früher Neuzeit bietenden Berufsperspektiven waren die Lübecker Zunftrollen⁴⁷ wiederholt Gegenstand wissenschaftlicher Debatte.⁴⁸ Für das hier gewählte Thema sind diese Quellen in mehrerer Hinsicht problematisch. Das Gros der Zunftsatzen wurde erst Ende des 15. Jh.s oder noch später schriftlich fixiert.⁴⁹ Allerdings sind auch die zwölf aus dem 14. Jh. überlieferten Regularien hinsichtlich ihrer zeitlichen Authentizität eher skeptisch zu betrachten, weil die Handwerksämter bei einer eventuellen Satzungsänderung die Urkunde komplett mit alten und neuen Regeln und mit der ursprünglichen Datierung abschreiben ließen. Insbesondere unter dem Aspekt der anhaltenden Diskussion um das durch technische und strukturelle Veränderungen oder Verschiebungen im Normenhorizont ausgelöste Abgleiten von Frauen in Handlangerpositionen, ist der Aussagewert für Ist-Zustände des 14. Jahrhunderts fraglich. Zweitens handelt es sich bei ihnen um einen Soll-Zustand reklamierende Tex-

⁴⁴ Siehe Kowalewski, Bennett, Crafts, Gilds (wie Anm. 38), S. 12; Ketsch, Frauenarbeit (wie Anm. 2), S. 309ff.

⁴⁵ Siehe Wolfgang Schöller, Frauenarbeit in der mittelalterlichen Bauwirtschaft, in: Arch. für Kulturgeschichte 76 (1994), 305-320, S. 319. Es gibt auch Hinweise in Lübeck für Frauenarbeit am Bau. Als der große Wall vor dem Burgtor gebaut wurde (1241), hätten sich daran Männer und Frauen beteiligt, schrieb Detmar. Es scheint sich nicht um bezahlte Arbeit gehandelt zu haben. Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jh. Bd. 19: Die Chroniken der niedersächsischen Städte: Lübeck. Bd. I, hrsg. von Karl Koppmann, S. 321.

⁴⁶ Siehe Wensky, Die Stellung der Frau (wie Anm. 11), S. 291.

⁴⁷ Carl Friedrich Wehrmann (Hg.), Die älteren Lübeckischen Zunftrollen, Lübeck 1864 [zitiert als: Zunftrollen].

⁴⁸ Klaus Arnold, Frauen (wie Anm. 10); Julius Hartwig, Die Frauenfrage (wie Anm. 8); Yoriko Ichikawa, Die Stellung der Frau (wie Anm. 10).

⁴⁹ Siehe Wehrmann, Zunftrollen (wie Anm. 47), S. 16ff. Nur zwölf der Satzungen tragen ein Datum des 14. Jh.s.

te, denen wir nicht entnehmen können, ob Frauen – etwa als Meistertöchter oder Verwandte – stillschweigend als Zunftinhaberinnen geduldet wurden. Drittens bringt die Sprache jener Satzungen eine gänzlich patriarchalisch gefärbte Denkweise zum Ausdruck. Obgleich wir zweifelsfrei um die Existenz von Krämerinnen in Lübeck wissen, erfahren wir von ihnen aus der Amtsrolle⁵⁰ der Krämer – und Krämerinnen muss man sagen – durch puren Zufall, an sich kennt der Text nur Männer.

Das gedruckte und ungedruckte Lübecker Material offeriert aber reichlich Gelegenheit anhand serieller, nicht normativer Quellen den Beitrag von Frauen an den ökonomischen Prozessen zeitlich differenziert zu betrachten. In erster Linie gehören der Testamentsfundus⁵¹ und das als „Niederstadtbuch“⁵² bekannte, seit dem Beginn des 14. Jh.s nahezu lückenlos erhaltene, Schuldregister dazu. Ein Verweis auf das hier nicht konsultierte Grundbuch der Stadt, das sogenannte „Oberstadtbuch“⁵³, sollte allerdings nicht fehlen. Wenn man jegli-

⁵⁰ Zunftrollen, 28; s. a. 21.

⁵¹ AHL Testamente. Falls im Folgenden nur auf ein Testament verwiesen wird, ist der Name der Urkundenden in originaler Schreibweise in Klammern in den laufenden Text integriert. Mehrere Verweise stehen im Anmerkungsapparat. Zu den Testamenten des 14. Jh.s s. Birgit Noodt, Religion und Familie in der Hansestadt Lübeck anhand der Bürgertestamente des 14. Jahrhunderts (Veröffentl. zur Gesch. der Hansestadt Lübeck, B/33), Lübeck 2000; Ahasver von Brandt, Mittelalterliche Bürgertestamente. Neuerschlossene Quellen zur Geschichte der materiellen und geistigen Kultur, in: Lübeck. Hanse. Nordeuropa. Gedächtnisschrift für Ahasver von Brandt. Hg. von Klaus Friedland, Rolf Sprandel. Köln 1979, S. 336-358. Ein Teil der Testamente liegt in Regestenform vor: Ahasver von Brandt (Hg. u. Bearb.), Regesten der Lübecker Bürgertestamente des Mittelalters. Bd. 1: 1278-1350. Auf Grund der Vorarbeiten von Eduard Hach, et al.; Bd. 2: 1351-1363. Auf Grund der Vorarbeiten von Friedrich Bruns, et al. (Veröffentl. zur Gesch. der Hansestadt Lübeck, 18 u. 24), Lübeck 1964 u. 1973. Die Regesten der Lübecker Testamente bilden auch die Grundlage von Looses Arbeit zur Erwerbstätigkeit Lübecker und Hamburger Frauen. Hans-Dieter Loose, Erwerbstätigkeit der Frau im Spiegel Lübecker und Hamburger Testamente des 14. Jahrhunderts, in: ZVLGA 60 (1980), 9-20.

⁵² Dank dem Entgegenkommen des Archivs der Hansestadt Lübeck, insbesondere der Hilfsbereitschaft von Herrn Dr. Ulrich Simon, konnte ich schon während der Drucklegung des Niederstadtbuchs II das Manuskript benutzen. Ich bedanke mich herzlich für die Gelegenheit. Zum Niederstadtbuch s. Jürgen Reetz, Über das Lübecker Niederstadtbuch, in: ZVLGA 35 (1955), S. 34-56; Fritz Rörig, Das Lübecker Niederstadtbuch des 14. Jahrhunderts. Seine rechtliche Funktion, sich wandelnde Zwecksetzung und wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung. Ehrengabe dem deutschen Juristentage überreicht vom Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Lübeck 1931, S. 35-54.

⁵³ Zum Oberstadtbuch s. Antjekathrin Graßmann u. Antje Stubenrauch, Die historischen Lübecker Grundbücher – betrachtet von innen und außen, in: Der Wagen 1995/96, S. 43-58; Rolf Hammel, Hauseigentum im spätmittelalterlichen Lübeck. Methoden zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Auswertung der Lübecker Oberstadtbuchregesten, in: LSAK 10 (1987), S. 85-300; Paul Rehme, Das Lübecker Ober-Stadtbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsquellen und des Liegenschaftsrechtes. Mit einem Urkundenbuche, Hannover 1895.

che Geschäftsaktivität, wie Grund- und Rentengeschäfte, unter „Berufstätigkeit“ subsumiert, wie David Nicholas⁵⁴ es tut, wird man hier mit Sicherheit fündig werden. Weitere, teilweise schon vor langer Zeit edierte Quellen flankieren das Archivgut.⁵⁵

Unter numerischen Gesichtspunkten sind wohl das Kämmereibuch⁵⁶ und die Testamente die ergiebigsten Quellen. Das Findbuch „Testamente“ des Lübecker Archivs⁵⁷ zählte vor der kriegsbedingten Odyssee der wertvollen Materialien 2.726 Stück allein für das 14. Jh. Im Verlauf dieser einhundert Jahre errichteten 415 Frauen fast 500 Testamente, rund 100 jener Frauen lassen sich als eigenständig einem Broterwerb nachgehend nachweisen.⁵⁸ Dies ist natürlich die Spitze des Eisbergs, denn wir erfahren meistens nur qua Zufall vom ausgeübten Beruf.

Grob 370 der zwischen 1363 und 1399 in das Schuldbuch der Stadt inskribierten Einträge lassen vermuten, dass es sich bei ihnen um Vereinbarungen dreht, die von selbständigen Frauen abgeschlossen worden waren. Das heißt hier, Frauen, die, gleich ob auf der Gläubiger- oder Schuldnerseite, ohne Provisoren agierten. In einer hypothetischen Prozentberechnung sind dies um die 2% aller Insertionen.⁵⁹ Leider konstatiert die Masse der dortigen Eintragun-

⁵⁴ David Nicholas, *Domestic Life of a Medieval City. Women, Children, and the Family in the Fourteenth-Century Ghent*, Lincoln, NE 1985, S. 70ff.; so auch *Reyerson*, Montpellier (wie Anm. 39), S. 134f. Selbstverständlich ist auch die Investition in den Kapital- und Grundstücksmarkt ein produktiver, kein reproduktiver Akt. Nur scheint es mir dabei um die Faktoren Boden und Kapital, nicht um den Faktor Arbeit zu gehen.

⁵⁵ Hier ist in erster Linie das Urkundenbuch der Stadt Lübeck zu nennen. LUB 1-11 sowie das Wort- und Sachregister zu Bd. 1-11 (1139-1470), bearb. v. Friedrich *Techen*. Bd. 1-4 enthalten Urkunden und Quellen verschiedener Provenienz des 14. Jh.s. Für unseren Gegenstand ist vor allem das erhaltene Kämmereibuch wichtig. Georg *Lechner* (Hg.), *Die hansischen Pfundzollisten des Jahres 1368* (Quellen und Darst. zur hans. Geschichte, NF/10), Lübeck 1935 [zit. als: Pfundzollisten]; Karl *Mollwo* (Hg.), *Das Handlungsbuch von Hermann und Johann Wittenborg*. Leipzig 1901 [zit. als: Mollwo]; Olof *Ahlers* (Hg.), *Civilitates. Lübecker Neubürgerlisten 1317-1356* (Veröffentl. zur Gesch. der Hansestadt Lübeck, 19) Lübeck 1967 [zit. als: Civilitates]; Fritz *Rörig* (Hg.), *Das älteste erhaltene deutsche Kaufmannsbüchlein*, in: Ders., *Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte* (Veröffentl. der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft, 12), Breslau 1928, S. 174-216 [zit. als: Kaufmannsbüchlein]; Ahasver von *Brandt*, *Ein Stück kaufmännischer Buchführung aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts* (Aufzeichnungen aus dem Detailgeschäft eines Lübecker Gewandschneiders), in: ZVLGA 44, 1964, S. 5-34 [zit. als: Buchführung]; Wilhelm *Stieda* (Hg.), *Hildebrand Veckinchusen. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jahrhundert*, Leipzig 1921 [zit. als: Korrespondenz]. Die letztgenannte Quelle gehört zwar nicht mehr in das 14. Jahrhundert, angesichts ihrer zeitlichen Nähe zu jenem und ihrer Relevanz für den Untersuchungsgegenstand wurde sie hier ausgewertet.

⁵⁶ Siehe weiter unten 3.2 Höckerinnen und Krämerinnen.

⁵⁷ AHL Repertorium 7a.

⁵⁸ *Noodt*, Religion und Familie (wie Anm. 51), S. 13ff. und 34, Tab. 2.

⁵⁹ Die Zahl ergibt sich, wenn man annimmt, auf den 1040 Seiten der Druckvorlage des NStB II seien im Schnitt 4,5 Einträge gewesen.

gen lediglich A habe sich von B Geld geliehen.⁶⁰ Es ist also nur in Ausnahmefällen zu erkennen, in welche Art von Geschäften Frauen involviert waren.

In den den Fernhandel reflektierenden „Pfundzollisten“ spielen Frauen eine marginale Rolle, die sich nicht quantitativ beschreiben lässt. Es hat den Anschein, als seien Frauen in den bearbeiteten Urkunden immer dann nicht repräsentiert, wenn es sich entweder um Satzungen oder den Außenhandel betreffende Quellen handelt.

Das Lübecker Archivgut des 14. Jahrhunderts zeichnet sich ferner durch eine gewisse Vermögens- und Statuslastigkeit aus. Die Unterschichtberufe und -tätigkeiten,⁶¹ in denen wir nach den Resultaten der historischen Frauenforschung Frauen vor allem vermuten dürfen, also Tagelöhnerinnen, Gesinde, Arbeiterinnen und Hilfsarbeiterinnen erscheinen in den verfügbaren Quellen in abstrakten Regularien oder als Empfängerinnen milder Gaben: *de in koste ghad* hieß diese Gruppe in Lübeck im Gegensatz zu derjenigen *de sine eghenen koste hevet*.⁶²

Das vorhandene Material limitiert die an der Arbeitswelt interessierten Forscherinnen und Forscher indessen auch durch die von der lateinischen Urkundensprache aufgebauten Sprachbarrieren.⁶³ In dem reich differenzierten Spektrum mittelalterlicher Tätigkeitsbereiche müssen wir uns gerade für die Lohnberufe oder die abhängig Beschäftigten mit der vagen Angabe *ancilla* bescheiden – von der älteren Forschung oft vereinfachend mit Magd = Hauspersonal

⁶⁰ Eine Ausnahme ist das dem Hauptteil beigeheftete *societates*-Register der Jahre 1311 bis 1361. Vgl. dazu: Rörig, Das Lübecker Niederstadtbuch (wie Anm. 52), S. 35ff.

⁶¹ Zum Gesellschaftsaufbau im mittelalterlichen Lübeck s. Ahasver von Brandt, Die gesellschaftliche Struktur des spätmittelalterlichen Lübeck, in: Friedland/Sprandel (Hg.), Lübeck. Hanse. Nordeuropa, S. 209-232; ders., Die Lübecker Knochenhaueraufstände von 1380/84 und ihre Voraussetzungen. Studien zur Sozialgeschichte Lübecks in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in: ZVLGA 39 (1959), S. 123-202; Hammel, Hauseigentum (wie Anm. 53), S. 129ff.; Jürgen Ellermeyer, „Schichtung“ und „Sozialstruktur“ in spätmittelalterlichen Städten. Zur Verwendbarkeit sozialwissenschaftlicher Kategorien in historischer Forschung, in: Geschichte und Gesellschaft 6 (1980), S. 125-149; Michael Mitterauer, Probleme der Stratifikation in mittelalterlichen Gesellschaftssystemen, in: Jürgen Kocka (Hg.), Theorien in der Praxis des Historikers. Forschungsbeispiele und ihre Diskussion. (Geschichte und Gesellschaft Sonderh. 3), Göttingen 1977, S. 13-54. Unter sozialer Schicht wird in der Soziologie eine Gruppe von Gesellschaftsangehörigen verstanden, die hinsichtlich der sozialen Ungleichheit gemeinsame Merkmale aufweisen. Je nach Entwicklung können Schichten als Klassen, Kasten, Stände oder Statusballungen ausgeprägt sein.

⁶² LUB V, 349.

⁶³ Zum Lateinischen als Geschäftssprache in Städten s. immer noch Felix Merkel, Das Aufkommen der Deutschen Sprache in den städtischen Kanzleien des ausgehenden Mittelalters (=Beitr. z. Kulturg. des MA und der Renaissance 45) Hildesheim 1973 (Neudr. Berlin 1930); zum Lübecker Kanzleiwesen s. Ernst Pitz, Schrift- und Aktenwesen der städtischen Verwaltung im Spätmittelalter. Köln – Nürnberg – Lübeck. Beitrag zur vergleichenden Städteforschung und zur spätmittelalterlichen Aktenkunde. (Mitteil. des Stadtarchivs Köln, 45), Köln 1959; Noodt, Religion und Familie (wie Anm. 51), S. 36ff.

assoziiert.⁶⁴ Man klassifizierte weibliche Arbeitskräfte in einer Gärtnerei (*Hermannus Bolte*, 23.4.1383), eine Gesellin in einer Werkstatt (*Kerstine Munsters*, 21.8.1365), die Gehilfin eines Kerzenmachers (*Johannes Villan*, 5.5.1350), eine Arbeiterin im Beginenkönvent (*Wobbeke Schulop*, 25.6.1384), ein Kindermädchen (*Alheydis Gustrowe*, 20.9.1353), eine wohlhabende Mitarbeiterin des Hauses Wilhelm Warendorp (*Hillegundis*, 05.12.1363; 21.9.1376) oder die Lebensgefährtin (*Hinricus Sceffoth*, 24.3.1342) mit dem Begriff *ancilla*.⁶⁵

Es liegen auch 33 Testamente vor, deren Ausstellerinnen unschwer als *ancillae* zu ermitteln sind. Aber es lässt sich kaum etwas über ihre Arbeit sagen, sondern nur, dass die Frauen in einem Abhängigkeitsverhältnis standen. Bei einem solchem Dienstverhältnis wird es sich zum Teil um ein bestimmtes Stadium im Lebenszyklus gehandelt haben, welches Frauen wie Männer ungeachtet ihrer sozialen Herkunft durchliefen.⁶⁶ Dies läßt sich aus verstreuten Bemerkungen in den Vermächtnissen ableiten: Margarete Budendorpe bedachte die Margarete, *institrix*, die einst ihre Magd gewesen sei (*Margareta, uxor Ottoni advocati*, 23.11.1313) oder eine gewisse Engehele, die zuvor im Hause Peppersack gearbeitet hatte, setzte jetzt ihre eigene Magd als Universalerbin ein (*Engele, servitrix quondam uxoris domini Hartmanni Peperzak*, 13.7.1383). Eine andere Testatorin wiederum sprach von den 100 Tuchen, die ihrer *ancilla* und ihr gemeinsam gehörten (*Alheydis Sasse*, 17.7.1369).⁶⁷ Wibe van Bremen hinterließ ihrer *ancilla* alle zum Seidenwerk gehörenden Instrumente (5.1.1386) und auch Walburg Nethelers vermachte ihr Hab und Gut ihren zwei *ancillae* (*Walburgis Nethelers*, 5.1.1385). Mitunter lassen sich die als *ancillae* bezeichneten Erbinnen auch als Verwandte identifizieren.⁶⁸ Knapp 13% aller an *ancillae* adressierten Legate des 14. Jh.s gehen an Frauen, die nicht mehr in Diensten der Erblasser standen. Hans-Dieter Loose erwägt aufgrund der Aufzeichnungen des Vicko van Gelderen auch eine Tätigkeit als Handelsgehilfin der *ancillae* genannten Frauen.⁶⁹

⁶⁴ Von Brandt, Regesten I (wie Anm. 51), Nr. 206 übersetzt *ancilla* mit Magd, obwohl aus dem Kontext der Urkunde klar hervorgeht, dass jene *ancilla* die Lebenspartnerin des Testierenden war (Testament des *Hinricus Sceffoth*, 24.3.1342).

⁶⁵ Habel/Gröbel gibt folgende Erläuterungen: Magd, Unfreie; junge Frau; Buhlerin, Dirne. Das Mittelateinische Wörterbuch übersetzt „dienende Frau“, also die deutsche Form der vom Du Cange gegebenen Begriffsbestimmung (*mulier serva*).

⁶⁶ Siehe dazu P. J. P. Goldberg, Female Labour, Service and Marriage in the Late Medieval Urban North, in: *Northern History* 22 (1986), S. 18-38, S. 21; Michael Mitterauer, Gesindedienst und Jugendphase im europäischen Vergleich, in: *Geschichte und Gesellschaft* 11 (1985), S. 177-204.

⁶⁷ Ähnlich auch *Elizabeth Hamborghes*, 17.3.1367.

⁶⁸ *Hillegundis Gholdenzee*, 30.3.1378, Brudertochter; auch die Magd der *Alheydis, relicte quondam Gerhardi Lurley*, 1.8.1344 muss mit der Erblasserin verwandt gewesen sein, da sie zusammen mit deren Tochter das Universalerbe antrat.

⁶⁹ Siehe Loose, Erwerbstätigkeit (wie Anm. 51), S. 15.

Eines lässt sich von dem Terminus *ancilla* jedoch mit Bestimmtheit behaupten: Er umschrieb ein Abhängigkeitsverhältnis. Damit blieb etwas von der antiken, lateinischen Konnotation an dem Begriff haften, der während des Mittelalters im mediterranen Raum sowohl dem Wort als auch der Sache nach nichts von seinem alten Bedeutungsgehalt einbüßte.⁷⁰

Der Begriff *ancilla* ist nur ein Beispiel für die Unbestimmtheit lateinischer Termini und ihrer Untauglichkeit, reale soziale Verhältnisse angemessen zu umschreiben, wie die folgende Diskussion des scheinbar genauen Begriffs *mercatrix* zeigen wird.

3. „*De ere eghene koste hevet*“: Kauffrauen

3.1 „*Kopvrouwe*“ oder „*mercatrices*“: Fernhändlerinnen?

Schon im 13. Jahrhundert kannte das Lübecker Stadtrecht Kauffrauen. Jenen – und nur jenen – war es gestattet, über mehr als 2 Pfennige eigenmächtig zu bestimmen.⁷¹

Lübecker Frauen standen im Mittelalter – und bis weit in die Neuzeit hinein – unter der sogenannten Geschlechtsvormundschaft, d. h. sie bedurften der Zustimmung ihres nächsten männlichen Verwandten respektive des Ehemannes um Rechtsgeschäfte abzuwickeln.⁷² Schon diese Klausel des Stadtrechts sollte unsere Hoffnung auf eine allzu steile Karriere der Kauffrau dämpfen.

Was oder wer war überhaupt eine „Kauffrau“? Das Wort ist verführerisch, denn mit Kaufmann verbinden wir kaum „Horst und Monika“ an der Ecke, sondern Männer wie Jacob Fugger, Jacques Coeur oder Emil Possehl. Wenn wir also in den Quellen auf die Kauffrau oder *mercatrix* stoßen, das weibliche Pendant des „Kaufmanns“, ist die Versuchung, in ihr die engagierte Fernhändlerin zu sehen, nur allzu groß.

„Kauffrau“ konnte sich diejenige nennen, die *open vinster geholden, vorkofft und ihngekofft* hatte; so wird es jedenfalls in einem Vermächtnis des 16.

⁷⁰ Siehe Mosher *Stuard*, *To Town to Serve* (wie Anm. 26), S. 113, zur Etymologie des deutschen Worts ‚Magd‘ s. *Mitterauer*, *Gesindedienst* (wie Anm. 66), S. 177ff.

⁷¹ Johann Friedrich *Hach* (Hg.), *Das alte lübische Recht*, Aalen 1969 (Neudr. d. Ausgabe Lübeck 1839) [zit. als: *Hach*, *Cod.*], *Cod. II*, 96.

⁷² Zur Geschlechtsvormundschaft in Lübeck s. Eberhard *Kranz*, *Die Vormundschaft im mittelalterlichen Lübeck*. Diss. jur. Univ. Kiel 1967 (masch.), S. 82ff.; allgemein: Gerhard *Köbler*, *Das Familienrecht in der spätmittelalterlichen Stadt*, in: Haverkamp (Hg.), *Haus und Familie* (wie Anm. 10), S. 136-160.

Jahrhunderts definiert.⁷³ Dieser, zu jenem Zeitpunkt schon lange üblichen, feststehenden Redewendung bediente man sich in der Gerichtspraxis, wenn es darum ging, festzustellen, ob eine Frau tatsächlich handlungsberechtigt war.⁷⁴

Damit ist noch nicht gesagt, dass es sich bei diesen Kauffrauen überhaupt um Händlerinnen im modernen Sinne handelte. Die Konnotationen der Begriffe *institrix* oder *kremersche* sind leichter einzugrenzen als derjenige der *mercatrix* oder *copfrouwe*, da erstere mit der Mitgliedschaft im Krämeramt zu assoziieren sind. Wilhelm Ebel⁷⁵ schildert einen Fall aus dem 16. Jh, in dem der Rat einer *frowken van eventuer* die Kauffraueneigenschaft zusprach. In einem anderen Entscheid des 15. Jahrhunderts sprachen die obersten Richter von Schankwirtinnen als Kauffrauen.⁷⁶

Im Niederstadtbuch⁷⁷ ist folgender Eintrag zu lesen: *Notandum, quod apud librum constituta Herdeke Oldenborghes ceritextrix, mercatrix alias en kopwif, ut dicitur ...* Die Insertion in das Schuldbuch lässt keinen Zweifel an der semantischen Qualität des Terminus ‚Kaufrau‘ aufkommen: nicht eine Art der Berufsausübung wird beschrieben, sondern ein rechtlicher Status. Die Lektüre der wenigen Quellenstellen des 14. Jh, in denen Frauen mit dem Attribut *mercatrix* oder einem deutschsprachigen Äquivalent etikettiert wurden, legt nahe, dass wir es mit juristischen Problemfällen zu tun haben. Im einer weiteren Niederschrift im Schuldregister, in der das Wort *mercatrix* fällt, ging es um Erbaueinandersetzungen zwischen Alheyd, der Witwe des Münzmeisters Nicolaus Sallynbem, (*Nicolaus quondam Sallynbem de Florencia magister aur. monete et argen.*, 23.2.1358) und dessen Brüdern: *... dictum Petrum et fratrem suum Lucam et heredes eorum, testamentum Nicolai, bona eius et testamentarios pronunciavit sola, quia mercatrix omnino liberos et solutos ab omni monicione et impeticione secundaria subsequenda. Ipsa eciam a lege dicti testamenti mariti sui Nicolai omnino liberata manebit, sic quod ipsa se*

⁷³ Testament der Margarete Seeman aus dem Jahre 1550. Zit. bei Carl Wilhelm Pauli, Abhandlungen aus dem Lübischem Rechte. 3 Theile. Zweiter Theil, Die ehelichen Erbrechte nach Lübischem Rechte. Lübeck 1840, S. 419.

⁷⁴ Siehe Wilhelm Ebel, Forschungen zur Geschichte des lübischem Rechts. Erster Teil. Dreizehn Stücke zum Prozeß- und Privatrecht (Veröffentl. zur Gesch. der Hansestadt Lübeck 14), Lübeck 1950, S. 110.

⁷⁵ Ebel, Forschungen (wie Anm. 74), S. 111f.

⁷⁶ Ebel, Forschungen (wie Anm. 74), S. 111; sowie Wilhelm Ebel (Hg.), Lübecker Ratsurteile. 4 Bde., Göttingen 1955-1967. Bd. 1: 1421-1500 [zit. als: Ratsurteile], 917. Der Rat gab der Klage gegen die Krögerin um ihren Brautschatz jedoch nicht statt, denn ... *wowol de ... eyn krogersche is, so en is se doch nene copfrouwe*. Nach der Auffassung des Rechtshistorikers Wilhelm Ebel erkannte der Rat damit die Kauffraueneigenschaft der Krögerinnen dem Grunde nach an.

⁷⁷ NStB II, 30.7.1388, 4.

*ipsa et cum bonis suis libera potest facere et dimittere poterit sine requisicione aliqua omnium predictorum.*⁷⁸

Rechtliche Kompetenzen einer Erblasserin stehen auch zur Debatte bei zwei Testamentsurkunden der *mercatrix* titulierten Alheyd van Bremen (*Alheydis de Bremen*, 28.11.1358; 7.8.1363).⁷⁹ Die Arenga der Vermächtnisses hebt nicht nur hervor, Alheyd sei eine Kauffrau ohne Vormünder gewesen, sondern auch die Aufnahme ihres Gatten in ihre *possessio*. Diente die erste Behauptung zur Untermauerung ihres Rechtsanspruchs zur eigenmächtigen Vergabe ihres Vermögens, so sicherte die zweite das von ihr in die Ehe Eingebrachte gegen die Ansprüche der Gläubiger ihres Mannes.⁸⁰

Wenn sich nämlich auch die Kauffrau einerseits der Freiheit ohne Bevormundung zu bürgen erfreute, so hatte sie andererseits auch mehr Verantwortung für Schulden: Denn sie haftete auch für die Schulden ihres Mannes, so wie er im Gegenzug für ihre. Im Zweifelsfall musste sie sogar – wieder im Gegensatz zur nicht-selbständigen Kauffrau – mit ihrer Mitgift für eingegangene Verpflichtungen gerade stehen.⁸¹ So verwundert es natürlich nicht, dass uns, je nach Sachlage, Frauen begegnen, die auf ihrer Eigenschaft als Kauffrau insistierten; während andere wiederum weit davon entfernt waren, stolz auf jene zu pochen. Ersteres ist offenbar der Fall, wenn es um eine Verfügungsmasse aus Erbfällen und Testierrechten ging, wie die dem Niederstadtbuch und dem Testamentsbestand entnommenen Fallbeispiele demonstrieren. Die zweite Verhaltensform spiegelt sich in Gerichtsverfahren wider, in denen Kläger versuchten, Außenstände von Frauen einzutreiben.⁸²

Einige lübisch-hansische Eigentümlichkeiten machen es wenig wahrscheinlich, wenn nicht unmöglich, in Kauffrauen autark handelnde, Kaufherren gleichzusetzende, hansische Händlerinnen zu vermuten. Während die lokalen Einzelhändler in der Krämerzunft organisiert waren, und damit ihre Berufsausübung der Gesetzgebung und Aufsicht des Rates unterlag,⁸³ schlos-

⁷⁸ NStB II, 11.5.1365, 2.

⁷⁹ Eine nicht unähnliche Einlassung steht in NStB II 24.8.1395, 1.

⁸⁰ Zu den beiden Testamenten Alheyds van Bremen und deren Interpretation als Beleg für weibliches Selbstwertgefühl und weitreichende Handelsaktivitäten von Frauen siehe *Noodt*, Religion und Familie (wie Anm. 51), S. 276ff. mit den entsprechenden Anmerkungen. Meine dortige Argumentation, Alheyd sei keine „Fernhändlerin“ gewesen, halte ich zwar nach wie vor für zutreffend, hingegen meine Schlussfolgerung, die Frau habe dann erfolgreich als Krämerin tätig gewesen sein müssen, als noch zu sehr an der wörtlichen Übersetzung von *mercatrix* festhaltend.

⁸¹ Vgl. *Ebel*, Forschungen (wie Anm. 74), S. 121.

⁸² Ratsurteile I, 722, 729, 787.

⁸³ Vgl. *Gheven de heren van Lubeke eren kremeren desse gnade unde vryheid ...* Zunftrollen 28.

sen sich die Fernkaufleute in autonomen, nicht obrigkeitlicher Überwachung unterworfenen Fahrerkompanien zusammen, denen wiederum der Zugang zu den Hansekontoren offenstand.⁸⁴ In jenen Gremien sucht man Frauen bislang vergeblich. Unter den zahlreichen Geschäftskontakten in der Hanseregion und darüber hinaus, die der Lübeck-Brügger Kaufmann Hildebrand Veckinchusen in seinem Handelsbuch festhielt, fehlen, bis auf Ausnahme enger Verwandter, Frauen gänzlich.⁸⁵

Ganz gleich, ob wir in den Quellen auf die Vokabeln *mercatrix* oder *kopvrouwe* stoßen, und ob die so bezeichneten Frauen wohlhabend oder unbemittelt erscheinen, hinter jenen Ausdrücken verbergen sich keine autonomen lübsischen ‚Kauffrauen‘ mit der Reputation und dem Status von hansischen Fern- und Großhändlerinnen. Es ist nicht gesagt, dass damit überhaupt im Handel tätige Frauen gemeint sind.

3.2 Krämerinnen und Hökerinnen: Die Last der Verantwortung

Das Kämmereibuch⁸⁶ des frühen 14. Jh.s vermerkte unter Nennung des Namens der Zahlungspflichtigen die städtischen Einkünfte aus den Handelsstätten am Markt. Außer Einnahmen aus Krambuden hatte die Stadt noch Einkünfte von *homines aliqua bona ... in foro vendentes ...* zu verzeichnen, die ihre Waren – von Altkleidern bis zu Früchten – entweder an einem oder einem halben Tisch feilboten und dafür vier respektive zwei Schillinge zu entrichten hatten. Im Rahmen jener Abgabenglast bewegte sich vermutlich der Kramhandel. Von fünf weiteren Buden war eine an eine Frau, nämlich *Alheydis, institrix*, vermietet,⁸⁷ und fünf von den 14 direkt auf dem Markt gelegenen *Kramboden* wurden von Frauen oder Familien betrieben: Für zwei von ihnen war nur jeweils eine Frau abgabepflichtig, für die anderen drei schuldeten ein Ehepaar, Mutter und Sohn sowie zwei Schwestern und der Ehemann einer der Schwestern den Mietzins, wobei die Konstellationen nahe legen, in den Schwestern bzw. der Mutter die ursprünglichen Krämerinnen zu sehen. Ein Großteil der 34 den Detailhändlern zur Verfügung stehenden Krambuden scheint indessen schon in der Frühzeit der Stadt in private Hände übergegan-

⁸⁴ Siehe Erich Hoffmann, Lübeck im Hoch- und Spätmittelalter: Die große Zeit Lübecks, in: Antjekathrin Graßmann (Hg.), Lübeckische Geschichte, S. 79-339, S. 185.

⁸⁵ Michail P. Lesnikov (Hg.), Die Handelsbücher des hansischen Kaufmannes Veckinchusen. (Forsch. z. mittelalterl. Geschichte, 19) Berlin 1973, Personenregister S. 495ff.

⁸⁶ LUB II, S. 1051. Das Kämmereibuch ist leider nicht vollständig gedruckt. S. die Erklärung der Herausgeber auf S. 1045. Möglicherweise ließe sich auch der Frauenanteil unter den Heringswäschern errechnen.

⁸⁷ LUB II, S. 1050f.

gen zu sein.⁸⁸ Eine wurde von der *domina Grete, institrix*, im Jahre 1286, eine andere von der *institrix* Lisa 1289 käuflich erworben. Ein knappes Viertel oder 24% der zur Verfügung stehenden gehobenen Handelsstätten wurde zu Beginn des 14. Jhs. demzufolge von Frauen allein oder als verantwortliche Partnerin im familiären Rahmen bewirtschaftet. Wie die von Fritz Rörig errechneten 300 weiteren Umschlagsplätze an den Tischen geschlechtsspezifisch verteilt waren, ist nicht mehr zu rekonstruieren.

Krämerinnen gehörten definitiv nicht zur besitzlosen Unterschicht, da die Voraussetzung zur Ausübung der Krämerei ein Mindestvermögen von 20 Mark erforderte.⁸⁹ Auch beschrieb die Krämerrolle detailliert, welche Güter zum Kram gehörten, vor allem kostbare Importe, wie Gewürze, Tuche, Seide und metallische Bordüren und Papier, oder importierte Lebensmittel wie Reis und Rosinen. Das Hantieren mit diesen wertvollen Waren dürfte die Reputation der Arbeit noch erhöht haben.

Vielleicht beschreibt das viermal revidierte Vermächtnis der *institrix* Mechtild van Bremen⁹⁰ die soziale Lage einer solchen alleinstehenden Krämerin, die eine Marktstube kaufen oder mieten konnte, in gar nicht untypischer Weise. In der ursprünglichen Version ihres letzten Willens bezieht sich die Erblasserin auf ihre *socia* und ihrer beider *societas*, in die Mechtild 30 Mark Pfennige investiert hatte. Wir sollten uns allerdings vor Augen halten, dass ein gelehrter Schreiber die mündlichen Angaben der Testatorin in die elaborierte Urkundensprache übertragen hat. Ihr waren beide Ausdrücke in dieser Form eventuell gar nicht geläufig.⁹¹ In der Neufassung von 1359 nannte sie eine andere Teilhaberin, mit der sie bis 1380, ob geschäftlich oder privat wissen wir nicht, in Verbindung blieb. Dem Dokument des Jahres 1359 ist auch zu entnehmen, dass sie mit einer *matertera* (weibliche Verwandte) gemeinsam auf dem Markt stand. Mechtild gehörte den wohlhabenderen Schichten der Stadt an, denn sie verfügte nicht nur über eine kleine Rente, sondern auch ein halbes Haus. Zur anderen Hälfte gehörte ihr Haus ihrem *avunculus* (männlicher Verwandter), einem Kleriker. Die beiden Hausgenossen stammten aus einer Familie von Riemenmachern. Diese in ihre Her-

⁸⁸ Siehe Fritz Rörig, Der Markt von Lübeck. Topographisch-statistische Untersuchungen zur deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, in: Ders.: Hansische Beiträge (wie Anm. 55), S. 40-126, S. 59. Zum Folgenden S. 65, 70 u. 93ff. und S. 95. Zwei Witwen reicher Kaufleute erwarben gleich mehrere von ihnen. Der Besitz der Verkaufsbuden war wohl eine sichere Kapitalanlage.

⁸⁹ Zunftrollen, 28.

⁹⁰ AHL Testamente *Mechtildis de Bremen* (14.4.1353); *Mechtildis de Brema* (1.1.1359; 20.7.1374; 18.1.1380).

⁹¹ Zur Urkundensprache der Testamente s. *Noodt*, Religion und Familie (wie Anm. 51), S. 36ff.

kunftsfamilie integrierte, sich in recht komfortabler Lebenslage befindende, Frau blieb 27 Jahre Witwe und deren einziges lebendes Kind ihre Stieftochter.

Der Lübecker Kramhandel könnte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts für Frauen durchaus attraktiv gewesen sein, wie auch die relativ hohe Zahl der um Aufnahme in den Bürgerverband nachsuchenden Frauen nahe legt.⁹²

Insgesamt erwarben etwas unter hundert Frauen⁹³ in der Zeit zwischen 1317 und 1356 das Bürgerrecht, darunter eine Dedeke van Soest⁹⁴, die im Jahre 1333 gleichzeitig mit vier Kolleginnen in die Bürgermatrikel aufgenommen wurde. 1354 setzte jene aus Soest nach Lübeck zugewanderte Krämerin ein Testament auf, in dem sie nach 20 Jahren Kramhandel in Lübeck immerhin mehr als 100 Mark vergeben konnte. Sie förderte mit ihren Legaten die Selbständigkeit einer jungen Verwandten, unterstützte Kolleginnen durch Legate und wohnte mit ihrer *modder* (weibliche Verwandte) zusammen. (*Dedeke de Zozth*, 5.3.1354).

Von ähnlicher Finanzkraft wie Mechtild oder Dedeke werden die 15 Frauen, die sich aus dem Pfundzollregister des Jahres 1368 namhaft machen lassen, gewesen sein.⁹⁵ Sie handelten mit drei Arten von Gütern: Flachs (*linum*), Salz und Lebensmitteln, darunter Heringe. Auch die Ein- und Ausfuhr von Salz deutet auf den Heringshandel hin. Drei von ihnen transportierten mehrmals Waren. Eine der Befrachterinnen exportierte Butter und ließ Salz und Hering im Warenwert von fast 100 Mark nach Lübeck importieren, zur Schiffsfracht im Wert 75 Mark einer anderen gehörte auch *pannum*.⁹⁶

Es sind auch zwei Testamentsfassungen einer alleinstehenden Heringshändlerin erhalten, nämlich diejenigen der Margarete Kusowe. (*Grete Kusowe*, 30.4.1351; 18.10.1358) In der ursprünglichen Version verfügte jene immerhin über rund siebzig Mark an baren Mitteln, in einer Neuredaktion sieben Jahre später nur noch über 24 m. d., dafür über mindestens vier Last Hering und Salz. Ihre Verwandten lebten in der Nähe von Grevesmühlen in

⁹² Wer seine Nahrung in der Stadt finden wollte, musste nach dreimonatigem Aufenthalt das Bürgerrecht erwerben. S. Wilhelm *Mantels*, Beiträge zur Lübisches-hansischen Geschichte. Ausgewählte historische Arbeiten, S. 65. Die Art. 180, 282 des Cod. von 1294, auf die *Mantels* sich bezog, hatten sicherlich die „eigene Kost“ im Sinn.

⁹³ *Mantels* zählte über 100. Vgl. *Mantels*, Beiträge (wie Anm. 92), S. 69.

⁹⁴ *Civitates*, 1333, 96.

⁹⁵ Pfundzoll I 94, 103, 111, 215, 172, 375, 396, 418, 518, 526, 534, 630, 646, 683, 794, 800, 869, 872, 870, 875, 875, 940, 953, 954, 1128, 1131, 1421, 1437; II Ka 1. Prozentual ist der Wert nicht zu beschreiben.

⁹⁶ Wiederholt Zoll für ein Handelsvolumen von fast 50 Mark zahlte auch eine gewisse *Gezeke Krulles*. Jene war eine *matertera* (weibliche Verwandte, niederdeutsch etwa: *modder*) eines recht vermögenden Kaufmanns. AHL Testamente *Cristianus Wulf*, 10.3.1377.

Mecklenburg, eine Schwestertochter sogar in Danzig. Sie lebte mit ihrer Nichte zusammen.

Heringshändlerinnen waren keine Krämerinnen mehr, sondern Hökerinnen. Im Gegensatz zu den Krämern waren Höker nicht zünftig organisiert,⁹⁷ sondern sogenannte „Verlehnte“. Der Rat verlieh einzelnen Individuen das Recht, ein verlehntes Gewerbe zeitlebens zu betreiben; dessen Ausübende galten als „Lehensleute“ des Rats.⁹⁸ Die Hökerei besaß also einen geringeren, weniger unabhängigen Status als die Krämerei und entsprechend geringer wird deren gesellschaftliche Anerkennung gewesen sein. Keine andere Hökergruppe war so zahlreich auf dem Markt vertreten, wie diejenige der Fischhöker: 78 Plätze konnten gezählt werden, die – folgt man Ahasver von Brandt – größtenteils Frauen zur Verfügung gestanden hätten.⁹⁹

Berufsverordnungen für die Höker spiegeln ein stark reguliertes Gewerbe wider.¹⁰⁰ Auch diese Regeln aus dem 14. Jahrhundert tun so, als habe es nur Männer unter den Hökern gegeben: *Vortmer, he sy borgher edder gast, de hering will zellen ...* Eine 150 Jahre jüngere Satzung der *Hoker*¹⁰¹ sprach zwar auch nur von Männern, erwähnte dann aber beiläufig die zwei Frauen, die frischen Fisch *uppe den wekebencken* verkauften.

Im Allgemeinen waren Hökerinnen sicherlich Kleinstkrämerinnen von geringem und geringstem Status.¹⁰² Das Kämmereibuch definierte als Hökerinnen: *penestice vendentes pullos, ova, lacticinia, caseos et talia ...* und weiter *penestice vendentes anseres*. Die Stadt verlangte jährlich einen *solidus* an Marktgebühr.¹⁰³ Auch diese *penesticae* mussten anscheinend um das Bürgerrecht nachsuchen.¹⁰⁴

Wenn auch im letzten Willen der Elisabeth Ruther (*Elyzabeth, relicta Hermannii Ruther*, 10.2.1381) von ihren Besitz von elf Mark *in bonis instiorialibus proprie loquendo in Cramerie* die Rede ist, die die Witwe ihrem

⁹⁷ Zunftrollen, 21.

⁹⁸ Zu den Verlehnten s. Arthur Witt, Die Verlehnten in Lübeck. Diss. phil. Kiel 1916, in: ZVLGA 18 (1916) S. 157-197, 19 (1919), S. 39-241.

⁹⁹ Von Brandt, Knochenhauer (wie Anm. 61), S. 134, Anm. 58. Leider gibt von Brandt hier nicht an, woher sein Wissen stammt.

¹⁰⁰ LUB IV, Nr. 136, 137.

¹⁰¹ Zunftrollen, 21 (1507). Die Satzung verlangte von demjenigen, der auf dem *Soltenmarkede* verlehnt sei, dort selbst zu „stehen“, statt seine Frau zu schicken.

¹⁰² Die englischen Begriffe *regrotor* oder *huckster* haben einen deutlich abwertenden Beigeschmack. S. Kowalewski, Women's Work (wie Anm. 43), S. 148.

¹⁰³ LUB II, S. 1051f.

¹⁰⁴ *Civilitates* 1325, 57 *Ghesa de midze boterhoke*, 1326, 49, 77 *Elizabet Boterhokersche, Ermegardis Longa Penestica*.

Enkel hinterließ, wäre ihr Geschäft als Hökerei sicherlich zutreffender gekennzeichnet.

Eine dem Kaufmann Hildebrand Veckinchusen vorgelegte Abrechnung illustriert, wie klein der Handelsumfang dieser Frauen gewesen sein mag.¹⁰⁵ Das Geschäft des Lübeck-Brügger Kaufmanns Veckinchusens mit einem lokalen Lübecker Partner hatte ein Volumen von grob 1.200 Körben mit Feigen. Unter den in der Buchhaltung aufgelisteten Großabnehmern von 50-70 Körben gibt es keine weiblichen Namen. Eine Frau erwarb acht Körbe zum Vorzugspreis von 13 Mark, während zwei anderen Einkäuferinnen von einem respektive zwei Körben, die Ware zu je zwei Mark pro Verkaufseinheit angeboten wurde.

Die Testamente verweisen jedoch noch auf ein anderes Tätigkeitsfeld dieser Kauffrauen. Mit Gewürzen betrieb Elisabeth van Hoya Handel (*Elisabeth de Hoya*, 19.9.1357). Sie hatte Schulden, nämlich 10 Mark bei einem Priester. Jenem hinterließ sie auch einen Teil ihres Hausrats. Obgleich nicht verheiratet, wohnte Elisabeth van Hoya nicht allein. Ihrer Mitbewohnerin Windele hinterließ sie sechs Mark sowie verschiedene Berufsutensilien, im Wesentlichen Maßgeräte. An baren Mitteln besaß Elisabeth nicht viel mehr als 10 Mark. Sie hatte aber einige Kostbarkeiten: nämlich einen Quart Muskat, Safran und Ingwer. Auffälligerweise zählten zu ihren Habseligkeiten ein Marienbild und andere Arten religiöser Kunst, auch diese sicherlich ein Teil ihres Betriebskapitals.

Die Krämerin Ida (*Yda, institrix*, 28.7.1350) hinterließ ihrer Schwester 40 m. d. Idas Arbeitsplatz wird die Marienkirche gewesen sein, und sie dort vielleicht Kerzen und andere zum Gottesdienst nötige Utensilien verkauft haben, denn ihr Hab und Gut gehörte zur Hälfte dieser Kirche. Sie wohnte mit ihrer Schwester und deren Sohn zusammen. Ebenfalls mit zum Gottesdienst gehörenden Utensilien handelte Elisabeth Lademekers¹⁰⁶, deren Vermögen aus diesem Handelsgut bestand. Den Löwenanteil davon bekam eine nicht näher zu ihrer Wohltäterin in Beziehung gesetzte Frau. Die Erbmasse der als *institrix* bezeichneten Katherina (*Katerina, institrix*, 2.9.1328) bestand aus 50 Mark Außenständen bei dem Kloster Eldena.

Was diese selbständigen Kleinst-Unternehmerinnen gemeinsam haben, ist ihre berufliche Nähe zur Institution Kirche: Vielleicht verdanken wir ja ihre Testamentsurkunden eben dieser beruflichen Affinität. Zum anderen bot offensichtlich die Kirche Frauen Aussichten auf einen ehrbaren Verdienst, die sie anderswo nicht so leicht fanden. Dass die zweite Hypothese durchaus

¹⁰⁵ Korrespondenz, 354.

¹⁰⁶ *Elizabeth Lademekers* (24.6.1363); vermutlich *Katherina de Rostoke* (24.6.1363) und *Bele Vromans apud St. Clemente* (10.10.1367).

Plausibilität besitzt, zeigen andere Hinweise auf die enge Verbindung zwischen erwerbstätigen Frauen und kirchlichen Einrichtungen. Aus einem Rechnungsbuch des Klosters Preetz geht hervor, dass das Kloster vor allem mit Lübecker Frauen Geschäfte machte.¹⁰⁷

Bei der Bewertung der sich aus den bearbeiteten Quellen ergebenden quantitativen Werten, besitzen die objektiven Angaben des Kämmererbuchs die höchste Bedeutung: An 24% der lukrativen Verkaufsstellen auf dem Lübecker Markt waren Frauen zu Beginn des 14. Jahrhundert allein oder mitverantwortlich beteiligt. Die marginale Rolle, die Frauen demgegenüber in den Pfundzoll-Listen der zweiten Jahrhunderthälfte oder den Veckinchusen-Abrechnungen in ersten Dekaden des 15. Jahrhundert spielen, legt nahe die Aussichten für Frauen, selbständig im Kramhandel sichtbare und dauerhafte Erfolge zu erzielen, als gering einzuschätzen. Die, allerdings von einer Ausnahme abgesehen (*Katerina, institrix*, 2.9.1328), in die zweite Hälfte des Jahrhunderts fallenden Vermächtnisse deuten in die gleiche Richtung: Den offensichtlich auf eigene Rechnung im Kramhandel tätig gewesenen Testatorinnen war es nicht gelungen, größere Rücklagen im Sinne des Haus- oder Rentenerwerbs zu bilden. Die Krämerinnen mit mehr als 200 Mark Vermögen oder nennenswertem Grundbesitz waren Witwen, die zusammen mit ihrem verstorbenen Mann das Geschäft aufgebaut hatten.

3.3 Der kaufmännische Familienbetrieb: Die Last der Verantwortung

Ein knappes Drittel der im Niederstadtbuch dokumentierten Geldübertragungen mit Beteiligung geschäftstätiger Frauen, nahmen jene nicht allein vor, sondern sie traten zusammen mit ihrem Ehemann oder einem anderen Verwandten *coniuncta manu* als Gläubigerin oder Schuldnerin auf. Fraglich ist allerdings, ob diese Übernahme von Verantwortung dem Wohle der Ehefrau und der Familie diene.

Laut einer Insertion in das Schuldregister aus dem August 1367 schuldeten Hinrik Kalkhorst und seine Frau Abele *coniuncta manu* dem Nikolaus Schnewold in einem dreiviertel Jahr fällig werdende 200 Mark und 10 Schillinge.¹⁰⁸ Wir lernen das Ehepaar außerdem noch durch die Testamente der Gertrud Redwisch kennen (*Ghertrudis, relicta Johannis Redwisch*, 09.6.1370; 25.7.1394). Im Jahre 1370 vermachte die wohlhabende Witwe ihrer Schwester Abele Kalkhorst eine Leibrente. Gertruds Testamentsverwalter wurden

¹⁰⁷ Siehe Friedrich *Bertheau*, Die Beziehungen Lübecks zum Kloster Preetz, in: ZVLGA 19 (1918), S. 153-190, S. 167 u. 172. Unter den genannten Händlern (Händlerinnen?) tritt insbesondere eine „Wettersche“, auch „Kremersche“, genannt, hervor. Die Fischnetze bezog das Kloster gleichfalls von Lübecker Frauen.

¹⁰⁸ NSStB 2, 3.8.1367, 5.

angewiesen, Abele davon nach Bedarf zwischen 10 und 20 Schillingen zum Lebensunterhalt auszuhändigen. Werde die Schwester aber am bestimmungsgemäßen Gebrauch der Rente gehindert, sei das Kapital sofort *pure propter deum* zu stiften. Gertruds Besorgnis galt, wie es scheint, den zahlreichen Gläubigern von Schwester und Schwager. Die Buchungen des Niederstadtbuchs werfen ein deutliches Licht auf Hinriks und Abeles desperate finanzielle Umstände.¹⁰⁹

Die Kreditgeber hochverschuldeter Kaufleute sahen offensichtlich an einer aktiven Beteiligung der Ehefrauen an den Geschäften die bestmögliche Absicherung ihres Kapitals: Auf rund vier Transaktionen von Eheleuten zu gesamter Hand entfällt nur eine Kreditvergabe. Der § 11 des Stadtrechts¹¹⁰ postulierte nämlich, dass eine kinderlose Frau mit ihrem Gut nur dann für Schulden haftete, wenn sie explizit die Zahlung zugesagt hatte. Lebten dagegen Kinder, und der Mann war schuldflüchtig oder in Schuldhafte, so musste die Ehefrau, vorausgesetzt, sie wusste von den Schulden, die Schulden vom gemeinsamen Gut, sei es Kaufmannsgut oder Erbe, begleichen. Eine zusammen mit dem Mann eingegangene Verpflichtung vor dem Niederstadtbuch ließ sich schwerlich leugnen.

Die vagen Formulierungen des Paragraphen lassen schon erahnen, dass Schuldenhaftung und Brautschatzfreierung des Lübecker Rechts zur heftig diskutierten Streitfrage wurden. Dies dürfte nicht zuletzt an der komplizierten Verzahnung von Erb- und Haftrecht sowie der Verfügungsgewalt des Mannes über das Dotalgut bei gleichzeitigem Eigentumsvorbehalt der Ehefrau gelegen haben.¹¹¹ Angesichts der verwickelten Rechtslage und der Privilegierung der kinderlosen Ehefrau ist zu erwägen, ob die wenig prominente Rolle Lübecker Frauen im Handel nicht auch mit der sogenannten Brautschatzfreierung zu tun hat, die sich in entsprechenden Situationen für beide Gatten als gleichermaßen vorteilhaft erweisen konnte, zu erklären ist.

Aber nicht immer indiziert die gemeinsame Geschäftsverantwortung eines Ehepaares Überschuldung oder Ruin. Im Jahre 1374 formulierte die Witwe Gertrud Kremer vor dem Rat der Stadt ihren letzten Willen (*Ghezeke, relicta*

¹⁰⁹ Hinrik Kalkhorst musste einem anderen Gläubiger im gleichen Jahr seinen Grundbesitz, ein Haus hinter der Marienkirche und in der Alfstraße gegen einen Kredit von 350 m.d. verpfänden. Wiederum gab Abele ihr Wort, für die Schulden mit einzustehen. Dann zählten noch die Gebrüder van Urden zu ihren Gläubigern. Eine dem Ehepaar zustehende Rente war ebenfalls verpfändet. Darüber hinaus tritt Hinrik noch allein in diversen Geschäften in Erscheinung, jedoch nur einmal als Gläubiger. NStB 1.10.1367, 8; 2.4.1368, 6; 21.9.1377, 1.

¹¹⁰ Hach, Cod. II, § 11.

¹¹¹ Zu den angeschnittenen Fragen s. Jürgen Busch, Der Brautschatz im lübischen Güterrecht vor der Einführung des revidierten Stadtrechts von 1586 unter besonderer Berücksichtigung der Lübecker Ratsurteile. Diss. jur. Hamburg. (Masch.) 1970, S. 96ff. u. 106ff.

Brand Kremers, 17.9.1374). Zum jenem Zeitpunkt schätzte sie ihr Vermögen auf gut 1.000 Mark. Weil ihr Ehemann kein Testament aufgesetzt habe, gehöre die Hälfte davon ihren Kindern. Sie instruierte ihre Testamentarien alles exakt nach ihren Vorstellungen abzuwickeln, denn sie und ihr verstorbener Gatte hätten das Vermögen aus eigener Kraft erarbeitet. Im Jahre 1371 hatte sie als *Ghertrudi, uxori Brandes institoris* einem Berufskollegen einen Kredit von 100 Mark eingeräumt.¹¹²

Das Recht, frei und unabhängig über ihr Gut zu verfügen, wurde auch im Vermächtnis der Wibe van Soltwedel durch ihren und ihres Mannes eigenhändigen Erwerb des Vermögens begründet.¹¹³ Auch für die Soltwedels hatte sich die harte Arbeit gelohnt: Schon 1360 sah sich Marquard Soltwedel in der erfreulichen Lage, seiner Frau vor der eigentlichen Erbteilung 400 Mark als Privatvermögen auszusetzen (*Marquardus de Soltwedele*, 30.6.1360).¹¹⁴

Ob und in wieweit diese Art des partnerschaftlichen, erfolgreichen Unternehmens verbreitet war, ist kaum zu entscheiden.¹¹⁵ Sicher ist, dass die beiden Witwen nur deshalb auf ihre und ihres Mannes Arbeit hinweisen, weil sie über erworbenes, statt vererbtes Vermögen verfügten.¹¹⁶

Im Allgemeinen scheint es im kaufmännischen Bereich in Anbetracht der verwickelten Schuldhafung für beide Ehegatten attraktiver gewesen zu sein, wenn nur der Mann offiziell die Kaufmannschaft ausübte.

3.4 Der kaufmännische Familienbetrieb: Die Last der Arbeit

Ende Oktober 1409 informierte Elisabeth, die Frau des Lübecker Kaufmanns Siverd Veckinchusen, ihren Schwager Hildebrand in Brügge über das Eintreffen mehrerer Schiffe aus verschiedenen Häfen. Sie listete ihrem Schwager auf, was sie von wem eingenommen, und was sie ausgegeben hatte.

¹¹² NStB 2, 29.6.1371, 2.

¹¹³ *Wybe, relicta Marquardi Soltwedel* (15.6.1367). Zum Beruf s. *Hammel*, Hauseigentum (wie Anm. 53), S. 274.

¹¹⁴ Auch Eler und Alheyd van Celle werden den Kramhandel in gemeinsamer Verantwortung ausgeführt haben. AHL Testamente *Elerus de Czellis*, 9.3.1355 – NStB *Talen, relicte Eleri de Celle* 1.5.1367, 6; 12.5.1370, 1; LUB III, 304.

¹¹⁵ Nur dann, wenn im letzten Willen über das wohlgewonnene und nicht ererbte Gut disponiert wurde, finden sich in der Regel entsprechende Einlassungen. S. *Noodt*, Religion und Familie (wie Anm. 51); S. 20ff. Auch *Bernardus Boyzenborch* (12.9.1358) begründete die Einsetzung seiner Frau als Alleinerbin mit einem Hinweis auf gemeinsame Arbeit. (s.a. *Margareta, uxor Heynone van der Heyde*, 17.11.1365). In beiden Fällen ist unklar, welcher Art des Broterwerbs das Paar nachgegangen war. Aufgrund ähnlicher Situationen werden die in Lübeck eher seltenen Testamente von Ehepartnern auf Gegenseitigkeit entstanden sein (z. B. *Elerus Bøbesin et uxor Mechtild*, 29.11.1362).

¹¹⁶ Siehe dazu *Noodt*, Religion und Familie (wie Anm. 51), S. 20ff.

Sie berichtete weiter, sie habe eine Lieferung von über 1.500 Stockfischen veranlasst, allerdings ungeachtet wiederholter Versuche, kein Geld bekommen.¹¹⁷ Ihr waren Begriffe wie „Ungeld“ und verschiedene Währungsformen ebenso vertraut wie Geldübertragungen, Handelseinlagen und Gesellschaftsformen. Sie handhabte das kaufmännische Schriftwesen genauso gekonnt wie die männlichen Korrespondenten: Elisabeth Veckinchusen – und das gleiche galt für ihre Schwägerin, Hildebrands Frau,¹¹⁸ oder deren Mutter¹¹⁹ – beherrschte das Spektrum des kaufmännischen Wissens ihrer Zeit. Schon 100 Jahre zuvor hatte die Frau des Lübecker Kaufmanns Herman Warendorp vergleichbare Aufgaben übernommen,¹²⁰ und in den fünfziger Jahren des Jahrhunderts übernahm Margarete, die Witwe Herman Wittenborchs, die Buchhaltung ihres Mannes.¹²¹ Da Siverd Veckinchusen laut eigener Aussage kaum 16 Wochen in einem Jahr zu Hause gewesen war,¹²² muss die erfolgreiche Abwicklung des Geschäfts auf der vertrauensvollen Zusammenarbeit der Ehegatten beruht haben. So verteidigte Elisabeths Mann ihre Abrechnung gegenüber seinem Bruder, der jene zu seinen Ungunsten aufgestellt sah.¹²³ Auch schnelle Witwerheiraten unterstreichen die Unentbehrlichkeit der *domina* im Funktionieren der familiären Handelseinheit. Nach Elisabeth Veckinchusens Tod schrieb ihr Mann, wolle er sich wiederverheiraten, so sei es *vor my unde myne kynder unde vrunt*.¹²⁴ Der Mann dachte an sein Geschäft, denn um seines eigenen Wohles willen, hatte er es für besser gehalten, zukünftig Gott zu dienen. Noch deutlicher wird dies in einem Kölner Testament aus dem 16. Jahrhundert zum Ausdruck gebracht, in dem der Aussteller kundtat, er habe wegen seines Handels wieder heiraten müssen.¹²⁵

Die Aufzeichnungen des Herman Warendorp aus dem Jahre 1335 werfen ein bezeichnendes Licht auf das funktionale Ineinandergreifen von Haus und Geschäft: In der Abrechnung über 20 m. d., die Herman seiner Frau aushändigte, werden Zahlungen für Brot, Geschenke an die *familia* und *ungelt* ohne Unterschied verbucht.¹²⁶ Ja, Haus und Geschäft sind so wenig voneinander zu

¹¹⁷ Korrespondenz, Nr. 22 u. 23.

¹¹⁸ Korrespondenz, Nr. 248.

¹¹⁹ Korrespondenz, Nr. 62.

¹²⁰ Kaufmannsbüchlein, S. 199ff.

¹²¹ *Mollwo*, Nr. 49ff.

¹²² Korrespondenz, Nr. 80.

¹²³ Korrespondenz, Nr. 67.

¹²⁴ Korrespondenz, Nr. 194.

¹²⁵ Siehe *Wensky*, Die Stellung der Frau (wie Anm. 11), S. 294.

¹²⁶ Kaufmannsbüchlein, S. 195 u. S. 201ff.

trennen, dass die Buchhaltung von der Forschung zunächst als eine Art Haushaltsbuch missverstanden wurde.¹²⁷ Auch Hildebrand Veckinchusen vermerkte in seinen Abrechnungen, was seine Haushaltsführung in Lübeck und der Umzug seiner Frau kostete.¹²⁸

Selbst die Testamente, die ja anderes im Sinn haben, als Arbeitsabläufe zu beschreiben, geben zufällige Hinweise auf die Aufgaben der Kauffrauen. So arrangierte eine von ihnen das Färben importierter Stoffe. Der Kaufmann Johan van Stockem hatte der Gattin seines Hauswirtes nicht weniger als 120 Ellen Leinwand zum Färben übergeben (*Johannes de Stockem*, 2.1.1359). Auswärtige Kaufleute wohnten bei ihren Geschäftspartnern in Lübeck, und diese kamen keineswegs allein, sondern brachten ihre „Jungen“, d.h. ihre Gehilfen und Juniorpartner mit.¹²⁹ Respektvoll titulierte Kaufleute die Gattin ihres Seniorpartners auch dann noch *domina mea*, wenn sie längst reich geworden, umfangreiche testamentarische Verfügungen trafen.¹³⁰

Dass diese Kauffrauen ihre Rolle nur dann erfolgreich ausfüllen konnten, wenn der Umgang mit Schreibern, Handlungsgehilfen und Partnern alltägliche und nicht gelegentliche Praxis war, liegt auf der Hand. Im übrigen arbeiteten all' diese Fernhändlergattinnen auch schon während und vor ihrer Ehe in kleineren Posten gänzlich auf eigene Rechnung.¹³¹ Wo aber lernten die Frauen diese Fertigkeiten? Barbara Hanawalt¹³² weiß eine überzeugende Antwort auf diese Frage: Von ihrer Mutter. Aus Lübecker Testamenten wissen wir jedoch, dass auch Mädchen in Lübeck, die Möglichkeit hatten, eine Lehre zu absolvieren.¹³³ Das Ehepaar Hildebrand und Margarete Veckinchusen schickte seine ungefähr zwölfjährige Tochter Gertrud aus Brügge zum Geschäftsfreund nach Lübeck: Sicherlich doch auch, um sich auf Ehe und Beruf vorzubereiten.¹³⁴

¹²⁷ So etwa Karl Mollwo, s. *Rörig*, Kaufmannsbüchlein (wie Anm. 55), S. 174f. Dies ist, liest man die Aufzeichnungen isoliert, ein ebenso begreiflicher wie aufschlussreicher Irrtum. Rörig seinerseits betont in bewusster Abgrenzung von der älteren Forschung die geschäftliche Komponente dieser Quelle über Gebühr.

¹²⁸ *Lesnikov*, Handlungsbücher (wie Anm. 85), S. 12 u. 17.

¹²⁹ AHL Testamente *Johannes Witte*, 3.6.1361; *Johannes de Aucheyn*, 29.9.1362; *Johannes Holenbeken dictus de Kapsen*, 22.3.1363.

¹³⁰ AHL Testamente *Johannes Castel*, 31.7.1350; *Hartwicus de Verden*, 29.12.1353.

¹³¹ Korrespondenz Nr. 23; 246; 367; NStB II 28.8.1384 *Telze de Camen, uxori Hermanni de Camen*; *Mollwo* Nr. 123.

¹³² Siehe *Hanawalt*, Introduction, in: Dies. (ed.), *Women and Work* (wie Anm. 26), S. VII-XVIII, S. VIII. sie bezieht sich allerdings auf landwirtschaftliche Fertigkeiten.

¹³³ AHL Testamente *Wedekinus Warendorpe*, 4.10.1350; *Godekinus van den Zevenbomen*, 13.7.1390.

¹³⁴ Korrespondenz, Nr. 45; 107.

Wir haben uns wie selbstverständlich angewöhnt, anzunehmen, dass die Ehefrauen der städtischen Elite „Hausfrauen“ gewesen sein, die eventuell auch ihrem Mann assistiert hätten. Haushalte der kaufmännischen Elite beschäftigten nicht nur *ancillae* und *servi*¹³⁵, sondern Köche, Wäscherinnen, Erzieher, Schreiber, Hausschneiderinnen, Pferdeknechte, Kindermädchen und Ammen¹³⁶ und schließlich einen *servitor commensalis*.¹³⁷ Die Frauen, von denen wir hier sprechen, waren *hus-vrouwe* im Sinne von Haus-Herrinnen, die von „Hausarbeit“ als körperlicher Arbeit oder im modernen Sinne weitgehend entlastet waren. Sie sind in den Quellen präsent, weil sie produktive Arbeit leisteten, über ihre reproduktive Tätigkeit schweigen die Lübecker Quellen vollständig.

Diese Ehefrauen arbeiteten als versierte Kauffrauen im Fernhandel, und trafen, wie der Fall Elisabeth Veckinchusens zeigt, sogar alle kaufmännischen Entscheidungen vor Ort. Rechtlich vertraten sie die Gesellschaft jedoch nicht, was ihnen fehlte, war also die Prokura. Wie ich bereits angedeutet habe, muss das für die Frauen, ihre Familie und das Geschäft kein unmittelbarer Nachteil gewesen sein. Aber auch jene konnten sie unter Umständen von ihrem Ehemann erhalten: Johan Thizenhusen ließ im Stadtbuch festhalten, dass seine Frau Mechtild die Vollmacht besitze, eine Schuld einzutreiben und sie dann im Stadtbuch kanzellieren zu lassen.¹³⁸ Im übrigen kanzellierte die *domina Hille uxor dicti Hinrici Bernstert* auch ohne explizite Vollmacht Schulden ihres Mannes.¹³⁹

Auch noch als Witwen waren die Kauffrauen in ihren Entscheidungen keineswegs frei, sondern blieben weiter unter Vormundschaft. In der Regel wählte ein kaufmännischer Testator zwischen 4 und 5 Provisoren,¹⁴⁰ die dann sowohl als Testamentsvollstrecker als auch als Prokuratoren von Frau und

¹³⁵ Auch Frauen bedachten „ihren“ Diener. S. z. B. AHL Testamente *Rixa, relicta Thidemanni Blumenrot*, 23.6.1377.

¹³⁶ AHL Testamente *Gertrud Porin*, 24.4.1374 (Haushalt der Gertrud van Lune); auch die Witwe Alhid Wlome beschäftigte immer noch einen Koch. (*Margareta, ancilla domine Alheydis Wlomen*, 30.5.1367); *domina Ghertrudis, relicta domini Everhardi de Alen feliciter recordatoris*, 6.9.1349; *Margareta, relicta Johannis Langen*, 8.6.1384; *Rixe de Alen*, 5.12.1359; *Elizabet de Alen*, s. d., 1350; *Johannes Judeus*, 7.12.1320; *Otto van der Heyde*, 14.7.1394; 9.7.1396; *Jacobus Plescowe*, 12.3.1361.

¹³⁷ NStB II 13.12.1392, 2. Dieser *servitor commensalis* stand in Diensten der *domina Hilleghund Travelmann*.

¹³⁸ NStB II 5.2.1376, 9, s. a. 6.1.1387, 4.

¹³⁹ NStB II 1.11.1369, 1. Auffallend ist hier die Titulierung *domina*. Abgesehen von Frauen der Ratsherren wurden Witwen mit jener respektvollen Anrede geehrt. S. *Noodt*, Religion und Familie (wie Anm. 51), S. 109ff.

¹⁴⁰ Der Mittelwert beträgt 3,6 auf Grundlage aller und 4,5 der von Kaufleuten stammenden Testamente. Der Median ist 4.

Kindern fungieren sollten.¹⁴¹ Diese vormundschaftliche Tätigkeit der Provisoren wird mit dem Fachausdruck *consensus et consilium* umschrieben, also Einverständnis und Rat, oder anders ausgedrückt: Kontrolle und Schutz. Dieser Schutz galt auch durchaus vor Verwandtschaft ihres Mannes, denen weitgehende Vollmachten der Witwe durchaus ein Dorn im Auge gewesen sein mögen.¹⁴²

Aber es gab Kaufleute, die nicht nur testamentarisch festlegten, ihre Gattin solle mit den Provisoren über alles verfügen und entscheiden können, sondern auch solche, die ausdrücklich verfügten, die Witwe und Erbin möge alles ohne Dreinrede Dritter entscheiden. In 5% der erhaltenen Testamente von Kaufleuten aus den Jahren 1351 bis 1400 wird der Witwe die volle Handlungsfreiheit zugebilligt; in der Hälfte dieser Dokumente jedoch galt dies jedoch nur, solange sie unverheiratet bliebe.¹⁴³

Inwieweit nutzten nun diese Kauffrauen der Oberschichten ihre weitgehende Vollmachten, um eigenständig im Handel aktiv zu werden? Auch in dieser Frage ist es schwer, über die anekdotische Ebene hinauszukommen und einige allgemeine Aussagen zu treffen. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts betrug der Anteil der Testatorinnen rund 22%, in der zweiten Jahrhunderthälfte reduzierte sich ihre Zahl um vier Prozent. Waren aber bis zum Jahresende 1350 nur 4,8% der weiblichen Testierenden Witwen reicher Kaufleuten oder Ratsherren, stieg deren Quote bis zum Ende des Jahrhunderts auf 12,2% an. Jene Frauen haben sicherlich nicht zuletzt deswegen ihren Nachlass individuell gestaltet, weil sie über wohlgewonnenes Gut verfügen konnten. Die Witwe Margarete van Kamen gab folgende Einlassung zu Protokoll: *myn rede ghut unde wisse schult dat my ghot vorleghen heft, ryse uppe neghen hundert mark lub. behalven myn inghedome unde cleynode unde myn stande erve.* (Margreta van Kamen, *eyne wedewe Ludekens van Kamen*, 23.4.1372). Die Witwe Alheyd Wlome hatte sich gar ein Landgut von ihren *reden pennighen* gekauft (Alheyd, *eyn wedewe Arnoldes Wlomen*, 24.11.1363; 13.1.1366; 28.9.1367). Ein anderer Hinweis auf die Fortführung des Geschäfts in eigener Regie sind die Legate an die *scholari*.¹⁴⁴ Andere, uns aus den Testamenten bekannte Kaufmannswitwen, nutzten das Niederstadtbuch ohne Vormund,

¹⁴¹ Siehe Carl Wilhelm Pauli, *Abhandlungen aus dem Lübischem Rechte*, 3 Theile. Dritter Theil: Das Erbrecht der Blutsfreunde nach Lübischem Rechte, Lübeck 1841, S. 319f.

¹⁴² Siehe Noodt, *Religion und Familie* (wie Anm. 51), S. 288f.

¹⁴³ Siehe Noodt, *Religion und Familie* (wie Anm. 51), S. 297.

¹⁴⁴ AHL Testamente *Elizabeth, relicta Conradi Crispi*, 5.5.1350; *Kristina, relicta Johannis Wetter*, 14.7.1350; *Rixe de Alen*, 5.12.1359; *Telse, relicta domini Johannis Wittenborch*, 22.7.1367; *Abele, relicta Johannis Westval*, 22.5.1370; *Telse, relicta Nicolai Cropelin*, 25.6.1384; 6.6.1385; *Margareta, relicta Syfridi Bocholt*, 21.10.1388; *Taleke, Hinriks wedewe van Cerben*, 22.11.1396.

um geschäftliche Transaktionen festhalten zu lassen.¹⁴⁵ Freilich auch diejenigen Frauen, die an Rat und Konsens der Testamentsvollstrecker ihres Mannes gebunden blieben, machten weiterhin Geschäfte.¹⁴⁶ Im London des ausgehenden 14. Jh.s war dies eine von den Witwen erwartete Selbstverständlichkeit.¹⁴⁷

Die Frauen arbeiteten so weiter, wie sie es vor dem Tode ihres Mannes getan hatten, in der Sphäre ihres Hauses und im Rahmen der Familie: das Reisen und die Vertretung nach Außen wurde offensichtlich Juniorpartnern übertragen,¹⁴⁸ oder aber der erwachsene Sohn übernahm die Vertretung nach außen. Dies lief im familiären Rahmen nicht unbedingt konfliktfrei ab: Godschalk van Wickede schuldete seiner Mutter, Hillegund van Kamen, der Witwe Hinrik van Kamens, 750 Mark aus dem *cellarii pannorum*, den Godschalk führte (*habere*). Zahlungstermine wurden vereinbart und Bürgen gestellt.¹⁴⁹ Als im Juli 1393 der vereinbarte Betrag noch nicht bezahlt worden war, wurde in das Stadtbuch inseriert: *ita quod Gotscalcus ab hac civitate recedere non debet, nisi prius hanc pecuniam expedite persolvat*. Schließlich stritten die beiden noch um ein *cercus virginialis*, das Hillegund auch für sich gewinnen konnte.¹⁵⁰ Die Witwe van Kamen muss Teilhaberin oder gar Besitzerin des Platzes im Gewandkeller¹⁵¹ gewesen sein, hätte es sich um Erbauseinander-

¹⁴⁵ AHL Testamente *Cecilia, relicta Tidekini de Haghene*, 22.6.1356; *Cecilia relicta Thidemanni de Haghene*, 1.8.1367, 17.9.1376 – NStB II 14.9.1363, 1; 8.9.1364, 7; 21.9.1364, 1; 8.9.1367, 4; Testamente *Wichmannus Drughe*, 3.11.1358, 14.8.1361, 8.12.1362 – NStB II 7.3.1367 3,4 *Lyze, relicta Wichmanni Drughen*; Testament *Bernardus Hudekoper alias dictus van der Schonenböken*, 15.6.1377 – NStB II 4.4.1378, 4 *Tibbe, relicte Bernardi Hudekopers*; Testament *Volmarus Buxtehudem civis Lubeke*, 11.8.1358 – NStB II 11.6.1383, 6 *Telze, relicte Volmari Boxstehuden*; Testamente *Johannes Langhe* 14.8.1356; 5.3.1363; 9.8.1382; 19.4.1383; 6.7.1385 – NStB II 11.3.1386 *Telze, relicte domini Johannis Langhen*; Testament *Hermannus de Camen*, 3.6.1367 – NStB II 18.10.1387, 1 *Telze van Camen, relicte Hermannii de Camen*; Testamente *Druda, relicta Hermannii de Molendino*, 12.3.1389; *Drude, wedewe Hermens van der Molen*, 19.8.1390 – NStB II 6.8.1391, 1 *Drudeken, relicte Hermannii vander Molen et Kristine eius filie*; Testamente *Thidemannus Raven*, 30.8.1350; 29.8.1367 – NStB II 19.3.1396, 4 *Margarete, relicte Tydemanni Rauen*.

¹⁴⁶ Siehe etwa NStB II 16.9.1383, 6: *Sciendum, quod Johannes Kyl tenetur Benedicte relicte et Margarete filie Hinrici Knyf 70 mr dn in festo beati Michahelis proxime futuro ultra unum annum persolvendas pro bonis in Curowe, que emit ab eis et suis provisoribus, pro quibus Vikke Strokerke et Johannes Stoppezak cum ipso coniuncta manu fideiusserunt*; AHL Testamente *Benedicta, relicta Hinrici Knyf*, 25.7.1395.

¹⁴⁷ Siehe Caroline M. Barron, Introduction: The Widow's World (wie Anm. 25), S. 28.

¹⁴⁸ AHL Testamente *Hinse de Thoden* 4.8.1368; *Enghelbertus Rode*, 8.12.1389; NStB II 13.12.1392, 2.

¹⁴⁹ NStB II 23.2.1393, 3.

¹⁵⁰ NStB II 15.8.1393, 2.

¹⁵¹ Während in den Einnahmeverzeichnissen des späten 13. Jahrhunderts immer wieder einzelne Frauennamen auftauchen, fehlen diese bei den städtischen Einkünften aus Ständen im unteren Gewandhaus und den *cellaria pannorum* gänzlich. LUB II, 1090 u. 1086.

setzungen gehandelt, wären Testamentsvollstrecker bei den Beurkundungen genannt worden.¹⁵²

4. „De ere eghene Koste hevet“? Frauen im Handwerk

Aufgrund der Analyse der Lübecker Zunftrollen widerlegen Yoriko Ichikawa¹⁵³ und Klaus Arnold¹⁵⁴ die von Julius Hartwig¹⁵⁵ mehr behauptete als bewiesene Stellung Lübecker Frauen als gleichberechtigte Meisterinnen in den Ämtern. Dennoch ergeben sich aus nicht normativen Quellen Hinweise auf Lübeckerinnen, die im 14. Jahrhundert bestimmte Handwerke auf eigene Rechnung ausübten. Sie müssen deswegen keine anerkannten, nach Zunftbestimmungen inaugurierte, Meisterinnen gewesen sein, gleichwohl wurden sie offenbar auch nicht in der Ausübung ihres Gewerbes behindert. Hierzu passen die weit laxeren Regulierungen in den Amtsrollen des 14. Jh.s. Selbst das „feine“ Amt der Paternostermacher erlaubte seinen Mitgliedern, Frauen einzustellen.¹⁵⁶ Überhaupt ist der Begriff „Handwerk“ ja durchaus vielschichtig und kann zunächst einmal nichts weiter als Heimgewerbe, Manufaktur, Verlag und Fabrik bedeuten. Als „Handwerk“ kann auch die Summe der handwerklich-gewerblichen Tätigkeiten definiert werden.¹⁵⁷

Laut Jacob Höhler¹⁵⁸ existierte auch schon im Mittelalter die nicht-zünftige Ausübung eines Gewerbes die spätere – „Pfuscherei“ –, neben der amtsmäßigen, etwa bei den Nädlern (Nadelmachern). Dies erklärt Hinweise auf das Metallhandwerk der Nadelherstellung, das augenscheinlich von Frauen allein ausgeübt werden konnte,¹⁵⁹ Die beiden im Kämmereibuch genannten weiblichen *acufices* müssen diesen Beruf allein ausgeübt haben, denn sie waren selbst der Stadt abgabepflichtig. Dann hören wir nichts mehr von Nadelma-

¹⁵² Eine Hillegund van Kamen wird in den Testamenten gar nicht, eine Hillegund van Wicked nur einmal erwähnt, und zwar schon 1367. AHL Testamente *Helleke Losses*, 23.8.1367.

¹⁵³ Yoriko *Ichikawa*, Die Stellung (wie Anm. 10).

¹⁵⁴ Klaus *Arnold*, Frauen in den Hansestädten (wie Anm. 10).

¹⁵⁵ Julius *Hartwig*, Die Frauenfrage (wie Anm. 8).

¹⁵⁶ Siehe etwa Zunftrollen Nr. 41. Die Bestimmungen der Bernsteindreher gehören zur ältesten Überlieferung.

¹⁵⁷ Siehe Wilfried *Reininghaus*, Stadt und Handwerk, eine Einführung in Forschungsprobleme und Forschungsfragen, in: Karl Heinrich Kaufhold, Wilfried Reininghaus, Stadt und Handwerk in Mittelalter und früher Neuzeit (Städteforschung A/54), Köln 2000, S. 1-19, S. 5.

¹⁵⁸ Siehe Jacob *Höhler*, Die Anfänge des Handwerkes in Lübeck. Diss. phil. Tübingen 1902. (Arch. für Kulturgesch. 1) Berlin 1903, S. 57. Neuere Forschungen zum Lübecker Handwerk sind rar und beschränken sich auf einzelne Bereiche wie etwa die Knochenhauer, Brauer oder Bäcker.

¹⁵⁹ LUB II, S. 1052. Zwei der zwölf im Kämmereibuch *acufices* waren Frauen. Eine weitere übte den Beruf zusammen mit ihrem Mann aus.

cherinnen, weder in den Vermächtnissen noch im Niederstadtbuch wird der Beruf in femininer oder maskuliner Form erwähnt. Der mit der Jahreszahl 1356 gedruckten Zunftrolle liegt eine Abschrift des 16. Jh.s zugrunde.¹⁶⁰ Der Befund aus anderen Städten macht es nicht unwahrscheinlich, Frauen unter den Nadelherstellern zu vermuten, und zwar als geduldete „Pfuscherinnen“.

Im 14. Jahrhundert arbeiteten Frauen als selbständige Handwerkerinnen und zwar als Kerzengießerinnen, Brauerinnen¹⁶¹, Weberinnen und Seidenwirkerinnen.¹⁶²

4.1 Kerzenmacherinnen

Obgleich in Lübeck die Produktion von Kerzen bis in die letzten Jahre des 13. Jh.s zurückzuverfolgen ist,¹⁶³ wurden die Amtgewohnheiten der Kerzengießer erst 1508 schriftlich fixiert.¹⁶⁴ Augenscheinlich besorgt um ihre Privilegien, hatten sich die Krämer 1353 vom Rat garantieren lassen: *Item so scholen nene lichtmakere edder lichtmakerschen was veyle hebben edder vorkopen, mer licht moghen se maken umme ere loen van der lude eghene wasse.*¹⁶⁵ Die Kerzenmacherei des 14. Jahrhunderts war demzufolge ein kleines, bescheidenes Gewerbe, welches offenbar nicht einmal zum Einkauf der Rohstoffe berechtigt war und sich deren Einkauf wohl auch nicht leisten konnte. Das Kerzengießen gehörte zu den verlehnten Berufen.¹⁶⁶

Ungeachtet des eher beschränkt wirkenden Gewerbebezweiges tritt ein in der Beckergrube wohnender *Johannes Schonenbergh, candelator* wiederholt als Gläubiger von Summen um die 20 Mark im Niederstadtbuch in Erscheinung,¹⁶⁷ der die Herstellung im Verlagssystem betrieben haben könnte.¹⁶⁸

¹⁶⁰ Zunftrollen, Nr. 39.

¹⁶¹ Die Lübecker Brauer hatten eine Mittelstellung zwischen Handel und Gewerbe inne. S. Hans Albrecht, Das Lübecker Braugewerbe bis zur Aufhebung der Brauerzunft 1865, in: ZVLGA 17 (1915) S. 63-117, S. 205-266, S. 75ff.; Christine von Blanckenburg, Die Hanse und ihr Bier: Brauwesen und Bierhandel im hansischen Verkehrsgebiet (Quellen und Darst. zur hans. Gesch. n. F., 51), Köln 2001, S. 68.

¹⁶² Zum städtischen Handwerk allgemein s. Rainer Elkar, Deutsches Handwerk (wie Anm. 31); Karl Heinrich Kaufhold, Wilfried Reininghaus (ed.); Stadt und Handwerk (wie Anm. 157).

¹⁶³ LUB II, S. 1020, Anm. 4; S. 1021, Anm. 1. *Candelatores*.

¹⁶⁴ Zunftrollen, Nr. 25. Jene ist hier gänzlich unerheblich, denn, so wird uns mitgeteilt, die Gewohnheiten seien zum Teil geändert worden.

¹⁶⁵ Zunftrollen, Nr. 28.

¹⁶⁶ Siehe Wehrmann (wie Anm. 47), S. 26.

¹⁶⁷ NSTB II. 1.1.1374, 7; 13.5.1375, 1; 25.11.1376, 5; 13.12.1376, 6; 15.3.1377, 1 u. ö. (über 20-mal).

¹⁶⁸ Zum Verlagssystem im Hanseraum s. Rudolf Holbach, Formen des Verlags im Hanseraum vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, in: HGBII 103 (1985), S. 41-73.

Eine nicht sonderlich wohlhabende Frau mit Namen Margarete Bare vererbte ihre Gerätschaften zum Kerzengießen,¹⁶⁹ und verteilte dann Haushaltsgegenstände und Kleidung an einen größeren Kreis nicht näher bestimmbarer Frauen. (*Greta Baren*, 29.9.1367). Ein anderer Testator teilte sein Wachs unter Schwägerin, Tochter und *ancilla* auf (*Johannes Villan*, 5.5.1350). Die überaus wohlhabende Kaufmannswitwe Gertrud Omeke setzte einer Frau im Heiligen-Geist-Hospital ein kleines Legat aus, die Kerzen zu machen pflegte. (*Ghese, relicta Lubberti Omeken*, 23. 8.1359).

Unter den abertausenden Legaten an namentlich, ohne Verwandtschaftsgrad genannte Frauen, befinden sich auch zehn bis fünfzehn, die in den Augen der Mitwelt als „in der Kirche sitzend“ hinreichend als Erbinnen Lübecker Bürger, gekennzeichnet waren.¹⁷⁰ Dies sind relativ gesehen mehr, als es angesichts der Größenverhältnisse auf den ersten Blick erscheinen mag: Denn nur um die 20-mal wird ein anderer Berufszweig – ausgenommen *ancillae* – der Bedachten angegeben. Die Frauen werden dort von ihnen selbst hergestellte Kerzen für die Andachten feilgeboten haben. Vielleicht ist es noch erwähnenswert, dass diese Legate in die zweite Jahrhunderthälfte fallen, also in die Zeit nach dem Schwarzen Tod. Kerzenmacherinnen in spätmittelalterlichen süddeutschen Städten schlossen Verträge mit einzelnen Kirchen, die ihnen ein Monopol innerhalb des Kirchenraums garantierten.¹⁷¹

4.2 Brauerinnen

Das englische Braugewerbe war im 14. Jh. ein kleiner, lokaler, unterentwickelter, wenig regulierter Produktionszweig und eben diesem Grunde – so die Einschätzung Judith Bennetts konnten Frauen sich darin etablieren, und, auch als Alleinstehende, ein relativ akzeptables Auskommen finden.¹⁷² Anders hingegen als in England wurde in Lübeck schon frühzeitig haltbares, exportfähiges Bier (im Gegensatz zu Ale) gebraut.¹⁷³ Die Lübecker Bierbrauerei gehört auch zu den frühzeitig regulierten und beaufsichtigten Produktionsbereichen.

¹⁶⁹ Jahre später wird der Name ihres Erben, *Johannes Bare, candelator* im Niederstadt-buch genannt. NStB II 26.4.1394, 3. Unter anderen betraute Margarete auch Johannes Schonenbergh mit ihrer Testamentsvollstreckung.

¹⁷⁰ *Noodt*, Religion und Familie (wie Anm. 51), S. 199f.

¹⁷¹ *Wiesner*, Working Women (wie Anm. 20), S. 124. Das Kerzenmacherhandwerk in den von Wiesner untersuchten Städten war eine Domäne der Frauen, die sich in Nürnberg sogar zu einer Gilde zusammengeschlossen hatten.

¹⁷² *Bennett*, Ale (wie Anm. 22), S. 37. In letzter Zeit hat das Brauereiwesen, eine der wichtigsten Lebensmittelindustrien des Mittelalters, wieder seine verdiente Aufmerksamkeit gefunden. Meines Wissens ist aber die Arbeit von Judith Bennett die einzige, die das Thema aus feministischer Perspektive behandelt. Zum Lübecker Brauwesen s. *Albrecht*, Das Lübecker (wie Anm. 161); von *Blanckenburg*, Die Hanse (wie Anm. 161), S. 64ff.

¹⁷³ LUB I, 644.

Der Verordnung über das Brauwesen¹⁷⁴ fehlen allerdings alle Elemente späterer Zunftordnungen, wie etwa Lehre, die *echte unde rechte* Geburt, Einheirat, Meisterschaft usw. Die Satzungen kennen weder *sulvesherren* noch Meister, sondern nur Brauer oder diejenigen, die *beer bruwet, he si man efte vrowe ...* 1416 ist dann nicht mehr von Frauen die Rede.

Gänzlich in der Hand von Frauen scheint sich der Bierausschank befunden zu haben. Die Brauordnung aus dem Jahre 1416 kennt nur *de krogersche*.¹⁷⁵

Immerhin zwölf der gut 100 auf eigene Rechnung arbeitenden Testatorinnen vererbten Braugeräte. An ihrer Tätigkeit als Brauerin besteht eigentlich kein Zweifel, fraglich sind nur Form und Umfang ihres Brauereibetriebs.¹⁷⁶ In drei Fällen kann das Vermögen der Testierenden nicht geschätzt werden; die Erbmasse der anderen Frauen lag aber zumindest über einem Wert von hundert Mark, und sechs von ihnen verfügten über Grundbesitz oder mindestens 200 Mark an Gütern, wenn nicht mehr.

Nach den Quellen scheint das Braugeschäft wie schon der Kramhandel vorwiegend in gemeinsamer Verantwortung von einem Ehepaar betrieben worden sein. Das Ehepaar Hinrik und Walburg Pootmann verpfändete seine gesamten Braugerätschaften als Sicherheit für eine Schuld von 70 Mark.¹⁷⁷ Der sehr wohlhabende Brauer Godschalk Mendze berief sich darauf, er habe alles mit seiner Frau gemeinsam erarbeitet (*Godscalculus Mendze*, 1.9.1359). In dieser Konstellation wäre es nur zu erstaunlich, wenn eine Frau mit dem Tode des Mannes aufgehört hätte, das Geschäft zu betreiben. Von den elf Brauerinnen, die uns aus ihren Testamenten bekannt sind, waren sieben (63,3%) definitiv verwitwet.

Hillegund Molner hatte das Gewerbe offenbar schon vor ihrer Ehe mit dem verstorbenen Nikolaus ausgeübt, denn ihr Mann hatte ihr *bona mobilia* in das Haus eingebracht, und sie hatte das Haus mit ihrem eigenen Geld erworben. (*Hillegundis, relicta Nicolai Molner*, 31.12.1360).¹⁷⁸ Ihre Braugerätschaften

¹⁷⁴ Zunftrollen, Nr. 8 (1363 und 1388).

¹⁷⁵ Zunftrollen, Nr. 8, S. 182.

¹⁷⁶ Gewertet sind nur diejenigen Testamente, in denen explizit von Braupfannen und sonstigen Braugeräten die Rede ist. Die immer wieder weiter gereichten großen Kupferkessel gehörten wohl auch zu den Braugerätschaften.

¹⁷⁷ NStB II 13.5.1376, 4; s.a. 16.3.1376, 1, *Jacob Witte et Alheydis uxor*; 9.10.1391, 6, *Albertus Langhe braxator una cum uxore sua Taleken; Elizabet, relicte Hinrici Schonenberges*, und ihr Sohn brauchten aber das Einverständnis ihrer Vormünder, um eine Braupfanne zu erwerben. NStB II, 11.11.1396, 5.

¹⁷⁸ Da sie sich *relicta des Nicolai* nennt, wird dies ihr erster Mann gewesen sein. Frauen nannten sich auch dann noch nach dem ersten Mann, wenn sie bereits zum zweitenmal Witwe waren, z. B. *Ghertrudis, relicta Boldewini Speyghelmaker*, 8.9.1376, Witwe des Rats Herrn Hinrik Ricbode.

erhielt unter anderem ihre unmündige Stieftochter. Reichlich bedachte sie auch ihre *ancilla*. Niemals verheiratet war offensichtlich Mechtild Klincke (*Metteke Clinke*, 5.8.1375; *Mechtildis Klincke*, 7.3.1381). Sie könnte einen Teil ihrer Braugeräte von ihrem *avunculus* geerbt haben, denn sie vererbte nur die ihr zugefallenen *utensilia* weiter. Sie muss mindestens drei Braukessel besessen haben und konnte *ancilla* und *servus* beschäftigen, mit dem Nachnamen Klincke. Sie ernannte ihren *servus* auch zum Testamentsvollstrecker und hinterließ jenem überdies 24 m. d. sowie zwei *coclearia argentea*, weil er ihr 24 Jahre treu gedient habe. Während über Hillegunds Familie nichts zu erfahren ist, weist Mechtilds Vermächtnis sie als wohlhabende Erbin aus (*Johannes Clinke*, 20.3.1362).¹⁷⁹

Die Brauerei schien auch für alleinstehende Frauen relativ lukrativ und sicher gewesen zu sein, so dass sich eine erneute Ehe anscheinend erübrigte. Auch die Einordnung der Brauer in mittlere soziale Schichten¹⁸⁰ passt in dieses Bild. Die 15 Testamente, die uns elf Brauerinnen hinterlassen haben, verteilen sich wiederum nicht ganz gleichmäßig über das Jahrhundert: Lassen sich bis zum Jahr 1350 noch 4,4% der testierenden Frauen als Brauerinnen nachweisen, so sind es ab 1351 bis zum Ende des Jh.s nur noch 2,7%. Dies korrespondiert mit der zunehmenden „Professionalisierung“ und Regulierung des Gewerbes.¹⁸¹

4. 3 Das Textilgewerbe: „Vrowewerke“

Im Jahre 1326 suchte eine *Alheydis Sidenwerkersche*¹⁸² um Aufnahme in den Lübecker Bürgerverband nach, und knapp 100 Jahre später riet der Lübecker Kaufmann Thideman Brekelvelde seinem vom Ruin bedrohten Geschäftspartner Hildebrand Veckinchusen in Brügge, wie dessen Frau zu helfen sei: *off se mit vrunde hulpe dar 100 off 200 mark krighen konde unde dat se seghe, dat se sick berghede mit vrowewerke, also sick vele guder lude dar in deme lande berghen*.¹⁸³ Besteht zwischen diesen beiden Dingen ein Zusammenhang? *Sidenwerkersche* könnte einfach ein Nachname gewesen sein, und wir wissen nicht, welches *werke* Thideman Brekelvelde im Auge hatte. Sein Vorschlag macht aber zweierlei unmissverständlich klar: Die Ausübung be-

¹⁷⁹ Die Beckenwerkerwitwe Abele muss die Brauerei auch unabhängig von ihrem Mann betrieben haben. *Abele, relicta Reymari, cratoris*, 11.10.1328.

¹⁸⁰ Siehe von *Blanckenburg*, *Die Hanse* (wie Anm. 161), S. 70.

¹⁸¹ Siehe von *Blanckenburg*, *Die Hanse* (wie Anm. 161), S. 71ff. Die demnächst erscheinende Arbeit von Wolfgang Frontzek wird sicherlich noch näheren Aufschluss zur Veränderung des Gewerbes bringen.

¹⁸² *Civilitates* 1326, 30.

¹⁸³ Korrespondenz Nr. 293.

stimmter bezahlter Tätigkeiten war für Frauen seiner Gesellschaftsschicht kein Makel, und viele angesehene Bürgerinnen gewannen so ihren Lebensunterhalt. Es schien ihm notwendig, Frauenwerk mit einem nicht gerade kleinen Kapital aufzunehmen.

Ich nehme nicht nur an, dass Thidemann Brekelvelde die Seidenwirkerei als geeignet für Frauen ansah, sondern auch, dass jene Alheyd, die 1326 Bürgerin der Stadt Lübeck wurde, jenes Handwerk dort selbständig ausüben wollte. Thidemann kannte sich im Seidengewerbe aus, denn er handelte mit Rohseide.

1410 beklagte sich der gerade von Lübeck nach Köln verzogene Siverd Veckinchusen darüber, dass er je an die Seidenwerkerschaft gekommen sei, weil jene ihm noch 1.200 Mark lübisch schulde.¹⁸⁴ Er sprach von Lübecker *Sydenwerkers*, nicht etwa den Kölnern. Näheres ist den Briefen des Gesellschafters Thidemann Brekelvelde zu entnehmen.¹⁸⁵ Von einer Seidenlieferung hatte er 49 Hapsen verkaufen können, 100 erwiesen sich als vorläufig unverkäuflich. Der Preis für das Pfund lag unter 5 Mark. Der Kaufmann hoffte, *dat de vrowen hir nesten umer mer syden kopen solen*, doch zur Zeit hätten die Frauen noch reichlich Seide. Die kurz gewundene weiße Seide, die sein Partner aus Brügge gesandt hatte, war für den Lübecker Markt ungeeignet, da es in Lübeck an entsprechenden Gerätschaften fehlte, um sie zu bearbeiten. Sein Partner in Brügge versprach Abhilfe.

Wahrscheinlich gab es nur einen weiteren Anbieter neben ihm und seinen Gesellschaftern, der aber hatte unglücklicherweise 1 Ballen *witter syde, de was groff unde was an langhen haspen*, weshalb es jenem gelang, die Ware nicht nur gegen Bargeld, sondern auch noch teurer zu verkaufen. Hätte Thideman das passende Produkt, würden *de vrowen, de my aff pleghen to kopene, dat de van Ludeken nicht en kopen*. Ein weiterer Konkurrent ließe allerdings zwei Frauen Seide bringen, *wante he hevet erer beder modder; en were dat, so wolde ik mest alde vrowen to miner behoff hebben; wante de sin van aldinges vrunt hir to hus ghewest*. Die Frauen wandten sich dann aber doch seinem teureren Konkurrenten zu, denn dessen Rohseide entsprach den Bedürfnissen der Kundinnen. Im Übrigen beklagten sich die *sydenwerksche* über mangelnden Erlös aus den Tuchen, und die Gesellschafter Hildebrand Veckinchusen und Thideman Brekelvelde blieben auf dem überteuerten, nicht passenden Material sitzen. Aber, so tröstete Thideman sich und seinen Kompagnon, *se moten jo syden hebben*. Um die Zahlungsmoral der Seidenherstellerinnen schien es nicht sonderlich gut bestellt, denn sie schuldeten den Kaufleuten – angeblich – noch reichlich Geld.

¹⁸⁴ Korrespondenz Nr. 33, 49.

¹⁸⁵ Korrespondenz Nr. 95, 103, 106, 107, 157, 170, 176.

Aus dem Briefwechsel dieser Kaufleute erfahren wir so beiläufig von der Existenz eines florierenden Seidenhandwerks in Lübeck, dessen Organisation vom Einkauf bis zum Verkauf ausschließlich in den Händen dieser *sydenwerkerschen* lag. Angesichts von 5 Mark für ein Pfund Rohstoff war eine gewisse Kapitaldecke erforderlich. Bei Bedarf und entsprechender Qualität waren die Geschäftsfrauen offenbar auch willens und in der Lage mehr und sogar bar zu zahlen. Die Termini *sydenwerkersche* und vor allem aber *sydenwerkerscap* deuten auf eine bestehende, wie auch immer geartete Organisationsform der Gruppe hin. Als *Kerstine Munsters* (21.8.1365) ihr Testament aufsetzte, erwähnte sie den Betrag von 17 Florin, den ihre Magd Elisabeth in Händen halte, um damit präpariertes und unpräpariertes Gold und Silber zu kaufen *sicut nostrum requirit officium*. Zugleich vererbte sie *linum* (Flachs). Sie arbeitete also mit einer Gesellin, die ihr zudem lange Jahre treu gedient hätte, und gehörte einem Amt an. Ob sie jetzt als Goldspinnerin der Gilde der Goldschmiede angehörte oder einer Seidenwirkerzunft, ist nicht zu klären. Sicher ist, dass sie Meisterin eines Amtes war und ihren Betrieb mit Hilfe einer Gesellin führte.

Dass Frauen die Produktion der Seide in den Händen hielten, kann man verschiedenen Testamenten entnehmen, allerdings mit gewissen Einschränkungen. Ein Großteil der entsprechenden Dokumente kennzeichnet zwar deren Ausstellerinnen als im Textilgewerbe tätig, ob sie aber mit der Seidenweberei beschäftigt waren, ist meistens nicht genau ersichtlich.

Eine der Frauen, die unzweifelhaft als Seidenwirkerin tätig war, hieß Jutte Berzekamp, und brach zusammen mit einer Berufskollegin namens Elisabeth Poretze¹⁸⁶ auf eine Reise auf. Sie hinterließ der Alheyd Poretze und der Gertrud Herzevelde *omnia et singula instrumenta at opus textrinum et sericeum*. Für den Fall, dass Elisabeth wohlbehalten von der Reise zurückkehrte, sollte sie den dritten Teil des Handwerkszeugs erhalten. Wenn die drei Frauen sich darauf verständigen könnten, sich gemeinsam vom Seidenwerk zu ernähren, dann sollten sie auch die *magna olla* erhalten, in der sie die Seide wasche. Ansonsten verteilte sie ihre Fahrhabe innerhalb einer größeren Gruppen von Frauen. Beide Erblasserinnen hatten Hausbesitz, Elisabeth hatte ihr Haus allerdings Jutte als Pfand für einen Kredit überschrieben. Obgleich die Erbinnen Elisabeth, Alheyd und Gertrud, das Seidenwerk anscheinend noch nicht selbständig – oder vielleicht nicht gemeinsam – ausübten, müssen sie es beherrscht haben, denn sonst macht die Gabe keinen Sinn. Während diese beiden alleinstehenden Frauen durchaus wohlhabend waren, scheinen zwei andere Seidenwirkerinnen eher in bescheidenen Umständen gelebt zu haben.

¹⁸⁶ AHL Testamente *Yutte Berzekamp*, 8.10.1364; *Yutte Berzekampes*, 17.8.1368; *Elizabet Poretze* 6.10.1364; *Telse de Poretze*, 6.9.1367.

Hillegund Scrivers ordnete an, man möge ihre Seide und ihr Gold verweben und dann verkaufen, damit die bescheidenen Gaben ihres letzten Willens ausgeführt werden konnten (*Hillegundis Scrivers*, 24.4.1367; 25.4.1377). Rixa Mogeliken ließ zunächst ihre Schulden bezahlen, um dann einen etwaigen Rest für ihre ewige Seeligkeit zu spenden. (*Rixa Mogeliken*, 4.7.1376) Ihr wesentliches Besitztum aber, die Instrumente, die zum *opus textrinum*, *videlicet velamina sericea cum una olla nova que etiam pertinet ad illud opus* vermachte sie ihrer Mitbewohnerin.

Mir scheint, dass der überwiegende Teil der als Textilgewerblerrinnen, wenn nicht gerade durch ihr Erbgut als Leinenweberin ausgewiesen, sich der Seidenherstellung widmete. Fraglich ist auf jeden Fall, ob diese verschiedenen Zweige um die Mitte des 14. Jahrhunderts schon klar voneinander getrennt waren, oder ob nicht vielmehr Frauen in der Hoffnung auf besseren Verdienst von der Leinen- in die Seidenweberei wechselten bzw. beides nebeneinander betrieben.¹⁸⁷ Lucke van Boderke¹⁸⁸ hinterließ der Elisabeth Poretze ihr leinenes Garn, deren letztem Willen zu entnehmen ist, dass die beiden Frauen Partnerinnen waren. Auch *Gherberch Almers*, *liniscida* (8.12.1368) vererbte ihre seidenen *velamina*. Gherberch war noch 1380 Witwe, Kinder hatte sie, wie es scheint, nicht.¹⁸⁹

Das Gros (an die 68 %) der durch ihr Testament als unabhängige Textilarbeiterinnen identifizierbaren Frauen vererbte nur bescheidene Mittel unter 100 Mark, die kaum den Aufbau eines solchen Industriezweigs erlaubt hätten. Die hier bearbeiteten Quellen gestatten nicht, im Einzelnen nachzuvollziehen, wie die Industrie in Lübeck etabliert wurde, und wer sie dominierte und kontrollierte. Es scheint aber möglich – auch im Zusammenhang mit den Ergebnissen aus anderen Städten – einige Arbeitshypothesen zu formulieren, die ein paar merkwürdig anmutende Erscheinungen in den Testamenten erklären könnten.

Die ledige Gertrud Becker war eine Verwandte des Kaufmanns Johan Pater-nostermaker¹⁹⁰, dem sie, nebenbei bemerkt, in ihrem letzten Testament seine Schulden erließ.¹⁹¹ Ihrer bei ihr im Hause lebenden *matertera* hinterließ sie alles Garn, welches im Haus und Hof lagerte. Am Ende ihres Lebens stand ihr sogar eine Rente von 7.5 Mark zur Verfügung. In Anbetracht ihrer zufrieden

¹⁸⁷ Im Seidengewerbe aktive Frauen lassen sich im 14. Jh. in Köln noch seltener als in Lübeck nachweisen. S. *Wensky*, *Stadtkölnische Wirtschaft* (wie Anm. 11), S. 84.

¹⁸⁸ AHL Testamente *Lucke de Luynen*, o.T., o.J. 1366; *Lucke von Boderke*, 7.9.1367.

¹⁸⁹ NStB 27.5.-2.6.1380, 1

¹⁹⁰ Zu dessen Person, s. *von Brandt*, *Knochenhaueraufstände* (wie Anm. 61), S. 147ff.

¹⁹¹ *Ghese Beckersche*, 6.5.1359; *Ghese Bekkers*, 31.1.1370; *Ghertrudis Beckers*, 27.5.1378.

stellenden Vermögenslage tendiere ich dazu, eine Seidenweberin in ihr zu sehen, die ihren Beruf in ihrem eigenen Hause mit Hilfe einer Gesellin ausübte.¹⁹²

Jutte Berzekamps *avunculus* war ein *socius* des Ratsherrn Marquard Rutensten (*Johannes Berskamp*, 19.7.1367); Jutte selbst war mit den Klinghenberchs bekannt, denn ein Thideman Klinghenberch¹⁹³ fungierte als einer ihrer Testamentsvollstrecker. Jenes Amt übernahm für ihre recht wohlhabende Berufskollegin Wibe van Bremen der Kaufmann Johan van Stockem (*Wibe van Bremen*, 5.1.1386). Kaufleute wie Klinghenberch, Rutensten, Stockem und andere, könnten ein profitables Geschäft in der Seidenwirkerei vermutet und versucht haben, es in der Stadt mit Hilfe ihnen verwandter oder bekannter Frauen in einer Art Verlagssystem zu lancieren. Diese These findet auch Unterstützung aus den erhaltenen Bürgermatrikeln. Nur selten mussten die Bewerberinnen einen Bürgen stellen. Umso mehr fällt es auf, dass der Kaufmann Bernard Stekemest¹⁹⁴ gleich für zwei Frauen bürgte, die das Bürgerrecht erwarben.¹⁹⁵ Das gleiche tat ein gewisser Albert, einmal *Lewantsnider* und ein anderes Mal *Lewantkoper* genannt.¹⁹⁶ Die Frauen wollten sich vielleicht als Leinweberinnen niederlassen, und die Kaufleute unterstützten sie als Verleger in dieser Absicht. Die Leinenherstellung war einer der Bereiche, der es Frauen in Lübeck ermöglichte, ein Geschäft auf eigene Rechnung zu betreiben.¹⁹⁷ Ihnen, und nur ihnen galt die Bestimmung *welk vrowe dede wedder ere deyt*, des Amtes nicht würdig sei. Obschon gleichfalls um die Würde der Mitglieder besorgt, galten die entsprechenden Statuten der Krämer allen, ohne Ansehen des Geschlechts.

Aber die Quellen und die aus anderen Städten bekannten Fakten bieten Raum für weitere Überlegungen. Ob in Paris oder London, Köln oder Lyon – und im 14. Jahrhundert noch in Florenz¹⁹⁸ – die mittelalterliche Seidenherstel-

¹⁹² Sie setzte ihrer Magd sogar eine Rente von 50 Mark aus. (27.5.1378).

¹⁹³ Bruder des Ratsherrn Johan Klinghenberchs? S. AHL Testamente *Johannes Clingenbergh*, 13.1.1348.

¹⁹⁴ Es gab mehrere Kaufleute dieses Namens in Lübeck, S. *Noodt*, Religion und Familie (wie Anm. 51), S. 112. Bürger dieses Namens sind als Kaufleute, Flandernfahrer, Gewandschneider und Eisenwarenhändler nachzuweisen.

¹⁹⁵ *Civilitates*, 1344, 8 (*Grete de Zegeberg*); 1350, 143 (*Gheseke Badegow, puella*).

¹⁹⁶ *Civilitates* 1350, 350 (*Taleke Grynme*); 1352, 31 (*Tybbeke Brockhovet, puella*).

¹⁹⁷ *Zunftrollen*, Nr. 35. Das Original ist noch im 14. Jh. niedergeschrieben worden. Es ist nicht ganz klar, ob es sich dabei um Schmalweberinnen handelte. Nur jene konnten sich in Hamburg als Meisterinnen niederlassen. S. *Arnold*, Frauen (wie Anm. 10), S. 19.

¹⁹⁸ Siehe Judith C. *Brown*, A Woman's Place Was in the Home: Women's Work in Renaissance Tuscany, in: *Ferguson*, *Rewriting* (wie Anm. 20), S. 206-224, S. 209. Auch in Venedig muss es im 14. Jh. noch unabhängige Seidenweberinnen gegeben haben. Siehe Linda *Guzzetti*, Venezianische Vermächtnisse. Die soziale und wirtschaftliche Situation von Frauen im Spiegel spätmittelalterlicher Testamente (Ergebnisse der Frauenforsch., 50), Stuttgart 1998, S. 86.

lung scheint eine Domäne der Frauen gewesen zu sein, wie die Veckinchusen-Korrespondenz ja bestätigt. Vielleicht meinte man, Frauen seien geschickter in der Verarbeitung. Andererseits tritt auch hier wieder das kirchliche Moment hervor: Seide wurde insbesondere für liturgische Gewänder benötigt.¹⁹⁹

Auch in Lübeck könnte auch die Organisation des Geschäfts von Anfang an in den Händen von Frauen geruht haben, beispielsweise in denen der Kauffrauen, den Witwen und Gattinnen der Fernhändler. Die Frau des Ratsherrn Bernard Paal²⁰⁰, Windele, war bereits vor ihrer Ehe mit Bernard Paal kaufmännisch tätig. Ihr späterer Ehemann erklärte, er habe aus ihrer reichlichen Mitgift von 800 m. d. ihre Schulden bei Peter Berkhof – einem Gewandschneider – beglichen. In ihrem eigenen, sechs Jahre nach dem Tod ihres Mannes, errichteten Testament verwies sie auf ihr mit eigener Arbeit erworbenes Haus. Windele scheint ihre Geschäfte mit anderen Frauen abgewickelt zu haben, denn sie bezieht sich auf ihre Schuldnerin Margarete Brun, die ihr einen bestimmten Betrag schuldete. Fraglich ist, welcher Art die Geschäfte waren, die Windele zusammen mit Margarete Brun abwickelte, denn es war ihr ein dringender Wunsch, dass jenes Geld, und zwar unbedingt jenes, das ihr Margarete Brun schuldete, einer frommen Stiftung zugute kam. Diese Art der Vergabe ist ein Verweis darauf, dass der Frau das Gewissen wegen unrechten Gewinns schlug. Windele setzte Margarete Brun ein Legat *quam collegi propter deum*²⁰¹ (!) aus. Eine Margarete Brun²⁰² hatte Kontakt zu der Gruppe von Seidenweberinnen um Jutte Berzekamp. Auch eine *ancilla* der Ratsherrn Witwe Alheyd Wlome weist sich durch ihren Besitz von mehr als acht *velamina*, einer *patella lavacra, ollae* und *anforae* als Seidmacherin aus.²⁰³

Es erscheint zumindest plausibel, dass sich Kauffrauen, sei es als Witwen oder sei es als Ehefrauen, bei ihren Aktivitäten den Bereichen zuwandten, die als besonders geeignet für Frauen erschienen.

5. Überlebensstrategien berufstätiger Frauen

Die Auflistung all jener Berufe, in denen hin und wieder Frauen erwähnt werden, ergebe wohl auch hier das „medieval equivalent of the Yellow Pa-

¹⁹⁹ Siehe Wensky, Stadtkölnische Wirtschaft (wie Anm. 11), S. 85.

²⁰⁰ AHL Testamente *Bernardus Paal*, 31.3.1363; *Windele, relicta domini Bernardi Paal*, 23.6.1370.

²⁰¹ *collegium* als Bruderschaft?

²⁰² AHL Testamente *Margareta Brunnes*, 8.11.1368. Ihr Ehemann war ein *Peter van Veme- ren*. Sie bezog sich in ihrem Vermächtnis auf ihren *avunculus dominus Jordan* (Plescowe?).

²⁰³ AHL Testamente *Heleke Stenvorde*, 23.6.1356; *Heseke Stenvorde*, 13.9.1358; *Alheit Wlome, eyne wedewe Arnoldes Wlomen*, 28.9.1367.

ges“.²⁰⁴ Die Untersuchung zeigte vor allem drei Bereiche, in denen Frauen ein achtbares Aus- und Unterkommen fanden: das Textilgewerbe (26%), den Einzelhandel (18%), die Brauerei (12%). Ein vierter Teilbereich ist die Kerzenherstellung, die aber weniger respektabel gewesen zu sein scheint.

In der Tat scheinen im 14. Jahrhundert für Frauen Aussichten bestanden zu haben, als Ehefrau, Witwe oder auch Alleinstehende, ein annehmbares Einkommen und eine achtbare Existenz in jenen Bereichen zu finden. Immerhin aus 30% der entsprechenden Testamentsurkunden²⁰⁵ geht ein zu vererbendes Vermögen von mehr als 200 Mark oder Grundbesitz hervor, und in weiteren 12% erreicht das Erbgut einen ungefähren Wert zwischen 100 und 200 Mark. An die 47% der Erblasserinnen hatten allerdings nur unter 100 Mark zu vergeben. Dies deutet keineswegs auf Armut und mangelnden Ertrag der Arbeit hin: Gherberch Almers (8.12.1368) oder Christine van Lovenborch, die nur bescheidene Gaben machten, sind durch das Niederstadtbuch als Gläubigerinnen ansehnlicher Beträge namhaft zu machen.²⁰⁶ Christine hatte alles, was sie besaß, selbst erarbeitet. Wenn wir hypothetisch davon ausgehen, dass Frauen vor allem auch deswegen ein Testament errichteten, weil sie entweder als Witwe oder Alleinstehende, über erarbeitetes oder vermehrtes Vermögen verfügten, dann konnten dies knapp 20% Frauen unter den 2.700 Testierenden tun.²⁰⁷

Indessen indiziert die Analyse der Quellen des 14. Jh. zugleich, dass die Möglichkeiten der Frauen sich profitabel und ehrbar zu ernähren, schon im Verlauf dieses einen Jahrhunderts variierten. Wenn die Testamente ein zuverlässiger Index sind, halbierten sich die Chancen der Frauen im Braugewerbe, unabhängig zum Erfolg zu kommen. Die Brauerei wurde vor allem als eheliches Gemeinschaftsunternehmen betrieben. Wenn es Krämerinnen zu überdurchschnittlichem Wohlstand brachten, dann ebenfalls in gemeinsamer Verantwortung und Arbeit mit Familienmitgliedern. Die Familie war auch die Basis der verwitweten Kauffrauen. In der zweiten Jahrhunderthälfte verdreifacht sich der Prozentsatz der testierenden Kaufmannswitwen, und die Geschäftsaktivitäten der teilweise identischen Frauen wird außerdem noch durch das Schuldbuch dokumentiert. Von ihrem Ehemann testamentarisch mit

²⁰⁴ Goldberg, *Female Labour* (wie Anm. 66), S. 30; siehe Hartwig, *Frauenfrage* (wie Anm. 8), S. 50ff.

²⁰⁵ Nicht berücksichtigt wurden die von *ancillae* ausgestellten Urkunden und die der Kaufmannswitwen. Aus rund 11% der Dokumente konnten keine hinreichenden Informationen gewonnen werden.

²⁰⁶ Gherberch Almers, 8.12.1368, NStB 27.5.-2.6.1380 Gherberdi, *relicte Almers*; Kyne de Lobenborch, 29.6.1363; Cristina de Louenborch, 16.5.1367, NStB 13.7.1366 Kineke de Lovenborch.

²⁰⁷ Testamente von Ehefrauen waren eine Rarität: es existieren nur 33 Stück von 31 Ehefrauen. S. Noodt, *Religion und Familie* (wie Anm. 51), S. 269ff.

Handlungsvollmachten ausgestattet, nutzten die Kauffrauen, die sich ihnen bietenden geschäftlichen Gelegenheiten zum Handel auf eigene Rechnung.

Aber, wenn wir die Witwen der Kaufleute und die *ancillae* außer Acht lassen, waren die Erwerbstätigen in der Regel nicht verheiratet (94%). Ob es sich bei jenen um genuin Alleinstehende oder um Witwen handelt, geht nur zufällig aus dem Kontext der Dokumente hervor. Allerdings hatten 86% dieser Frauen keine Kinder, was immerhin einen längeren Witwenstand hindeutet.²⁰⁸ Diese, nicht durch ein familiär erwirtschaftetes Vermögen gestützten, Frauen arbeiteten vor allem im Textilgewerbe und in der Hökerei. Sie glichen ihren Mangel an Familienrückhalt durch zwei andere Überlebensstrategien aus: gemeinsames Leben und Arbeiten mit Frauen und durch Anbindung an die Institution Kirche.

Bereits in den *civilitates* fällt auf, dass mitunter mehrere Frauen gleichzeitig Bürgerinnen wurden.²⁰⁹ Zieht man den Befund der Testamente hinzu, wird klar, dass die Frauen zum gleichen Zeitpunkt die Bürgerschaft erwarben, um ihrem Beruf gemeinsam nachzugehen. Auch das Niederstadtbuch zeigt die enge geschäftliche Relation verschiedener Frauen untereinander: Frauen machten mit Frauen Geschäfte.²¹⁰ Die Testamente demonstrieren freilich nicht nur die beruflichen Partnerschaften, die Händlerinnen miteinander eingingen, sondern auch Hausgemeinschaften von Frauen.²¹¹ Immerhin aus 39% der von Krämerinnen ausgestellten Urkunden geht deren gemeinsamer Hausstand mit anderen Frauen hervor. Die karge Sprache der Quellen gestattet es nicht, zu bestimmen, ob Hausgenossinnen miteinander verwandt waren oder nicht.²¹² Auch die Ausstattung mancher *ancillae* legt nahe, in jenen jüngere Berufskolleginnen und Verwandte zu sehen.²¹³ Berufstätige Frauen tendierten außerdem dazu, ihre Gebrauchsgüter, wie Hausrat und Kleidung unter einer Zahl nicht näher zu ihnen in Beziehung gesetzter Frauen, in denen wir sicherlich Kolleginnen vermuten dürfen, aufzuteilen.²¹⁴

²⁰⁸ Siehe weiter oben genannte Verweise auf die *institrix* Mechthild van Bremen und die *liniscida* Gherberch Almers.

²⁰⁹ *Civilitates* 1328, 171, 176, 177, 178; 1331, 63, 64, 65, 71; 1339, 142, 143; 1340, 160, 161.

²¹⁰ NStB II 13.12.1383, 3; 19.5.1384, 7; 6.1.1387, 4, 6.8.1391, 1.

²¹¹ Siehe weiter oben unter 3.2.

²¹² AHL Testamente *Margareta Borghstraten, civis Lubicensis*, 12.6.1363 (*cognata*); *Rixa Mogeliken*, 4.7.1376; *Telze, relicta Johannis Stortemolen*, 15.7.1376 (*matertera*); *Beke, relicta Tidemanni Sulverbarners*, 9.1.1373; *Elisabeth Poretze*, 6.10.1364; *Grete Kusowe*, 30.4.1351, Schwestertochter; *Margareta, relicta Lamberti lapiscide*, Brudertochter, 27.12.1380.

²¹³ AHL Testamente *Grete Cruses*, 15.8.1358; *Ghertrudis Beckers*, 27.5.1378; *Alheydis Sasse*, 17.7.1369.

²¹⁴ AHL Testamente *Greta dicta Baren*, 29.9.1367; *Lucke de Luynen*, o. T. o. J. 1366; *Ghertrudis Porynes*, 24.4.1374.

Aber die *Margareta Croses* (etwa 22.6.1356) bedachte nicht nur Gertrud Stenes, die Tale, Wobbe, Agnete, Margarete, Sophie und Tale Peters, sondern auch die *domini* Hildemar, Godeke van Ripe, Mathias van Raceborch, Johan Hazenore, Gherard Holtorp und den *frater* Bernard van Grimme. Wieso hatte Margarete so viele Verbindungen zu örtlichen Geistlichen? Vermutlich so wie auch die Hökerinnen durch ihren Beruf oder aber durch eine Bruderschaft. Dies verweist auf die zweite Komponente unabhängiger, weiblicher Erwerbstätigkeit: Zusammenarbeit mit der Kirche. Die enge Kooperation zwischen Hökerinnen oder Krämerinnen und kirchlichen Einrichtungen wurde eingangs schon diskutiert, und dass Kerzenmacherinnen ihren Verdienst durch Kultus und Ritus fanden, liegt auf der Hand.

Die Priesterschaft war aber auch die Hauptabnehmerin der Seidentuche, und aus eben diesem Grunde, werden die Weberinnen Margarete Cros, Jutte Berzekamp, Elisabeth Poretze und andere so zahlreiche Kontakte zur örtlichen Priesterschaft gepflegt haben. Auch aus den Testamenten zweier Priester kann man ihren engen Kontakt zu den in der Textilherstellung tätigen Frauen entnehmen.²¹⁵ Einer von ihnen, Laurens Tasche, war der Sohn des Kaufmanns Johan Tasche und Schwager des Ratsherrn Johan Langhe. Beide Priester beziehen sich auf ihre Bruderschaft: die St. Jacobi-Bruderschaft der armen Priester und Schullehrer.²¹⁶ Auch die Weberinnen Walburg Schonenberch und Elisabeth Stenhaghen gehörten dieser Bruderschaft an.²¹⁷ Die frühere *ancilla* der Ratswitwe Alheyd Wlome und Seidenweberin, Heseke Stenvorde, war ebenso Mitglied dieser Fraternitas wie zwei andere, weiterhin in Alheyds Diensten stehende, Frauen.²¹⁸ Auch eine bei der Familie Rode beschäftigte Frau war eine *consoror* in der Vereinigung.²¹⁹ Jene Margarete beschenkte ihre *domina antiqua* mit einem *lakendok* nächst zu den besten und ihre *domina iunior* mit einem *pannum gracile*, so wie es jener gefiel; die Mehrzahl ihrer *velamina* fiel an ihre Brudertöchter. Ob sie sich mit der Herstellung oder dem Vertrieb dieser *velamina* befasste, wissen wir nicht. Vor allem interessant ist aber außer ihrer Mitgliedschaft in der St.-Jacobi-Bruderschaft ihr Verhältnis

²¹⁵ AHL Testamente *Johannes Holthof, presbiter indigenus dyocesis Lubeke*, 5.10.1358; *Laurentius Tassche, presbiter*, 8.4.1367; *Johannes Tasche*, 3.3.1364, 12.3.1370.

²¹⁶ Zur Bruderschaft siehe LUB III, 93; IV, 477; Monika Zmyslony, Die geistlichen Bruderschaften in Lübeck bis zur Reformation (Beitr. zur Sozial- und Wirtschaftsg., 6), Kiel 1977, S. 49ff.

²¹⁷ AHL Testamente *Wobbe Schonenberghes*, 14.3.1378, 15.7.1382; *Telse Stenhaghen*, 8.6.1357.

²¹⁸ AHL Testamente *Heleke Stenvorde*, 23.6.1356, *Heseke Stenvorde*, 13.9.1358; *Margareta Knoken*, 24.8.1358; *Margareta, ancilla domine Alheydis Wlomen*, 12.2.1362, *Margareta de Ghenin*, 30.5.1367.

²¹⁹ AHL Testamente *Margarete Wychardes*, 11.5.1364, *Margareta Wychardes*, 1.6.1370; *Margareta Wichgardes*, 9.3.1377.

zur Familie Rode: Die offenbar im Tuchhandel aktive Windele Paal, Ehefrau des Ratsherrn Bernard, war eine geborene Rode.²²⁰

Über eine Bruderschaft vertieften die Frauen offenbar nicht nur das Band zur Kirche, sondern bauten auch das Netzwerk zur kaufmännischen Elite auf. Von den kirchlichen Institutionen als Hauptauftragsgeber allein lebender Frauen im 14. Jh. zum Konvent unter sich verschlechternden Bedingungen im 15. Jh. wird es nur noch ein kleiner Schritt gewesen sein.

²²⁰ NStB II 13.12.1370, 6.

Briefe in Lübeck lebender Florentiner Kaufleute an die Medici (1424-1491)

Kurt Weissen

Vor fast hundert Jahren fand der Wirtschaftshistoriker Heinrich Sieveking bei der Suche nach Dokumenten zur Buchhaltungsgeschichte im Staatsarchiv von Florenz acht Briefe, die der in Lübeck lebende und arbeitende Florentiner Kaufmann Gherardo Bueri in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an Mitglieder der Familie Medici geschrieben hat. Ausschnitte aus diesen Dokumenten publizierte er in einem Aufsatz über die Rechnungsbücher der Medici.¹ In Anbetracht der vielen interessanten Informationen, die diese Quellen für die spätmittelalterliche Handelsgeschichte des Hanseraums und das Leben eines florentinischen Kaufmanns im Ausland enthalten, ist eine vollständige Edition längst überfällig. Diese bietet gleichzeitig die Möglichkeit, die seit hundert Jahren tradierten Falschlesungen und missverständlichen Textinterpretationen zu korrigieren. Dabei wird Sievekings Auswahl ergänzt durch vier Briefe von Bueri, die Sieveking noch nicht bekannt waren, und drei Schreiben von weiteren florentinischen Kaufleuten, die sich vor 1500 in Lübeck aufhielten.²

Die Schreiber standen alle in Beziehung zur Familie von Cosimo de' Medici il Vecchio. Gherardo Bueri war über Cosimos Mutter Piccarda direkt mit der großen florentinischen Bankiersfamilie verwandt. Seit spätestens 1413 lebte und arbeitete er in Lübeck. Er stand zuerst mit dem aus Perugia stammenden Ludovico Baglioni in geschäftlicher Partnerschaft; nach dessen Tod führte er die Unternehmung in Lübeck ab 1426 alleine weiter.³

Giovanni de' Medici schickte 1424 Andrea di Benozzo Benozzi nach Lübeck⁴. Dieser junge Mann kann als Individuum nur wenig erschlossen werden. In den Geschäftsdokumenten der großen Florentiner Bankiersfamilie kommt sein Name sonst nirgends vor. Dennoch muss er ein ausgewiesener

¹ Heinrich *Sieveking*, Die Handlungsbücher der Medici, in: Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse, 151, 1906, S. 1-65. Die Briefe werden auf den Seiten 25 bis 29 behandelt. Die von Sieveking getroffene Auswahl der edierten Briefstellen lässt den Eindruck entstehen, dass er vor allem Passagen wegließ, die entweder schwer verständlich waren oder deren Transkription Mühe bereitete.

² Fotografien dieser Briefe sind im Internet zu finden: <http://www.archiviodistato.firenze.it/Map/>

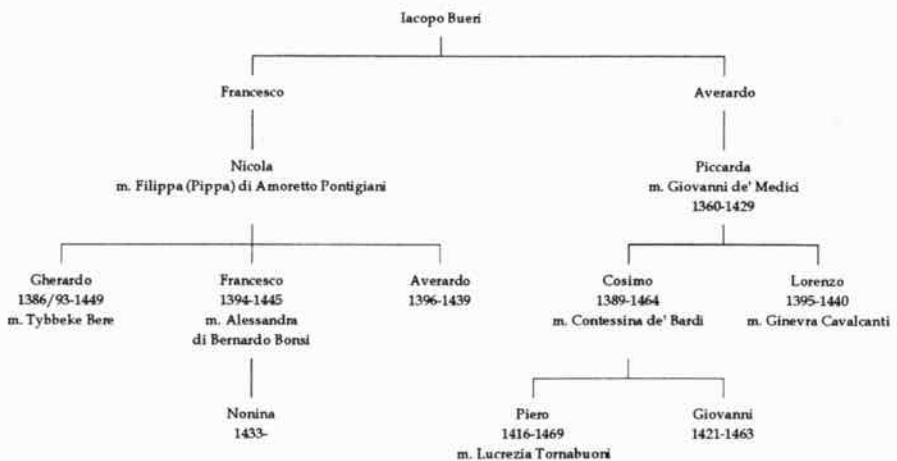
³ Ausführlich zu Gherardo Bueri: Gerhard *Fouquet*, Ein Italiener in Lübeck: Der Florentiner Gerardo Bueri (gest. 1449), in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, 78, 1998, S. 187-220.

⁴ Zur Geschichte der Medici-Bank s. Raymond *de Roover*, The Rise and Decline of the Medici Bank (1397-1494), Cambridge (Mass.) 1963.

Bankfachmann und Vertrauter von Cosimos Vater gewesen sein, denn sonst würde sich nicht erklären lassen, dass er in den Norden geschickt wurde, um die Geschäfte Bueris und Baglionis zu inspizieren. Der erste der nachfolgend editierten Briefe ist einer seiner Berichte nach Florenz, in denen er Giovanni de' Medici über die Geschäftsführung der Florentiner Unternehmung in Lübeck detailliert unterrichtete.

Um 1432 verbanden sich die Bueri mit einer anderen großen Kaufmannsfamilie, als Gherardos Bruder Francesco die um 21 Jahre jüngere Alessandra di Bernardo de' Bonsi della Ruota heiratete.⁵ Ihr Vermögen hatten die Bonsi im Handel mit Gewürzen, Seide und Tuchen gemacht. Alessandras Bruder Niccolò, der als Parteigänger der Medici 1431 in den Auseinandersetzungen um die Herrschaft in Florenz mit der oligarchischen Fraktion unter der Leitung von Rinaldo degli Albizzi aus seiner Heimatstadt verbannt worden war, begab sich nach Lübeck.⁶ Von dort aus schrieb er 1436 einen Brief an Cosimos älteren Sohn Piero, der in den Geschichtsbüchern auch den Namenszusatz „der Gichtige“ trägt.

Verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Medici und den Bueri



⁵ Marcello *Vannucci*, *Le grandi famiglie di Firenze*, (Quest'Italia, 194), Roma 1993, S. 77. – Durch diese Heirat bestand auch eine direkte Verbindung der Bueri zu Roberto Martelli, der während vielen Jahren die Niederlassung der Medici in Rom leitete und diese auch während mehreren Jahren auf dem Konzil von Basel vertrat. Baldassare Bonsi war nämlich mit dessen Schwester Nera Martelli verheiratet.

⁶ Archivio di Stato di Firenze (ASF), Capitani di Parte, numeri rossi, 65, c. 10v-11r. Dort eine Aufstellung seines durch die Stadt beschlagnahmten Besitzes.

Der vierte Briefschreiber ist Francesco della Casa, der in der Geschichtsschreibung vor allem durch eine Reise bekannt ist, die er im Jahre 1500 zusammen mit Niccolò Machiavelli an den Hof des französischen Königs Ludwig XII. unternahm. Fast zehn Jahre vorher hat er als Angestellter der Medici-Filiale in Rom auch eine lange Reise in den Norden Europas unternommen, wie ein kurzer Brief aus Lübeck vom 5. November 1491 belegt. Es ist eine kurze Notiz an seinen Vetter Pandolfo, der in Rom eine Bank betrieb, dass er sehr mit seltsamen Geschäften beschäftigt sei. Dies war nicht sein erster Aufenthalt in der Stadt an der Trave, denn in einem Brief vom 27. April 1491 an Piero da Bibbiena, den Kanzler von Lorenzo il Magnifico, erwähnte er bereits eine Rückkehr aus Deutschland nach Rom.⁷

Mit Ausnahme des ersten Briefes handelt es sich bei den hier publizierten Schreiben nicht um Geschäftskorrespondenz, sondern um den Briefverkehr zwischen Verwandten und Freunden. Sie enthalten jedoch kaum private und gar keine intimen Informationen, sondern beschränken sich auf die Behandlung von Familienangelegenheiten. Wenn jedoch zwei Handelsherren miteinander korrespondieren, so ist es nicht verwunderlich, dass dennoch mehrfach auf kommerzielle Angelegenheiten eingegangen wird.⁸ Den informellen Charakter dieser Schreiben zeigt auch die Tatsache, dass Bueris Briefe nicht alle von derselben Hand geschrieben sind, denn offensichtlich ließ er durch Handlungsdienere ausfertigen. Auch Kodierungen von Namen oder Vorgängen, wie sie in kommerziellen Schriftstücken dieser Zeit häufig zu finden sind, enthält nur der Brief von Benozzi.

Post

Die Briefe zeigen mehrfach, wie schwer es den in Lübeck lebenden Florentinern fiel, den Transport ihrer Briefe in den Süden zu organisieren. Die Florentiner benutzten nicht den fest eingerichteten Postdienst, der zwischen Brügge und Lübeck bestanden haben soll, sondern gaben ihre Korrespondenz Reisenden mit.⁹ So blieben Briefe wochenlang liegen, weil sich niemand fand, dem man sie hätte mitgeben können (14-07, 11-10)¹⁰. Kam dann jemand

⁷ ASF, MAP 124, 45: „...dapoi che tornai della Magnia ...“.

⁸ Zur Klassifizierung von Dokumenten italienischer Handelsgesellschaften der Renaissance vgl. Federigo Melis, *Documenti per la storia economica dei secoli XIII-XVI*, (Pubblicazioni - Serie I, Documenti, 1), Firenze 1972.

⁹ Gerhard Neumann, *Vom Lübecker Botenwesen. Ein Beitrag zur Frage der Kommunikation am Ende des Mittelalters*, in: Werner Neugebauer (Hg.), *Aus der Geschichte der Post in Lübeck*, 2 Bdd., Lübeck 1980-1981 (Senat der Hansestadt Lübeck, Amt für Kultur, Veröffentlichungen 13, 14), Bd. 1, S. 11-17.

¹⁰ Die Klammerangaben beziehen sich auf den entsprechenden Absatz in der nachfolgenden Briefedition. 14-07 meint also Absatz 7 in Brief 14.

überraschend vorbei, der in den Süden unterwegs war, so brach man lange Schreiben ab, um den Boten nicht aufzuhalten (04-05, 02-31). Meist waren diese Boten die eigenen Handelsdiener, die Bueri mit Waren zu den Medici-Filialen in Venedig, Basel¹¹ oder Brügge schickte (02-02, 02-21, 06-02, 09-06, 07-05, 09-07, 02-28). Der Rückweg scheint vor allem über Brügge organisiert worden zu sein (08-06, 09-07). Sicherheitshalber wurden manchmal auch Abschriften erstellt, damit wenigstens eines der Schreiben beim Empfänger auch ankam (01-02, 06-07, 02-28). Diese Umstände lassen deshalb nicht erstaunen, wenn Bueri schreibt, dass er einen Brief aus Florenz vom 5. November erst kurz vor dem 20. Januar erhalten habe (11-03).

Die Bündel mit Briefen an verschiedene Adressaten wurden meist zu Bueris Bruder Francesco nach Florenz gebracht, der dann für die Feinverteilung zuständig war (06-02, 03-02, 04-02) oder der Erstempfänger wurde gebeten, die beiliegenden Schreiben weiterzuleiten (01-08).

Geld und Pelze

Die Briefe aus Lübeck führen zu einer Neuinterpretation des Engagements der Medici in Lübeck. Wurde bislang davon ausgegangen, dass Bueris Unternehmung in keinerlei rechtlichen Verbindung zu den Geschäften von Giovanni und Cosimo de' Medici stand, so enthalten die Schreiben von Benozzi und Bueri viele starke Hinweise, dass mindestens zeitweise ein Beteiligungsverhältnis bestand. Wie anders lässt sich erklären, dass Benozzi in Giovanni de' Medicis Auftrag die Bücher (01-12) in Lübeck einsehen kann? Auch die Verrechnung von Guthaben und Schulden von Bueri mit den Bardi und den Medici weist eher auf die Abrechnung einer *Accomenda* hin, als auf die Saldierung von Einzelgeschäften (02-06, 02-07, 02-09 bis 11). Alle diese Hinweise beziehen sich auf die Zeit vor Giovanni de' Medicis Tod im Jahre 1429. Für eine direkte Beteiligung Cosimos an der Niederlassung Bueris finden sich keine Indizien mehr.

Die Adressaten der Briefe lebten alle in Italien und scheinen sich für die lokalen Geschäfte Bueris im Norden nicht interessiert zu haben. Ebenso wenig ist über die Waren zu erfahren, die im Süden für den lübischen Markt gekauft wurden (02-03). Alle kommerziellen Informationen stehen deshalb in Beziehung mit dem internationalen Handel zwischen dem Norden Europas und Italien. Als Hauptgeschäft tritt dabei klar die Abwicklung des Zahlungsverkehrs mit nordeuropäischen Geldern an die römische Kurie hervor. Die Annatenzahlungen und der Transfer von Ablassgeldern war bis zu den Be-

¹¹ Zur Medici-Bank in Basel vgl. Kurt Weissen, Die Bank von Cosimo und Lorenzo de' Medici am Basler Konzil (1433-1444), in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 82, 1995, S. 350-396.

schlüssen der Reformkonzilien in Basel und Ferrara eine wichtige Einnahmequelle für den Bankier in Lübeck, wurden dann aber durch die meisten deutschen Fürsten und Städte dem Papst verweigert. Bueri hoffte, dass sich die alten Zustände wieder einstellten, als sich König und Papst 1448 im Wiener Konkordat auf die Leistung von Zahlungen an die Kurie einigten. Sofort bemühte er sich bei den Medici und deren Filiale in Rom um das päpstliche Privileg für den Transfer dieser Gelder (14-10, 15-06).

Auch bei den Aufenthalten von Francesco della Casa in Lübeck ging es um den kurialen Zahlungsverkehr. Der Direktor der römischen Bank der Medici sandte ihn nach Lübeck, um dafür zu sorgen, dass der päpstliche Legat Raimondo Peraudi soviel Geld wie möglich an Papst Innozenz VIII. schickte. Am besten alle 20.000 Dukaten, die er einst versprochen hatte.¹²

In Bueris Briefen werden keine Einzelgeschäfte besprochen, denn diese gehörten in die Handelskorrespondenz, geschrieben wurde aber wiederholt über seine grossen Schwierigkeiten, die Konten auszugleichen. Da bedeutend mehr Geld in den Süden als in umgekehrter Richtung floss, konnten die Bilanzen der am Zahlungsverkehr beteiligten Banken nicht einfach durch die Verrechnung von Wechseln ausgeglichen werden. Bueri musste Ware auf die internationalen Handelsplätze zum Verkauf bringen. Der erzielte Erlös wurde dann den bezogenen Banken zugewiesen. Wichtigster Umschlagplatz für Bueris Warengeschäfte war Venedig (04-04). Von den Schwierigkeiten, dort rechtzeitig genügend Ware verkaufen zu können, handelt in weiten Teilen Benozzis Brief (01-03 bis 06, 01-12). Verärgert reagierte Bueri, wenn eine der Medici-Filialen Wechsel auf ihn auf einem Handelsplatz bezog, auf dem er kein Guthaben hatte oder nur schwerlich Ware hinbringen konnte. Er wollte seine Geschäfte über Venedig abwickeln und zeitweise über Basel und Frankfurt, nicht aber über Brügge (02-04, 04-04, 04-06, 06-03).

Es scheint nicht immer einfach gewesen zu sein, vom hohen Norden aus, Schuldner in Rom zu belangen. Es war deshalb sehr willkommen, wenn sich ein durchreisender Kleriker fand, der sich bereit erklärte, seine Beziehungen in der Ewigen Stadt spielen zu lassen, um die Ausstände mittels einer Exkommunikationsandrohung eintreiben zu helfen (01-10). Mühsam und aufwändig gestaltete sich auch der Einkauf der Waren im Norden und der Transport in die Lagunenstadt. Wichtigste Handelsware waren Felle von Fehen, die in großen Mengen fassweise geliefert wurden (02-26, 02-29). In kleineren Mengen wurde Bernstein verkauft (04-04). Beschafft wurde in Russland und Schweden (02-20, 05-02, 09-04, 12-04). Behindert wurde diese Tätigkeit durch

¹² ASF, MAP 124, 45: „Nofri Tornabuoni mi h  di nuovo in praticata di rimandarmi nella Magnia, di verso il legato per indurlo al mandare pi  danari che potr  al papa, et maxime XX mila ducati che una volta lui ha promesso, donde ne verr  commodo et proficto al bancho.“

Kriegswirren (08-06), kriegsbedingte städtische Ausfuhrverbote (06-05) oder die Verknappung der Ware wie durch große Waldbrände in der Umgebung von Moskau (09-04). Dass seine Transporte auch überfallen wurden, ist in anderen Quellen überliefert. Hinweise auf protektionistische Maßnahmen der Hanse sind in den Briefen nicht enthalten.

Der Warenstrom wurde von Handlungsdienern aufrechterhalten, die bis nach Schweden reisten, um einzukaufen (09-03), und mit ihren voll beladenen Wagen regelmäßig auf den Straßen zwischen Lübeck und Venedig unterwegs waren (01-13, 02-05, 02-24, 02-25, 11-08). Bueri hat auch einmal einen Versuch unternommen, in Venedig ein eigene Niederlassung zu gründen und hat dafür einen Deutschen in die dortige Medici-Filiale zur Ausbildung geschickt. Cosimo de' Medici scheint aber von diesem jungen Mann nicht überzeugt gewesen zu sein und das Vorhaben wurde nicht realisiert (02-16).

Häufiger als über die als Massenprodukt gehandelten Fehenfelle wird in den Briefen über die Wünsche reicher Italiener nach speziellen Luxusprodukten aus dem Norden berichtet. Diese Produkte waren nicht nur für den Handel bestimmt, sondern in erster Linie für den persönlichen Gebrauch von Mitgliedern der Familie Medici oder befreundeter Fürsten wie dem Marchese von Ferrara (02-13, 02-22). Nachgefragt wird besonders nach kostbaren Fuchs-, Marder-, Zobel-, Hermelin- und Wolfspelzen (05-02, 09-03, 09-04, 11-07, 12-04, 12-07, 13-04, 13-09, 14-04, 15-05) und Pferden (02-13 bis 15, 02-22).

Plinius

Bueri wurden von Cosimo auch Aufgaben übertragen, die mit Handelsgeschäften nichts zu tun hatten, für den mächtigen Verwandten in Florenz aber dennoch von großer Bedeutung waren: das Besorgen von lateinischen Manuskripten für die Bibliothek der Medici. Zum ersten Male wird sein Name in diesem Zusammenhang in einem Brief von Poggio Bracciolini an Niccolò Niccolini vom 8. Januar 1428 erwähnt. Ein Gelehrter hatte in Rom erzählt, er habe im Zisterzienserkloster Sorø in der Diözese Roskilde eine zweibändige Handschrift mit den zehn Dekaden des Titus Livius gesehen. Niccolini solle sich nun darum bemühen, dass Cosimo an Bueri in Lübeck schreibe, damit dieser dem Kloster persönlich einen Besuch abstatte.¹³ Wie dieses Geschäft weiter ging, ist nicht überliefert, doch war es kein Einzelfall, wie aus dem Brief Bueris vom 29. Mai 1439 an Cosimo zu erfahren ist. Er hatte von den

¹³ Phyllis Walter *Gordan*, *Two Renaissance book hunters. The letters of Poggio Bracciolini to Nicolaus de Niccolis*, (Records of civilization: sources and studies, 91), New York 1974, S. 120. Dale *Kent*, *Cosimo de' Medici and the Florentine Renaissance. The patron's oeuvre*, New Haven 2000, S. 25.

Dominikanern in Lübeck ein Plinius-Manuskript ausgeliehen und dafür fl 100 als Sicherheit hinterlegt. Die Handschrift hatte er an Cosimo nach Florenz geschickt, wo sie vermutlich Kopisten übergeben wurde. Nun erwachsen Bueri in Lübeck wegen dieses Handels aber große Schwierigkeiten, denn die Prediger glaubten, diese Bücher seien verloren und wollten sie unbedingt zurück. Bueri hatte seinerseits Angst um sein Pfand und bat Cosimo, er solle die Schriften an seinen Bruder Francesco übergeben, der sie dann auf dem Wege über Venedig an die ängstlichen Mönche zurückschicken werde (04-03). Ob die Bücher je in den Norden zurückfanden, ist nicht sicher; im Inventar von Piero de' Medici von 1464 wird bemerkenswerterweise auch ein auf fl 100 geschätzter Plinius aufgelistet.¹⁴

pater familias

Obwohl Gherardo weit weg von seiner Heimatstadt lebte und das Bürgerrecht Lübecks annahm, kümmerte er sich auch von der Hansestadt aus um alle wichtigen familiären, kommerziellen und politischen Vorgänge in der Stadt am Arno. Er gab seine Verantwortung als *pater familias*, die ihm nach dem Tod seines Vaters über die eigene Familie und die seiner Brüder zufiel, nie auf. So mischte er sich ein, als sein jüngerer Bruder Francesco ein Haus kaufen wollte (02-08, 02-23). Als dieser Bruder 1445 starb, versuchte er von Deutschland aus, den Nachlass des Verstorbenen zu regeln und sich um das Wohl der Hinterbliebenen zu kümmern. Mehrfach schrieb er an die Medici, sie möchten ihm als seine Verwandten helfen, die Angelegenheiten Francescos zu ordnen. Besonders lag ihm am Herzen, dass es der Witwe an nichts fehlte und dass die älteste Nichte Nonina gut und schnell verheiratet wurde (07-04, 08-04, 09-05, 11-04, 11-05, 12-05, 12-06, 13-05, 13-06, 13-08, 14-06, 14-09, 15-04).

Das florentinische Verständnis der weit verzweigten und dennoch eng verbundenen Familie als Kern der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Strukturen zeigt sich in den engen Bindungen der Bueri und Bonsi an die Medici. Haupt des in diesen Briefen abgebildeten Netzwerkes waren Giovanni, dann Cosimo de' Medici, die auf die wirtschaftliche und politische Unterstützung der schwächeren Glieder zählen konnten. Bonsi zeigte diese politische Verbindung mit der Casa Medici in seinem Brief mit aller Deutlichkeit (03-03 bis 05). Im Gegenzug erbrachte Cosimo viele Leistungen durch die

¹⁴ Fouquet, wie Anm. 3, S. 216. Über diesen Handschriftenhandel berichtet auch Vespasiano da Bisticci. Vgl. die Fassung von Bisticci bei Arnold Esch, Brügge als Umschlagplatz im Zahlungsverkehr Nordeuropas mit der römischen Kurie im 15. Jahrhundert: die vatikanischen Quellen. In: Hansekaufleute in Brügge. Teil 4: Beiträge der Internationalen Tagung in Brügge April 1996. Hg. v. Nils Jörn et al., Frankfurt, Bern u. a. 2000, S. 109-136, S. 127.

Unterstützung in sozialen Notlagen, indem er sich als Prokurator um die Belange der anderen kümmerte (07-03, 08-05, 11-09).

Cosimo war aber offensichtlich der Meinung, dass Gherardo nicht auf Dauer von Lübeck aus, die Interessen seiner Familie wahrnehmen könnte und forderte ihn auf, nach Florenz zurückzukehren. Gherardo erwiderte, dass er nicht so plötzlich abreisen könnte. Er versprach jedoch, dass er dem Wunsch aus der Heimatstadt entsprechen werde. Besonders fühlte er die Verpflichtung eines Florentiners, der Stadt zu dienen, als er erfuhr, er sei aus den Namen der wählbaren Bürger für ein städtisches Amt ausgelost worden (06-06). Doch seine Abreise zog sich hin und aus Florenz kam der Vorwurf, er weiche aus und wolle gar nicht (10-02). Schließlich schrieb er 1447, dass es noch mindestens drei Jahre gehen werde, bis er die Geschäfte in Lübeck aufgelöst habe (11-05), versprach Cosimo aber, wirklich heim zu kommen (15-06). Diesen Zeitpunkt erlebte Gherardo Bueri nicht mehr, denn er starb im Jahre 1449.

Vorbemerkungen zur Briefedition

Bei der Transkription der Briefe wurde neben wissenschaftlicher Korrektheit auch auf Leserlichkeit großen Wert gelegt. Es wurden dabei die Editionsgrundsätze von Elena Cecchi angewandt, die diese Transkriptionen freundlicherweise selber auch durchgesehen hat.¹⁵ Die Rechtschreibung der Wörter wurde nicht verändert, aber durch die heute üblichen Akzente ergänzt. Dem heutigen Gebrauch angepasst wurde auch die Interpunktion und die Zusammenschreibung der Wörter.

Alle Anmerkungen durch den Herausgeber werden in eckigen Klammern wiedergegeben. Wo Verschreibungen oder versehentliche Auslassungen von Buchstaben die Leserlichkeit erschweren, werden die fehlenden Zeichen zwischen [] angegeben. Ließen die Schreiber Lücken, um diese später zu füllen, werden als Kennzeichnung *** verwendet. Unleserliche Stellen werden durch [...] markiert, wobei jeder Punkt für einen Buchstaben steht.

Brief 1 *Andrea di Benozzo Benozzi an Giovanni d'Averardo de' Medici, (Lübeck, 1424 Dezember)*¹⁶

[01-01] + Al nome di Dio, a dì *** di diciembre 1424

[01-02] A questi dì pasati v'ò scritto abastanza per più dopie letere, le quali atendo abiate aute, sì che per questa v'arò pocho a dire.

¹⁵ Vgl. *Melis*, wie Anm. 8.

¹⁶ ASF, MAP, f. 1, Nr. 236. Papier.

[01-03] Chome per più altre v'ò detto, sopra de' fatti di questo chonto a niuna altra chosa atendiamo Be+¹⁷ ed io se none arechagli in saldo, e non ci mancherà se none che Be+ s'áne a chiarire cho' vostri di pa22¹⁸ di cierte partite s'áno a chiarire e rifatto di cierta roba àno anchora di là di suo. Ma non resterà che per questo noi non rechiamo in saldo, e a quello chonto si lascerà lo spatio tanto ch'eglino aviserano di tuto, e dipoi l'achoncieremo. Sievi aviso.

[01-04] Io v'ò detto asai, chome per le letere vedrete a Be+, sopra e' fatti degli interessi in che lui istà ed è stato, chome a bocha mi diciesti, che per lui non e' fa l'attendere a' chanbi per volere rimetere merchatantia, in però che, chome voi sapete, de le merchatantie non si può oggi fare chonto chome già solea, che giunte che l'erono a pa22, e' l'erono spaciate. Ora chonviene ch'ele si spacino a tempo di uno anno o di 18 mesi, e gli interessi si mangiono e 'l ghuadagnio ed ogni chosa. E ògli mostro tuto chiaro, che òne già veduto che questa chonpagnia in 2 anni àno messo a disavanzi per istare in su' chanbi de' remi I/+¹⁹ concio uno, sì che credo che in questo tempo ella verà a 'vere fatto pocho profitto, bene che per anchora non ve lo posso dire, ma penso per lla prima, da questa in là, ve ne potrò meglio avisare, se none in tuto, in parte. Sievi aviso.

[01-05] A Be+ ò mostrato chiaro che volendo lui attendere a questi chanbi, a lui chonverebbe fare ragione di la 2o chontanti, che a volere la 2o roba, avendo 4 mesi di tempo alla fatta, non vegho modo che tutavia none stese in su' chanbi per rispetto che lla roba àne à soprastare; di che a lui ò detto tuto e che gli è meglio avere pincione in mano che tordo in frascha. Di che lui mi dicie che di chontanti non può la 2o perché se chostoro vedesono ch'egli la 2o di chontanti, no llo lasciarebano. Ma Be+ mi dicie che pensa che di questa chonpagnia gli resterà nelle mani, tra de' sua e della donna dateri 2o concio 1o, di che a lui ò detto che a lui chonviene fare chonto che quegli tuto l'anno investa in roba, e anchora troverà qua credito roba per dateri 2o concio uno in due, a tempo di 6 in 8 mesi, sì che in questa forma potrebe la 2o della roba, e no gli starebe in su' chanbi. E lle lo 3o, ch'egli faciese potrebe di subito la 2o chontanti e mandare cholle dette robe, e se lui non tiene questa via, ogni altra via m[i pare] scharsa, sechondo mio parere. Sì che lui verà a uno trato a fare due chose: l'una, che lui rimeterà al tempo, e l'atra che lui ghuadagnierà delle robe e soprastando le robe allo spaciarsi, non potrà dire nè avere pensiero che gli stieno in su' chanbi. Sì che sopra di ciò v'ò voluto avisare perché suso, se vi pare, ci faciate pensiero perché questo mi pare sia il salvamento suo. E se voi ci vedessi migliore via che questa, anchora ne llo potete avisare intorno a quello vi pare e quanto sopra ciò, o quello vi parese, gli direte. Senza mancho penso lui seghuirà e anchora io, da l'atro chanto, ne llo chonforterò anchora.

[01-06] Io vi dissi chome Be+ aveva messo in punto roba per dateri 2o per circha concio .v., per mandare a' vostri di pa22, della quale ne fia apotatore chon questa piV²⁰ suo, per cioè gr 16 . 17 concio 21 libre misura 4, e più dateri 2o pelame 4 di qui, e alla

¹⁷ Kodierte Name. Vermutlich ist damit Gherardo Bueri gemeint.

¹⁸ Kodierte Name einer Filiale der Medici-Bank.

¹⁹ Kodierte Name.

²⁰ Kodierte Name eines famiglio des Kaufmanns in Lübeck.

venuta dell'atro famiglio la 2o i resto per insino a detti dateri 2o concio .v.: che tuto l'a[l]tisimo Idio faccia salvi.

[01-07] Chome per altra v'ò detto, egli iscade a questi di pasati che a Be+ venne per le mani uno prete di qui, il quale à nome maestro Nicholò Sachon che pare, lui sia grande amicho de' vostri di pu 23,²¹ che preghò Be+ che llo servise di remi/+ concio uno pu23, e molto forte ne llo strinse. Di che Be+, vegiando avere a mandare chostà questi suoi famigli e per ghuadagniare questi danari, diliberò fallo, ed io ne llo chonsigliai perché lui mi disse da l'atro lato gli voleva la 2o a' vostri. E adesso, per deto Ormano, la 2o a' vostri di pu 23 dateri 2o pelame .vj. danno per detto chanbio, sì che Be+ mi preghò v'avisasi che in servizio scrivesi pu 23 a' vostri che al tempo, avendogli di chontanti, e' fusono paghati, a ciò che lui non avesse verghogna nè danno. E chosì ve ne priegho che io vi so a dire, chome di sopra vi dichò, che a chamino fia tanta roba tra in gr 1617 e chontanti che lui verà [Rückseite des Briefes] a sodisfare a quanto lui àne a fare, sì che di ciò datevi buona voglia. Ora al presente egli manda chostà a Chosimo²² vostro uno chavaletto baio, chiarretto, ch' è portante, e uno ronzinuzo a Piero²³ suo, il quale gli feci tore perché egli è molto belucio ed è chosa da fatti suoi perché anchora ène portante, acciò che Piero possa venire chon voi alla villa. Che Idio gli mandì salvi. Sievi aviso.

[01-08] E ci sarà una di 2 versi a Chosimo e a Larione²⁴.

[01-09] Altro per questa non v'ò per ora a dire. Christo vi chonservi in filicie stato. Per lo vostro

[01-10] Andrea di Benozzo Benozzi, in Lubiche vi si rachomanda.

[01-11] Chome per altra v'ò detto, egli è stato qua uno meser Giovanni Mainesti, e lui chon Be+ insieme dicie vole aiutare risquotere questi danari di Lodovicho e dicie avere di chorte di potegli fare schomunichare, e già s' è chominciato e credo che si rischoterà, e se niente verete a perdere si sarà uno pocho di tempo, ed altro non credo. Soleciterò intorno a ciò quanto mi fia possibile, e credo le chose andranno bene.

[01-12] Dipoi in questo di, Be+ ebbe da' vostri pu23 una praticha tu, per lla quale l'avisano pure sopra e rimetere chostà. Di che pertanto Be+ mi dicie e vede che voi pigliate sospeto sopra e' fatti suoi, di che lui mi dicie, chome per più dopie altre v'ò detto, che vole che voi ne leviate ogni sospetto e che una volta auto ch'e' vostri àno nelle mani, chome che per questa e per più altre io v'ò detto, e voi restasi avere remi I/+ concio uno in uno I/I e che voi non vi fidasi di lui, e' m' à detto ch'ogni volta mi vole rimetegli nelle mie mani o di chontanti o veramente prV tanta roba che sia insino alla soma restasi a 'vere. E lui m' à detto tuto largho, che ogni volta che lui non rimete per llo tempo che verà al tempo debito, o di chontanti o roba, che allora vole che voi no gli

²¹ Kodiierter Ortsname.

²² Cosimo di Giovanni de' Medici.

²³ Piero di Cosimo de' Medici.

²⁴ Ilarione di Lippaccio de' Bardi. Generaldirektor der Medici-Unternehmen von 1420-1433.

crediate più. E per esere voi più chiaro di ciò, dicie che vole ch'io tenga queste scritte per l'avenire e che tuto vadi per lle mie mani. Sì che ove voi pigliate partito nesuno intorno a ccìò e per lle mie mani abiano a pasare le scritte. Io, per la gratia di Dio, penso fare sie che lui non perverà più in su quello è venuto, che io ne gli ò detto tanto a bocha che basta, e credo che lui per l'avenire sarà savio.

[01-13] In questo dì primo è giunto qui Tederigho, suo famiglio, a salvamento: gratia n'abia Idio; e in questi pochi die el manderà indrieto cho resto, chome v'ò detto. Che l'a[]tissimo Idio l'uno e l'atro faccia sano.

[01-14] Chome per altra v'ò detto, a Be+ ò detto di non fare se none quanto mi chometerete e ove voi mi porete, ivi senpre starò; ma chome v'ò detto, a voi mi rachomando quanto io so e posso, che sapete s'i' ò bisogno o no, ch'una volta io mi sono rimesso una volta nelle vostre bracia e mai dal volere e chonsiglio vostro mi partirò nè de' vostri figliuoli.

[01-15] Nobile huomo Giovanni de' Medici, in Firenze.

Brief 2 *Gherardo Bueri an Cosimo de' Medici, (Lübeck, 1434 Juli 18 & 1434 Juli 29)*²⁵

[02-01] +Al nome di Dio, a dì 18 di luglio 1434

[02-02] Io v'ò scritto, charo maggiore, per lo passato quello è suto di bisongno, e l'ultima fu una mia pichola insino a dì 22 del passato, per Meniche, mio famiglio, e restami a fare risposta a una di voi Chosimo, auta per lo detto Meniniche, alla quale per lui non potene fare risposta per rispetto de lo suo spaccio, che qui, chome avete visto, soprastete pocho. Mandilo Idio, e llui e gli atri, a salvamento. Per questa soplirò a fare risposta a quello fia di bisongno.

[02-03] Rimangho avisato quello dite, non sapesti altra volta mi rimandassino lo detto Meniche senza per lui mandare quello avemo chiesto. Ora con Dio sia in servizio, provedete per lo avenire questo non seghua, che avisso non possano fare altrimenti ci riescha, e a noi fa danno. E se volessimo dire noi none avamo di suo, pocho aviano indugiato. Voi siate chostà e vederete bene allo mandare si meterà ongi possibile sollecitudine, e voi provedete allo mio utole chome sono più che certo farete, e queste mie faciende rachomado a' vostri di chostà.

[02-04] Voi dite vero che molto più per me si farà trarre a Roma che a Basilea, ma questo non ssi può mentre le chosse di questo Chocilio e dello papa istanno a questo modo, e convienssi temporegiare. Non è però di que' chanbi di Basilea non ssi faccia bene quando si trova da rimetere per voi e per la via di Franchofordia, e tutto si farà bene, buono, purissimo per modo spero le chosse andranno bene, e questo Choncilio senpre non dovrebbe stare chossì. E di quello dite di sostenermi a fare ongi vantagio potete, vi ringrazio e di chossì vi richordo e mi vi rachomando.

²⁵ ASF, MAP, f. 13, Nr. 74.

[02-05] Per lettere di chonpagnia arete visto quanto per mie' famigli, l'uno doppo l'altro pochi dì, chon lo nome di Dio e di salvamento, ò mandato chostà. E chossì a' vostri per più mie lettere avevo ischrito faciessino vendita innanzi di vai 20 mila, che sse l'aranno fatto, molto per me fia. Sentire da loro l'atendo, e farassi molto per me senpre seghuissino sechondo l'avisso àno da me di qua.

[02-06] I'ò aute le partitte m'avete mandato da Firenze, per le quali apare chome resto a dare da fiorini 215: non credevo fussino tanti. E voi dite che nello 1430 restai avere da loro fiorini 8, e quello poi àno pagato per me fanno quella somma. Ora, per vostro avviso io non ò mai auto niuna partita da' vostri di Firenze da 12 dì di febraio nel 1428 in qua, che per loro partite salde resto io avere lettere mi dissono f. 130 s. 22 a f., sì ch'io vi priegho e gravo mi faciate levare le partitte dallo 1428 in qua, che ssalde me le mandorono, a ciò ch'io possa partitamente achonciare tutto quello per me paghato avessino, e ch'io l'abbia chome prima si può, e no machi: rispondete.

[02-07] Nondimeno questi fiorini 214 e soldi *** da me restate avere, giuntti che fiano questi miei famigli chostà, che Idio a salvamento gli mandi, fatte porre a mio chonto: dichò me ne faciate debitore che tale ragione si chancieli, e avissate quello fatte.

[02-08] Vegho chome de le vostre possessioni, per esere ubrighato a lo Chomune, non potete fare nulla: chon Dio sia. Quello ve ne schrisse Francesco e io fu più per comodità di voi che altro, che quello a voi e di questo e d'ogni altra chossa paresse, sareno senpre chontenti. Ora i' ò dipoi da Francesco e anche da altre lettere, egli à per chonperare una possissione, e dove e chome de lo pregio da lui saprete, che ssechondo ne ssento, n' à bo[ni]ssima derata e molto bene marcha che di nostre terre abiàno; sì che per parte mia e d'Adovardo²⁶ vi priegho e gravo in chasso la detta chonpera avesse a fare, gli vogliate pagare e' detti fiorini 300 e provvedere che chi per voi gli paga sia pressente che lla chartta di detto lu[o]gho dica in noi tre frategli e none altrimenti, ag[i]u[g]nendo chon questa chondizione e chomettendo noi senza legitama reda, detto lu[o]gho s'intendi esere delle rede di Chosimo e Lorenzo de' Medici. E questa ène di volontà mia e d'Adovardo, e priegho voi Chosimo di questo provegiate per quello modo meglio vi pare: che fate, avisatte.

[02-09] Voi dite trovate ch'io resto a dare, per ragione vechia di Lodovicho e mia, fiorini 900, e' quali aparteghono per la loro parte a' frattegli di Bartolomeo de' Bardi²⁷, e chome Ubertino disse gli avevo deto avere pagato tutto²⁸, e chossì dissi ancho a Padova a voi, e che non travate n'abbia mai pagato danaro, e però dite v'avissi chome la chossa passa e ch'io provegha a chanciarlla questa ragione, perché da Ubertino ne ssiate istimol[a]to ch'io di tuto chiarischa: a quello dite intorno a ciò ò bene visto. Ora, per fare risposta a questa parte, no mi richordo mai a Padova a voi di questa ragione nulla mi diciessi, bene vero mi domandasti se la mia ragione avevo achoncio a Vinegia e chome restavo chon loro: avere vi dissi e mostra'vi chome chon loro restavo. Uberti-

²⁶ Adovardo Bueri.

²⁷ Bartolomei d'Andrea de' Bardi, Leiter der römischen Medici-Bank von 1420 bis 1428.

²⁸ Ubertino d'Andrea de' Bardi. Bruder von Bartolomeo. Hatte eine Bank in Brügge und London.

no a Firenze mai none disse nulla, se none uno di per istiza di uno portantino avevo venduto a Nofri Bussini che llo voleva lui mi disse: „tue siete anchora debitore alla ragione vecchia buona somma di danari,“ e ch'io provedessi a chancierarla. Rispossigli ch'io sapevo bene chome ero rimasso chon la buona memori[a] di Larione: e questo fu [Rückseite] quanto gli dissi, e non mai più innanzi.

[02-10] Ora per rispondere, Chosimo, intorno a chancierla chome dite voi potette senpre e lla schritura lo deono mostrare. Questi sono tutti danari di dipositi e che magior parte tochano a Lodovicho, e Lodovicho a me resta a dare da marchi 3 mila, e penso vi richordiate chome nel 1428 quando fu' a Firenze ne lo fondachato dello banche vostro, rimassi con Larione e Bartolomeo e con voi che prima dovevo dire che io restavo a dare di questa ragione in tuto fiorini 1100, de' quali Giovanni vostro padre ne restava a pagare cento per tre chavagli auti, cioè uno portante leardo gli mandò Ludovicho, e uno portante baio gli mandai io per Ermanno, e uno chavalo baio portante tolse d'Adovardo quando lo mandai chostà, sì che fiorini M in tuto restai a dare.

[02-11] E' detti fiorini M rimassi con voi d'andare a Vinegia, dov'era giunto Ghostanzo, mio famiglio, chon più anbra e lì vedrei modo pagare f. 250 o 300 almeno, e lo resto aspeteresti insino fusse pacie in Dazia o che di que' debiti di Lodovicho potessi rischiotere e pagare a pocho a pocho sechondo venissi rischotendo. Ora io fu' a Vinegia e di questi fiorini M nel 1428 fè buoni a voi di là lire 24 s. 8 d. 9 di grossi, chome per li loro libri vedere potete, sì che altro dipoi mai nonn' ò paghato, aspetando senpre pacie fusse. E seghuì poi un pocho treghua, e quella è sutta innaquatta per modo vi ss' è potuto a[n]dare in Dazia ma male sichuri, e fatte chonto 4/5 di que' debiti v' aveva Lodovicho in questi 7 anni suto ghuerra, diventati chativissimi, per modo mai se ne arà danaro. E che chi è morto e chi è andato alla malla ora, non ò rischosso, dipoi fu treghua, f. cento in tuto; sì che vi priegho e gravo, tuto considerato, a questa parte di questa somma mecho abiate un pocho di pazienza e che, chome dicho, questi danari sono di interessi, e per lo chonto di Lodovicho se sarà, può pure ch'io none abbia a sborssare tutto lo mio. Chome sapete, danni assai per Lodovicho ò auti e bene marchi 3 mila a me propio resta a dare, sì che a tutto fatte buono pensiero e risposta.

[02-12] Di quello ch'io rimassi con voi, chome di sopra dicho, andai con Larione a chassa e faciemone schritta. Se ne volette la chopia, lo dite e vi si manderà per lo primo.

[02-13] Rimassi avissato dello portante leardo à 'uto lo marchesse di Ferara²⁹. Sà-mene malle perch' era buona bestia, e bellissima, e vegho lo baio àne fato buona riuscita: per amore di voi ne sono chontento. Arete auto dipoi quello morelo per Giovanni Meuns vi mandai, e dite chome vi fia piaciuto, che penso bene.

[02-14] E gli è forse uno messe ch'io chonperai uno portante leardo pomelato e va bene, ma di dietro à llo ispavento, che quando si parte della istalla forse una balestrata tira su le ghanbe e poi non più. E' bello vi sso dire e saldissimo di piè.

[02-15] Mandai a Piero Francesco uno portantino picholo: dite chome piaciuto vi fia.

²⁹ Niccolò III. d'Este.

[02-16] El mio gharzone vi lasciai, dite, è triste, e però di più presto in qua lo rimanderete, arei charo; e di chossi vi priegho mi dciate che vizio à perch'io facievo chonto, inparata la lingua, metterlo a lo viaggio di Vinegia. Mecho istette 3 anni, e non gli trov[ai] vizio se none ch'era molto istizioso. Avissatemene in servizio lo meglio potete.

[02-17] Avesti la grazia potere istare per la terra de la Signoria: chon Dio sia. Voglia Idio si raveghino, chome a lungho andare forsse faranno.

[02-18] Quando avete auto la pelle dello orosso, dite chome vi fia piaciutta.

[02-19] Di nuovo di chostà vegho che dite; fatemo a piacere a dirmene che pure ne sento volentieri, e ispeziallemente quando fussino buone.

[02-20] Voresti, abatendomi a martore per uno uso, ve ne mandi parechi di quelle brune e belle che venghono di Svezia. Non cien' è suto questo anno. Se volete di quelle di Rossia, che non sono brune e sono chome quelle 40 mandate a 'Dovardo mio chostà per Giovanni Meuns, fate chonto lo cento arete per ducati 40 o in quello torno, e però n'avissate di che ragione volete. Quelle di Svezia sono belle, chosteranno più di ducati 60 lo cento che chome dicho, non ciene sono questo anno. Avissate quante e di che ragione volete, e farò ne sarete benissimo servito.

[02-21] Scrivendo per Ermanno Rossenbergho, mio famiglio, ò una vostra de' di 12 di maggio. Pochas risposta v'achade, che per questa vo l'ò fatta quassi a tutto: per questa ridite.

[02-22] Da chello marchesse di Ferara dicie non fu mai migliore chavallo che quello leardo. Mi ssa malle gli[e]lo avessi a donare e che per voi non lo potessi ritenere. Questi singnori sono a parlamento chon lo re di Dazia, e se tornano chon pacie vedrò di mandare uno belo e buono a mio modo. Avissate chome vi piacìe lo morelo per Giovanni Meuns vi mandai.

[02-23] [Seite 2] Eravate avissato de lo podere voleva chonperare Francescho, e parmi non sia di vostro chonsiglio perché avete paura poghino su lo chatasto e poghino chome prima. Intorno a questa parte gli dissi ancho io faciessi buono penssiero e dissigli ne a pieno innanzi da voi l'avessi e che pensasse ancho allo istato della terra; penso a tutto farà buono penssiero. Idio gli lasci pigliare buono partito.

[02-24] I'ò mandato chostà questo mio famiglio propio, e lla chagione n' è perché sento da Ermanno Rossenbergho mio che ischontrò Nicholò Bruno, mio famiglio [?] perché lui vi mandavo, a' vostri, a vai 14 mila, lo qualle era molto malato, bene che chome l'oste ordinasse, lo mando per buono modo. Nondimeno per maggiore chauteria gli mando chostui dietro, che, sendo in niuno luogho malato, prenda la roba e menila chostì e giunto chostui, dicho di subito rimandino chostui indietro senza roba e che presto sia di qua, e verà anche inparando la via di qui chostì e poi avendo bisogno di lui allo viaggio lo potrò adoperare: é pocho istato mecho, ma buono gharzone mi pare.

[02-25] Alla tornata sua voglio Ermanno che chostui là stia chon lui a piè se ne vengha. Avisate in servizio e chiaramente e' portamenti àne fatti di chostà.

[02-26] Ermanno Rossenbergho mio, ène in punto con 4 tinegli in che sono vai 12900, bellovera vai luci, 1020; ermellini 160. Che Idio per tuto lo mandi a salvamento.

In di 2 di fia a chamino, che none atende se none charichare. In chassa vi si restano da vai 4 mila belovera chonperando degli altri sechondo verane da' chanbi. Pensso fare per modo che senza mancho sarete chontento e rachomandami in servigio a' vostri di chostà queste mie faciende.

[02-27] + Al nome di Dio, a di 29 di luglo

[02-28] Insino a qui è chopia di lettera mandata insino a di 18 di questo. E dipoi, a voi Chosimo, scrissi una mia pichola a di 25 per uno mio famiglo. Non ò vostra, e pocho mi resta per questa a dirvi.

[02-29] Per lo detto mio famiglo vi dissi avere mandato a Vinegia, chon lo nome di Dio e di salvamento, vai 14 mila. Che Dio tutto abbia mandato a salvamento e mandate e noi rachomandate a queste nostre faciende quanto potete.

[02-30] [Rückseite] E' vostri di Firenze m'anno tratto fiorini cento di Reno, e a uno chonto n'anno fiorini 87 1/2 di sugello e tanto n'anno manchare loro di fiorini 215 di sugello: aviso vi sia.

[02-31] Per fretta di chi parte, senza più dire. A' vostri chomandi sono, e a voi mi rachomando che Christo vi ghuardi,

[02-32] vostro Gherardo Bueri, in Lubiche

[02-33] Chosimo e Lorenzo de' Medici in Vinegia, prop[r]i.

Brief 3 *Niccolò di Bernardo Bonsi an Piero di Cosimo de' Medici, (Lübeck, 1436 März 23)*³⁰

[03-01] + Al nome di Dio, a di 23 di marzo 1435³¹

[03-02] Amandissimo e diletissimo quanto fratello maggiore, chome ti riputo, doppo le debite salute e rachomandazioni. Più fa ti scrissi una lettera a di 2 di diciembre, sotto lettera di Francesco Bueri a Firenze, chredendo fussi là. Pensso te l'abi mandatta, e da tte atendevo risposta.

[03-03] Per l'altra t'avisai chome pensavo non m'avesi bene a mente, perché è buon pezzo che d'io non fu' nella terra e chon esso techo avevo pocha 'micizia; ma lo buon amore tu senpre m'ài fatto, in versso di te e di tuti voi io ti prometto, Piero, che maggiore alegrezza e chonsolazione non ebbi mai in questo mondo se non ch'io mi fusi trovato a Firenze a chuesti romori per avere dimostratto lo buono amore e la volontà ch'i'ò di servire chassa vostra, e are'ne auto gran piacere d'esere suto a le mani chon que' chonterani e asasini della patria loro, disupatori, disfacitori delgli uomini che amano il ben vivere. Anche ti dicho, Piero, e' mi pare che Chosimo chon più amici sia suto tropo piatoso, che gli doveano tuti isquartare. Vonmontte non fa mai quera e dicie che chi spicha lo 'npichato, lo 'npichatto inpicha lui, sì che a questi e' sono suti tropi miserichordiossi. Pare che gli abino seminati chome i chavolini, ma non chome io are' vo-

³⁰ ASF, MAP, f. 17, Nr. 7.

³¹ Moderne Zeitrechnung: 1436.

lutto. E mi pare che vi fusi dua mia chongnatti, l'uno è Ruberto de l'Antella, chonfinatto in Anchona, e l'altro Giovanni di Mateo, chonfinatto in Trevigi, a che ti dichò loro vore' fusino suti i primi. Che Idio a tuti facci loro oservare i chonfini, e dopo il tempo de' chonfini dian loro bando di Rubello. Chome di sopra dichò, grande alegrezza mi sarè sutta a esermivi ritrovato, che d'io chon alchuno che m'arieno sequito, io arei fatto dire di me. E pare che l'acidia degli Albizi sia chonfinata a Todi a pigliare alodole, e 'l figliuolo a Ghaetta per melarancie, e Rugina a l'Aquila a pigliare quagle, e lo Schonzolo a Padova, che l'avette chosti apresso, gli potette mandare de' ghanberi a ciò che gli ischusci.

[03-04] Dapoi che d'io non ti poso vicitare chon la persona, lo fo chon la pe[n]na, e mi sarà grand'alegreza e chonforto avere da tte una lettera. I' so che tu se' sì grazioso che in verso di me, tuo servidore, t'ingenierai a farmi una lettera, chon avisamdomi di qualche nuove di nostro paesse e di Romangnia, chome la fa il Singniore di Faenza, e quele giente d'arme, e Niccholò Picinino³² dove si truova, e se 'l chonte Francesco s'achordò chon la legha e chon quanta chondotta. E Niccholò da Tolentino se si rischatata e dove si truova, e Roma per chi si reggie³³.

[03-05] E' pare la Singnoria abia fatto 2 inbasciadori, e da Firenze uno a lo 'nperadore. Avisa chi è quello da Firenze, che Idio di buono ne mandi.

[03-06] Saluta ser Lotto, Bernardo, Antonio, Francesco e Alesandro per mia partte. E se per me si può fare alchuna chossa, n'avisa e sequirò quantto per la tua rimarò avisatto. Per questa non m'achade più a dire.

[03-07] Son senpre a' chomandi tuoi. Christo di male ti guardi e chonservi senpre in filice statto. Per lo tuo servidore

[03-08] Niccholò di Bernardo Bonsi

[03-09] in Lubiche ti si rachomanda

[03-10] Piero di Chosimo de' Medici in Vineggia, proprio.

Brief 4 *Gherardo Bueri an Cosimo de' Medici, (Lübeck, 1439 Mai 29)*³⁴

[04-01] + Al nome di Dio, a dì 29 di maggio 1439

[04-02] Per lo passato v'ò scritto, charo magiore, abastanza, e perché per Francescho mio lo fo ongni dì a pieno di quello è di bisongno e per a voi non dare faticha, farò chon pocho dire.

[04-03] Questa vi fo per avisarvi chome con questi frati predichatori di que' libri di Plinio non posso venire a niuna chonchlosure, anzi quanto più gli trassino, più strani

³² Niccolò Piccinino (1386-1444) und der Graf Francesco Sforza (1401-1466) waren berühmte Condottieri.

³³ Zu diesen Gegnern der Medici vgl. Dale Kent, *The Rise of the Medici Faction in Florence* (1426-1434), Oxford 1978.

³⁴ ASF, MAP, f. 12, Nr. 186. Vermutlich *Sieveking*, wie Anm. 1, S. 28. Er datiert auf den 29. Mai 1449 und gibt als Standort an: Filza 12, n. 180.

gli truovo, e a ongni modo rivogliono i libri, e mecho ne sono suti alla ragione. E infine e' mi chonviene loro rendere i libri o perdere e' fiorini cento di Reno àno di mio e tuto questo fanno eglino perché stimano i libri siano perduti. E però vi priegho e gravo da che avete i libri, non vi sia grave, a ciò io non perda i danari cho questi traditori frati, di dargli a Francesco che a Vinegia me gli mandi, e senza mancho io mi penso chome i libri siano qua, io gli arò di loro a ongni pregio. Di questo vi priegho quanto posso, a ciò non perda que' danari, e Francesco vi darà e' ducati 50 di chamera vi chostorono a vostra posta, che chosì gli àno scritto.

[04-04] Vengho metendo in iscritto le mie faciende per tornare allo tempo detto a Francesco. In questo mezo, facendosi squitino, abiate a mente e Franciescho e me, e di questo vi priegho e gravo quanto posso, e richordate a' vostri di Chorte e di Vinegia queste mie facende siano loro rachomandate; e allo debito ò auto a Vinegia per via di Bruggia ongni di vengho provvedendo. E chome le navi di Rossia cie fiano ch' ongni dì, ne le atendo, fate chonto e' vai e anbra e chontanti manderò assai. E' vai sono ongni dì di qua per meglò valere per più rispetti e così anche a Vinegia chonverà facino; ma mentre quella terra è in ghuerra arò righuardo a non me ne ingrossare e che fia saprete.

[04-05] Per questa senza più dire per freta di chi parte. A voi mi rachomando.

[04-06] Che Christo vi ghuardi

[04-07] vostro Gherardo Bueri, in Lubiche.

[04-08] Chosimo de' Medici prop[r]io, in Firenze.

Brief 5 *Gherardo Bueri an Giovanni di Cosimo de' Medici, (Lübeck, 1440 Mai 31)*³⁵

[05-01] + Al nome di Dio, a dì 31 di maggio 1440

[05-02] Io non t'ò scritto, charo quanto fratello, per lo passato, per none esere achaduto, e a Francesco mio mandai più fa alcune volpe nere e bianche, sutomi mandate di Svezia, e per lui dissi per una chosa strana te le dassi. E chosì ò da Francesco che fatto aveva e di nuovo mi dicie aresti charo insino a 30 te ne mandassi d'ongni ragione, sì delle nere chome delle bianche, e di quelle chome martore. Sie cierto mi seria piacere potertene servire, e di già n'ò scritto a uno mio gharzone ò in Svezia, ma penso sia malagievole averne tante, perch' ele, chome qui, sono rarissime e chare, che per mia meraviglia si tenghono. Nondimeno, Giovanni mio, io nonne lascierò a fare nulla perché sie servito e a pocho a pocho, sechondo mi veranno alle mani, li manderò e Francesco mio te le dia. E non solo questo, ma in ongni chosa potessi, mi puoi chomandare e debbi essere cierto, e per lo parentado e per ongni rispetto, ongni chosa potessi per qualunche di voi seria presta. Non mi ochorre altro dirti, se none che mi rachomandi a Lorenzo, monna Contessina e monna Ginevra e saluta Piero³⁶. Sono tutto tuo. Che

³⁵ ASF, MAP, f. 100, Nr. 23.

³⁶ Contessina de' Bardi, Ehefrau von Cosimo di Giovanni de' Medici; Ginevra Cavalcanti, Ehefrau von Lorenzo di Giovanni de' Medici.

Christo tutti vi ghuardi. E riscrivimi quante volpe ti dà Francesco mio, non vorrei te ne fussino tolte per via: so m'intendi.

[05-03] tuo Gherardo Bueri, in Lubiche

[05-04] Giovanni di Chosimo de' Medici, prop[r]io, in Firenze.

Brief 6 *Gherardo Bueri an Cosimo und Lorenzo de' Medici, (Lübeck, 1440 September 10)*³⁷

[06-01] + Al nome di Dio, a dì 10 di settenbre 1440

[06-02] Io v'ò schritto, charo maggiore, per llo pasato abastanza, e l'ultima fu insino a dì 7 d'aghosto cho lettera di Francescho nostro per lla via di Basilea. Non ò più tenpo di vostre letere; per questa farò chon pocho dire.

[06-03] Nella ultima mi dolsi con voi assai di quanto m'avevano fato i vostri di Basilea che di me aveano fatto trarre a' vostri di Vinegia e Bruggia per fiorini 460 e volevano per questa via tenere in su' chanbi e disfarmi a questo modo. La quale schrittura io nonn' ò achoncia a niuno modo nè achoncierò, che veduto lo stretto chomandamento esere qui fatto che robe niuna di qua si chavasse, doveano pure mecho avere un pocho pazienza e spezialmente esendo da me allo chontinovo avisati non potere chavare robe di qui per llo chomandamento fatto, e se altrimenti no me ne volevano sostenere, lo doveano fare per via di diposito e none avere chorso a' chanbi e cierchare a questo modo di disfarmi. Per altra mia vi dirò di tutto a pieno, e però dirò di meno, e prieghovi e gravovi quanto posso provegiate questo non sia che, chome dicho, io no gli ò acietati nè acietarò.

[06-04] E più si è che sono bene 2 anni pasati Ruberto³⁸ per vostra parte e sua mi s[...].hò di ducati 2000 restavate avere dallo chanbio, di che a Viena e altri luoghi avete avuti asegniamento e ogni speranza manchava loro s'io cholla mia sollecitudine non provedevo e' fusino di qua paghati, e che faciendolo me ne farebe ogni chomodità e agievoleza sapessi domandare, e ch'io gli avessi per llo tenpo volessi, e mille altre chose, e che verso di me senpre ne sarieno chonoscienti, e tuto riputereste avergli da me, e di questo bene 20 letere ò di sua mano, non ché una. E quello che m'anno fatto si è che da Vinegia gl'anno fatti per me trarre a Bruggia, veduto lo chaso fortunato che di qua non si potevano chavare robe e voglongli per me tenere in su' chanbi e sono ducati 2070 quello di nuovo ànni loro tratti, sì che vedete e chonsiderate s'anno ragione o torto di fare a questo modo, avendo io durato fatica e a fanno per fargli loro ritrarre e avendogli apresso di me in merchatantie e non gli potendo di qui chavare, che per cierto, a giudicio di me, mi fanno torto grandissimo, ma alla fine l'aranno fatto a loro medesimo, ch'io none intendo d'acietarli nè di farne altra scrittura. E que' di Basilea mi dichono ongni di restano avere più danari dello Choncilio, solecitando ch'io provegha gli riabino per le mie mani, e molte più proferte fanno che di que' di prima; sì che

³⁷ ASF, MAP, f. 13, Nr. 66.

³⁸ Roberto Martelli. Leiter der Medici-Filialen in Basel von 1433 bis 1438 und Rom von 1439 bis 1464.

vedete se me ne danno chagione ch'io di nulla gli serva. Rischuoato e' loro danari di male luogho perché poi e' me li tenghano in su' chanbi, questo non so io atto a fare ma non é chosa giusta. Ora, Chosimo, io arei molto che dire intorno a questa parte, sono cierto siate savio e intenderete meglo non ve lo so dire. Provedete non mi faciano questo modo, che non è ragione, e di quello fate, avisate, e che se vogliono da me esere serviti di quello restono a 'vere, faciano per modo me ne venga voglia di farlo. Rispondete a pieno intorno a questa parte.

[06-05] Acciò che anche più chiaro possiate vedere e tuto sapere, lo chomandamento è qui duratto mesi otto che roba niuna s' è potuta chavare, che lle robe mie ultimamente per Ghoschalcho a Vinegia mandai più di mesi 1 e 1/1 inanzi, sentende questa praticcha, le chavai di qua. A dì 24 d'aghosto fu dato licienza e a dì 25 e i' ò Rosinberge mio e dipoi, a dì 3 di questo, mandai anche chollo nome di Dio e di salvamento, Giovachino mio. Questi due famigli ànno merchatantia per più di ducati 1600, che schritto ànno a rimanere a Vinegia. Ò in chasa merchatantia per più di ducati 2000. Fo chonto chonverà poter avere Rinaldo a chamino in 4 dì; dipoi 8 o 10 dì arò Ghoschalcho anche a chamino chon più roba per modo [.....] fia di chostà. Mando questi famigli 8 dì o 10 l'uno dopo l'altro perché non si agiunghano a chamino, per portare meno pericholo. Di tutto v'ò voluto avisare e chosì anche n'ò schritto a Ruberto. Preghovi, chome di sopra dicho, provegiate questi torti fatti non mi sia, e che fate avisate.

[06-06] Per una lettera d'uno chortigiano mi scrive ch'io di giugno a l'uscita fu' tratto de' Signiori. Se chosì è, non ò da ringraziare se none Idio e voi, e di più tosto tornerò chostà, pure che pasce fusse, benché sechondo le buone nuove ne sento, penso omai lo ducha la prendeva volentieri. Rachomandovi questa mia facenda quanto posso e simile Francescho mio.

[06-01] A dì 27 d'ottobre.

[06-07] [Rückseite] Questa è solo chopia d'una vi mandai e perché di nuovo vi scrivo, in questa altro non dicho se none se none, avessi auto l'una – dicho l'originale – legiate questa. E a voi mi rachomando. Christo vi ghuardi.

[06-08] vostro Gherardo Bueri, in Lubiche

[06-09] Chosimo e Lorenzo de' Medici, in Firenze, prop[r]i.

Brief 7 *Gherardo Bueri an Giovanni di Cosimo de' Medici, (Florenz, 1446 April 5)*³⁹

[07-01] + Al nome di Dio, a dì 5 d'aprile 1446.

[07-02] Charo fratello, io non ò auto tempo potere atendere la tua tornata per amore del tempo della fiera di Ginevra che mi chaccia, e pure arei auto charo, inanzi alla mia partita, averti favelato, e non è potuto esere. Priegho Idio cie dia grazia presto sani e allegri cie rivegiano insieme.

³⁹ ASF, MAP, f. 8, Nr. 162. Im Inventario des MAP, f. irrümlich auf den 25. April 1446 datiert. Bei Sieveking, wie Anm. 1, auf S. 26 besprochen. Er gibt als Standort Filza 8, Nr. 151 an.

[07-03] Da Chosimo saprai chome di qua sono partito. Idio mi dia grazia metere a 'seghiuzone quello meglio debba esere. I'ò fatto, e Chosimo e te, miei procuratori a fare tuto quello potessi fare io quando fussi presente, e chon podestà di sostituire e' compagni; è notaio, ser Tomaso Cioni⁴⁰; quando achadesse adoperarlo, lo puoi fare.

[07-04] Io ti rachomando, Giovanni, questa famigliuola que lascio e che almeno del mese una volta facci motto alla Sandra se di nulla avesse bisogno, bench'io la lascio di modo che dè vivere se lla graveza la lasciassono stare. Aiutola in quello che puoi senza tuo danno, e di questo ti priegho e gravo quanto posso, e spezialmente la Nonina, che puoi vedere chom' è grande e bene che di pocho tempo sia in llà la persona. Onne gravato Chosimo e soprattutto per lei è che si cerchi d'alogharla bene e non si ghuardi a pichole chose che, aloghandola bene lei, l'altre sirochie ne fiano di meglio. E bene che llo padre Francescho abbia loro fatta la dote per troppo tempo puovisi pigliare su de' modi chon torvi su sichurtà o altri modi, chome a te e Chosimo paresse meglio che llo tempo non può ella a niuno modo aspetare. E chom' io dichò, se a questo io avessi a fare nulla, me ne avisate a farollo volentieri. Ora, Giovanni mio, questo fatto à esere tuo perché Chosimo à tante de l'altre ochupazioni che non può atendere a tante chose: fa ch'ella ti sia rachomandata, che oltre l'averne di Dio, n'arai lode del mondo; io sempre ne sarò tuo schiavo, e questa facenda non ti posso troppo rachomandare, e soprattutto che s'abbia righuardo a 'logharla bene.

[07-05] Partomi questa ora per esere a Ginevra e poi a Lubiche: mandimi Dio per tuto a salvamento. Quando nulla m'avessi a scrivere, lo puoi fare, e da' le lettere a Bernardo Portinari⁴¹, che me le manderà per la via di Bruggia. E quando sarò a Lubiche darò ordine che arai le martore tue e di quelle volpe bianche.

[07-06] Non è bisogno ch'io t'oferi le chose tue, e però se nulla vò di mie, chomanda, che piacere a me sarà potere fare chose tue grate. Rachomandami a tua madre. Che Christo tutti vi ghuardi.

[07-07] tuo Gherardo Bueri, in Firenze

[07-08] Giovanni di Chosimo de' Medici, in Firenze, prop[r]io.

Brief 8 *Gherardo Bueri an Giovanni di Cosimo de' Medici, (Genf, 1446 Mai 8)*⁴²

[08-01] .G. de' Medici

[08-02] + Al nome di Dio, a dì 8 di maggio 1446

[08-03] Io non t'ò scritto, charo fratello, dipoi mi partì di chostà, e in verità duro mi seppe la partita, chonsiderando non potere favellare nè fare motto nè a te, nè a tua

⁴⁰ Ser Tommaso Cioni ist in den Notarslisten, welche im ASF aufbewahrt werden, nicht verzeichnet. Seine Akten wurden folglich nicht aufbewahrt.

⁴¹ Bernardo di Giovanni Portinari, Leiter der Medici-Filiale in Brügge von 1439 bis 1448.

⁴² ASF, MAP, f. 8, Nr. 148. Vermutlich *Sieveking*, wie Anm. 1, S. 26. Er gibt als Standort an: Filza 8, n. 143.

madre; pure afretandomi questa fiera, non pote' stare più e però m'arai per ischusato, e chosì anche fa' la mia schusa a monna Chontessina, e di questo ti priegho quanto posso.

[08-04] Penso da Chosimo sentirai chome chon lui rimasi de' fatti miei e della mia tornata. Prieghoti alle volte, quando vedi tempo sia, gli richordi m'achonci in modo possa stare a Firenze e achonciandosi le graveze ch'è allo bisogno mio e di que' poveri fanciulli, e provegha per lo modo gli pare. E chosì, anche quando tempo vedi, a' fatti della Nonina faci pensiero. Io farò da lato mio quello possibile fia, avendo bisogno di più danari che di quegli à di dote in sullo Monte⁴³, ma che sopra tuto ella sia bene aloghata, che aloghando bene lei, l'altre àno dipoi a seghuire, e di questo ti priegho quanto posso gli richordi e che del mese almeno una volta faci motto a chasa, e se lla Sandra avesse bisogno di nulla le sovengha e me n'avisa e farò gli arai. Ma fatti della Nonina sopra tuto ti rachomando, ch'è molto grande divenuta.

[08-05] I'ò fatto Chosimo e te miei procuratori a fare quello potessi farò io medesimo, e roghatone lo notaio fè lo testamento di Francescho. Provedete da ora a quello vi pare bene sia, che mi potete leghare a ongni chosa, e di quello farete sarò chontentissimo.

[08-06] Ò bene a mente le martore tue e, chome Dio a Lubiche a salvamento mi manda, darò modo sarai servito bene, giusta mia possa; e chosì di anche a Piero farò de' suoi zibellini, perché di Rossia ò nuove qui per letera ò di Lubiche la [tre]ghua tra rossiani e alemanni esere fatta per 15 mesi, sì che chome sono a Firenze vi mando uno de' miei gharzoni intendentissimo dit[t]e chose che gli spacieranno la facenda sua e di che fia l'aviserò. Prieghoti alle volte mi scri[v]a 2 versi per la via di Bruggia, none avendo altro modo, o per via di Vinegia e avendomi a dire più una chosa che [.....].

[08-07] Non so più che mi ti dire. Parmi una straneza oferirti me o mie chose che me medesimo le reputo. Se nulla posso, chomanda. Rachomandami a Chosimo e monna Chontessina, e saluta tuto lo resto di chasa, e se posso nulla, chomanda. Che Dio tutti vi ghuardi.

[08-08] tuo Gherardo Bueri, in Ginevra.

[08-09] Giovanni di Chosimo de' Medici, in Firenze, prop[r]io.

Brief 9 *Gherardo Bueri an Giovanni di Cosimo de' Medici, (Florenz, 1446 August 25)*⁴⁴

[09-01] + Al nome di Dio, a dì 25 d'aghosto 1446.

[09-02] Io ti scrissi da Ginevra quello era di bisongnio. E giunsi qui a dì 12 di giungnio a salvamento, e trovai la donna malata a morte: fecila atendere per modo ell'è in tuto libera: che Dio lodato ne sia.

⁴³ Zum Monte delle doti vgl. Anthony *Molho*, Figlie da maritare. Il problema della dote nella Firenze del '400, in: *Storia e dossier*, 29, 1989, S. 19-25.

⁴⁴ ASF, MAP, f. 8, Nr. 176. Dieser Brief wurde bereits bei *Melis*, wie Anm. 8, S. 204 f. abgedruckt. Elena Cecchi, die für diese erste Transkription zuständig war, hat freundlicherweise auch diesen Brief noch einmal bearbeitet und den heutigen Normen angepasst.

[09-03] I' ò bene a mente quello mi cho⁴⁵ mi chommetesti di fornirti, per uno paio di maniche, di quelle martore di Svezia brune e per quello fare l'ò chonmesso a uno de' miei famigli, che in Svezia è andato. E' fa chonto alla fiera della Aparizione, a Ginevra, mandartene insino a 60, chome mi chonmetesti: e farò giusta possa n'esserci bene servito.

[09-04] A Piero di ch'i' ò ordinato e' suoi zibellini d'avergli di Rossia chome gli promisi e' fiano begli. Ma fa' chonto de' belli la peza chosterà f. 2, e più tosto più che meno perché qua sono chari e ongni ragione pelleterie ne vaglono più che ll' usato 15 per cento, ed ène chagione ciene sono venute poche questo anno. E chagione n'è che lla principale terra di Rossia – che ssi chiama ch'è Moschova – è arsa, dove sono arse dentro tanti vai, ermellini e zibellini, cha vaglono uno tesoro. E non è de potere fare stima la roba v'è arsa dentro e di panni e d'arienti e d'ongni ragione merchatantie. Di a Piero che, auto arò que' zibellini, gliene manderò almeno insino a cento, almeno per una prioa e, volendone poi più, gl'arà.

[09-05] Io ti priegho, quando t'achade andare verso Santa Maria Novella, faci motto alle volte alla Sandra. E, quando vedi tempo sia, richorda a Chosimo i fatti della Nonina, che vedi chom'ella è grande. E, aloghando bene lei, l'altre sirochie àno a seghuire e però porta alla prima s'abbia buono righuardo: richordalo a Chosimo, quando vedi tempo sia. E sopra tuto io ti rachomando chotesta famiglia: ch'altra speranza non ò, che in Dio e in Chosimo e in voi. Io, dello chanto mio, farò ongni possibilità di venire asomando questi miei chonti per atenere quello v'ò promesso: che Dio me ne dia la grazia.

[09-06] Sento le graveze si voleano achonciare: di a Chosimo per mia parte gli siano rachomandati e non ti increscha avisarmi chome restiano, benché nulla no si vede di vostro. Fa' le mie schuse: a lui non gli scrivo, che non ò tempo. Questa arai per la via di Vinegia, per uno mio famiglo mando là chon robe. In 15 di fo chonto di spaciarne uno altro: mandili Idio tutti a salvamento.

[09-07] Per questa senza più dire, se vòi nulla de qua, chomanda. Rachomandami allo padre e madre e saluta Piero e Piero Francesco e avisa alchuna volta, quando scrivi, di nuove di chostà. E le lettere da' a Giovanni Inghirami⁴⁶, che per da Bruggia me le manderà. Cristo tuti vi ghuardi,

[09-08] tuo Gherardo Bueri, in Lubiche.

[09-10] Giovanni di Chosimo de' Medici, prop[r]io, in Firenze.

⁴⁵ Die beiden letzten Wörter hat der Schreiber durchzustreichen vergessen, denn er wiederholt sie anschließend.

⁴⁶ Giovanni di Baldino Inghirami, Leiter der Medici-Bank in Florenz von 1440 bis 1454.

Brief 10 *Gherardo Bueri an Giovanni di Cosimo de' Medici, (Lübeck, 1447)*⁴⁷

[10-01] Charisimo e amandisimo quanto fratello, io t'ò iscritto per lo pasato quanto è suto di bisongnio, e a questi di ebbi tue lettere, la quale vidi volentieri. Farò risposta al bisogno.

[10-02] E a la parte dove di ch'i' schivo di venire chostà, chon riverenza e' non è vero ch'io ischivo di venire chostà, anzi fo schivo di venire chostà, e sì ti priegho che tu non toglì per male, anzi per bene, e mettimi a entrata questo giungnio dove tu mi vuoi e lì vi mi troverrai; e chosì puo' dire a tuo padre e agli altri, che di chostà non fo chonto partire. Aparechiato a ttuo piacere. Christo ti guardi.

[10-03] Per questa non so che più mi ti dire. Christo ti guardi.

[10-04] tuo Gerardo Bueri, in Lubiche.

[10-05] Giovanni di Chosimo e chonpangni, in Firenze, prop[r]io.

Brief 11 *Gherardo Bueri an Giovanni di Cosimo de' Medici, (Lübeck, 1447 Januar 30/ März 15)*⁴⁸

[11-01] .G. di Chosimo

[11-02] + Al nome di Dio, a di 30 di gennaio 1447

[11-03] Charo e amatissimo fratello. I'ò auta a questi di una tua lettera de di 5 di novembre, alla quale farò risposta a quello achade, e dello piacere auto dello mio essere giunto qui salvo e della liberazione della donna mia ti ringrazio; lo simile ò auto io di voi, sentendo tutti essere sani e stare bene, e di chosì priegho Dio lungho tempo vi mantenga.

[11-04] Ringrazioti che m'avisi la mia brighata stare bene e che nulla manca loro, e chosì ti priegho alle volte quando per altre faciende t'achade andare in là, facci motto alla Sandra e se vedessi nulla le manchasse la sovieni e me n'avisa ch'io non vorei le manchasse nulla, neanche ch'ella facesse mala spesa. Io so m'intendi, e però dirò brieve intorno a questa parte.

[11-05] La mia tornata, chome dissi e rimasi chon Chosimo, volendomi in tuto spichare di qui, non può essere prima che 3 anni. Allora vada la chosa chome vuole, non mancherà. De' fati della Nonina ò paura non passino senza grande danno e schoncio della fanciulla aspetare tale tempo, che m'è scritto di chostà ella diventa molto grande ed è d'avere paura chresciuta ch'ella sia in largheza, veduto di che qualità è la madre e tute le sirochie non si faci grossa, e non paia poi una fanciulla, ma p[i]utosto donna, e che per questo pegiori assai sua chondizione. E trovandomi io di chostà non farei nè

⁴⁷ ASF, MAP, f. 7, Nr. 309. Bei *Sievekling*, wie Anm. 1, auf S. 27 besprochen. Er datiert auf 1448 und gibt als Standort Filza 7, n. 305 an.

⁴⁸ ASF, MAP, f. 8, Nr. 30. Vermutlich *Sievekling*, wie Anm. 1, S. 26.

potrei fare nulla se none riferirmi a quello faciessi voi per avere pocho pratica della terra e chongnioscienza delle gienti. Sì che a ongni modo, Giovanni mio, ti priegho faci chonto questa facenda sia tua e sia in mio luogho a richordarla a Chosimo e sopra tuto ch'ella sia bene aloghata, che essendo bene aloghata lei, le sirochie aranno di meglo a fare. Ora io ti priegho e gravo questa facenda abbi a mente, che bene ch'io ti sia obrighato per molti rispetti siano tenuti più quegli e senpre te ne sarò tenuto, e troppo non ti posso rachomandare questa facienda. Avisami alchuna volta quello ne fate e pensate fare, e a Chosimo quando è tempo chonviene sia rachomandata, che à tante altre ochu-
pazioni, non può atendere e pensare a ongni chosa.

[11-06] Non sarà dopo mia partita rachoncio graveza, quando fusse altrimenti e' fatti nostri che di nostro non si ve[n]da chostà se none la chosa in sulla quale sento non si può porre graveza: abiti a mente in servizio, che troppo m'anno disfatto le graveze.

[11-07] Dicesti a Piero de' suoi zibelini, e vegho chome n'atende uno saggio da me, che chome le navi venghono, ò ordinato per modo gli arà, e se gli piaceranno, gli manderò 100 o 200 o quanti ne vorrà; ma sono chari, e simile ogni ragione, pelliterie. Areti mandato le tue martore, ma atendo d'aver chosa bella e scielta; a Pasqua l'arò e te le manderò; ma per lo meglo te le voglio fare qui chonciare e rimandartele chosi choncie, e farò mia possa ne sarai bene servito e [.....]llo per isperienza.

[11-08] Io sento Giovanni Telani, ch'era mio gharzone, è suto di chostà per sue faciende e da me si partì per modo e forma non l'ò di lodare, anzi di biasimare forte di lui, e qua à fatto non so che chonpagnia, chon tedeschi: Idio voglia ne chapiti chome merita. Se Francesco Ruciellai⁴⁹, figliuolo di Filippo di Nanni, ch'è mio gharzone, è chostà, te ne saprà dire novelle. Egli à 'uto a dire qui M [.....] e chome in chasa vostra mangiava tuto dì, e che chon Chosimo e con voi bene d'achordo [.....] altre zachere. Prieghoti m'avisi, per la prima lettera mi scrivi, se gli è chosì che non lo credo, avendo a me fatto quello che mi fè, non credo da voi fusse ritenuto nè veduto. Ben è vero che in chasa vostra a Vinegia tornò, credo [....]llo, ch'è un pocho suo parente; ma credimi, Giovanni, egli è uno tristo e M chatività m'à fatte e prieghoti per la prima m'avisi quello che della merce dice di qua che servizio me ne farai, ed è buono prima lo sappia.

[11-09] Non so che di[r]ti altro, se none rachomandarti chotesta famiglia mentre non sono chostì, che fo conto, chome sono, siano tutti vostri, e di me non chome di parente potete fare chonto, ma chome di schiavo e di chosa vostra propia. Rachomandami a Chosimo e monna Chontessina, saluta Piero e lla donna per mia parte e [se] à partorito, m'avisa che avete auto. Che Christo tutti vi ghuardi.

[11-10] Tenuta a dì 15 di marzo per non essere achaduto per chi mandarla, e di nuovo non c'è che dire.

[11-11] tuo Gherardo Bueri, in Lubiche

[11-12] Giovanni di Chosimo de' Medici in Firenze, prop[r]io.

⁴⁹ Francesco di Filippo Rucellai wird nach dem Tode Bueris eine eigene Bank in Lübeck gründen und diese bis 1470 weiterführen.

Brief 12 *Gherardo Bueri an Giovanni di Cosimo de' Medici, (Lübeck, 1447 September 25)*⁵⁰

[12-01] G. di Chosimo

[12-02] + Al nome di Dio, a dì 25 di setembre 1447

[12-03] Io ti scrissi per lo passato quello era suto di bisogno, e dipoi non ò tua risposta; per questa dirò breve, e più per buona usanza che altro ti fo questa.

[12-04] Per quella ti dissi chome avevo mandato nelle mani di Francescho Davizi a Vinegia martore 60 belle di Svezia, io dicho le più belle potessi di qua avere, è tuta roba scelta; sì che penso l'arai aute e detto chome piacute ti siano, che penso bene: avisamente. E a questi del banco, c'è a Giovanni Inghirani, farai buoni per me, per chosto di dette martore, fiorini XXXII di sugello, e a Piero arai asengnati e' zibelini 5 gli mandai per una pruovua, e fatto d' avere da llui fiorini 7 di sugello, coè f. 7 di sugello, che fiano f. XXXVIII in tuto. E se gli vuoi prima per Giovanni Inghirani e di quello fai, m'avisa e se di quie vuoi nulla per te possa, avisamente e farò giusta possa di servitene, e scrivimi alle volte.

[12-05] A tuo padre mi rachomanda e prieghalo e richordagli per mio amore abbia a mente e' fatti della Nonina, ch'io sento della persona è grandissima ed è pure di tempo da dovela aloghare, che perde di sua chondizione ogni dì, e llo tempo è di chorne la rosa quando ella è in fiore. Ell' à la dota, chome sai, e bisognando prenderci su o sichurtà o qualche cosa, sono presto a fare d'altro mio più ch'è mio potere. E però richordalo a Chosimo che senza lui e suo aiuto non si può fare nulla e troppo non ti potrei rachomandare questa facienda, che avendo a 'loghare bene lei mi parebbe avere aloghate tute l'altre. Sì che abiti uno pocho l'occhio e lasciati questo fatto andare di chuore e verati fatto ciò che vorei. Io sono in tuto vostro e via più sarò sempre. Questa facienda è senza lunguo dire: te la rachomando.

[12-06] Io non so che più mi dire per questa, se none che ti rachomando la Sa[n]dra e quelle fanciulle; ti richordo lo spaccio della Nonina, e se nulla posso per te, ài a chomandare, io ubidire. Rachomandami a Chosimo e monna Chontessina, e saluta Piero e lla donna. Che Christo tuti vi ghuardi.

[12-07] Avisami se vò di quelle volpe nere e bianche, e farò n'arai; ma sono di qua chare perché d'uno pezo in qua àno richiesta: volici l'una 1/3 di fiorino di Reno o più: aviso ti sia. Richordomi a Firenze me ne domandasti. Io atendo tuto di allo spacio di questa mia ragione. Idio me ne dia e presto, buon fine.

[12-08] tuo Gherardo Bueri, in Lubiche

[12-09] Giovanni di Chosimo de' Medici, in Firenze, prop[r]io.

⁵⁰ ASF, MAP, f. 8, Nr. 24. Vermutlich *Sieveking*, wie Anm. 1, S. 27.

Brief 13 *Gherardo Bueri an Giovanni di Cosimo de' Medici, (Lübeck, 1447 November 20/Dezember 7)*⁵¹

[13-01] Giovanni di Chosimo

[13-02] Al nome di Dio, a dì 20 di novembre 1447

[13-03] Io t'ò scritto, charo fratello, abastanza per lo passato, e più tenpo fa non ò tua lettera. Per questa farò chon pocho dire.

[13-04] Atendo che abia aute le martore 60 per uno paio di maniche che per Otto, mio famiglio, mandai a Francesco Davizi⁵², che non ve le trovarono. Idio voglia non ti siano sute schanbiate. E che se lle arai aute furono bellissime e saranoti piacute, che da tte l'atendo. Per la prima tua lettera avisamene in servizio, e se vuoi altro di qua, domanda, che llo puoi fare, e io ne farò chome se per me propio fuse; e per dette, fa' pore a mio chonto da Giovanni Inghirani fiorini 32 di sugello. E più te ne mandai, per Piero, zibellini 5: dagliele, e fa' a detto Giovanni buoni fiorini 7: in tutto fiorini 39, e di a Piero se nulla altro posso per lui, me ne avisa e farollo volentieri.

[13-05] I'ò sentito ch' è venduta la chasa della via del Sole e che avete e' danari d'esse. Preghoti, Govanni mio, soprattutto, chotesta famigliuola ti sia rachomandata e che soprattutto provegha che lla Nonina sia bene aloghata, che pure e' tenpi venghono apresando; e se bisononio fusse pigliarvi su sichurtà, lo faciate o che di quegli fiorini 350 della chasa e' paghi parte della dota o per quale via e modo meglio vi pare, e molto l'arei che dire intorno e che aloghando la Nonina bene, l'altre sirochie n'arebono di meglio asai. Io chognioscho bene che Chosimo à asai delle altre facende che 'portano asai, ma questo è bisononio gli richordi quando vedi agio⁵³ tenpo, e di chosi ti priegho faci. Io arò⁵⁴ innanzi vostro schiavo, e per questo sarò v[i]è più, che senza voi esendo io bene chostà non poso fare nulla che non chonoscho il mio bisononio senza voi. E però ti rachomando questa facenda quanto posso.

[13-06] Io non so che più mi ti dire per questa, se none che ti rachomando questa mia famiglia, e soprattutto la Nonina. Rachomandami a tuo padre e a tua madre, e saluta Piero, e quando scrivi avisa di nuovo di chostà. Che Christo ti guardi.

[13-07] + A dì 7 di dicembre

[13-08] Insino a qui è chopia⁵⁵ di altra mandata e dipoi non ò tua lettera, per questa chon pocho dire se none che ti rachomando, richordo e gravo t'adoperi per modo la

⁵¹ ASF, MAP, f. 6, Nr. 49. Vermutlich *Sievekling*, wie Anm. 1, S. 27. Er gibt als Standort an: Filza 6, n. 54.

⁵² Francesco Davizi, Angestellter der Medici-Filiale in Venedig.

⁵³ Verschreibung des Kopisten. Im Original steht „a ciò“ statt „agio“.

⁵⁴ Verschreibung des Kopisten. Im Original steht „è ero“ statt „arò“.

⁵⁵ Die Vorlage dieses Briefes, datiert auf den 31. November 1447, ist erhalten unter MAP, Filza 6, Nr. 50. Sie ist mit dieser Kopie abgesehen von wenigen Verschreibungen identisch und enthält den Zusatz mit Datum vom 7. Dezember nicht.

Nonina sia aloghata, che questo mi pare tuto [.....] ch'i' ò adosso e rispondi che fai o pensi di fare e tropo non ti potrei rachomandare questa facienda.

[13-09] Attendo da te chome ti siano piaciute le martore ti mandai per da Vinegia. Avisamene, che penso piaciute ti siano. Rachomandami a Chosimo e saluta Piero. Che Christo ti ghuardi. E se vòì nulla, chomanda.

[13-10] tuo Gherardo Bueri, in Lubiche

[13-11] Giovanni di Chosimo de' Medici, in Firenze, prop[r]io.

Brief 14 *Gherardo Bueri an Giovanni di Cosimo de' Medici, (Lübeck, 1448 Januar 29/März 26)*⁵⁶

[14-01] G. de' Medici

[14-02] + Al nome di Dio, a dì 29 di giannaio 1448

[14-03] Io t'ò scritto, charo fratello, a' dì passati quello è ssuto di bisongnio ed è più tenpo non ò tua lettera, e per questa farò chon pocho dire.

[14-04] Atendo da tte che abia avuto le martore 60 ti mandai e avisato come piaconti ti siano, che penso bene perché erano bellissime, e se vuoi altro di qua, in che io ti posso servire, me ne avisa perché mi sarìa piacere grandissimo potere fare chosa ti fussi a grado, e però me ne avisa perché potendo fare mi sarei servito. Sì che a tte istà lo chomandare e a me l'ubidire, e basti però per sempre.

[14-05] E' gli è buono pezo non ò avuto lettera da Chosimo e' disidero. Atendo sentire di lui e tutti voi buone novelle; in servigo fa' abiamo de' tre mesi una volta, una scritta facendo almeno 2 versi che me ne farai piacere grandissimo.

[14-06] La chasa della via del Sole vendesti e a chi io ò bene visto, che da altro ne sono avisato, ma da tte non ò nulla. Attendo abia avuti e' danari; la dota della Nonina se ne va di per di apressando, sì che ti priegho e gravo, Giovanni mio, che proveghi d'alloghare la Nonina perché è pure di tempo e ongni 'n dì perde di sua chondizione e pare piutosto una donna che fanculla. È di bisongno spesso richordalo a Chosimo che alloghato lei, sarenò fuori d'inpaccio perché di mano in mano faremo poi l'altre. E però ti priegho che mi facci questo servigo, e io m'obrigho contento d'essere tuo schiavo, ma quello fai o pensi fare aviso per ogni tua, e di questo ti priegho quanto posso, e chotesta famigliuola ti rachomando.

[14-07] Tenuta a dì primo di marzo che prima non è achaduto per chi mandarla. Auta, fate risposta a quello che debi fare.

⁵⁶ ASF, MAP, f. 6, Nr. 60. Vermutlich *Sievekling*, wie Anm. 1, S. 27. Er datiert auf den 7. Dezember 1447 und gibt als Standort an: Filza 6, n. 53. Eine Kopie dieses Briefes ist erhalten unter MAP, Filza 6, Nr. 59. Es ist mit dieser Kopie abgesehen von wenigen Verschreibungen identisch und enthält den Zusatz mit Datum vom 26. März nicht. – Bueri verwendete offensichtlich nicht den florentinischen Stil für den Jahresbeginn. Seine Bemühungen um die Gelder der Kollektoren beziehen sich vermutlich auf das Wiener Konkordat zwischen König Friedrich III. und Papst Nikolaus V.

[14-08] + A di 26 di marzo

[14-09] Insino qui è chopia d'una ti mandai de' di primo di questo. Hora non me achade altro se none di raconmandarti e pregarti de lo fato della Nanina, che tropo mi sta sullo chore: che Dio me ne mandi buona nova; e che fai o penssi fare, rispondi.

[14-10] Giovani, i'ò scritto a tuo padre che lui scriva et chometa a Ruberto che ma fazi avere da lo Papa le bolle de la mia chomissione de la choletoria, chomo io avevo da Papa Martino e da Papa Eugenio, che a me 'porta assai per potermi spaciare de qui e soto onbra di quello schoder da chui debo avere per potermeni venire con qualche substanzia. Però, Giovani, io te prego e gravo che con tuo padre provedi che lui ne scriva a Roberto per modo ch'io le abia, che a me 'porta asai, che mil'ani mi pare a eser de qui spaciato. Tu ancho in mio servigio ne di do versi a Roberto, che quetesto fato a voi è d'onore e a me d'utile e chomodità a volermi spaciare di qui e non lassare lo mio adrieto, ch'io so che anchora tu lo vedrai volentieri, però io non te potrei tropo riconmandare quetesta facienda. Io non so che altro dire. La famillglia ti riconmando, e se nulla posso per te, conmanda che presto me arai. Christo ti guardi. Rispondi che fai, e per questa senza più dire, Christo ti ghuardi. Aviso quello è di nuovo di chostà. Che Dio di buono ne mandi.

[14-11] tuo Gherardo Bueri, in Lubiche

[14-12] Giovanni di Chosimo de' Medici, in Firenze.

Brief 15 *Gherardo Bueri an Giovanni di Cosimo de' Medici, (Lübeck, 1448 Juni 30)*⁵⁷

[015-01] G. di Chosimo

[015-02] + Al nome di Dio, a di 30 di giugno 1448

[015-03] Io non t'ò scritto, charo fratello, più tempo fa per non essere suto di bisogno e anche perché io suto malato della mia antica infirmità delle ganbe, pure ne sono forte miglorato, per modo che, grazia di Dio spero di stare bene: che Dio me ne dia la grazia e per lo avenire fo chomto di ristorare.

[015-04] La chasa della via dello Sole rimangho avisato che avete vendita per fiorini 350 e che voi, Giovani, avete auti i danari, che di tuto chontento sono, e sopra tuto vorrei che s'atendesse a maritare la Nonina perché omai n'è lo tempo della persona grande, e de' danari e llo tempo della dota sua ne viene e essendo bisogno [.....] dare qualche modo o di piglarvi su sichurtà o altro, perché la Sandra per quello sento à auto a dire non piglando voi altro modo, lo piglarà lei e non vi so come poi stassono quelle fanciulle che di pegio assai ne starebano. Sì che ti priegho, Giovani mio, quando vedi tempo lo richordi a Chosimo e anche a te sia questo fatto rachomandato che sempre te ne sarò tenuto, benché credo la mala disposizione della terra ne sia assai chagione e [...]

⁵⁷ ASF, MAP, f. 8, Nr. 53. Vermutlich *Sieveking*, wie Anm. I, S. 27. Er datiert auf den 25. Juni 1448 und gibt als Standort an: Filza 8, n. 52.

Dio s'è di suo piacere. Avisa quello che fai o pensi di fare: che Dio ve ne lasci piglare buon partito e arò charo sentire quello farete e troppo non ti potrei rachomandare questa facianda e te ne priegho quanto posso.

[015-05] Non ò mai auto sentore chome ti [...] le martore 60 ti mandai per la via di Vinegia: avisamene, che sanza mancho el'erano bellissime e se altro tu ne vò di qua, me ne avisa che farò giusta mia possa sarai servito e però a te sta lo chomandare. E avisami chome passano i fatti della guera chostà, che Dio voglia non sia tanto male quanto si dicie, e prestivi della sua grazia.

[015-06] Io mando insino chostà a Chosimo, Maffio Franco mio, e lui ti potrà informare per che chagione, ch'è solo per ispacciarmi di qua, potendo, e ritornare chome a Chosimo promisi di fare e a questo diè inpacio [...] chome da Maffio saprai, avevone scritto a Ruberto che mi facesse avere letera di Chorte, e non lo fè, che a me fè schoncio assai e se llo facesse, tanto più presto sarei a tornare. Provegha Chosimo e Giovanni Benci⁵⁸ me facino quello ò loro domandato a ciò ch'io possa tornare e fare quanto ò promesso ch'ongni dì, mille ani mi pare. E ti rachomando Francho per mio amore quanto posso, ch'è huomo che merita ongni bene. Fa' che llui ti sia rachomandato e te ne pregho.

[015-07] Per questa non so che più mi ti dire. Rachomandami a Chosimo e a monna Chontessina, saluta Piero e lla donna per mia parte, dimi chome cresce in famiglia. Christo tuti vi chonservi e ghuardi.

[015-08] tuo Gherardo Bueri, in Lubiche

[015-09] Giovanni di Chosimo de' Medici in Firenze, prop[r]io.

Brief 16 *Francesco della Casa an Pandolfo della Casa, (Lübeck, 1491 November 5)*⁵⁹

[16-01] + Yesus. Addì 5 di novembre 1491

[16-02] Dopo son qui, v' ho scritto per doppie del mio arrivar a salvamento et di mio essere, et per questa non ho tempo di scrivere a lungho perché per Dio sono occupatissimo in tante diverse et strane materie che a gran pena mi può supplire il tempo. Sono in sul vedere certi conti et dar fine a certe robe, et fra 10 giorni spero essere expedito e di ritorno per costì con honore, ma non con tanto contento quanto vorrei perché le materie di qua non sono processe come si sperava, et per lo interesse più d'altri che mio me ne duole. Altro non dico per questa. Christo vi guardi.

[16-03] F. in Lubich.

[16-04] <Pando>lfo della <Cas>a, proprio.

⁵⁸ Giovanni d'Amerigo Benci, Generaldirektor der Medici-Unternehmungen von 1443 bis 1455.

⁵⁹ ASF, MAP 60, Nr. 76.

Kaiser Maximilian II. und Lübeck während des Nordischen Siebenjährigen Krieges (1563-1570)

Jason Lavery

Der Nordische Siebenjährige Krieg maß Schwedens Kräfte gegen eine Allianz aus Dänemark, Polen und Lübeck. Er bildete einen der großen Konflikte um die Herrschaft in der Ostsee während der Frühen Neuzeit und war gleichzeitig Lübecks letzter Krieg gegen Schweden.¹ Die Beteiligung der Hansestadt trug viel dazu bei, diesem Krieg große Beachtung im Reich zu verschaffen. Deswegen bemühte sich Kaiser Maximilian II., den Konflikt durch ein Abkommen, das einen Sieg Schwedens verhinderte sollte, zu beenden. Maximilians Sorgen bezüglich Lübeck wurden von drei Faktoren genährt. Erstens bedrohte der Krieg das wirtschaftliche Gedeihen der norddeutschen Reichsstände. Zweitens gefährdete der Krieg Lübecks Bereitschaft und Fähigkeit, Maximilians Krieg gegen die Türken zu finanzieren. Drittens hätte ein Sieg Schwedens über Lübeck und Dänemark eine mögliche Destabilisierung jener inneren Reichsordnung bedeuten können, die durch den Augsburger Religionsfrieden von 1555 erreicht worden war.

Vorgeschichte des Krieges

Während das Reich nach 1555 eine Periode des inneren Friedens erlebte, begannen sich die Beziehungen zwischen Schweden und Dänemark, die während der vorangegangenen zwei Jahrzehnte relativ gut gewesen waren, zu verschlechtern. Im Jahre 1557 entwickelte sich ein Streit zwischen den beiden Königreichen um den Besitzanspruch des heraldischen Symbols, die Drei Kronen.² Die Könige Christian III. von Dänemark und Gustav Vasa von Schweden, die 1559 beziehungsweise 1560 starben, überließen es ihren Söhnen, Friedrich II. von Dänemark und Erich XIV. von Schweden, diesen Streit zu lösen. Die jungen Könige aber richteten ihr Interesse auf die umfassendere

¹ Johannes Paul, Lübeck und die Wasa im 16. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte des Unterganges hansischer Herrschaft in Schweden, Lübeck 1920 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Freien und Hansestadt Lübeck, Bd. 5, H. 1); Wolf-Dieter Hauschild, Frühe Neuzeit und Reformation: Das Ende der Großmachtstellung und die Neuorientierung der Stadtgemeinschaft, in: Antjekathrin Graßmann (Hrsg.), Lübeckische Geschichte, 3. Aufl. Lübeck 1997, S. 341-432, hier S. 419-423; Jason Lavery, Germany's Northern Challenge: The Holy Roman Empire and the Scandinavian Struggle for the Baltic 1563-1576, Boston u. Leiden 2002; Frede P. Jensen, Danmarks konflikt med Sverige 1563-1570, Kopenhagen 1982 (Skrifter udgivet af det historiske institut ved Københavns universitet, Bd. 12); G.O.F. Westling, Det nordiska sjuårskrigets historia, Teile 1 und 2, in: Historiskt bibliotek 6, 1879, S. 421-601; 7, 1880, S. 41-112.

² Georg Landberg, De nordiska rikena under Brömsebroförbundet, Uppsala 1925, S. 234-237.

Frage nach der Herrschaft über die Ostsee und begannen beide, ihre Streitkräfte zu verstärken. Zudem isolierte Friedrich das konkurrierende Schweden, indem er die Beziehungen zu den deutschen Hansestädten, zu Polen und zu Rußland verbesserte.³ Weitere Spannungen entstanden schließlich durch die Auseinandersetzung um Livland, bei der auch Rußland und Polen als beteiligte Parteien auftraten.⁴ Im Mai 1563 trafen dänische und schwedische Seestreitkräfte vor der Insel Bornholm aufeinander. Der Krieg, bekannt als der Nordische Siebenjährige Krieg, hatte begonnen.

Zwei Faktoren waren ausschlaggebend bei Lübecks Entscheidung, sich mit Dänemark gegen Schweden zu verbünden. Der erste Faktor waren die Versuche der Stadt, die Privilegien zurückzugewinnen, die ihr 1523 von König Gustav Vasa gewährt worden waren. Lübeck hatte diese Privilegien für seine Unterstützung in Gustav Vasas Unabhängigkeitskrieg gegen den letzten König der mittelalterlichen skandinavischen Kalmarer Union, Christian II., erhalten. Sie gestatteten es Lübeck, praktisch den gesamten schwedischen Außenhandel zu kontrollieren, waren jedoch ein Jahrzehnt später zurückgenommen worden, als Schweden und Dänemark ein Bündnis eingingen, um die Vormachtstellung Lübecks, das damals von dem revolutionären Bürgermeister Jürgen Wullenwever regiert wurde, zu brechen.⁵

Der zweite Faktor hängt zusammen mit dem Streit um Livland. Die Macht des Deutschen Ordens in diesem Gebiet hatte seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sehr abgenommen, und im Jahre 1558 besetzten die Russen den livländischen Hafen Narva. Handelsmächte wie zum Beispiel Lübeck unternahmen daraufhin große Anstrengungen, einen direkten Seehandel mit Rußland aufzunehmen. Doch im April 1562 blockierte der schwedische König Erich XIV. Narva, damit der Handel mit Rußland über von ihm kontrollierte Häfen abgewickelt werden mußte. Einige Schiffe, die die Blockade nicht beachteten, wurden beschlagnahmt. Im Jahre 1562 – das Jahr mit dem besten Quellenmaterial – kaperten die schwedische Marine und mit ihr verbündete Piraten insgesamt 32 Schiffe, von denen elf unter Lübecker Flagge segelten. Bis

³ Poul Colding, *Studier i Danmarks politiske Historie i Slutningen af Christian III.s og Begyndelsen af Frederik II.s Tid*, Kopenhagen 1939, S. 77-96 u. 374-392; *Jensen*, wie Anm. 1, S. 30-32.

⁴ Artur Attman, *Den ryska marknaden i 1500-talets baltiska politik 1558-1595*, Lund 1944, S. 153-58; Kund Rasmussen, *Die livländische Krise 1554-1561*, Kopenhagen 1973, S. 93-102; Erich Donnert, *Der livländische Ordensritterstaat und Rußland. Der livländische Krieg und die baltische Frage in der europäischen Politik 1558-1583*, Berlin 1963; *Hauschild*, wie Anm. 1, S. 418 f.

⁵ Michael Roberts, *The Early Vasas: A History of Sweden 1523-1611*, Cambridge 1986, S. 10-24 u. 96-99; *Hauschild*, wie Anm. 1, S. 370-374 u. 391-411; Hans-Jürgen Vogtherr, *Die Geldgeber Gustav Vasas und die Lübecker Außenpolitik*, in: ZVLGA 82, 2002, S. 59-110.

1581, als Schweden Narva wieder von den Russen eroberte, konzentrierte sich Erich auf die Beschlagnahme von lübeckischen Schiffen im gesamten Ostseegebiet.⁶

Lübeck antwortete hierauf mit einer Einmischung in die wachsenden Feindseligkeiten zwischen Schweden und Dänemark. Im Juni 1563 verbündeten sich Dänemark und Lübeck formal gegen Schweden. Gemäß diesem Abkommen versuchte Lübeck die Privilegien von 1523 wieder zu gewinnen und den Handel mit Narva wieder zu öffnen. Im Herbst 1562 trat Polen dieser gegen Schweden gerichteten Allianz bei. Polens Ambitionen bezogen sich auf den Streit über die Herrschaft in Livland und darauf, daß König Erich seinen eigenen Bruder, Herzog Johann und dessen Frau, eine Schwester von König Sigismund II. August von Polen, gefangengenommen hatte.⁷

Maximilian mobilisiert den Kaiserhof

Während der ersten Kriegsmonate zögerte Kaiser Ferdinand I., sich in den Machtkampf einzumischen. Sein Sohn und gewählter Nachfolger, König Maximilian, überzeugte den Kaiser jedoch, eine aktive Schlichterrolle einzunehmen. Er appellierte im Dezember 1563 an seinen Vater, mit einer Friedensinitiative in den Ostseekonflikt einzugreifen. Maximilian listete drei mögliche Gefahren auf, die der Krieg für das Reich darstellen könnte. Die erste betraf die Wirtschaft. Die Reichsstadt Lübeck, so schrieb der König, leide unter den schwedischen Attacken auf ihre Schifffahrt. Negative Auswirkungen ergaben sich dadurch u.a. für die Getreideexporte von Mecklenburg, Pommern und Brandenburg nach Westeuropa, also auch in die habsburgischen Niederlande.

Die zweite Gefahr bestand nach Maximilians Ansicht in der Verbindung des Streites der Ostseeanrainer mit anderen äußeren Herausforderungen. Vor allem fürchtete der König, daß der Krieg die Eintreibung der Türkensteuer erschweren würde⁸, die von den Reichsständen aufgebracht wurde. Sogar unter sonst idealen Umständen gab es manch' säumige Zahler, die Krieg oder Naturkatastrophen als Entschuldigung für ihre ausbleibenden finanziellen Leistungen vorbrachten. Angesichts dieser Situation sorgte sich Maximilian wohl zu Recht, daß Lübeck – das nach Köln und Augsburg den dritthöchsten

⁶ Riksarkivet, Stockholm (SRA), Kaperiräkenskaper 1:1; *Hauschild*, wie Anm. 1, S. 418 f.

⁷ L. *Laurenson* (Hrsg.), *Danmark-Norges Traktater 1523-1700 med dertil hørende aktstykker*, Bd. 2, Kopenhagen 1912, S. 62-83.

⁸ Österreichisches Staatsarchiv, Haus- Hof-, und Staatsarchiv, Wien (HHStA) Dänemark 1 Konv. 1560-1563 fol. 16r-18v, „Zu der Neiß [sic]“ 1. Dez. 1563 Maximilian an Ferdinand (Präs. ohne Ortsangabe 7. Dez. 1563) (Original).

Beitrag zahlte⁹ – und andere wichtige norddeutsche Reichsstände ihren Zahlungsverpflichtungen nicht nachkommen würden.¹⁰ Als der Krieg in der Ostsee fortschritt, bewahrheiteten sich diese Ängste: Lübeck verlangte auf Grund des Krieges eine Herabsetzung des eigenen Beitrages der Türkensteuer.¹¹

Drittens, und am wichtigsten nach Maximilians Meinung, würden fortgesetzte Feindseligkeiten „den gemainen Frieden im Reich betrucken“¹², der bereits beträchtlichem Druck durch die Kriegsteilnahme von zwei wichtigen Reichsständen ausgesetzt war: der Reichsstadt Lübeck und des Königs von Dänemark, in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein. Zudem hätten die Feindlichkeiten jene Unruhen verstärken können, die im Reich um sich griffen, wie zum Beispiel durch Herzog Erich II. von Braunschweig-Calenberg, die Herzöge von Mecklenburg und den Reichsritter Wilhelm von Grumbach.¹³ Schließlich bedrohten auch die Verschiebungen von Tausenden von Söldnern die innere Ordnung.¹⁴

Im April 1564 vollendete der Kaiserhof seinen Friedensplan, der von Maximilian bis an das Kriegsende verfolgt werden sollte. Der Plan sah ein umfassendes Friedensabkommen vor, das von den skandinavischen Königreichen entweder eine Erneuerung ihres gegenseitigen Verteidigungspaktes von 1541 oder eine Zustimmung zu einem 50jährigen Frieden verlangte. Zudem sollte Schweden die Handelsprivilegien von 1523 für Lübeck bestätigen, seine Schulden bezahlen, alle beschlagnahmten lübeckischen Schiffe zurückge-

⁹ Johannes Müller, Veränderungen im Reichsmatrikelwesen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, in: Historischer Verein für Schwaben und Neuburg 23, 1896, S. 115-176, hier S. 153.

¹⁰ Die Eintreibung der Türkensteuer ist ausführlich behandelt in: Winfried Schulze, Reich und Türkengefahr im späten 16. Jahrhundert. Studien zu den politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen einer äußeren Bedrohung, München 1978.

¹¹ HHStA Kleinere Reichsstände 334 Lübeck fol. 47r-52v, 25. Sept. 1567 „Kaysrerliche resolution an die stadt lübeckisch deputierte wegen des schwedischen kriegs“ (Kopie); Antiqua 267 Konv. 5-6 fol. 26r-37v, Lübeck 29. Jan. 1569 Lübeck an Maximilian (kein Eingangsdatum) (Or.).

¹² HHStA, wie Anm. 8.

¹³ Richard Fischer, Der preußische Nusskrieg vom Jahre 1563, in: Altpreußische Monatschrift 28, 1891/92, S. 38-75; Friedrich Ortloff, Geschichte der Grumbachischen Händel, 4 Bde. Jena 1868-1870; Volker Press, Wilhelm von Grumbach und die deutsche Adelskrise der 1560er Jahre, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 113, 1977, S. 396-431; Winfried Dotzauer, Die deutschen Reichskreise in der Verfassung des Alten Reiches und ihr Eigenleben (1500-1806), Darmstadt 1989, S. 316.

¹⁴ HHStA, wie Anm. 8; Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Dresden (Sächs. HStA) Geheimes Archiv 8521/2 fol. 39-40v, o. O. 18. Juli 1563, Ulrich Mordeisen an August (kein Eingangsdatum) (Or.); Jensen, wie Anm. 1, S. 75-76; Maximilian Lanzinner, Friedenssicherung und politische Einheit des Reiches unter Maximilian II. (1564-1576), Göttingen 1993 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 45), S. 517.

ben und in Zukunft von der Kaperei Abstand nehmen.¹⁵ Kurzum, der Kaiserhof bestand auf einem Abkommen ohne schwedischen Sieg. Von seinem Standpunkt aus gesehen waren nämlich die verfassungsrechtlichen und familiären Bindungen des dänischen Königshauses Oldenburg zum Reich weniger bedrohlich als die Verbindungen Schwedens. König Friedrich war nicht nur Herzog von Holstein, sondern auch der Schwager von Kurfürst August von Sachsen, dem – man könnte mit Recht behaupten – einflußreichsten Reichsfürsten der auf den Frieden von Augsburg folgenden Zeit. Wie Maximilian in seinem Memorandum zusätzlich ausführte, rechtfertigte schließlich sogar allein die Wichtigkeit Lübecks im Reich das Eingreifen in den Streit im Ostseeraum.

Gleichzeitig mit dem oben angeführten Friedensplan initiierte der Kaiserhof eine Friedenskonferenz in Rostock. Kaiser Ferdinand rief vier Reichsfürsten zu Hilfe: Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Heinrich II. von Braunschweig-Wolfenbüttel, Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und Kurfürst August von Sachsen. Diese Fürsten hatten im Jahr zuvor erfolglos versucht, eine ähnliche Konferenz einzuberufen.¹⁶ Während des Sommers 1564 trafen nun Repräsentanten von Schwedens Gegnern, dem Kaiserhof und den eingeladenen Reichsfürsten mit Ausnahme von Landgraf Philipp in Rostock ein. Auch Vertreter aus Frankreich und der spanischen Regierung erschienen.¹⁷ Trotz dieser eindrucksvollen Versammlung von Persönlichkeiten verweigerte König Erich die Teilnahme. Des Wartens überdrüssig, beendeten die Abgeordneten das Treffen am 30. Juli 1564.¹⁸ Kaiser Ferdinand war fünf Tage vorher gestorben und Maximilian hatte formal die Regierungsherrschaft übernommen, die er de facto seit einigen Monaten innegehabt hatte.

Das fehlgeschlagene Treffen in Rostock ist typisch für einen jeglichen Vermittlungsversuch: Vermittlung funktioniert nur dann, wenn die kriegführenden Parteien eine solche auch wollen. Die Unfähigkeit des Kaiserhofes, in dieser Sache erfolgreich zu handeln, hatte wenig mit seiner angenommenen Stärke oder Schwäche zu tun. Vielmehr mußte Maximilian warten, bis die streitenden Parteien des Kämpfens müde waren, bevor er erfolgreich intervenieren konnte. Dies hielt den Kaiser jedoch nicht davon ab, es weiterhin zu versuchen; zuviel stand dafür auf dem Spiel.

¹⁵ Sächs. HStA Geh. Arch. Loc. 8099 Dennemarck contra Schweden fol. 18r-28v, Wien 10. April 1564 Ferdinands Instruktionen für die Gesandten Boguslav Felix von Hassenstein und Lobkowitz und Christoph von Carlowitz (Kopie).

¹⁶ *Lavery*, wie Anm. 1, S. 19-40 u. 55.

¹⁷ *Jensen*, wie Anm. 1, S. 112. Landgraf Philipp verweigerte eine Delegation wegen der Beendigung der Gespräche zwischen ihm und König Erik bezüglich einer Heirat des schwedischen Königs mit Philipps Tochter Christine. Siehe auch *Lavery*, wie Anm. 1, S. 61-64.

¹⁸ HStA Dänemark 1 Konv. 1564 fol. 141r-152v, Rostock 30. Juli 1564 (Or.).

Lübeck und die Blockade gegen Schweden

Mit dem Thron erbte Maximilian im Reich zunächst auch die Zustimmung für seine Politik im skandinavischen Machtkampf, da jene Fürsten, die sich in Rostock versammelt hatten, den Friedensplan des Kaiserhofes weiter unterstützten. Angesichts seines geringen Einflusses auf die Streitparteien war Maximilian jedoch nur so stark wie der Konsens im Reich. Diese Unterstützung nahm dann innerhalb der ersten Monate seiner Herrschaft schnell ab. Ursache hierfür waren die Bemühungen Lübecks, Friedrichs II. und des Kurfürsten August, den neuen Kaiser zu bewegen, auf Grund der erfolglosen Verhandlungen und der wachsenden Bedrohung, die Erich für das Reich darstellte, ein Handelsembargo gegen Schweden zu verhängen. Die Gegner Erichs suchten somit Maximilians Vermittlerrolle zu beenden und ihn als zusätzliche Kriegspartei in den Konflikt hineinzuziehen. Am 24. Oktober 1564 traf daher eine gemeinsame dänisch-lübeckische Gesandtschaft in Wien ein, um den Kaiser zu einem Politikwechsel zu bewegen und um die Verhängung eines Embargos zu bitten.¹⁹

Am letzten Oktober lehnte der Reichshofrat, ein wichtiges ratgebendes Organ des Kaisers, dieses Ersuchen ab, denn der Rat fürchtete einen negativen Einfluß auf die Wirtschaft Norddeutschlands. Ein Handelsverbot würde eine eindeutige Unterstützungserklärung für Schwedens Gegner bedeuten und deshalb jegliche künftige Vermittlungsversuche untergraben. Darüber hinaus würden alle Maßnahmen gegen Schweden ohne Zustimmung der Reichsstände ernsthaft die Glaubwürdigkeit des Kaisers gefährden. Der Rat erinnerte an die Erfolglosigkeit der unilateralen Sanktionen, die Kaiser Karl V. gegen Frankreich erlassen hatte. Als Alternative zu einem Embargo legte der Reichshofrat dem Kaiser nahe, Erich XIV. einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der dann zwischen ihm und Friedrich II. während des nächsten Reichstages weiter ausgehandelt werden könnte.²⁰ Maximilian akzeptierte diesen Vorschlag des Rates, und die Dänen und Lübecker verließen Wien mit leeren Händen.²¹

Im Sommer 1565 hoffte dann jedoch Kurfürst August, daß er Maximilian erfolgreich davon überzeugen könnte, seine Position bezüglich eines Handelsembargos zu ändern, um so im Gegenzug 1.000 dringend benötigte Kavalleristen für die türkische Front aus Sachsen zu erhalten.²² Zusätzlichen

¹⁹ P.F. Suhm, (Hrsg.), *Jørgen Rosencrandes til Rosenholm Levnets Lob, skrevet af ham selv 1590*, in: *Dansk Magazin* 4, 1750, S. 193-207, hier S. 201-202.

²⁰ HStA RHR Prot. XVI 23 fol. 181v-185v, 31. Okt. 1564.

²¹ Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin (GSPK) Hauptabt. I Rep. 50. 25 Fasc. 4 unfol., Wien 31. Okt. 1564 Maximilian an die Gesandten (Kopie).

²² Rigsakivet, Kopenhagen (DRA) TKUASD Tyskland Sachsen A I, 7 unfol., Pfaffenroda 12. Juli 1565 August an Friedrich (Präs. Kopenhagen 4. August 1565).

Druck für ein Embargo brachte auch die wachsende Bedrohung, die Schweden gegen das Reich darstellte. Die schwedischen Siege auf See durchbrachen nämlich im Laufe des Sommers 1565 die dänisch-lübeckische Blockade und brachten so die schwedische Flotte vor die Küste des Reiches.²³ Die schwedische Diplomatie reichte sogar noch weiter in das Reich hinein. König Erich XIV. hatte mit Herzogin Christine von Lothringen Gespräche bezüglich einer Allianz aufgenommen. Die Herzogin versuchte, die dänische und norwegische Herrschaft wiederzugewinnen, die ihr Vater König Christian II. 1523 verloren hatte. Christine pflegte zudem Verbindungen zu Herzog Johann Friedrich von Sachsen, dem Erzfeind des Kurfürsten August. Als Haupt der ernestinischen Linie des sächsisch-wettinischen Fürstenhauses, versuchte Johann Friedrich die Kurwürde wiederzugewinnen, die sein Vater 1547 an Kurfürst August (albertinische Linie) verloren hatte.²⁴ Diese potentielle Allianz, zusammen mit Verbindungen zu anderen Unruhestiftern, wie dem Reichsritter Wilhelm von Grumbach, bedrohte nicht nur Friedrich und August, sondern die Stabilität des gesamten Reiches.

Die Hoffnung des Kurfürsten von Sachsen auf ein sofortiges Embargo war jedoch voreilig, da der Kaiser weiterhin auf eine breite Übereinstimmung, zumindest unter den Kurfürsten, in dieser Angelegenheit bestand. Dem Gedankenaustausch mit den verschiedenen Reichsfürsten nach zu urteilen, stand jedoch eine geringe Unterstützung für das Embargo zu erwarten, da mit Ausnahme von August alle anderen Kurfürsten einen solchen Schritt als unvereinbar mit der Vermittlungsrolle des Kaisers erachteten.²⁵ Maximilian teilte daher Kurfürst August im Oktober 1565 mit, daß er kein Embargo veranlassen würde, bis die Sache umfassend beim Reichstag, der für Januar 1566 in Augsburg geplant war, diskutiert worden sei. Der Kurfürst äußerte in seiner Antwort jedoch die Sorge, jegliche Verzögerung bei der Verhängung des Embargos würde Schweden und seine Alliierten darin bestärken, sich gegen ihn zu richten. Angesichts dieser Gefahr weigerte er sich, sein Land für den geplanten Reichstag zu verlassen.²⁶ Da der Reichstag für Maximilian der erste in seiner Funktion als Kaiser war, hatte er eine lange Tagesordnung geplant, die

²³ Otto Lybeck, u.a. *Svenska flottans historia*, Stockholm 1942, S. 169-170; Westling, wie Anm. 1, Teil 1, S. 517-519.

²⁴ Lavery, wie Anm. 1, S. 69-72.

²⁵ HHStA RK RTA 46 fol. 118r-127v, Chemnitz 17. August 1565 Christopher Zott von Pernegg an Maximilian (kein Eingangsdatum) (Or.); fol. 92r-105v, Brühl 4. Sept. 1565 Timotheus Jungs Bericht über seine Gesandtschaft an die rheinländischen Kurfürsten (Kopie). Jung und Zott wurden von Maximilian zu den Kurfürsten geschickt, um über das Embargo zu diskutieren.

²⁶ HHStA Staatenabteilung 5 Saxonica Konv. 1565 fol. 5r-8v, Torgau 24. Okt. 1565 August an Maximilian (Präs. o. O. 31. Oct. 1565) (Or.).

von Fragen bezüglich des Calvinismus' bis zur Türkengefahr reichte. Für einen erfolgreichen Verlauf benötigte Maximilian jedoch die Anwesenheit aller Kurfürsten.²⁷

Der Kaiser hatte also keine Zeit mehr zu verlieren. Am 5. November 1565 verhängte er das Embargo, gegen sein besseres Wissen und ohne breite Unterstützung. Gemäß dieser Verordnung hatte sich Schweden zu einer direkten Bedrohung für die Wirtschaft und Sicherheit des Reiches entwickelt, die die norddeutschen Länder, besonders Lübeck, in unmittelbare Gefahr brachte:

„Uns khomen auch von tag zu tag, je lenger je mer, von ansehnlichen, namhafften orten und personen glaubwürdige bericht, erinnerung und warnung ein, das under oftegemeltes khunigs namen [Erich] jetzt mer dann vor je allerhand unruhige practticken und bewerbung im Reich, sonderlich aber in Nider Sachssen fürlaufen, und sein lieb gantzlich vorhaben sein solle—da dieselb dessen statt und gelegenheit finden möchte—derselben die gantze Ostsee underwürffig zu machen, und alle darauff biss daher uebliche nauigation, commertien, handthierung, und gewerb allain in seiner lieb hand zubringen, etliche unsere und des Heiligen reiches angehörige, an der See gesessene und anrainende stende und glieder, so sich der see bissher gebraucht, und sonderlich unser und des Heiligen Reichs stat Lübekg, als nit ein gering gglied des Reichs gantz und gar ausszumalten, zu vertrucken und seiner lieb gewalt zu bringen.“²⁸

Damit verhängte Maximilian umfassende Sanktionen, die Schweden völlig vom Reich isolierten. Unter Androhung des Verlustes sämtlicher Privilegien, Lehen und anderer Rechte sowie der Verfolgung durch das Reichskammergericht wurden die Mitglieder des Reiches angewiesen, den Handel mit Schweden in „kaufmanswahr, gütter, prophiant, munitio, waffen, wehr, und anders“ zu beenden. Sie durften auch Erich XIV. keine Truppenwerbungen in ihren Ländern mehr genehmigen und keine Erlaubnis für den Durchmarsch von Truppenkontingenten nach Schweden durch ihre Länder erteilen. Als Zeichen für Maximilians noch immer existierende Hoffnung auf eine Schlichtung des Machtkampfes im Verhandlungswege sollten diese Maßnahmen aber nur so lange in Kraft bleiben, bis Schweden einem Waffenstillstand und einem Dialog mit seinen Gegnern zustimmte.²⁹

²⁷ Sächs. HStA Geh. Arch. Loc. 10195, fol.1r-36r, Kay: Mat: proposition unnd darauf erfolgte beratschlagung anno 1566 (Kopie); Walter *Hollweg*, *Der Augsburger Reichstag von 1566 und seine Bedeutung für die Entstehung der Reformierten Kirche und ihres Bekenntnisses*, *Neukirchen-Vluyn* 1964 (Beiträge zur Geschichte und Lehre der Reformierten Kirche 17), S. 246.

²⁸ HStA RHR Prot. XVI 24 fol. 183v-184r, 5. Nov. 1565; O. S. *Rydberg*, (Hrsg.), *Sveriges traktater med främmande magter jemte andra dit hörande handlingar*, Bd. 4, Stockholm 1888, S. 532-537, Zitat S. 535.

²⁹ *Rydberg*, wie Anm. 28, S. 535-537.

Lübeck auf dem Augsburger Reichstag

Auf dem Augsburger Reichstag übernahm Lübeck die schwierige Aufgabe, das Reich bezüglich des Embargos zu einigen. Die Handlungen des Kaisers waren besonders in Norddeutschland auf Widerstand gestoßen, wo das Handelsverbot beträchtlichen Zorn in den pommerschen Städten erregte, die umfangreiche Handelsbeziehungen mit Schweden pflegten. Die Bürger in Stralsund machten den Aushang des kaiserlichen Ediktes vor ihrem Rathaus unleserlich, und die Stadtväter von Stettin mußten ihr Schreiben am Rathaus durch eine bewaffnete Wache beschützen lassen.³⁰ Erzbischof Sigismund von Magdeburg bezeichnete das Embargo in einem Brief an Herzog Heinrich II. von Braunschweig als eine Verletzung der „alte[n] teutsche[n] freyheit“ im Handel mit anderen regierenden Christen. Da er mit dem Erzbischof übereinstimmte, zögerte Heinrich, das Verbot in seinem Herrschaftsbereich zu verkünden.³¹

Am 23. März wurde der Reichstag eröffnet. Bereits nach wenigen Tagen versuchte Lübeck durch ein Ansuchen an den Kaiser, eine Debatte auf der Reichsversammlung zu erreichen, indem die Stadt hierbei, ebenso wie bereits zuvor in Gesprächen mit dem Kaiser und anderen Reichsständen, den Verteidigungsaspekt ihres Krieges gegen Schweden betonte. Zwar erkannte die Hansestadt an, daß der Kaiser „gütigerweise“ den Handel mit Schweden verboten habe, doch beachteten viele Länder, von Lübeck nicht namentlich genannt, die Anordnung nicht und unterstützten damit Schweden in seinen Kriegsbemühungen. Nur die zugefrorene Ostsee bewahre Deutschland vor den Schweden. Die Reichsstadt ersuchte daher den Kaiser, die Einhaltung des Embargos zu forcieren, damit „auch die schweden im Heiligen Römischen Reich nirgends geduldet“ würden. Zudem erinnerte sie den Kaiser daran, daß der Krieg die Stadt bereits beträchtliches Geld gekostet habe. Da ihre eigenen Ressourcen nun erschöpft seien, bat Lübeck den Kaiser und die Reichsstände um weitere Unterstützung in seinem Kampf, die „berechtigte freiheit“ des Reiches im Ostseehandel zu erhalten, da von diesem Handel „daher unzählbarer vieler leut gedey und narung im Reich Teutscher Nation erhalten wirdt.“³² Lübeck wiederholte diese Position in einer separaten Petition an die Reichsstände am 15. April.³³

³⁰ Otto Blümcke, Pommern während des nordischen siebenjährigen Krieges, Teil 1, in: Baltische Studien 40, 1890, S. 134-480, hier S. 377 f.

³¹ Niedersächsisches Staatsarchiv, Wolfenbüttel (NSW) 1 Alt 8 Nr. 444 fol. 3r-4v, Halle 23. Dez. 1565 Sigismund an Heinrich (Präs. o. O. 1 Jan. 1566) (Or.); fol. 5r-6v, Wolfenbüttel 2. Jan. 1566 Heinrich an Sigismund (Konzept).

³² AHL Reichssachen, A. Reichstagsakten Vol VIII, Fasc. 1/8 unfol., Augsburg 27. März 1566 Lübecker Reichstagsgesandter Hermann von Vechtelde an den Kaiser (Kopie).

³³ Historisches Archiv der Stadt Köln (HASTK) Hanse III A 64/14 unfol., Augsburg 15. April 1566 Lübecks Supplikation an die Reichsstände (Kopie).

Lübeck konnte aus zwei Gründen keine entscheidende Unterstützung für das Embargo gewinnen. Erstens bezweifelten viele Reichsstände, daß ein solches zu einem Ende des Kampfes beitragen würde, und zweitens war die Angst weit verbreitet, daß es Schwedens Aggressionen gegen das Reich verstärken würde. Das letztgenannte Argument war auch das Hauptargument für den Widerstand gegen das Embargo im Fürstenrat, wo die Gesandten der Herzöge von Pommern und die des Markgrafen Johann von Brandenburg-Küstrin die entsprechende Ansicht vertraten und dabei offenbar die Meinung des Fürstenrates repräsentierten. Die Fürsten bestärkten den Kaiser daher, seine Versuche bezüglich eines Waffenstillstands und eines Verhandlungsfriedens zu erneuern. Viele norddeutsche Fürsten, wie zum Beispiel jene von Pommern, Mecklenburg und Brandenburg, fühlten sich zudem von einer russischen Expansion nach Livland bedroht. Sie betrachteten Schweden als russefreundlich und hegten die Befürchtung, jeglicher Antagonismus gegen Schweden würde in einer russisch-schwedischen Allianz gegen das Reich enden.³⁴

Nur von einem Reichsstand hätte Lübeck eine aktive Unterstützung für sein Anliegen erwarten können, von Holstein, das aber im Fürstenrat wie üblich seinen Sitz nicht einnahm, obwohl Herzog Hans der Ältere von Holstein, ein Onkel von König Friedrich II., versuchte, eine Gesandtschaft des ganzen Hauses zu entsenden. Wegen Streitigkeiten bezüglich der Aufteilung der Kosten zwischen seinem Bruder Herzog Adolf und seinem Neffen machte sich Hans' Gesandtschaft erst auf den Weg, als sich der Reichstag bereits versammelt hatte. Nach Hans' Korrespondenz mit Friedrich zu urteilen, bleibt es unklar, was der Herzog in Augsburg erreichen und ob er überhaupt Dänemarks Kriegspolition auf dem Reichstag vertreten wollte.³⁵

Unter den Kurfürsten plädierten lediglich die Gesandten von August von Sachsen für das Embargo und sogar für eine Verstärkung, während die Mehrheit eine ablehnende Haltung einnahm. Augusts Gesandtschaft schaffte es jedoch, diese Opposition zu umgehen, indem sie bis zum formalen Ende des Reichstags wartete. Dann, in Abwesenheit der Delegationen Kurkölns und des größten Gegners, Brandenburg, brachten die Sachsen den Gegenstand erneut vor den nun zusammengeschrumpften Rat, diesmal mit einem positiven Resultat.³⁶ Derweil hatte Lübeck bereits Unterstützungserklärungen sowohl

³⁴ Hessisches Staatsarchiv, Marburg (StAM) Best. 3 PA 1363 fol. 91r-91v, 16. Mai 1566 Protokolle des Fürstenrats; GSPK Hauptabt. I Rep. 10 Ff Fasc. T fol. 1r-15v, Küstrin 24. Dez. 1565 Markgraf Johanns Instruktionen.

³⁵ DRA Sønderjyske fyrstearkiver, Hans den Ældre, A. Kopibøger lukkede breve 1566-69 fol. 25r-25v, Ina 8. Mai 1566 Hans an Friedrich (Kopie) fol. 47r-47v, Hansaborg 8. Juni 1566 Hans an Friedrich (Kopie).

³⁶ HHStA MEA RTA 51 fol. 312r-313r, 24. Mai 1566 Protokolle des Kurfürstenrats.

vom Städterat als auch vom Supplikationsrat erhalten, beides ratgebende Körperschaften. Die zwei entscheidungsbefugten Kurien des Reichstag, der Fürstenrat und der Kurfürstenrat, legten ihre divergierende Meinungen schließlich dem Kaiser zur Entscheidung vor.³⁷

Maximilian II., der Reichstag und das Embargo

Für Maximilian bedeutete das Embargo nichts anderes als ein nützliches politisches Mittel, um sich selbst einen erfolgreichen Reichstag zu sichern. Bereits vor dessen Eröffnung hatte er entschieden, das von ihm verhängte Embargo zu ignorieren und die Bemühungen als Friedensstifter zwischen den Streitparteien fortzusetzen. Im Februar 1566 erhielt der Kaiser endlich eine Antwort vom schwedischen König bezüglich seines Vermittlungsversuches, das er bereits im Juli 1565 gemacht hatte. Wegen seiner Befürchtung, die Dänen würden jegliche Kampfpause für eine Verstärkung ihrer Streitmacht benutzen, wies König Erich den Vorschlag des Kaisers, der für die Verhandlungen einen allgemeinen Waffenstillstand vorgeschlagen hatte, zurück. Im Einklang mit seiner Spaltungs- und Eroberungsstrategie akzeptierte König Erich dagegen jedoch eine Waffenruhe als Basis für Verhandlungen mit Lübeck und Polen.³⁸

Trotz Erichs enttäuschender Antwort erneuerte allein die Tatsache, daß er überhaupt geantwortet hatte, zusammen mit dem bevorstehenden Reichstag die Hoffnungen des Kaisers auf eine politische Lösung. Maximilian verfolgte einen Verhandlungsfrieden mit einer Dringlichkeit, die an Verzweiflung grenzte. Er appellierte erneut an den schwedischen König, die Kriegshandlungen einzustellen und eine bevollmächtigte Gesandtschaft auf den Reichstag zu entsenden, um einen Friedensvertrag mit den dänischen und lübeckischen Repräsentanten zu schließen. Das Embargo wurde von Maximilian dagegen nicht einmal erwähnt.³⁹

Der Wunsch des Kaisers, irgendeine Form des Ausgleichs zu erreichen, zeigte sich auch in seinem besonderen Interesse an Erichs Vorschlag für einen Sonderfrieden mit Lübeck. Er war entweder bedenkenlos oder gleichgültig gegenüber Erichs Versuchen, die gegen Schweden gerichtete Allianz aufzu-

³⁷ AHL Reichssachen A. Reichstagsakten Vol. VIII Fasc. 1/19, unfol., Augsburg 3. Juni 1566 Abschied der Reichsstände betreffend Lübecks Supplikation (Kopie); HHStA MEA RTA 50 fol. 341r, 1. Juni 1566 Protokolle des Kurfürstenrats.

³⁸ Sächs. HStA Geh. Arch. Loc. 7979 Dänisches Buch (D. B.) 9 fol. 82r-94v, Vadstena 20. Nov. 1565 Erich an Maximilian (Kopie).

³⁹ AHL Reichssachen A. Reichstagsakten Vol. VIII Fasc. 1/5 unfol., Wien 13. Feb. 1566 Maximilian an Lübeck (Kopie); Sächs. HStA Geh. Arch. Loc. 7979 D. B. 9 fol. 98r-101v, Augsburg 13. Feb. 1566 Maximilian an Erich (Kopie); fol. 95r-97v, Augsburg 13. Feb. 1566 Maximilian an Friedrich (Kopie).

brechen. Vielleicht glaubte er, nach drei Jahren sei ein Separatfrieden besser als gar keiner, und er könne durch die Ausschaltung Lübecks aus dem Krieg dessen Auswirkungen auf das Reich vermindern. Maximilians Motiv könnte auch darauf zurückzuführen sein, daß er von Lübeck eher die Bezahlung der Türkensteuern erwarten konnte, wenn die Stadt nicht mehr am Krieg beteiligt war und die damit verbundenen Belastungen nicht mehr als Entschuldigung für das Aussetzen der Zahlungen vorzubringen vermochte. In einem Bericht an den Kurfürsten von Sachsen über Erichs Antwort stand der Kaiser dann sogar kurz davor, förmlich einen Sonderfrieden zwischen Schweden und Lübeck vorzuschlagen. Maximilian betonte Erichs Bereitschaft, im Gegenzug für einen Friedensvertrag die lübeckischen Privilegien wieder zu erneuern und von Angriffen auf den Schiffsverkehr nach Narva abzusehen. Zudem habe Erich selbst Verhandlungen mit Polen begrüßt und Gespräche mit Dänemark nicht ausgeschlossen. Maximilian interpretierte Erichs Aussagen sehr weitgehend: er entschloß sich, die Beteuerungen des Königs bezüglich seines Friedenswillens, besonders in bezug auf Lübeck, über seine Vorbehalte und Vorbedingungen zu stellen.⁴⁰

Doch gelang es dem Kaiser nicht, aus dem Reichstag einen Ort für Friedensverhandlungen zu machen. Vielmehr beantwortete Kurfürst August den Brief Maximilians mit einer scharfen Verurteilung der fortgesetzten Versuche des Kaisers auf Vermittlung. Der Kaiser, immer noch an einer Teilnahme Augusts am Reichstag interessiert, nahm daher davon Abstand, Schweden und dessen Feinde zu Verhandlungen nach Augsburg einzuladen.⁴¹

Der ständige, aber verzweifelte Wunsch des Kaisers, lieber Vermittler als Partei im Kampf der Ostseeanrainer zu sein, ist auch in einer an den Reichstag gerichteten Rede über den Krieg dokumentiert. In ihm faßte er seine letzten Versuche, eine friedliche Konfliktlösung zu finden, zusammen, beginnend mit dem Brief an Erich vom Juli 1565. Er sei dann jedoch, so der Kaiser, dazu gezwungen gewesen, ein Edikt zu erlassen, das den Handel mit Schweden verbiete, weil Schweden sein Schreiben nicht beantwortet habe und immer noch den deutschen Handel attackiere. Inzwischen habe Erich jedoch seine Bereitschaft geäußert, Friedensverhandlungen mit seinen Feinden zu beginnen unter der Voraussetzung, keinen Waffenstillstand mit Dänemark als Vorbedingung akzeptieren zu müssen. Ohne seine eigene Auseinandersetzung mit Kurfürst August zu erwähnen, gab Maximilian zu, daß er es in Betracht gezogen habe, alle kriegführenden Parteien zu Verhandlungen nach Augsburg einzuladen. Angesichts Schwedens entfernter Lage habe er jedoch beschlossen, zuerst

⁴⁰ HHStA RHR Prot. XVI 27a fol. 31r-31v, 13. Feb. 1566; Sächs. HStA Geh. Arch. Loc. 7979 D. B. 9 fol. 73r-81v, Augsburg 14. Feb. 1566 Maximilian an August (Präs. o. O. 25. Feb. 1566) (Or.).

⁴¹ *Lavery*, wie Anm. 1, S. 76 f.

die Reichsstände zu konsultieren, bevor er weitere Friedensinitiativen ergreifen würde. Der Kaiser bat die Stände daher um Rat, wie er Erich davon überzeugen könne, eine Waffenruhe als Voraussetzung für Friedensverhandlungen zu akzeptieren. Interessanterweise bezeichnete der Kaiser in seiner Rede die Lösung des bilateralen dänisch-schwedischen Streites und nicht den Abschluß eines Friedens zwischen Schweden und Lübeck als Grundlage für eine Beendigung des Krieges.⁴² Der Reichstag gab dem Kaiser jedoch weder Rat noch Auftrag. Aufgrund der Pattsituation zwischen Kurfürsten- und Fürstenrat bezüglich der Haltung gegenüber dem Embargo erhielt Maximilian dadurch mehr oder weniger die Freiheit, mit seinem Streben nach einen Verhandlungsfrieden, der einen schwedischen Sieg verhindern würde, fortzufahren.

Von Stralsund nach Stettin

Über die nächsten zwei Jahre hinweg arbeitete Maximilian weiter an einer Übereinkunft zwischen den skandinavischen Königreichen zur Beendigung des Nordischen Siebenjährigen Krieges. Zu Beginn des Jahres 1567 berief der Kaiser wieder eine Friedenskonferenz, diesmal nach Stralsund. Nur wenige noch existierende Quellen beleuchten die Einzelheiten dieses Treffens. In der Tat, Maximilians rätselhafte Natur erklärt sich größtenteils aus dem Mangel an Quellenmaterial, was u.a. durch die Beschwerde der kaiserlichen Ratgeber augenfällig wird, daß er häufig Entscheidungen treffe, ohne diese mit irgend jemandem zu diskutieren.⁴³

Die Konferenz von Stralsund ist ein solcher Fall, in welchem Maximilian ohne Meinungs austausch mit Außenstehenden handelte. So wünschte der Kaiser die Teilnahme eines weiten Kreises bedeutender Reichsfürsten an diesem Treffen, weshalb er die Kurfürsten Daniel Brendel von Mainz, Friedrich III. von der Pfalz und Joachim II. von Brandenburg sowie Bischof Johann IV. (Graf von Hoya) von Osnabrück, die Herzöge Johann Friedrich und Barnim XI. von Pommern und Herzog Heinrich II. von Braunschweig nach Stralsund einlud⁴⁴; über die Gründe dieser Auswahl kann mangels Quellen nur speku-

⁴² StAM Best. 3 1361 fol. 279r-294v, 14. Mai 1566 Kaiserlicher Bericht an die Reichsstände (Kopie).

⁴³ Andreas *Edel*, *Der Kaiser und Kurpfalz. Eine Studie zu den Grundelementen des politischen Handelns bei Maximilian II.*, München 1997 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 58), S. 151-159.

⁴⁴ HHStA Dänemark 2 Konv. 1567-1571 fol. 1r-4v, Wien 10. Mai 1567 Maximilian an Joachim (Kopie); NSW 1 Alt 6 Nr. 314 fol. 217r-220v, Pardubice 19. Feb. 1567 Maximilian an Heinrich (Präs. Wolfenbüttel 17. März 1567) (Or.); SRA Extranea Tyskland 176 Doc. 16, Pardubice 19. Feb. 1567 Maximilian an Daniel (Präs. Aschaffenburg 20. März 1567) (Or.); Doc. 17, Pardubice 19. Feb. 1567 Maximilian an Friedrich (Präs. Aschaffenburg 28. März 1567) (Or.); Danica 467 unfol., Pardubice 19. Feb. 1567 Maximilian an Johann von Osnabrück (Kopie); *Blümcke*, wie Anm. 30, S. 415.

liert werden. Das Treffen selbst artete in einen organisatorischen Alptraum aus. Schon das Verfahren der Einladung mißglückte, da die entsprechenden Schreiben erst nach dem geplanten Eröffnungstag am 16. März 1567 die Adressaten erreichten. Die Eingeladenen sahen dem Kaiser diese Unordnung nicht nach, und nur Kurfürst Friedrich III. entsandte einen Repräsentanten nach Stralsund.⁴⁵ Zudem beleidigte Maximilian König Friedrich II. von Dänemark, weil er dessen Verbündete Polen und Lübeck nicht einlud.⁴⁶ Erich XIV. dagegen protestierte wegen der kurzen Ankündigungsfrist und wegen mangelnder Garantien für die sichere Reise seiner Abgeordneten.⁴⁷ Letztlich schickte keiner der beiden Könige Gesandte, und dies besiegelte das Scheitern der Konferenz. Trotz aller Ungeschicklichkeiten und des Fehlschlages erhielt der Kaiser auf dem Reichskreistag in Erfurt im August 1567 von den versammelten Ständen jedoch erneut ein wichtiges Vertrauensvotum für seine Vermittlungsversuche⁴⁸, die er im folgenden Jahr aufnahm.

Im März 1568 sandte er den humanistischen Gelehrten und Reichshofrat Joachim vom Berge an den Hof König Friedrichs II. In seinen Anweisungen an vom Berge gab Maximilian zu, daß eine künftige Friedenskonferenz alle Konfliktparteien einschließen müsse. Der Kaiser fand jedoch neue Wege, den dänischen König zu kompromittieren, obwohl er und das Reich sich verpflichtet hatten, jenen zu verteidigen. Maximilian entschied sich, seinen Mangel an Einfluß über Schweden dadurch auszugleichen, daß er Friedrich dazu drängte, bestimmte Vorbedingungen für eine Konferenz, wie zum Beispiel eine Waffenruhe, zu akzeptieren. Friedrichs Ablehnung dieser Vorbedingungen provozierte die nur leicht verhüllte, leere und ungewohnte Drohung von Maximilian, das ohnehin zum Scheitern verurteilte Embargo gegen Schweden formal aufzuheben.⁴⁹ Ein ungestümer Wandel der Ereignisse neutralisierte schließlich Maximilians Ungeschicklichkeiten, denn im September 1568

⁴⁵ Blümcke, wie Anm. 30, S. 418.

⁴⁶ Sächs. HStA Geh. Arch. Loc. 7979 D. B. 9 fol. 436r-443v, Frederiksborg 2. März 1567 Friedrich an Maximilian (Kopie).

⁴⁷ Sächs. HStA Geh. Arch. Loc. 8099 Dennemarck contra Schweden fol. 328r-334v, Stralsund 10. Mai 1567 Abschied der Konferenzvertreter (Kopie); Loc. 10123 Erfurdische deputations hendell anno 1567 erste buch fol. 238r-243v, Stockholm 13. März 1567 Erich an Maximilian (Kopie).

⁴⁸ Sächs. HStA Geh. Arch. Loc. 10123 Erfurdische deputations hendell anno 1567 erste buch fol. 109r-140v, ohne Datum, Maximilians Proposition an den Reichsständen in Erfurt (Kopie). Die Proposition wurde den Reichsständen am 11. August präsentiert. Lanzinner, wie Anm. 14, S. 66; *Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede, welche von den Zeiten Kayser Konrads II. bis jetzo, aus den Teutschen Reichs-Tägen abgefasset worden*, Bd. 3, ND Osnabrück 1967, S. 273 (Paragraph 60).

⁴⁹ SRA Extranea Tyskland 176 fol. 36r-44v, Wien 12. Juli 1568 Maximilian an vom Berge (Kopie).

wurde Erich XIV. in einem Aufstand, angeführt von seinem Bruder Johann, gestürzt, der als Johann III. den schwedischen Thron bestieg und sogleich direkte Friedensverhandlungen mit den Kriegsgegnern aufnahm.⁵⁰

Am Ende des Jahres 1568 schien es dabei, als ob Maximilian von einem möglichen Frieden ausgeschlossen sein würde. Im November 1568 hatte die schwedische Delegation Friedensverträge mit Dänemark und Lübeck in der dänischen Stadt Roskilde unterzeichnet. Im Vertrag mit Dänemark akzeptierten die Schweden die dänische Auffassung, wonach die Drei Kronen allen drei skandinavischen Königreichen gehörten. Die Schweden sollten auch ihre livländischen Eroberungen seit 1561 an die Dänen abtreten; Schweden sollte nur Reval und Umgebung verbleiben. Weiter sicherte Schweden sowohl Dänemark als auch Lübeck ungehinderten Zugang nach Narva zu und billigte eine Abfindung für die während des Krieges entstandenen Kosten. Die Lübecker bekamen schließlich eine Neubestätigung der von Gustav Vasa verliehenen Privilegien.⁵¹

Der Vertrag von Roskilde wurde treffend als Diktatfrieden bezeichnet, ein Frieden von den Siegern diktiert. Schwedens Zugeständnisse an Dänemark und Lübeck waren nämlich nichts anderes als Kapitulationen. Der Frieden zwischen den skandinavischen Königreichen basierte aber schließlich auf gegenseitigen Fehleinschätzungen und Täuschungen. Wegen der inneren Unruhen in Schweden hatten die Dänen und Lübecker angenommen, sie hätten den neuen schwedischen Monarchen in ein Abkommen gedrängt. Johann III. hingegen beabsichtigte, mit dem Vertrag Zeit für neue Rüstungen zu gewinnen und die Dänen später zu Änderungen des Abkommens drängen zu können. Letzten Endes unterschätzten beide Seiten die Entschlossenheit des anderen weiterzukämpfen, und der Krieg nahm seinen Fortgang.⁵² Dadurch eröffnete sich für den Kaiser erneut die Möglichkeit, dessen Ende zu beeinflussen. Im April 1570 sandte Maximilian den Reichshofrat Kaspar von Minckwitz zu den skandinavischen Königen. Beide Seiten – kriegsmüde und fast bankrott – stimmten nun ohne Vorbehalte einem Friedenskongreß zu, der 1570 in Stettin stattfinden sollte.⁵³

⁵⁰ Sächs. HStA Geh. Arch. Loc. 7979 D. B. 10, fol. 232r-237v, Roskilde 6. Okt. 1568 „Kay. gesandten übergebene letzte werbung . . .“ (Kopie).

⁵¹ *Jensen*, wie Anm. 1, S. 259-266; *L. Laursen*, (Hrsg.), *Danmarks-Norges Traktater 1523-1750*. Bd. 2, Kopenhagen 1912, S. 166-185.

⁵² *Jensen*, wie Anm. 1, S. 262 f.

⁵³ HHStA Dänemark 2 Konv. 1567-1571 fol. 24r-26v, Kopenhagen 18. Mai 1570 Minckwitz an Maximilian (Präs. Nürnberg 8. Juni 1570) (Or.).

Der Frieden von Stettin

Die Konferenz von Stettin begann am 6. September 1570. Maximilians Repräsentanten, die die Verhandlungen führten, wurden von Charles Dançay, dem französischen residierenden Botschafter in Kopenhagen, einer von Kurfürst August entsandten Delegation und Bevollmächtigten von König Sigismund August von Polen unterstützt. Als Johann III. den Thron in Schweden übernommen hatte, verließ der polnische König die antischwedische Allianz und übernahm die Rolle eines Vermittlers. Am 13. Dezember 1570 unterzeichneten die Parteien eine Reihe von Abkommen, die vor der Hand als Niederlage Schwedens interpretiert werden konnten. So verpflichtete sich Schweden im Vertrag mit Dänemark dazu, eine Ablösesumme von 150.000 Talern für die Rückgabe von Älvsborg, Schwedens einzigem Nordseehafen, zu zahlen. In Bezug auf die Drei Kronen stimmten die skandinavischen Könige einem komplizierten Schlichtungsverfahren zu, das von Reichsfürsten beaufsichtigt werden sollte; in der Zwischenzeit war es beiden erlaubt, das umstrittene Symbol zu verwenden. Bezüglich Livland akzeptierte König Johann, praktisch alle seine Besitzungen an den Kaiser zu übergeben. Maximilian sollte dann König Friedrich II. von Dänemark mit diesen Ländern belehnen, der wiederum im Gegenzug Maximilian als Lehnherr über Livland anerkennen sollte. Der Kaiser versprach Schadenersatz für jene Kosten, die Johann auf sich genommen hatte, als er Livland gegen die Russen verteidigte.⁵⁴ Im Friedensvertrag mit Lübeck stimmten die Schweden zu, ihre Schulden in Höhe von 75.000 Talern über einen Zeitraum von sieben Jahren ab 1574 an die Stadt zu bezahlen und Ersatz zu leisten für Schiffe und Besitz, die während des Krieges beschlagnahmt worden waren. König Johann willigte auch in neue Handelsprivilegien ein, die auf denen von Gustav Vasa im Jahre 1523 verliehenen basierten, jedoch wichtige Modifikationen enthielten, wodurch das Lübecker Monopol über den schwedischen Ostseehandel gebrochen wurde. Dennoch erhielt die Stadt erneut eine starke wirtschaftliche Position in Schweden.⁵⁵

Die Stettiner Abkommen bedeuteten für den Kaiser und das Reich einen wichtigen Erfolg, da das Ziel eines Verhandlungsfriedens ohne schwedischen Sieg erreicht wurde. Zusätzlich eröffnete der Frieden für das Reich einen Grad an Einflußnahme in die Angelegenheiten der Ostseeanrainer, wie es ihn seit dem Mittelalter nicht mehr gegeben hatte. Der Kaiser sollte nun Lehnherr von Livland sein und die Reichsstadt Lübeck spielte wieder eine zentrale Rolle im schwedischen Außenhandel. Tatsächlich stellte sich das Abkommen

⁵⁴ Laursen, wie Anm. 51, S. 238-255 u. 274-281; Rydberg, wie Anm. 28, S. 432-441.

⁵⁵ Laursen, wie Anm. 51, S. 411-424; Roberts, wie Anm. 5, S. 252; Rydberg, wie Anm. 28, S. 424-432; Hauschild, wie Anm. 1, S. 423

als sehr haltbar heraus, indem es die Basis bildete für einen vierzig Jahre andauernden Frieden zwischen den skandinavischen Königreichen. Es lenkte Schwedens expansionistische Energien von den lebenswichtigen Sicherheitsinteressen des Reiches ab, das erst 1630 direkt von der skandinavischen Macht bedroht werden sollte.

Anders sah es jedoch mit den Einzelheiten des Vertrages aus, die aus zwei Gründen nie verwirklicht wurden. Erstens gelang es dem Kaiser nicht, den Konsens im Reich, der seine Friedensversuche unterstützt hatte, nach dem Frieden für eine aktive Rolle des Reiches im Ostseebereich aufrechtzuerhalten. Als Maximilian den Stettiner Frieden dem Reichsdeputationstag in Frankfurt im Jahre 1571 vorlegte, wurden die Verträge nur mit der Maßgabe ratifiziert, den Krieg zu beenden. Der Kaiser bekam dagegen, trotz der Deklarationen auf früheren Reichsversammlungen, nicht die Unterstützung, formal in Livland einzugreifen.⁵⁶ Vielmehr bedeutete der Friedensschluß das Ende des Konsenses innerhalb des Reiches für Maximilians Aktivitäten im Bereich der Ostsee. Das Reich war ein Organ, das seinen Ständen äußere und innere Sicherheit gegen Bedrohungen verschaffte. War die Gefahr vorüber, verlor das Organ für die Stände seinen Zweck. Zweitens halfen paradoxerweise die Verbesserungen der dänisch-schwedischen Beziehungen nach 1570, die Durchsetzung der Stettiner Vertragsbedingungen zu verhindern. Schweden blieb im Besitz von Livland, da Dänemark sich weigerte, das Land als Lehen des Kaisers in Besitz zu nehmen, so daß Friedrich II. von Dänemark 1580 schließlich die meisten Besitzansprüche in Livland an seinen ehemaligen Rivalen Johann III. von Schweden übertrug.⁵⁷

Lübeck litt wie keine andere der Signatarmächte unter diesem Mangel an Durchsetzungskraft. Denn parallel zu der Verbesserung der Beziehungen zwischen den skandinavischen Königreichen verschlechterten sich die dänisch-lübeckischen Beziehungen wegen der Erhöhung des Sundzolls, des Endes des lübeckischen Pfandbesitzes der Insel Bornholm und der Kaperung lübeckischer Schiffe. Johanns Einvernehmen mit Dänemark isolierte Lübeck und erlaubte daher dem schwedischen König, seine Vertragsverpflichtungen gegenüber der Hansestadt zu ignorieren. Er unterminierte auf diese Weise Lübecks neue Privilegien, kaum daß er sie 1571 gewährt hatte. Der größte Angriff auf sie erfolgte 1574, als Johann der Stadt Stralsund Privilegien gewährte, die denen Lübecks sehr nahe kamen. Zudem verweigerte Johann die Schadensersatzzahlungen und setzte seine Kaperzüge gegen die Lübecker Schiffe nach Narva bis 1581 fort.⁵⁸ Für Lübeck bedeutete der Frieden von Stettin somit

⁵⁶ *Lanzinner*, wie Anm. 14, S. 418-422; *Rydberg*, wie Anm. 28, S. 442-444.

⁵⁷ *Lavery*, wie Anm. 1, S. 142-144.

⁵⁸ *Paul*, wie Anm. 1, S. 113-124.

tatsächlich kaum mehr als ein Ende des Krieges. Die seit langer Zeit bestehenden Beschwerden gegen Schweden wurden nicht ausgeräumt. Maximilian II., der sich bei seinen Vermittlungsbemühungen für Lübecks Ansprüche eingesetzt hatte, besaß keine Mittel, die Bestimmungen des Friedens durchzusetzen. Doch blieben Lübecks Probleme mit Schweden im Reich nicht unbenutzt. Neben den Appellen des Kaisers ermahnten auch die Kurfürsten auf ihrem Treffen in Mühlhausen 1572 den schwedischen König, die Vertragsbedingungen bezüglich des Handels mit Narva einzuhalten⁵⁹, und der Reichstag von Regensburg 1576 bestätigte den Appell der Kurfürsten noch einmal.⁶⁰ Doch gelang es infolge der mangelnden Macht des Kaisers und des Reiches nicht, wie auch in anderen Bereichen des Stettiner Friedens, den Vertrag durchzusetzen.

Wie im Inneren des Reiches, so trachtete Kaiser Maximilian II. auch im dänisch-schwedischen Machtkampf um die Herrschaft in der Ostsee nach einem Ausgleich auf dem Verhandlungswege. Bereits vor der Thronübernahme 1564 hatte er sich darum bemüht, den skandinavischen Streit zu beenden, um so die innere und äußere Sicherheit des Reiches zu schützen. Um dieses Ziel zu erreichen, suchte und erreichte er eine Verhandlungslösung, die einen schwedischen Erfolg verhinderte. Lübecks Teilnahme an diesem Krieg verstärkte Maximilians Bedenken über den Krieg beträchtlich. Seine Hartnäckigkeit in der Verfolgung einer solchen Lösung des skandinavischen Machtkampfes widerspricht dem weit verbreiteten Glauben, er sei ein schwacher und wankelmütiger Fürst gewesen. Sein eigentliches Problem als Friedensstifter war der mangelnde Einfluß auf die Konfliktparteien.

⁵⁹ HHStA Antiqua 267 Konv. 7 fol. 257r-258v, Mühlhausen 26. Juli 1572 Die Kurfürsten an Maximilian (Präs. o. O. 6. Aug. 1572) (Or.).

⁶⁰ Sächs. HStA Geh. Arch. Loc. 8100 Viertes Buch Stettiner Friedenshandlung 1574, 76, 79 fol. 28r-30v, Regensburg 4. Sept. 1576 Mitteilung des Reichstags an Johann (Kopie).

Die Vertäfelung des sogenannten Fredenhagen-Zimmers von 1572/1583 im Haus der Kaufmannschaft zu Lübeck. Beschreibung und historische Daten.*

Stephanie Westermann

Einleitung

Die Vertäfelung des sogenannten Fredenhagen-Zimmers im Haus der Kaufmannschaft wird als Hauptbeispiel bürgerlicher Wohnkultur der Renaissance in Norddeutschland bezeichnet.¹ Trotzdem ist sie kaum bekannt und stand bisher nur selten im Interesse wissenschaftlicher Untersuchungen.

Es gibt kaum archivalische Quellen, die die Geschichte der Vertäfelung dokumentieren, es sind jedoch einige Veröffentlichungen erschienen. L.A. Funk² gab 1843 erstmals eine detaillierte Beschreibung des ikonographischen Programms wieder. 1953 erschien zum Jubiläum der Kaufmannschaft eine Festschrift von Hans Arnold Gräbke³, dem damaligen Museumsdirektor des St. Annen-Museums in Lübeck. Darauf folgte im selben Jahr die Dissertation von Gerhard Eimer⁴, der sich mit der Geschichte der Vertäfelung auseinandersetzte und die kunsthistorische Einordnung vornahm. Er stellte Vergleichsobjekte vor und befasste sich eingehend mit den Alabasterreliefs.

Ohne Kenntnis der Vertäfelung ist es allerdings unmöglich, den Beschreibungen zu folgen, die sich teilweise beliebig auf einzelne Darstellungen konzentrieren und kaum Lokalisierungen vornehmen. Schwerpunkt der Veröffentlichungen ist das ikonographische Programm und die Geschichte der Vertäfelung.

Im Bildarchiv des Museums für Kunst und Kulturgeschichte in Lübeck befinden sich mehrere Aufnahmen des Fredenhagen-Zimmers. Eine umfas-

* Der folgende Artikel ist ein Auszug aus der Diplom-Arbeit „Die Vertäfelung des sogenannten Fredenhagen-Zimmers von 1572/1583 im Haus der Kaufmannschaft zu Lübeck. Feststellung der Überarbeitungen und des restauratorischen Handlungsbedarfs. Entwicklung eines Wartungskonzeptes“. Diese wurde von Stephanie Westermann im Wintersemester 2002/2003 an der Fachhochschule Hildesheim, Studiengang Restaurierung von Holzobjekten mit veredelter Oberfläche, verfasst. Schwerpunkt der Arbeit war die restauratorische Untersuchung der Vertäfelung und die Erstellung eines Konzeptes zur Konservierung und Wartung.

¹ Georg *Dehio*, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler (Hamburg, Schleswig-Holstein), 2. Auflage Berlin 1994 (1. Auflage 1900), S. 524.

² Aegidius L. *Funk*, Das Schnitzwerk des Friedenhagenschen Zimmers in Lübeck im Hause der Kaufleute-Companie Breitestraße bei der Jacobikirche Nr. 800, Lübeck o. J. (1843).

³ Hans Arnold *Gräbke*, Die Kunstschatze im Hause der Kaufmannschaft, Lübeck 1953.

⁴ Gerhard *Eimer*, Das Fredenhagensche Zimmer, Kiel 1953.

sende fotografische Dokumentation wurde zwischen 1900 und 1930 vor der Auslagerung der Vertäfelung durchgeführt. Diese ist im Bildindex für Kunst und Architektur enthalten.⁵ Als sehr hilfreich erweist sich eine zeichnerische Aufnahme von T. H. Sartori, der den Raum perspektivisch darstellte.⁶ Fotografische Abbildungen und schriftliche Veröffentlichungen bezüglich des Fredenhagen-Zimmers haben aber keinen Bezug zueinander, sodass es zunächst schwierig erscheint, sich einen Überblick zu verschaffen, ohne den Raum zu kennen.

In der Vergangenheit wurden keine technologischen Untersuchungen durchgeführt, Restaurierungsmaßnahmen wurden nicht dokumentiert. Das Fredenhagen-Zimmer wird heute nicht genutzt und ein Zugang für Besucher ist nicht möglich. Dies sind die einzigen Maßnahmen, die zur Erhaltung der Vertäfelung durchgeführt werden.

Anhand der Aussagen zur Quellenlage wurde deutlich, dass dem Aufbau und der Gliederung der Vertäfelung bisher eher eine untergeordnete Rolle beigemessen wurde. Beschreibungen verlieren sich leicht in den Details des ikonographischen Programms. Genauso ergeht es ihrem Betrachter zunächst selbst. In der Diplomarbeit wurde daher die Vertäfelung systematisch erfasst. Außerdem wurde der Erhaltungszustand der Vertäfelung untersucht. Darauf aufbauend wurde ein Konzept zur Wartung und Pflege entwickelt, das der langfristigen Erhaltung der Vertäfelung dienen soll. Der folgende Artikel beinhaltet Auszüge der Beschreibung, historischen Daten, Technologie und Zustand der Vertäfelung aus der Diplomarbeit.

Gliederung und Beschreibung der Wandvertäfelung

Die Vertäfelung verkleidet umlaufend die Flächen der Nord-, Ost- und Südwand des Raumes. Sie nimmt jeweils die gesamte Länge der Wand ein und erreicht mit 3,40 m $\frac{3}{4}$ der Wandhöhe (Längenmaße: Nordwand: 6,37 m, Ostwand: 4,00 m, Südwand: 6,68 m). Zur Veranschaulichung einzelner Abschnitte wurde ihr eine Nomenklatur zugeordnet. (Abb. 1)

Die architektonische Gestaltung der Vertäfelung ist einer Renaissance-Palastfassade nachempfunden. Sie ist zweigeschossig aufgebaut und teilt sich in Hauptgeschoss und Attika. Im Hauptgeschoss stehen paarweise angeordnete Halbsäulen auf Postamenten. Die Säulen tragen das Gebälk mit Architrav,

⁵ Ungefähr 120 Aufnahmen befinden sich im Bildindex für Kunst und Architektur und können im Internet auf der homepage www.bildindex.de/Luebeck/Halboeffentlicher_Profanbau/Fredenhagen-Zimmer.html eingesehen werden.

⁶ Th. Sartori, Deutsche Renaissance. Eine Sammlung von Gegenständen der Architektur, Decoration und Kunstgewerbe in Original-Aufnahmen. Dreiundvierzigste Abtheilung: Lübeck, Leipzig, Wien, Berlin 1883, Blatt 31-37.

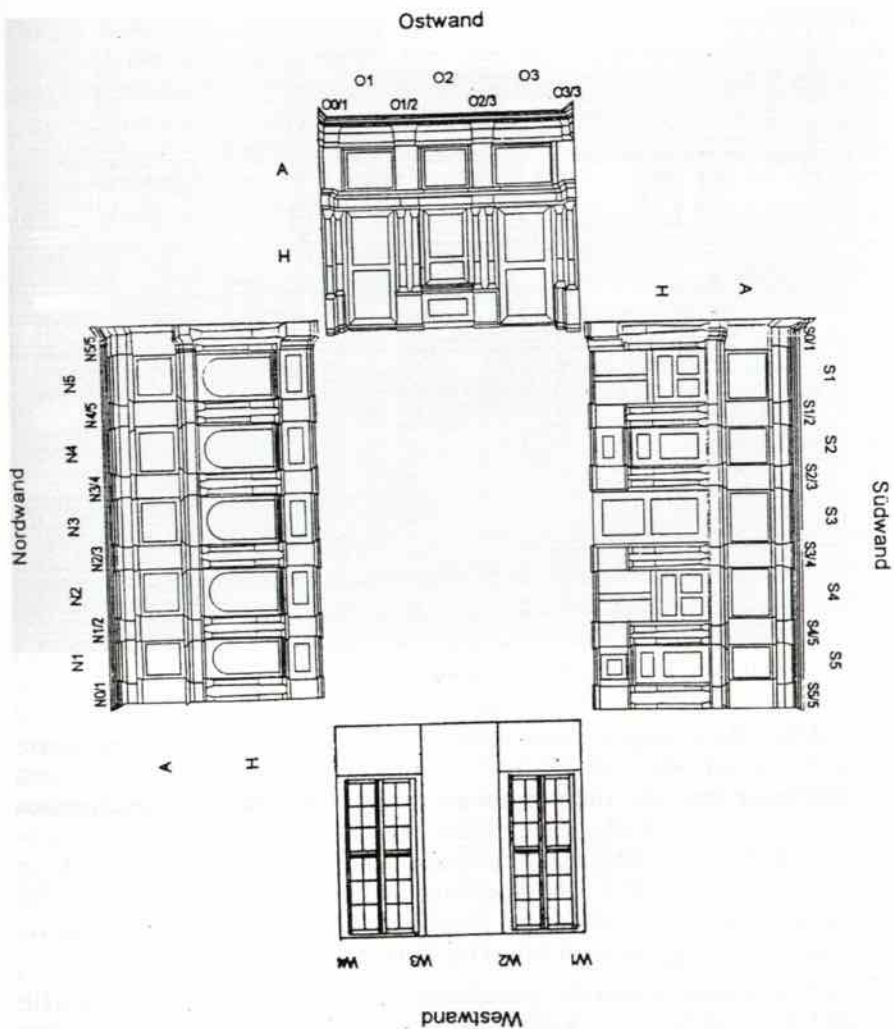


Abb. 1: Aufrissplan der Vertäfelung mit Nomenklatur

Fries und Gurtgesims.⁷ Durch die alternierenden Interkolumnien der Säulenstellungen, entsprechend einer Kolonnade mit gekuppelten Säulen, wird die Fläche rhythmisch gegliedert.

⁷ Hans Koenig, Bildwörterbuch der Architektur, Stuttgart 1968.



Abb. 2: Vertäfelung des Fredenbogen-Zimmers, Südwand

In der Attika erfolgt die Rhythmisierung durch paarweise zusammengesetzte Hermenpilaster. Sie sind direkt auf das Gurtgesims gestellt und tragen das Schlussgesims. Die Hermenpilaster befinden sich über den gekuppelten Säulen, sind mit ihnen aber nicht immer in einer vertikalen Achse ausgerichtet. Durch diese rhythmische Gliederung sind die Flächen der Wände in Hauptgeschoss und Attika in 5 (Nord- und Südwand) und 3 (Ostwand) Felder unterteilt. Nord- und Ostwand sind jeweils in fast gleich breite Felder gegliedert. Die Felder der Südwand haben eine unterschiedliche Breite.

Die Postamente, sowie die Gebälkabschnitte über den gekuppelten Säulen und über den Hermenpilastern, treten aus der Fläche hervor, sodass Verkröpfungen in der Fläche entstehen. Allen Raumecken sind Viertelsäulen vorgelegt. In zwei Ecken (N/OH, S/OH) sind den Viertelsäulen wiederum Vollsäulen vorgestellt. Durch die vorgestellten Vollsäulen sind Postamente und Gebälk hier mehrfach verkröpft. Sie treten am weitesten aus der Fläche hervor.

Eine horizontale Gliederung entsteht durch die umlaufenden Profile, die einzelne Zonen voneinander trennen. So sind Postamente und Sockel von kräftigen Profilen eingerahmt. Das ausladende Gurtgesims trennt Hauptge-

schoss und Attika voneinander. Das Schlussgesims mit geradem Profil über den Verkröpfungen betont den horizontalen Abschluss an der Oberkante.

Die Felder sind unterschiedlich gestaltet. In der Nordwand befinden sich über den Sockeln Rundbogenfelder, so dass hier eine Arkadenzone entsteht. In Ost- und Südwand (O1H, O3H, S3H) sind 3 Türen eingelassen. Tür O1H ist nicht zu öffnen. Tür O3H ist die Eingangstür des Raumes. Tür S3H ist beidseitig angeschlagen und kann somit zu beiden Seiten des Raumes hin geöffnet werden. Die Türen bestehen aus Rahmen mit Mittelsteg und je zwei übereinander liegenden Füllungen. In der Südwand (S1H, S4H) gibt es außerdem zwei Schenkschieven⁸, die wie die Türen bündig in die Fläche eingelassen sind. Sie setzen sich aus zwei übereinander liegenden Klappen und zwei darunter angebrachten Türen zusammen. Die übrigen Felder in Ost- und Süd- wand (O2H, S2H, S 5H) sind mit Rahmen versehen, die auf Sockeln ruhen. In der Attika sind alle Felder mit Relieftafeln aus Alabaster gefüllt.

Ornamentale Gestaltung

Das architektonische Gerüst ist reichhaltig mit Intarsien und Schnitzereien verziert. Die Postamente sind mit Beschlagwerk-, Rollwerk- und Maureskenmotiven intarsiiert. In die Mitte der Postamente der Ecken und der Südwand sind plastische Löwenköpfe platziert.

Die Sockel unter den Feldern sind furniert und mit Rahmenleisten belegt. In den Sockeln N1, N2, N3 können Klappen geöffnet werden. Dem Sockel S5/5H ist eine Tür aufgesetzt. Die kannelierten Säulen sind im unteren Drittel des Schaftes mit Flachreliefs ausgestaltet. Die Vollsäulen sind auch von der Rückseite mit reliefiertem Ornament verziert. Dieses zieht sich also um den ganzen Säulen-



Abb. 3: Intarsierter Sockel, Abschnitt S3/4 H

⁸ Norddeutscher Schranktypus mit einer Klappe im oberen und Türen im unteren Bereich.

schaft herum. Die Kapitelle bestehen aus geschnitzten Büsten mit Voluten. Die Vollsäulen in den Ecken haben ein korinthisches Kapitell. In muschelförmigen Nischen zwischen den Säulenpaaren sind Statuetten aus Holz gestellt. Unterhalb der Nischen sind Intarsien eingelegt, die das Nischenmotiv aufnehmen. In dieses Motiv sind abwechselnd geometrische Motive, Fruchtgehänge, Masken und Rankenornamente integriert. Die Rahmen der Türen sind furniert und mit Intarsien belegt. Die oberen Füllungen tragen eine Ädikula. Das zentrale Motiv ist intarsiert und wird von einer Alabastertafel bekrönt. Den unteren Füllungen sind Leistenrahmen aufgelegt, die intarsierte Rundbögen mit Beschlagwerk und Mauresken einfassen. In die oberen Klappen der Schenkschieben sind je zwei goldgerahmte Alabasterreliefs eingesetzt. Die untere Klappe füllt ein geschnitztes Holzrelief aus. Die Türen im unteren Teil sind furniert und mit plastischen Elementen belegt, die einen ädikulaförmigen Aufbau haben.

Die Rundbögen in den Feldern der Nordwand setzen sich aus plastischen Rustikaquadern zusammen, die zusätzlich intarsiert sind. Den Schlussstein der Bögen bildet jeweils eine Maske. Die Zwickel oberhalb der Bögen sind in Mauerwerkimitation als Intarsie ausgeführt. Die Rundbogenfelder sind mit Ädikulen ausgestaltet. Diese setzen sich aus Sockeln, Pilastern, Gebälk und Giebeln zusammen. Dieses architektonische Gerüst fasst ein intarsiertes Rundbogenfeld mit Arabesken-Ornament ein, welches wiederum das zentrale Motiv in Rollwerkrahmen überspannt. (Abb. 4)

Die Sockel sind mit Maureskenmotiven ausgestaltet. Ebenso die Zwickel und intarsierten Pilaster. Hier treten zudem auch noch Vasenornamente und Beschlagwerk auf. Die geschnitzten Pilaster sind kanneliert oder mit Rankenkandelabern ornamentiert. Die seitlichen und unteren Schleierbretter sind mit Ranken, Rollwerk, Grottesken und in einem Fall mit Fischblasenornament verziert. Oberhalb des Gebälks werden kleine goldgerahmte Alabasterrelief tafeln von Statuetten flankiert und von einem Dreiecksgiebel überspannt. In die Giebel sind weibliche Halbfiguren mit Musikinstrumenten eingearbeitet.

Die Rahmen O2H, S2H, S5H umfassen zwei übereinander liegende Füllungen, die durch einen Mittelsteg getrennt sind. Die oberen Füllungen sind mit einem Rundbogen aus Rustikaquadern belegt, der eine Ädikula überspannt. Die Quader variieren in der Stärke und sind intarsiert. Wie bei den Rundbögen der Nordwand sind die Zwickel mit einer Mauerwerk-imitierenden Intarsie ausgefüllt. Die Ädikula ist plastisch ausgearbeitet und umrahmt eine reliefierte Figur. Die Pilaster sind mit einem schuppenartigen Blattornament, sowie Beschlagwerk verziert und haben ein ionisches Kapitell. Die zentralen Darstellungen werden von einem intarsierten Knotenband umrahmt. Die untere Füllung ist entweder furniert oder intarsiert.

Der Fries im Hauptgeschoss ist reliefiert mit szenischen Motiven, die ein Medaillon flankieren. Die Reliefs werden von den intarsierten Verkröpfungen unterbrochen. Dargestellt sind Landschaftsmotive, Pflanzenornamente, Mauresken oder Rollwerkkartuschen. Die Gesimsprofile sind reliefiert mit Zahnschnitt, Eierstab und Perlschnur.

In der Attika werden vollplastische Statuetten aus Alabaster von Hermenpilastern flankiert und von plastischen Diamantquaden bekrönt. Vergoldete Rosetten verzieren die Sockel der Statuetten. Die Pilaster sind mit Masken, Rollwerk, Fruchtbündeln und Beschlagwerk ausgestaltet. Dabei trägt in den meisten Fällen ein Hermenpilasterpaar, bestehend aus einer männlichen und einer weiblichen Herme, das gleiche Ornamentmotiv. Das Gebälk in der Attika ist ähnlich zusammengesetzt, wie das Gebälk im Hauptgeschoss. Die Reliefs im Fries enthalten Rollwerk, Fruchtbündel, Masken und Beschlagwerkornament, die jeweils ein zentrales Medaillon mit vollplastischer Büste flankieren. In die Friesverkröpfungen der Attika sind Brettchen mit durchbrochenen Rankenornament eingesetzt. Das Gesims ist mit Konsolklötzchen und Zahnschnittprofil belegt. Zapfenförmige Knäufe hängen vom durchlaufenden Schlussgesims der Attika herab. (Abb. 5)

In die Fenstergewände der Westwand sind kleine Relieftafeln eingelassen, die Bestandteil der Vertäfelung sind.

Proportionen

Die Attika steht zum Hauptgeschoss im Verhältnis 1:2. Das breite Gebälk betont hier den oberen horizontalen Abschluss. Insgesamt wirkt die Attika dadurch überhöht. Um ein harmonisches Gleichgewicht zum Hauptgeschoss zu erzielen, dürfte die Attika nur 1/3 der Höhe des Hauptgeschosses einnehmen.⁹ Dieses Verhältnis würde beim Fehlen des Gebälks, also allein durch die gerahmten Alabastertafeln erreicht werden. Die optische Wirkung der Überlastung des Hauptgeschosses durch die überhöhte Attika wird durch die Alabastertafeln abgeschwächt, da sie weit aus der Fläche zurückspringen und eine querrrechteckige Form haben.

Die architektonischen Gestaltungselemente des Hauptgeschosses entsprechen nicht nur im Dekor der korinthischen Säulenordnung, sondern auch in ihrer Proportion.¹⁰ Die Maßverhältnisse, die sich nach dem Säulendurchmesser richten, entsprechen den Vorgaben von 10 Einheiten für die Säulenlänge und 2,5 für das Gebälk. Auch die Rundbögen der Nordwand entsprechen in

⁹ Robert Chitham, *Die Säulenordnungen der Antike und ihre Anwendung in der Architektur*, Stuttgart 1987, S. 122.

¹⁰ Ebd., S. 37ff.



Abb. 4: Rundbogenfeld Nordwand, N3H

der Breite den Maßverhältnissen von 1:1,5 der korinthischen Säulenordnung.¹¹ Dadurch wird die Vertikale betont, da die korinthische Ordnung in ihren Proportionen gegenüber den anderen klassischen Säulenordnungen eine gestreckte Form einnimmt.¹² Diese Vertikalstreben wird in der Attika durch die Hermen über den Säulen weitergeführt.

Die Postamente und Säulengrundflächen sind jeweils halb so breit wie die Felder und Sockel, die sie flankieren. In der Attika gilt dies für die Grundflächen der Hermenpilaster und den von ihnen umgebenen Feldern. Die Sockel haben ein Maßverhältnis von 2:1 und nehmen die halbe Höhe der darüber liegenden Felder ein.

Durch die konsequente Aufteilung der Flächen in die Maßverhältnisse 1:2 und 1:1,5 erhalten diese insgesamt ein ausgewogenes Erscheinungsbild, das weder instabil noch wuchtig wirkt. Lediglich die Attika ist überhöht, wodurch das Hauptgeschoss leicht überlastet wirkt.

Plastizität

Die Vertäfelung erhält durch verschieden vor- und zurückstehende Ebenen eine räumliche Tiefe, was ihr eine zusätzliche Belebung verleiht. Die Grundfläche der Vertäfelung ist durch vorgelegte Gestaltungselemente derart aufgelöst, dass sie als solche kaum erkennbar ist. Diese ist lediglich bei den Türen

¹¹ Ebd., S. 110.

¹² Ebd., S. 46ff.



Abb. 5: Attika Ostwand, O3A

und Schenkschieben zu erkennen, welche mit den Grundflächen der Säulen auf einer Ebene liegen.

Das vorgeblendete architektonische Gerüst betont durch seine Plastizität die Flächengliederung. Die Sockelzone tritt leicht vor den darüber liegenden Feldern hervor. Die Felder der Attika treten dagegen wieder zum Hauptgeschoss zurück. Die nach oben hin zurücktretenden Ebenen von Sockel, Feldern und Attika bewirken mit der aus der Fläche tretenden architektonischen Gliederung eine optische Standfestigkeit der Vertäfelung. Die vielen aufgelegten Elemente, die aus der Ebene vor- und zurückspringen, überlagern aber diese Wirkung.

Die aufgelegten Ädikulen im Hauptgeschoss führen diese starke Plastizität in verkleinerter Form fort. Das zentrale reliefierte Motiv stellt dabei die tiefste Ebene dar. Weit zurückspringend sind auch die Alabastertafeln in der Attika, die von einem stark profilierten Rahmen eingefasst sind. Es entsteht dabei der Eindruck, dass sich diese Bildmotive hinter der Vertäfelung in einer anderen Ebene befinden, die man wie durch ein Fenster in der Vertäfelung betrachtet. Bei den Alabastertafeln wird diese Assoziation auch durch das Material selbst hervorgerufen. Bei den Ädikulen der Nordwand wird dieser Eindruck besonders betont durch die Rollwerkrahmen mit ihren aufgeboogenen und eingerollten Rändern.

Formenreichtum

Die Beschreibungen verdeutlichen, wie reichhaltig und unterschiedlich die Flächen gestaltet sind. Allein die Kombination von Reliefs mit Intarsien bewirkt ein lebhaftes Erscheinungsbild. Aber auch gleiche Dekorelemente sind jedes Mal in leichter Variation gestaltet. So ist zum Beispiel jede Rollwerkartusche an den Säulenschäften mit einem anderen Dekor versehen. Aber auch filigranere Gestaltungselemente, wie die Pilaster der Ädikulen, sind in jedem Feld unterschiedlich verziert. Einzig gleichbleibendes Element ist jeweils das Format und der symmetrische Aufbau der Ornamente und Gestaltungscompositionen.

Aus nächster Nähe erschließt sich dem Betrachter erst der tatsächliche Detailreichtum. Durch die in der Größe variierenden Motive sind aus jeder Betrachterposition andere erkennbar. Diejenigen auf Augenhöhe zeigen eine besonders filigrane Gestaltung. Von dieser Ebene ausgehend werden die Motive nach oben und unten hin immer großflächiger. Somit sind die größeren Motive im Sockelbereich und in der Attika zu finden, also den Außenbereichen auf horizontaler Ebene. Genau diese Zonen sind bei geringerem Abstand zur Vertäfelung eben schwieriger zu betrachten. Vielmehr soll sich der Betrachter dabei den kleinteiligen Darstellungen zuwenden. Bei zunehmendem Abstand kann der Blick dann wieder weiter nach oben und unten schweifen, ohne dass der Betrachter dabei einen unbequemen Blickwinkel einnehmen muss. Dem Betrachter scheint sich dadurch in jeder Position ein unerschöpflicher Bildkomplex zu bieten.

Materialwirkung

Die lebendige Gestaltung der Vertäfelung wird auch durch die Materialvielfalt hervorgerufen. Die verschiedenfarbigen Hölzer, die für die kontrastreichen Intarsienmotive mit schwungvollen Mauresken- und Beschlagwerkornamenten, sowie für die natürlich wirkenden figürlichen und floralen Motive eingesetzt wurden, beleben die Formen. Es wurden dabei Hölzer mit schlichter Maserung eingesetzt. Auch die Konstruktionshölzer mit ihrer gleichmäßigen Maserung geben der Oberfläche ein ruhiges Erscheinungsbild. Dagegen wirken die Furniere mit einer ausgeprägten Struktur selbst wie ein belebendes Bildmotiv, so zum Beispiel an den Schenkschieventüren.

Verschiedene Techniken werden eingesetzt, um dem flächigen Dekor optisch Plastizität zu verleihen, so zum Beispiel bei den Diamantquadern des Ädikulasockel N3H. Die bedeutenden figürlichen Motive sind dagegen tatsächlich plastisch ausgearbeitet. Vom Flachrelief bis zur frei stehenden Plastik sind alle Varianten ausgeschöpft. Den Figuren wird durch die Licht- und

Schatten-Wirkung eine größere Lebendigkeit verliehen. Die Reliefs und Statuetten aus Alabaster nehmen eine herausragende Stellung bei Figurenschmuck und Reliefs ein. Sie stellen die Schmuckstücke der Vertäfelung dar. Das leicht durchscheinende Steinmaterial hebt sich durch seinen hellen Farbton besonders stark von dem braunen Holz ab. Die Kostbarkeit des Materials wird zusätzlich durch Goldrahmen und Goldlinien auf den Höhungen betont.

Es zeigt sich, dass durch die Verwendung der verschiedenen Gestaltungsmittel und -materialien ein kontrastreiches Gestaltungsprogramm entsteht. Es findet ein ständiger Wechsel der Formen, Farbkontraste, Größenordnungen und Ebenen, sowie von Fläche und Relief innerhalb eines Wandabschnittes statt. Dieses Erscheinungsbild vermittelt einen sehr lebendigen, fast unruhigen Gesamteindruck. Durch die konsequente Wiederholung der Gestaltungsformen der Abschnitte und einer symmetrisch rhythmischen Folge des architektonischen Gerüsts, sowie des Dekors erhält diese Lebendigkeit jedoch einen beruhigenden Rahmen.

Ikonographisches Programm

Die Vertäfelung ist mit einem reichhaltigen ikonographischen Programm ausgestattet. Themen des alten und neuen Testaments werden ebenso behandelt, wie die antike Mythologie. Die Themen werden in szenischen Motiven dargestellt. Daneben gibt es eine Vielzahl von figürlichen Einzeldarstellungen mit zeitgenössischen Persönlichkeiten, Figuren der antiken Götterwelt, Personifikationen der Tugenden, der freien Künste, Sinnesdarstellungen, Kontinente und Monarchien.¹³ Insgesamt stellte Gräbke eine Anzahl von 1035 figürlichen Darstellungen fest.¹⁴ Diese Zahl wird vermutlich erreicht, wenn alle Masken und Köpfe mit den Einzelfiguren und szenischen Motiven zusammengezählt werden.

Die szenischen Motive mit fortlaufendem Erzählzyklus befinden sich in der Attika und im Fries des Hauptgeschosses. Die Zyklen beginnen jeweils an der Nordwand und setzen sich über die Ost- und Südwand fort.

Auf den Alabastertafeln der Attika sind Themen des Neuen Testaments dargestellt, deren Reihenfolge nicht chronologisch ist. So zeigt die erste Tafel in der Nordwand Gnadenstuhl und Grablegung Christi. Es folgen Verkündigung, Christi Geburt, Szenen aus dem Leben Jesu. An der Ostwand sind Kreuz-

¹³ Hiltgart L. Keller, *Reclams Lexikon der heiligen und der biblischen Gestalten*, Stuttgart 1996; Franz Siewert, *Das Fredenhagensche Zimmer im Hause der Kaufmannschaft zu Lübeck*, Breite Straße 6 nebst dem Sitzungssaal der Handelskammer, Hrsg.: Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Lübeck, Lübeck 1908, S. 5ff; Eimer, wie Anm. 4, S. 155ff.

¹⁴ Gräbke, wie Anm. 3, S. 122.

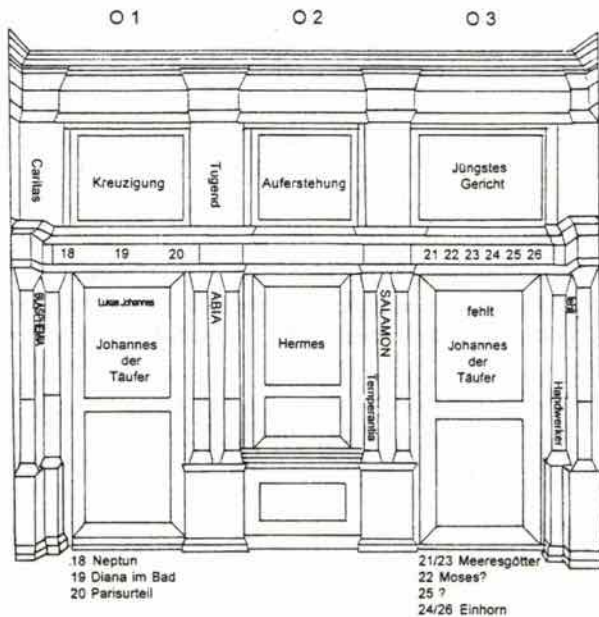
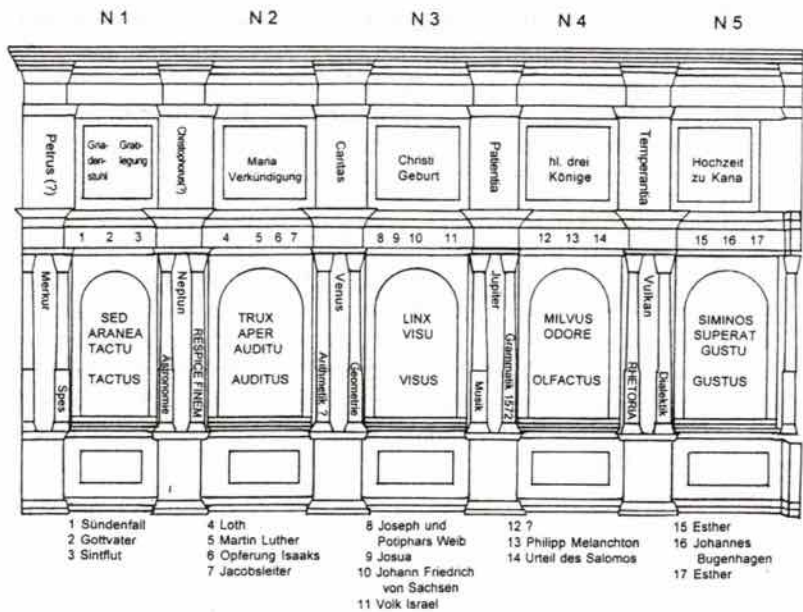


Abb. 6 und 7: Ikonographisches Programm Nordwand und Ostwand

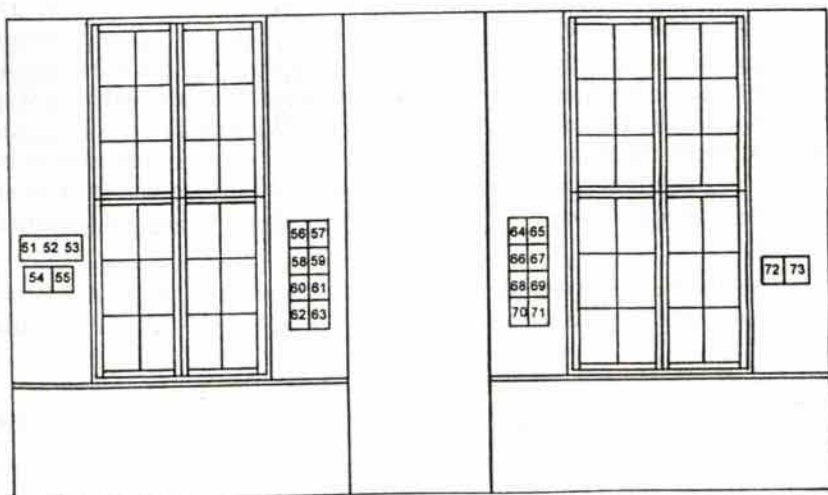
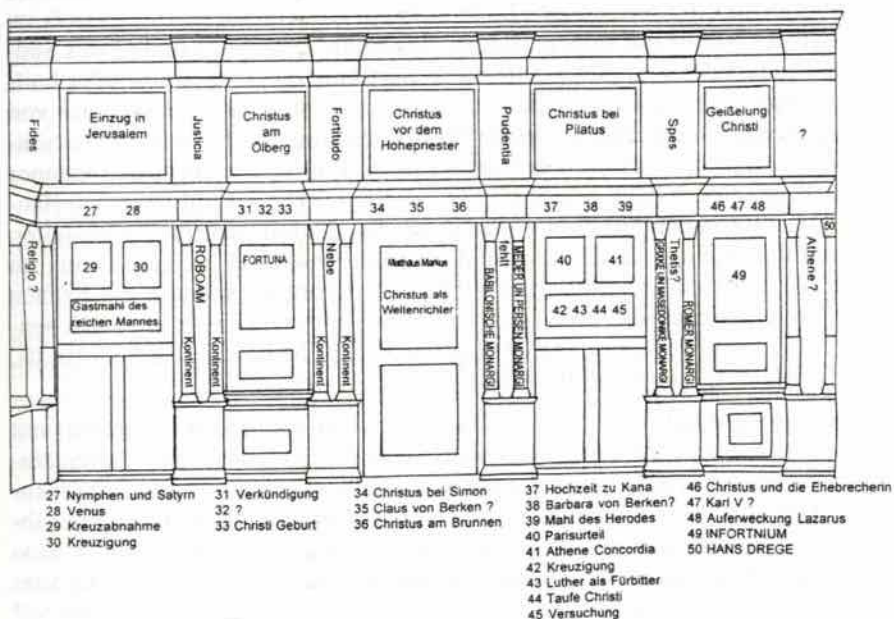
S 1

S 2

S 3

S 4

S 5



51/53 Werkstattszene

52 Hans Dreger (?)

54 - 73 Josephsgeschichten

Abb. 8 und 9: Ikonographisches Programm Südwall und Westwall

zigung, Auferstehung und Jüngstes Gericht dargestellt. In der Südwand wird der Zyklus mit der Leidensgeschichte Christi weitergeführt. Die Reliefs im Fries an der Nordwand zeigen Themen des Alten Testaments und an der Süd- wand Themen des Neuen Testaments. In der Mitte eines jeden Friesabschnittes befindet sich ein Portrait einer zeitgenössischen Persönlichkeit, das von einem Medaillon gerahmt ist. In der Nordwand sind dies bedeutende Persönlichkeiten der Reformation, wie Martin Luther, Philipp Melanchton, Johannes Bugenhagen und Johann Friedrich von Sachsen.¹⁵ Die Portraits werden flankiert von alttestamentarischen Themen, wie Sündenfall, Sintflut, Jacobsleiter, Salomo und Esther. An der Ostwand sind im Fries O1H Neptun, Diana im Bade und Paris dargestellt.¹⁶ Hier gibt es kein Portrait, sondern die Szenen sind durch Löwenköpfe voneinander getrennt. Fries O2H zeigt ein Mädchen- portrait und Rollwerk. Fries O3H zeigt zwei nicht zu bestimmende Portraits, die von Meeresgöttern und Einhörnern flankiert werden.

An der Südwand werden die antiken Motive im Fries S1H fortgeführt mit Nymphen, Satyrn und Venus. Hier werden die Motive von Engelsköpfen eingeraht. Bei Fries S2H beginnt dann der Erzählzyklus mit Themen des Neuen Testaments, wie Verkündigung und Geburt Christi. Die weiteren Friesabschnitte zeigen Szenen aus dem Leben Christi, wie Christus bei Simon, Christus am Brunnen, Hochzeit zu Kana, Christus und die Ehebrecherin.¹⁷ Die Szenen rahmen vermutlich Portraits von Kaiser Rudolph II. und Kaiser Karl V.¹⁸ Außerdem werden Portraits von einem Mann und einer Frau gezeigt. Die Medaillons werden von Wappen umrahmt. Das Wappen rechts des Frauenportraits zeigt ein springendes Pferd. Das linke Wappen trägt einen Halbmond mit darüber liegenden Stern. Rechts des männlichen Portraits wird im Wappen ein Wolfs- oder Bärenkopf gezeigt, im linken Wappen ist ein springender Hirsch an einem Baum dargestellt. Man nimmt an, dass es sich hierbei um Portraits der ursprünglichen Eigentümer Claus und Barbara von Berken mit ihren Familienwappen handelt.¹⁹ Die Wappen werden von Tugenddarstellungen flankiert.

An der Nordwand werden die Säulenschäfte im unteren Drittel mit Personifikationen der freien Künste Astronomie, Geometrie, Musik, Grammatik,

¹⁵ Ebd., S. 131.

¹⁶ Irène Aghio, Reclams Lexikon der antiken Götter und Heroen in der Kunst, Stuttgart 2000.

¹⁷ Siewert, wie Anm. 13, S. 7.

¹⁸ Gräbke, wie Anm. 3, S. 138.

¹⁹ Rudolph Struck, Zur Geschichte des Hauses Kohlmarkt Nr. 13 und des Fredenhagen Zimmers, in: Neue Lübeckische Blätter, 53. Jahrgang, 1911, S. 712; Wappenkatalog Archiv der Hansestadt Lübeck (AHL). Die Wappen werden den Familien Reuter (Pferd), von Senden (Halbmond) und von Berken (Hirsch) zugeordnet.

Rhetorik und Dialektik verziert. Die Frauengestalten sind mit entsprechenden Attributen ausgestattet, tragen aber teilweise auch inschriftliche Bezeichnungen. Die Darstellung der Grammatik an der rechten Säule N3/4H zeigt die Zahl 1572 und X869. Die Zahl 1572 wird als Entstehungsdatum der Vertäfelung angesehen.²⁰ Die andere Zahl ist nicht genau zu deuten. Sie unterscheidet sich von der anderen in der Schreibform, könnte daher auch später eingeritzt worden sein.

Die Frauengestalt der linken Säule N2/3H ist nicht genau zu identifizieren. Sie hält einen Schlüssel in der Hand. Es könnte sich daher um die christliche Tugend „fides“ handeln. Es gibt zwischen den Darstellungen der freien Künste die Tugenddarstellung „spes“, daher ist diese Zuweisung nicht auszuschließen. Allerdings fehlt unter den Darstellungen der freien Künste die siebte, nämlich Arithmetik. Der zweite Gegenstand, den die Frauengestalt in der Hand hält, ist nicht genau zu erkennen. Es könnte sich daher auch um die allegorische Darstellung der Arithmetik handeln.²¹ Zwischen den Frauengestalten gibt es eine weitere, die die Vergänglichkeit verkörpert. Mit Sanduhr und Totenschädel ausgestattet, wird die Darstellung der rechten Säule N1/2H mit der Inschrift „RESPICE FINEM“ bekrönt. An der Ostwand findet sich eine weitere Tugenddarstellung „temperantia“ und die Darstellung eines Handwerkers mit Bildhauerwerkzeugen. Daneben gibt es in der Nordost- und Südostecke an den Säulen Darstellungen mit Masken und Phantasiewesen.

An der Südwand werden die personifizierte Kontinente abgebildet. Es sind die Weltteile Afrika, Asien, Europa und Amerika dargestellt. Die vier Monarchien werden durch Herrscher in Rüstungen versinnbildlicht. (Abb. 10) Auf ihren Wappen sind Tiere dargestellt. In den Rollwerkrahmen sind die Namen der Monarchien eingetragen:

| | |
|--|---|
| S3/4H links | S3/4H rechts |
| BABILONISCHE MONARGI | MEDER UN PERSEN MONARGI |
| (geflügelter Löwe) | (Bär) |
| S4/5H links | S4/5H rechts |
| GRXKE UN MASEDONIKE MONARGI | ROMER MONARGI |
| (geflügeltes Tier mit mehreren Köpfen) | (Tier mit mehreren Hörnern und Schädel) |

Diese Darstellungen basieren auf den Visionen des Propheten Daniel im Alten Testament, wonach die Tiere symbolisch für die Monarchien stehen.²²

²⁰ Siehe *Dehio*, wie Anm. 1, S. 473.

²¹ Die Figur stellt nicht Petrus dar, wie Eimer es deutet, da es sich um eine weibliche Figur handelt. Siehe dazu *Eimer*, wie Anm. 4, S. 158.

²² Altes Testament, Daniel 7, 1-28.



Abb. 10: Säulenschäfte Südwand, S4/5H

Die Säulenschäfte S5/5 zeigen Amor mit einem Paar und einen Schafskopf mit Fruchtgehänge. Die Büsten an den Säulenkapitellen sollen, laut Gräbke, verschiedene Gesellschaftsstände und Altersstufen darstellen.²³ Das Säulenkapitell in der Südwestecke trägt unter der Büste den Namen „Hans Dregr“. Mit diesem Namen wird der Künstler verbunden, der die Vertäfelung anfertigte.²⁴

Zwischen den Doppelsäulen stehen in den Nischen Statuetten, die antike Götter und alttestamentarische Könige darstellen. Unter die Königsdarstellungen sind deren Namen in die Sockel eingelassen: „ABIA“, „SALAMON“ und „ROBOAM“. In der Nordostecke befinden sich zwei Kriegerfiguren, eine mit der Unterschrift „Blasphemia“.

In der Attika stehen zwischen den Hermenpilastern Statuetten, die personifizierte Kardinaltugenden und christliche Tugenden darstellen.²⁵

An der Nordwand im Hauptgeschoss sind in den fünf Ädikulen der Rundbogenfelder Personifikationen der fünf Sinne dargestellt. Weibliche Figuren sind mit einer dem Sinn entsprechenden Tätigkeit und einem Tier dargestellt, das diese Sinneseigenschaft besonders ausgeprägt hat. Zu jeder Darstellung gibt es eine lateinische Inschrift:

| | | | | |
|--------------------------------|--------------------------------|-------------------------|----------------------------|--------------------------------------|
| SED ARANEA TACTU (Feld N1H) | TRUX APER AUDITU (Feld N2H) | LYNX VISU (Feld N3H) | MILVUS ODORE (Feld N4H) | SIMI NOS SUPERAT GUSTU (Feld N5H) |
|--------------------------------|--------------------------------|-------------------------|----------------------------|--------------------------------------|

Sinngemäße Übersetzung: doch die Spinne im Gefühl; der wilde Eber im Gehör; der Luchs in der Sicht; der Geier im Geruch; der Affe übertrifft uns im

²³ Gräbke, wie Anm. 3, S. 143f.

²⁴ Ulrich Thieme, Felix Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Band 9, München 1992.

²⁵ Gerd Heinz-Mohr, Lexikon der Symbole, Freiburg 1991, S. 320. Aufgrund fehlender Attribute können einige Statuetten nicht identifiziert werden.



Abb. 11: Wappenemblem von Berken in der Türfüllung S3H

Geschmack.²⁶ In der Darstellung ist der Sinn noch einmal inschriftlich festgehalten:

| | | | | |
|----------|---------|-----------|----------|-------------|
| TACTUS | AUDITUS | VISUS | OLFACTUS | GUSTUS |
| (Gefühl) | (Gehör) | (Gesicht) | (Geruch) | (Geschmack) |

Die kleinen Alabasterrelieftafeln darüber zeigen ebenfalls Allegorien der fünf Sinne. Es sind wieder Frauen mit einem Tier dargestellt. Hier stehen aber andere Tiere für die entsprechende Sinnesausprägung, als in den Darstellungen darunter. Nur die Sinnesdarstellung stimmt bei den Tafeln überein. So wird in Tafel N1H ein Vogel, laut Gräbke ein Papagei²⁷, dargestellt, das sinnbildlich für das Gefühl steht. Für das Gehör ist ein Hirsch dargestellt, das Gesicht verkörpert der Adler. Ein Hund steht für den Geruch, lediglich der Geschmack wird hier ebenfalls von einem Affen verkörpert. Die Tafeln werden flankiert von Frauenfiguren, bei denen Gräbke allegorische Darstellungen der freien Künste vermutet.²⁸ Nur wenige sind mit kennzeichnenden Attributen, wie Buch, Gewicht oder Winkelmaß, ausgestattet.

²⁶ Gräbke, wie Anm. 3, S. 123.

²⁷ Ebd., S. 125.

²⁸ Ebd., S. 129.

Die Ädikula der Tür O1H zeigt als zentrales Bildmotiv Johannes den Täufer. Darunter ist im Schleierbrett ein Wappen mit Halbmond²⁹ eingelassen. Die kleine Relieftafel im Giebel zeigt die Evangelisten Lukas und Johannes. Die Ädikula der Tür O3H zeigt ebenfalls Johannes den Täufer, darunter ein Wappen mit einem Mann, der eine Keule trägt und die Zahl 1753. Dieses Wappen wird der Familie Menze zugeordnet, die Zahl wird als inschriftliche Datierung gesehen.³⁰ Ädikula S3H stellt im Rundbogen Christus als Weltenrichter dar. Im Schleierbrett darunter ist in einem Wappen ein springender Hirsch an einem Baum zu sehen.³¹ Im Giebel sind die Evangelisten Matthäus und Markus dargestellt.

In der Ädikula des Rahmens O2H wird der Götterbote Hermes dargestellt. Ädikula S2H zeigt eine Frauenfigur mit der Inschrift „Fortuna“. Ädikula S5H rahmt eine Frauengestalt mit der Inschrift „Infortunium“.

Die Schenkschieve S1H zeigt in der oberen Klappe Kreuzabnahme und Kreuzigung. In der Klappe darunter ist eine Szene aus dem Leben des armen Lazarus dargestellt: „Das Gastmahl des reichen Mannes“. Schenkschieve S4H zeigt das Parisurteil und Athene in der oberen Klappe. In der unteren Klappe sind Taufe Christi, Versuchung und Kreuzigung dargestellt. In die Szene sollen die Eigentümer dargestellt werden, die durch Luther dem Heiland empfohlen werden.³²

In der Westwand ist in die Fenstergewände die Josephgeschichte in 20 Szenen abgebildet. Eine Tafel zeigt eine Werkstattszene mit Bildhauern³³, den Initialen H. T. und der Jahreszahl 1583. Hierbei wird von den Initialen des Künstlers und dem inschriftlichen Datum der Entstehung der Vertäfelung ausgegangen.³⁴ Im Medaillon ist das Portrait eines Handwerksmeisters mit Zirkel und Maßstab dargestellt. Es wird angenommen, dass es sich dabei um eine Darstellung Hans Dregers handelt.³⁵

Beschreibung der Kassettendecke

Zur Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers gehört die Kassettendecke. Es handelt sich hierbei um eine Balkendecke mit aufgelegten Kassettenfüllun-

²⁹ Es ist das gleiche Motiv wie im Fries S4H, das neben dem Frauenportrait dargestellt ist.

³⁰ N.N., Das Zimmer mit dem alten Schnitzwerk, in: Neue Lübeckische Blätter, Lübeck 1838, 4. Jahrgang, No. 3, Januar 21, S. 18; Wappenkatalog (AHL).

³¹ Das gleiche Motiv zeigt sich im Fries S3H neben dem Medaillon.

³² Gräbke, wie Anm. 3, S. 137.

³³ Neben einem Steinbildhauer ist nicht eindeutig zu erkennen, ob auch Holzbildhauer dargestellt sind.

³⁴ Gräbke, wie Anm. 3, S. 145.

³⁵ Eimer, wie Anm. 4, S. 159.

gen. Insgesamt ist die Fläche in 17 unterschiedlich große Kassettenfelder geteilt. Um ein Mittelfeld sind 4 L-förmige Kassettenfelder angelegt. Sie werden von den 12 äußeren Kassettenfeldern umrahmt. Die Kassetten sind in der Ost-Westachse ausgerichtet. Sie sind ca. 50 cm tief.

Das Mittelfeld zeigt eine plastisch ausgearbeitete Rollwerkkartusche mit einem Löwenkopf. Daran ist ein Lüster aufgehängt. Gerahmt wird dieses Motiv von einem Rankenmotiv, das vermutlich in das Holz gebrannt wurde. Der umlaufende Profilrahmen ist ebenfalls mit Klötzchen und vergoldeten Rosetten belegt. Die Zwickel sind mit verschiedenfarbigen Hölzern furniert, die perspektivisch weitere Balkenausschnitte darstellen sollen. Das Mittelfeld wird von vier L-förmigen Feldern gerahmt.

Die äußeren Felder sind mit teilvergoldeten und bemalten Halbreiefs belegt. Als Motive sind vermutlich Allegorien der Jahreszeiten, antike Götter dargestellt, die von Rollwerkkartuschen und Medaillons gerahmt werden. Die vier Eckkassetten sind mit den Wappen belegt, die von intarsierten Maureskenmotiven flankiert werden. Bei den Wappen zeigen sich die gleichen Motive, wie an der Wandvertäfelung.

Die Balkenseitenflächen sind in den Kassetten mit Schablonenmalerei und Konsolklötzchen im Wechsel verziert. Die Balkenunterseiten sind an den Kreuzungspunkten der Balken und dazwischen mit vergoldeten Rosetten verziert.

Historische Daten

Entstehungszeit

Die Entstehung der Vertäfelung wird in die Zeit zwischen 1572 und 1583 datiert.³⁶ Die an der Vertäfelung inschriftlich überlieferten Jahreszahlen entsprechen dieser Datierung. Darüber hinaus konnten bisher keine schriftlichen Quellen aus dieser Zeit gefunden werden, die die Herstellung der Vertäfelung belegen.

Provenienz

Die Vertäfelung befand sich ursprünglich gegenüber der Lübecker Marienkirche im Gebäude Schlüsselbuden 16, Ecke Fischstraße, aufgestellt.³⁷

³⁶ *Dehio*, wie Anm. 1, S. 524

³⁷ Heinrich Christian Zietz, *Ansichten der Freien und Hansestadt Lübeck und ihrer Umgebungen*, Frankfurt am Main 1822, S. 362. Im 19. Jahrhundert entsprach Hausnummer 16 Nummer 194, siehe dazu Kemper: *Hausnummernverzeichnis* (AHL).



Abb. 12: Alabasterrelieftafel in der Ädikula N5H, Darstellung des Geschmacks

Auch zum ursprünglichen Aufstellungsort sind keine schriftlichen Quellen aus der Entstehungszeit zu finden. Das Grundstück befand sich im Kaufmannsviertel von Lübeck, das genau zwischen dem Hafen und dem Markt lag. Das Grundstück hatte eine Größe von 16 bzw. 25 x 41m, was für das Viertel ungewöhnlich war. Es handelte sich hierbei um ein Großgrundstück.³⁸ Durch seine wirtschaftlich zentrale Lage, die besondere Größe des Grundstücks und dem damit verbundenen hohen Prestigewert hatte es einen hohen Verkaufswert. Dies spiegelte sich auch am Gesellschaftsstand der Eigentümer wider; es handelte sich dabei um Kaufleute, Ratsmitglieder, Bürgermeister u.a.³⁹ Nach Hammel wird Schlüsselbuden 16 aufgrund der Berufsstände seiner Eigentümer einer kaufmännischen Nutzung zugesprochen.⁴⁰ 1942 wurde das Haus zerstört.⁴¹

³⁸ Rolf Hammel, Hauseigentum im spätmittelalterlichen Lübeck, Methoden zur sozialgeschichtlichen Auswertung der Lübecker Oberstadtbuchregesten, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte, Rolf Hammel, Alfred Falk (Hrsg.), Band 10, Bonn 1987, S. 159.

³⁹ Ebd., S. 161f.

⁴⁰ Ebd., S. 201.

⁴¹ Bauakten, Denkmalplan Schlüsselbuden 16, Amt für Denkmalpflege, Hansestadt Lübeck.

Auftraggeber

Als Auftraggeber der Vertäfelung gilt Claus von Berken.⁴² Das Wappen der Familie von Berken mit dem Motiv des springenden Hirsches ist in der Vertäfelung mehrfach zu finden. (Abb. 11) Ursprünglich soll sich auch sein Name in einer Inschrift der Vertäfelung befunden haben.⁴³ Quellenkundlich gibt es keine Niederschriften, die Claus von Berken als Auftraggeber nennen. Der einzige Beleg ist daher das inschriftliche Wappen an der Vertäfelung. Claus von Berken wurde 1579 Eigentümer des Hauses Schlüsselbuden 16 und wohnte dort bis 1599.⁴⁴ Demnach wäre der Auftrag für die Anfertigung der Vertäfelung, also vor 1572, sehr früh ausgefallen.

Der vorherige Eigentümer des Hauses war von 1578-1579 im Besitz des Grundstücks Schlüsselbuden 16, bewohnte es selbst aber nicht. Dessen Vorgänger verstarb 1572. Das Gebäude wurde aber erst 1578 wegen Schulden verkauft.⁴⁵ Möglicherweise bewohnte Claus von Berken das Haus bereits vor 1579 und erwarb es dann später.



Abb. 13: Alabasterstatuetten in der Südostecke, O3/3A; S0/1A. Die linke Statuette wurde nachträglich ergänzt.

⁴² Dehio, wie Anm. 1, S. 524.

⁴³ Struck, wie Anm. 19, S. 712; Eimer, wie Anm. 4, S. 4.

⁴⁴ Schroedersche Topographische Regesten, Marien-Quartier 1, Schlüsselbuden 194 zu 1579, S. 238 (AHL).

⁴⁵ Hammel, wie Anm. 38, S. 168ff.

Laut Struck war von Berken im Bruderverzeichnis der Lübecker Krämerkompanie eingetragen.⁴⁶ Dort lassen sich aber keine Eintragungen finden.⁴⁷ Die Krämer, kleinere Kaufleute, waren in der Regel nicht so vermögend, dass sie eine derartig kostbare Vertäfelung hätten anfertigen lassen können. Es käme eher in Frage, dass von Berken Kaufmann und Mitglied einer Fernhandelskompanie war, z.B. der Schonenfahrer, Bergenfahrer, Kaufleutekompanie, Nowgorodfahrer etc.⁴⁸

Siewert und auch Zietz nennen als Auftragssumme für die Anfertigung der Vertäfelung 40.000 Mark lübische Courant.⁴⁹ Nach Waschinski hätte dies bereits 1939 einem Wert von 870.400 Reichsmark entsprochen.⁵⁰

Hersteller

Die Ausführung der Vertäfelung wird Hans Dreger zugeschrieben.⁵¹ Neben dem Namen „Hans Dreger“ im Säulenkapitell der Südwestecke sollen die Initialen „HT“ im Relief W1 auf Dreger hindeuten. Die Initialen „HT“ begründet Eimer in der oberdeutschen Schreibweise „Hans Treger“ und vermutet damit einen Aufenthalt Dregers in Süddeutschland.⁵² Ob es sich hierbei tatsächlich um die Initialen Hans Dregers handelt und diese überhaupt im Zusammenhang mit der eingeritzten Jahreszahl stehen, ist jedoch nicht eindeutig zu klären. Es wird allgemein davon ausgegangen, dass es sich bei dem Handwerkerportrait W1 um ein Portrait Hans Dregers handelt. Es ist in die Arbeitsszene einer Bildhauerwerkstatt integriert. Eimer vermutet, dass es sich um Steinbildhauer handelt und leitet daraus ab, dass Dreger beide Materialien bearbeitete. Er erwähnt den Kunsthandwerker Klint, der in Lübeck arbeitete: „Merkwürdigerweise arbeitete auch er in Holz wie in Stein“.⁵³

Bei der zweiten Handwerkerdarstellung am linken Säulenschaft O3/3 H sind Werkzeuge zu sehen, bei denen es sich um Stein- oder Holzbearbeitungswerkzeuge handeln könnte. Es ist davon auszugehen, dass es sich nicht um

⁴⁶ Struck, wie Anm. 19, S. 713.

⁴⁷ 51-18 Krämerkompanie, 1603-1824 Brüderbuch, S. 385 (AHL).

⁴⁸ Freundlicher Hinweis von Herrn Archivrat Dr. Ulrich Simon (AHL). Die Durchsicht der Verzeichnisse der anderen Kompanien konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht durchgeführt werden.

⁴⁹ Siewert, wie Anm. 13, S. 4; Zietz, wie Anm. 37, S. 362.

⁵⁰ Emil Waschinski, Währung, Preisentwicklung und Kaufkraft des Geldes in Schleswig Holstein von 1226-1864, Neumünster 1959, S. 290.

⁵¹ Dehio, wie Anm. 1, S. 524.

⁵² Eimer, wie Anm. 4, S. 140.

⁵³ Ebd.

tatsächliche Portraits handelt, sondern um allgemeine Bildnisse von Handwerkern. Die Portraits stehen daher vermutlich eher allgemein für die Handwerker, die hier Holz oder Stein bearbeiteten. Da es sich beim Alabaster nicht um ein organisches Material, wie Holz, handelt, bedarf die Bearbeitung einer anderen Fertigkeit im Umgang mit den Werkzeugen. Es bleibt daher fraglich, ob der Handwerker tatsächlich Holz und Alabaster bearbeitete.

In den Lübecker Amtsbüchern der Tischler und Schnitzer wird Hans Dreger nicht erwähnt.⁵⁴ Daraus folgert Hinrichsen, dass er Freimeister war.⁵⁵ Diese Annahme ist durchaus möglich, da Dreger somit ohne die verbindlichen Auflagen des Schnitkeramtes⁵⁶ kunstvolle Arbeiten hätte schaffen können. Er wäre demnach durch den Befehl des Rates zum Meister gesprochen worden.⁵⁷

Eimer merkt an, dass Dreger im Lübecker Niederstadtbuch eingetragen ist. Hier wird ein Hans Dregge erwähnt. Es lässt sich daraus aber nicht ablesen, ob es sich um den Hersteller der Vertäfelung handelt.⁵⁸ So ist der eingearbeitete Name in der Vertäfelung der einzige Hinweis auf den Hersteller der Vertäfelung. Über Hans Dreger gibt es sonst keine Hinweise auf weitere Arbeiten, die er anfertigte. Laut Zietz soll Dreger eine weitere Vertäfelung von 1575/1577 angefertigt haben, die in der Braunstraße 16⁵⁹ aufgestellt war.⁶⁰ Diese existiert aber heute nicht mehr, so dass hier keine Vergleiche angestellt werden können.

Funktion

Die Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers diente ihrem Besitzer als Statussymbol, das er aufgrund seiner gesellschaftlichen Stellung zu repräsentativen Zwecken nutzte. Er demonstrierte damit seinen Reichtum, Selbstbewusstsein, Glaubensbekenntnis, Kunstsinn und seinen Bildungsstand. Die

⁵⁴ Rechnungsbuch der Tischler und Schnitzer 1559-1673, S. 6ff. (AHL).

⁵⁵ Claus *Hinrichsen*, Tönnies Evers, 1550-1613, Ein Beitrag zur Geschichte des Stilwandels in der deutschen Plastik um 1600, Hamburg 1937, S. 128 Anm. 136.

⁵⁶ Als Schnitkeramt wurde in Lübeck im 16. Jahrhundert die Tischler- und Bildschnitzerzunft bezeichnet.

⁵⁷ Fritz *Hellweg*, Die Geschichte des deutschen Tischlerhandwerks vom 12. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Reprint Hannover 1995, (1. Ausgabe 1924), S. 287.

⁵⁸ Niederstadtbuch 1579 S. 4; 1581, S. 124 u. S. 351; 1594, S. 496 (AHL). In der Eintragung 1579 wird vermerkt, dass die Tochter von Hans Dregge als Brautschatz ein Schiff erhält, das zur Fahrt auf der Stecknitz bestimmt ist. Die weiteren Eintragungen behandeln das Testament des Hans Dregge. Freundliche Übersetzung der Schrift von Frau Archivdirektorin Prof. Dr. Antjekathrin Graßmann (AHL).

⁵⁹ Die Braunstraße ist eine Seitenstraße des Schüsselbudens.

⁶⁰ Zietz, wie Anm. 37, S. 367.



Abb. 14: Doppelt angeschlagene Tür S3H

wandfest eingebauten Schenkschieben sind ein Bestandteil dieser Repräsentation. Bei Festlichkeiten wurden die Klappen der Schenkschieben geöffnet, um das Prunkgeschirr darin zur Schau zu stellen.⁶¹ Es wird aufgrund der vielen Gastmahldarstellungen angenommen, dass der Raum als festliches Speisezimmer diente.⁶²

Das Bildprogramm bot dem Betrachter eine Fülle an Themen und Motiven, die im Zeitalter des Humanismus die Weltanschauung des Eigentümers widerspiegeln. Die geringe Größe des Raumes von ca. 6 x 4 m konnte nur wenige Personen aufnehmen, so dass hier vermutlich auch der Eindruck von Exklusivität für den geladenen Gast entstand, der sich in diesem Raum aufhalten durfte. Die geringe Raumgröße und die

Höhe der Vertäfelung vermittelten den Eindruck der allgegenwärtigen Präsenz des Kunstwerks, das einen umgab. Somit gab es keine Möglichkeit, den Blick auf etwas zu richten, ohne dabei auch die Vertäfelung zu betrachten.

Vorlagen

Durch die Verbreitung von druckgraphischen Vorlagenwerken konnten vielfältige Ornamentformen und Bildmotive auf kunsthandwerkliche Objekte übertragen werden.⁶³ Die bildlichen Darstellungen und der ornamentale Schmuck der Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers zeigen eine umfangreiche Verwendung solcher Vorlagen. Es konnten bisher nur einige Motive bestimmten Vorlagen oder Künstlern zugeordnet werden. Weiterhin ist bei be-

⁶¹ Ebd., S. 129.

⁶² Gräbke, wie Anm. 3, S. 134.

⁶³ Claudia Horbas, *Möbel der Renaissance im Weserraum, Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland*, Band 15, Marburg 1994, S. 30f.

stimmten Motiven eine Tendenz erkennbar, nach der sich die Kunsthandwerker orientiert haben könnten.

Vorlagen für die Bildprogramme

Von den Alabastertafeln in der Attika konnten bisher nur zwei Motive graphischen Vorlagen zugeordnet werden. Das Bildmotiv des Gnadenstuhls (N1A links) ist nach dem Holzschnitt Albrecht Dürers „Die Heilige Dreifaltigkeit“ von 1511 gearbeitet worden.⁶⁴ Das zweite Motiv „Das Weltgericht“ (O3A) ist einer graphischen Vorlage von Maarten de Vos nachgearbeitet, die 1579 veröffentlicht wurde.⁶⁵

Als Vorlage für die Alabasterreliefs im Hauptgeschoss mit der Darstellung der fünf Sinne

(N1H-N5H) wurden Stichvorlagen von C. Cort⁶⁶, nach Frans Floris, verwendet.⁶⁷ Bei der rechten Hälfte der Darstellung des Alabasterreliefs in der Schenkschiebe S4H ist, laut Wustrack, nach Marc Antonio Raimondis Vorlage der „Pallas Athena“⁶⁸ gearbeitet worden.⁶⁹ Für das „Urteil des Paris“ bei S4H soll, laut Gräbke, ein Stich Marcantons nach Raffael Vorlage gewesen sein.⁷⁰ Wustrack sieht hier aber auch das Stichwerk von Giorgino Ghisi⁷¹ nach



Abb. 15: Geschnitztes Säulenkapitell S3/4H

⁶⁴ Gräbke, wie Anm. 3, S. 152.

⁶⁵ Freundliche Auskunft von Herrn Dr. Thorsten Albrecht.

⁶⁶ Tafel 103 a.-c.

⁶⁷ Michael K. Wustrack, Die Mechelner Alabaster-Manufaktur des 16. und frühen 17. Jahrhunderts. Europäische Hochschulschriften Reihe 28, Kunstgeschichte Band 20, Frankfurt am Main, Bern 1982, S. 88.

⁶⁸ Stich B. 326.

⁶⁹ Wustrack, wie Anm. 67, S. 87.

⁷⁰ Gräbke, wie Anm. 3, S. 137.

⁷¹ Stich B. 60.

Giovanni Battista Bertini.⁷² Für die geschnitzten Sinnesdarstellungen in den Ädikulen finden sich Bildfolgen des Nürnberger Meisters Georg Pencz aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.⁷³

Die Taufe Christi und Luther als Schutzpatron des Stifterehepaars findet sich in ähnlicher Form als Holzschnitt bei Jacob Lucius mit dem Kurfürsten Johann Friedrich und seiner Frau.⁷⁴ Die Evangelistendarstellungen der Alabastertafeln in den Türen O1H und S3H finden sich als Vorlage auf einem Holzschnitt des Neuen Testaments von 1533, den Sebald Beham anfertigte. Er soll auch die Vorlagen für die Darstellungen der Fortuna und des Infortunium (S2H und S5H), sowie für die biblischen Szenen im Fries geliefert haben.

Die Darstellung der Sintflut im Fries N1H geht auf eine Vorlage Virgil Solis von 1564 zurück. Für die Portraits von Luther, Melanchton, Bugenhagen und Johann Friedrich von Sachsen in den Medaillons im Fries lieferte Cranach die Vorlagen.⁷⁵ Die Statuetten zwischen den Halbsäulen im Hauptgeschoss sollen nach Vorlagen Rosso Fiorentinos entstanden sein, der 1526 zwanzig verschiedene Darstellungen antiker Götter anfertigte.⁷⁶

Ornamentvorlagen

Die figürlichen Darstellungen an den Säulenschäften und in den Ädikulen der Nordwand sind in plastisch ausgearbeitete Rollwerkrahmen gesetzt, die teilweise mit durchgesteckten Bändern durchzogen sind. Ähnlich ornamental gestaltet sind auch die Friesabschnitte in der Attika und die Intarsie des Postaments S3/4H. Diese Dekorform wurde, zusammen mit dem Beschlagwerkornament, Mitte des 16. Jahrhunderts besonders durch die Vorlagen niederländischer Künstler wie Cornelis Floris, Jan Vredeman de Vries und Cornelis Bos verbreitet.⁷⁷ Jan Vredeman de Vries' Entwürfe von Säulenordnungen, die mit Roll- und Beschlagwerk verbunden wurden, können als Anregung zur Gestaltung der Säulenschäfte gedient haben.⁷⁸

⁷² Wustrack, wie Anm. 67, S. 87.

⁷³ Gräbke, wie Anm. 3, S. 147.

⁷⁴ Ebd., S. 154.

⁷⁵ Ebd., S. 151f.

⁷⁶ Eimer, wie Anm. 4, S. 124.

⁷⁷ Günter *Irmischer*, Kleine Kunstgeschichte des europäischen Ornaments seit der frühen Neuzeit (1400-1900), Darmstadt 1984, S. 125.

⁷⁸ Ebd., S. 217.

Die weiblichen Masken mit Schirm und seitlich gerafften Tüchern sind von Stichen Cornelis Bos⁷⁹ und Vredeman de Vries⁸⁰ um 1550 bekannt. Das weich fließende und teigig wirkende Knorpelwerkornament, das Ende des 16. Jahrhunderts international verbreitet war, ist hier im Dekor nicht zu finden.⁸⁰ Dies trifft auch für das Schweifwerkornament zu, welches ebenfalls Ende des 16. Jahrhunderts bereits von Kunsthandwerkern aufgenommen wurde.⁸¹ Die Verwendung des gotischen Maßwerkornaments an der Ädikula N5H ist im 16. Jahrhundert durchaus üblich, da gotische Ornamentformen immer noch modern waren.⁸²

Es zeigt sich, dass bei der Vertäfelung für die Bildprogramme auf hölzernen Bildträgern vor allem süddeutsche Künstler die Vorlagen lieferten, während vorwiegend Ornamentvorlagen niederländischer Künstler umgesetzt wurden. Sie nahmen allgemein starken Einfluss auf Dekorformen norddeutscher Künstler.⁸³ Bei den kleinen Alabasterrelieftafeln finden sich niederländische wie italienische Künstler, die Vorlagen für die Bildmotive lieferten. Insgesamt wurden vor allem Vorlagen verwendet, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts verbreitet waren. Ornamentformen, die um 1600 in Mode kamen, wurden hier noch nicht verwendet.

Alabasterreliefs

Es wird allgemein angenommen, dass die Alabasterrelieftafeln im Hauptgeschoss aus Mechelen importiert wurden.⁸⁴ Dies galt im 16. Jahrhundert als Zentrum der Alabasterreliefkunst. Ab Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum ersten Drittel des 17. Jahrhunderts entwickelte sich eine serielle Produktion von Kunstwerken aus Alabaster.⁸⁵ Es wurden Statuetten, Relieftafeln für Altartabellen, Ädikulen etc. angefertigt.⁸⁶ Die Reliefs wurden auf Vorrat hergestellt. In Auftrag gegebene Arbeiten stellten eher die Ausnahme dar.⁸⁷ (Abb. 12)

⁷⁹ Maïke G. Haupt, Die große Ratsstube im Lüneburger Rathaus (1564-1584). Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland, Bd. 26. Diss. Kiel 1996, Marburg 2000, S. 121; Rudolf Berliner, Gerhart Egger, Ornamentale Vorlageblätter des 15.-19. Jahrhunderts, München 1981, Bd. 2 Nr. 644.

⁸⁰ Irmischer, wie Anm. 77, S. 140.

⁸¹ Ebd., S. 222.

⁸² Haupt, wie Anm. 79, S. 120.

⁸³ Horbas, wie Anm. 63, S. 31.

⁸⁴ Gräbke, wie Anm. 3, S. 127; Wustrack, wie Anm. 67, S. 88.

⁸⁵ Wustrack, wie Anm. 67, S. 22ff.

⁸⁶ Ebd., S. 93.

⁸⁷ Ebd., S. 98.



Abb. 16: Fries S1H, vermutlich ursprünglich über einer Tür angebracht.

Das Material wurde vermutlich aus den Abbaugebieten in Lothringen und Burgund bezogen. Durch die geographische Nähe zu Brügge konnte aber auch Alabaster aus England importiert werden. Lokalisierungen aufgrund des Materials sind schwierig, da sich das Material in Struktur und Farbe kaum unterscheiden lässt.⁸⁸

Einige Mechelner Künstler gingen nach Norddeutschland. So zum Beispiel der Bildhauer Robert Coppins, der Ende des 16. Jahrhunderts in Lübeck tätig war. Auf diese Weise konnten sich künstlerische Einflüsse der südlichen Niederlande in Norddeutschland, die auch durch einen intensiven Warenhandel begünstigt wurden, weiter entwickeln. Aus diesem Grund ist eine genaue Zuschreibung schwierig.⁸⁹ Die Mechelner Alabasterrelieftafeln sind im allgemeinen in der Gestaltung sehr ähnlich. Die Reliefs sind mit Goldhöhlungen verziert und in vergoldete Rahmen eingefasst. Teilweise sind die Flächen auch polychrom gefasst. Die Reliefs sind auf dünne Holzplatten geklebt und von hinten in die Rahmen eingelassen. Die Rahmen variieren kaum in der Größe (12,5/13,5 x 9,5/10 cm). Sie sind mit vergoldetem Pappmaché überzogen, dessen Prägeornamente eine in Stuck ausgeführte Ornamentik simuliert.

⁸⁸ Ebd., S. 9f.

⁸⁹ Ebd., S. 66f.

Die Papierreliefs wurden mit Holzmodellen hergestellt, in die man die weiche Papiermasse einfüllte und aushärten ließ. Dann wurde sie auf den Holzrahmen gebracht, bemalt und vergoldet.⁹⁰

Sowohl die reliefierten Motive, als auch die Rahmenornamente wurden nach Vorlagen hergestellt. Häufig vorkommende Bildthemen waren Motive des alten und neuen Testaments, Mariendarstellungen und allegorische Sinnesdarstellungen.⁹¹ Bei den ornamentalen Vorlagen wurde vor allem nach Stichwerken von Cornelis Floris, Cornelis Bos und Hans Vredeman de Vries gearbeitet.⁹²

In seinem Katalog über Kunstwerke der Mechelner Alabastermanufakturen hat Michael Wustrack alle Alabasterrelieftafeln aufgenommen, die im Hauptgeschoss der Vertäfelung eingelassen sind.⁹³ Die mit Goldrahmen versehenen Alabasterreliefs der Nordwand mit den Sinnesdarstellungen und der Schenkschieven mit biblischen und mythologischen Motiven entsprechen in Größe und Gestaltung den Rahmen der Mechelner Alabasterreliefs. Die ungerahmten Reliefs der Türen O1H und S3H mit Darstellung der Evangelisten, sowie der Relieftafel O2H mit dem Hermes gehören, nach Wustrack, ebenfalls zur Mechelner Alabasterreliefproduktion.

Sie sollen bereits vor oder während der Anfertigung der Vertäfelung in Mechelen erworben worden sein.⁹⁴ Er sieht in der „maßgerechten“ und „stilistisch perfekten Einfügung“ der Tafeln in die Vertäfelung und der Auswahl allegorischer und mythologischer Bildthemen eine Spezialbestellung in einer Mechelner Werkstatt, die um 1570 erfolgt sein soll.⁹⁵ Schriftliche Belege dafür gibt es aber nicht.

Die Alabastertafeln in der Attika und die Statuetten zählt er dagegen nicht zu den Mechelner Kunstwerken. Da es auch Mechelner Künstler in Lübeck gab, könnten die Tafeln und Statuetten auch hier angefertigt worden sein. Zumindest war die Bearbeitung von Alabaster in Lübeck nicht fremd. (Abb. 13)

Kulturraum

Durch die vom Kaiser zugesprochene Reichsfreiheit genoss Lübeck seit 1226 Privilegien, die dem Bürgertum allmählich zu Macht und Wohlstand

⁹⁰ Ebd., S. 95f.

⁹¹ Ebd., S. 419.

⁹² Ebd., S. 83.

⁹³ Ebd., S. 299ff.

⁹⁴ Ebd., S. 88.

⁹⁵ Ebd., S. 102.

verhelfen. Lübecker Bürger waren, neben der Kirche, seit je her auch als Auftraggeber von sakralen Kunstwerken und Ausstattungen aufgetreten, wie zum Beispiel in der Lübecker Marienkirche.⁹⁶

Als Folge der Reformation wurden seit Mitte des 16. Jahrhunderts Kirchengenausstattungen mit neuen Bildinhalten in Auftrag gegeben. Auch Möbel und Raumausstattungen wurden mit neuen bildlichen Motiven dekoriert, die aus der humanistischen Bildungswelt übernommen wurden. In das Bildprogramm wurden allegorische Darstellungen der Tugenden und freien Künste, sowie biblische Themen und die antike Mythologie aufgenommen.⁹⁷ Der Lübecker Bürger trat zunehmend als Auftraggeber von Ausstattungen in den Vordergrund, die auch seiner Selbstdarstellung dienten. Im Zeitalter der Renaissance war dies auf das neue Weltbild des Menschen und das damit verbundene Selbstbewusstsein zurück zu führen.⁹⁸ Rundmedaillons mit Porträtköpfen stellten Besitzerbildnisse dar, die den Stolz des Individuums widerspiegeln sollten, ohne dabei wirklich portraithaft im eigentlichen Sinne zu sein.⁹⁹ Hier wurde auf Stichvorlagen zurückgegriffen.

Für die Möbel und Ausstattungen mit geschnitztem Ornament- und Bilddekor wurde in Norddeutschland Eichenholz verwendet. Ihren Höhepunkt fand diese Gestaltungsform Ende des 16. Jahrhunderts und Anfang des 17. Jahrhunderts in den Flensburger Werkstätten Heinrich Ringerinks und Hans Gudewerds in Eckernförde.¹⁰⁰

In Lübeck wurde neben den reliefierten figürlichen Motiven auf Möbeloberflächen in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zunehmend die Intarsie als gestaltendes Mittel eingesetzt. Diese Kombination beider Techniken kam im 16. Jahrhundert auch in Köln vor.¹⁰¹ Ende des 16. Jahrhunderts entwickelte sich Lübeck, neben Lüneburg, zu einem Zentrum der Intarsienkunst in Norddeutschland.¹⁰²

Das Grundmuster bei der Gestaltung von Vertäfelungen der Renaissance baute sich Mitte des 16. Jahrhunderts nach dem Vorbild der Fassadengliede-

⁹⁶ Wolf-Dieter *Hauschild*, Frühe Neuzeit und Reformation: Das Ende der Vormachtstellung und die Neuorientierung der Stadtgemeinschaft, in: Lübeckische Geschichte, Antjekathrin Graßmann, Lübeck 3. Auflage 1997, S. 359.

⁹⁷ Ellen *Redlefsen*, Möbel in Schleswig-Holstein, Katalog der Möbelsammlung des Städtischen Museums Flensburg, Heide 1983, S. 76.

⁹⁸ *Eimer*, wie Anm. 4, S. 74.

⁹⁹ *Redlefsen*, wie Anm. 97, S. 14.

¹⁰⁰ Ebd., S. 77.

¹⁰¹ Franz *Windisch-Graetz*, Möbel Europas, Band 2: Renaissance und Manierismus. Vom 15. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, München 1983, S. 143.

¹⁰² *Horbas*, wie Anm. 63, S. 44.

rung auf. Architektonische Elemente, wie antike Säulenordnungen, Pilaster und Rundbögen wurden der Fläche vorgeblendet, um die Geschossaufteilungen zu betonen.¹⁰³

Der norddeutsche Schranktyp der Schenkschieve war besonders im 16. Jahrhundert sehr beliebt. Vom Grundschema ist die Schenkschieve dreigeschossig aufgebaut und zeichnet sich durch eine im Mittelgeschoss herunterklappbare Platte aus. Im Ober- und Untergeschoss sind meist je zwei Türen angebracht. Zur Repräsentation bei Festlichkeiten wurde das Prunkgeschirr im geöffneten Mittelfach ausgestellt. Die Schenkschieve war meist wandfest in eine Wandverkleidung integriert.¹⁰⁴

Vergleichsbeispiele

Es erscheint schwierig eine Vertäfelung zu finden, die Hans Dreger als Vorbild für das Fredenhagen-Zimmer gedient haben könnte. Es scheint vielmehr, dass hier verschiedene Gestaltungselemente individuell zusammengestellt wurden. Im norddeutschen Raum sind wenige Beispiele von Wandvertäfelungen des 16. Jahrhunderts zu finden, die einen direkten Vergleich ermöglichen.

Zwei weitere Vertäfelungen im Haus der Kaufmannschaft zu Lübeck wurden kurz nach der Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers angefertigt. Die Ausführung übernahm in beiden Fällen Tönnies Evers d. J. Die Diele wurde 1595/1596 und das Große Gemach (heute Sitzungssaal) 1610/1612 angefertigt.¹⁰⁵ Ursprünglich verkleidete die Vertäfelung der Diele den Versammlungsraum der Krämerkompanie am Schlüsselbuden 24.¹⁰⁶ Die Vertäfelung des Großen Gemachs wurde für die Kaufleute-Kompanie angefertigt, die ihr Versammlungshaus in der Breite Straße 6 hatte. Sie haben sich als einzige Beispiele von Vertäfelungen in den Versammlungshäusern der Lübecker Kaufmannskorporationen (u.a. Kaufleute-Kompanie, Bergenfahrer, Krämer-Kompanie) erhalten.¹⁰⁷ Beide Vertäfelungen sind schlicht gestaltet. Sie zeigen die gleiche architektonische Gliederung mit Sockel, Rundbögen und Fries, wie

¹⁰³ Redlefsen, wie Anm. 97, S. 14 und S. 76; Sabine Ziegler, Holzvertäfelte Stuben der Renaissance zwischen Main und südlichem Alpenrand. Europäische Hochschulschriften Reihe 28, Kunstgeschichte Bd. 237. Diss. Mainz 1991, Frankfurt am Main (u.a.) 1992, S. 15.

¹⁰⁴ Thorsten Albrecht, Die Schenkschieve- ein repräsentatives Verwahrn Möbel für Trinkgeschirr, in: Gerhard Gerkens, Antjekathrin Graßmann: Lust und Last des Trinkens in Lübeck. Beiträge zu dem Phänomen vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, Lübeck 1996, S. 129.

¹⁰⁵ Dehio, wie Anm. 1, S. 524.

¹⁰⁶ 1868 wurde der Schütting der Krämer-Kompanie abgebrochen und die Wandverkleidung im Haus der Kaufmannschaft eingebaut. Gräbke, wie Anm. 3, S. 113.

¹⁰⁷ Ebd., S. 106f.

andere Vertäfelungen. Der Fries ist ornamental gestaltet. Oberhalb der Vertäfelungen füllen Gemälde die Wand bis zur Decke aus.

Das Eingangsportal des Audienzsaales im Lübecker Rathaus entstand 1573 und wurde von Tönnies Evers d.Ä. angefertigt. Die zum Raum gewandte Seite ist reich geschnitzt und figürlich und ornamental dekoriert. Die Tür ist architektonisch gegliedert. Auf den Türflügeln sind Rundbögen mit muschelförmigem Ornament intarsiert.¹⁰⁸ Ältere Ausstattungen der Renaissance in Lübeck sind in dieser Form nicht überliefert.

Von Tönnies Evers d.J. wurde 1578 die Sängerkanzel der Ägidienkirche in Lübeck angefertigt. Eine Tür öffnet den Zugang zur Treppe, die zur Empore führt. Die Rückwand der Empore ist architektonisch gegliedert, ebenso die Tür. Die Verwendung von Intarsien ist hier deutlich markanter als beim Portal des Audienzsaales. Die Ornamente sind nach Vorlagen niederländischer Künstler gestaltet. Der Brüstung der Treppe sind Hermenpilaster vorgesetzt. Sie sind nach Vorlagen Vredeman de Vries angefertigt. In der Ausstattung sind personifizierte Tugenden, Planeten und die freien Künste dargestellt.¹⁰⁹ Hier zeigt sich eine weitere Entwicklung in der Verwendung von Intarsien an Ausstattungen in Lübeck.

Auch die Vertäfelung der Kriegsstube des Lübecker Rathauses wurde von Tönnies Evers d.J. und seiner Werkstatt 1594/1612 angefertigt. Sie wurde sehr aufwendig ausgestattet und reich intarsiert. Ähnlich wie in der Großen Ratsstube im Lüneburger Rathaus flankierten Statuen das Portal. Auch hier überhöhte das Portal die Vertäfelung mit einem Giebelaufsatz. Darin war ein Alabasterrelief mit dem Motiv des König Salomo eingelassen. Die Flächen waren architektonisch gegliedert. Die Gliederungselemente waren stark plastisch ausgebildet. Die Vertäfelungsfelder waren reich intarsiert mit Maureskenornament, floralen Motiven und geometrisch-perspektivischen Formen. Fries und Säulenschäfte waren ornamental reliefiert. Hier wurden bereits Ornamentformen des Knorpelwerks verwendet.¹¹⁰ Die Kriegsstube wurde als Hauptwerk Lübecker Renaissanceschnitzerei angesehen. Sie brannte 1942 fast vollständig aus.¹¹¹ Die Vertäfelung der Kriegsstube kann hier als einziges

¹⁰⁸ Die Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt Lübeck, Band 1, Teil 2, Rathaus und öffentliche Gebäude, Hrsg.: Amt für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck, Lübeck 1974, S. 155f.

¹⁰⁹ Rolf Gramatzki, Die Sängerkanzel der Ägidienkirche zu Lübeck, Versuch zu ihrer Ikonologie, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 69 (1989), S. 233ff.

¹¹⁰ Die Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt Lübeck, Band 1, Teil 2, wie Anm. 108, S. 218ff.

¹¹¹ Ebd., S. 221; erhalten hat sich ein Vertäfelungsabschnitt, der heute im St. Annen Museum in Lübeck ausgestellt ist.

Beispiel herangezogen werden, bei dem ebenfalls ein Alabasterrelief in die Vertäfelung integriert wurde.

Außerhalb Lübecks finden sich in der näheren Umgebung drei Beispiele bedeutender Vertäfelungen, die vor bzw. nach der Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers entstanden sind. Die Vertäfelung der Großen Ratsstube im Lüneburger Rathaus von 1563/1567 ist das einzig vergleichbare Beispiel einer Vertäfelung im norddeutschen Raum, das im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts und vor der Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers entstanden ist. Die Wandvertäfelung wurde von Gert Suttmeier angefertigt. Sie ist streng gegliedert und flach reliefiert. Horizontal ist die Fläche in Sockel-, Rundbogen-, Frieszone und Kranzgesims gegliedert. Die Rundbögen werden von Pilastern flankiert. Der Wandvertäfelung sind Sitzbänke vorgestellt. Den Raum zwischen Vertäfelung und Balkendecke füllen Gemälde aus. Die Vertäfelung besteht aus Eichenholz.

Die Portale von Albert von Soest sind dagegen stark plastisch ausgestaltet.¹¹² Säulen, Hermenpilaster oder Karyatiden stützen das Gebälk, das von einem Giebel bekrönt wird. Über den Türen befinden sich Relieftafeln mit biblischen und antiken Motiven. Der Gebälkfries eines jeden Portals ist mit Flachreliefs ausgestattet. Es werden Fabelwesen und mythologische Figuren dargestellt. Die Szenen werden in regelmäßigen Abständen von einer ungeraden Zahl an Löwen- und Engelsköpfen im Halbreliet unterbrochen. Diese Gestaltung der Friesabschnitte findet sich auch im Fredenhagen-Zimmer.¹¹³

Im Lüneburger Rathaus befindet sich ebenfalls die Vertäfelung der Großen Kommissionsstube. Sie wurde 1583/84 durch den Schnitcker Warneken Burmester angefertigt. Die Vertäfelung ist auch hier architektonisch gegliedert und in drei Zonen geteilt. Über der Sockelzone befindet sich die Arkadenzonen. Die Arkadenfelder werden flankiert von Hermenpilastern. Über der Arkadenzonen zieht sich ein Gebälk mit reliefiertem Fries und profiliertem Gesims um die ganze Vertäfelung. Über dem Gesims befindet sich eine weitere Zone mit Rahmen, die wiederum durch Pilaster getrennt sind. Die Vertäfelung ist, wie im Fredenhagen-Zimmer, mit Intarsien und geschnitzten Reliefs ausgestattet. Die Reliefs im Fries mit vollplastischen Köpfen sind ähnlich gestaltet, wie die Reliefs in der Attika des Fredenhagen-Zimmers. Die Intarsien zeigen ebenfalls ähnliche Motive mit Mauresken, Beschlagwerk und Pflanzenornament. Die Portale sind mit Vollsäulen, verkröpftem

¹¹² *Haupt*, wie Anm. 79, S. 42f.

¹¹³ Ein Friesabschnitt im Hauptgeschoss (O1H) zeigt drei Löwenköpfe, der andere drei Engelsköpfe (S1H).

Gebälk und Portalaufsatz ausgestattet. Sie entsprechen im Aufbau den Portalen der Großen Ratstube.¹¹⁴

Ein weiteres Beispiel einer prachtvoll ausgestatteten Vertäfelung im norddeutschen Raum stellt die Herzogliche Betstube im Schloss Gottorf in Schleswig dar. Die Vertäfelung wurde 1609/1613 für die Schlosskapelle Herzog Johann Adolfs von dem Hoftischler Andreas Salgen und seinem Nachfolger Jürgen Gower angefertigt.¹¹⁵ Die Wandvertäfelung gliedert sich in eine hohe Sockelzone, Rundbogen-, Gebälkzone und Attika. Daran schließt sich die Kassettendecke an, die im Zentralmotiv die Auferstehung Christi zeigt. Die Flächen sind hauptsächlich ornamental mit Mauresken, Beschlagwerk und Schweifwerkornamenten gestaltet. Diese Ornamente sind intarsiiert. Daneben treten geschnitzte Hermenpilastern und figürliche Darstellungen der Tugenden, Apostel und Motive der antiken Mythologie auf. In der Herzoglichen Betstube dominieren die Intarsien die Gestaltung der Vertäfelung. Auch hier setzt sich die Haupttür von der zweiten Tür durch eine aufwendigere Gestaltung ab. In diesem Fall sind die Vollsäulen mit dem vorgesetzten Gebälk auf die Tür in Form einer Ädikula gesetzt.

Trotz der unterschiedlichen Ausgestaltung der vorgestellten Vertäfelungen zeigt sich vom Grundschemata übereinstimmend der gleiche architektonische Aufbau. Die vorgeblendete Scheinarchitektur gibt den Vertäfelungen den gliedernden Rahmen, wie dies auch bei der Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers der Fall ist. Die unterschiedlichen Formen und Ausmaße der Räume lassen eine völlig unterschiedliche Raumwirkung zu. Dies liegt aber auch in der unterschiedlichen Funktion der Räume, nach der die Vertäfelungen konzipiert wurden und den finanziellen Möglichkeiten der Auftraggeber.

Ihnen allen ist aber gemeinsam, dass die Portale aus der Vertäfelung hervorgehoben werden. Durch verkröpftes Gebälk und vollplastische Säulen setzt sich das Portal von der Vertäfelung ab. Dies ist im Fredenhagen-Zimmer nicht der Fall. Ursprünglich waren die Portale im Fredenhagen-Zimmer jedoch genauso gestaltet. Im Dekor treten überall ähnliche Ornamentmotive und Bildprogramme auf. Die Herzogliche Betstube spiegelt mit ihren geringen Ausmaßen und der niedrigen Decke den privaten Charakter wider, der ihr zugeordnet war. Dagegen waren die übrigen Vertäfelungen für repräsentative Zwecke bestimmt. Die prunkvollsten Vertäfelungen sind bzw. waren in den Rathäusern zu finden. Ein vergleichbares Beispiel der repräsentativen bürger-

¹¹⁴ Gerrit Schlörer, Vertäfelung, Portal und wandfestes Mobiliar der Kommissionsstube im Lüneburger Rathaus-Objektgeschichte. Facharbeit zur Diplomprüfung im Fach Kunstwissenschaftliche Grundlagen der Restaurierung, Fachhochschule Hildesheim, Hildesheim 2002, S. 17ff.

¹¹⁵ Ernst Schlee, Das Schloss Gottorf in Schleswig, Flensburg 1965, S. 28f.

lichen Wohnkultur im norddeutschen Raum, das ähnlich aufwendig gestaltet ist wie das Fredenhagen-Zimmer, konnte nicht gefunden werden. Lediglich die Kriegsstube zeigte eine ähnliche Materialvielfalt mit Intarsien, Schnitzereien und Alabasterrelief. Die Große Kommissionstube im Lüneburger Rathaus zeigt eine vergleichbare quantitative Verwendung von Intarsien und geschnitzten Reliefs.

Die Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers zeigt auch Gestaltungselemente, die bei Vertäfelungen der oberdeutschen Stube vorkommen. So haben Vertäfelungen süddeutscher Stuben häufig einen zweigeschossigen Aufbau mit Hauptgeschoss und Attika.¹¹⁶ Dieser ist bei den norddeutschen Vertäfelungen in den meisten Fällen nicht zu finden.

Die Gestaltung der Flächen mit Furnier und Intarsien zeichnet die meisten süddeutschen Vertäfelungen aus. Bei süddeutschen Vertäfelungen wurden für Furniere teilweise wertvolle Hölzer, wie zum Beispiel Ungarische Blumenesche oder Riegelahorn gestalterisch eingesetzt.¹¹⁷ Die Verwendung verschiedener Furniere mit sehr unterschiedlicher Struktur und Farbgebung führte zu einem kontrastreichen Erscheinungsbild der Vertäfelung. Durch gefärbte Furnierhölzer wurde ein naturalistisches Bild der pflanzlichen Motive wiedergegeben.¹¹⁸ Eine ähnliche Gestaltung mit Furnier und Intarsien ist beim Fredenhagen-Zimmer ebenfalls zu finden.

Wie bereits erwähnt, ist die Gestaltung von Ausstattungen und Möbeln mit Intarsien in Lübeck im 16. Jahrhundert mehrfach zu finden. Im Vergleich zu den früheren genannten Lübecker Ausstattungen, nehmen die Intarsien beim Fredenhagen-Zimmer quantitativ einen höheren Stellenwert ein. Die Vertäfelung der Kriegsstube stellte den Höhepunkt in der Lübecker Intarsienkunst dar. Heute kann die Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers als das älteste erhaltene Beispiel in Lübeck angesehen werden, bei dem die Intarsie einen großen gestalterischen Einfluss auf das gesamte Erscheinungsbild nimmt.

Zusammenfassung

Mit dem ornamentalen Dekor, den Bildprogrammen und der architektonischen Gestaltung entspricht die Vertäfelung vergleichbaren Vertäfelungen des 16. Jahrhunderts. Mit ihren reliefierten figürlichen Motiven als dominierendem Gestaltungsmittel in Kombination mit der Intarsie reiht sich die Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers in die Intarsienkunst Lübecker Ausstattungen

¹¹⁶ Ziegler, wie Anm. 103, S. 625ff.

¹¹⁷ Ebd., S. 46f.

¹¹⁸ Hans Michaelsen, Achim Unger, Christian-Herbert Fischer, Blaugüne Färbung an Intarsienhölzern des 16. bis 18. Jahrhunderts, in: *Restauro* 1 (Februar 1992), S. 20.

im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts ein. Dagegen grenzt sie sich von Vertäfelungen des beginnenden 17. Jahrhunderts durch das fehlende Knorpelwerkornament ab. Im zweigeschossigen Aufbau und der Verwendung verschiedener Furnier- und Intarsienhölzer scheint ein süddeutscher Einfluss mitgewirkt zu haben. Als kostbarster Bestandteil der Vertäfelung gelten die Alabasterreliefs. In dieser großzügigen Anordnung sind sie bei anderen Vertäfelungen nicht zu finden. Die Schenkschieven mit je zwei übereinander liegenden Klappen sind von besonderer Bedeutung, da in vergleichbarer Form bisher keine Beispiele zu finden sind.

Mit der Materialvielfalt und Kombination verschiedener Gestaltungsmittel in dieser prunkvollen Ausführung ist die Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers daher mit keiner anderen Vertäfelung vergleichbar. Die repräsentativen Ratsstuben und die Herzogliche Betstube sind hier höchstens vergleichbar in der aufwendigen Verarbeitung, nicht aber in der Gestaltungsform. Als Beispiel bürgerlicher Wohnkultur bleibt die Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers in Norddeutschland einmalig. (Abb. 14)

Aufgrund der zahlreichen Intarsien an der Vertäfelung vermutet Eimer, dass sich der Meister in Süddeutschland aufhielt.¹¹⁹ Dafür gibt es bisher keine schriftlichen Belege. Es ist aber anzunehmen, dass er in Süddeutschland tätig war. Die Verwendung von Stichvorlagen süddeutscher Meister könnte er dort aufgenommen und mit den graphischen Vorlagen niederländischer Künstler kombiniert haben. Für die Zuschreibung liegt der einzige Beleg in der in schriftlichen Namensnennung „Hans Dregr“ an der Vertäfelung.

Hinrichsen stellt die Vermutung auf, dass die Wandvertäfelung nicht aus Lübeck stammt.¹²⁰ Dagegen spricht aber das mehrmalige Ausgestalten der Vertäfelung mit den Familienwappen Claus von Berkens und seiner Frau, deren Wohnsitz am Schlüsselbuden 16 in Lübeck belegt ist. Die Vertäfelung als repräsentatives Kunstobjekt spiegelt das Selbstverständnis und den Stolz des Bürgers Claus von Berken wider, der vermutlich ein Kaufmann war. Er demonstrierte damit seinen gesellschaftlichen Stand.

Historische Daten zur Vertäfelung, ihren Veränderungen und Überarbeitungen, sowie zu ihrem Umfeld

Ursprünglicher Standort

Wie bereits erwähnt, war der ursprüngliche Standort der Vertäfelung das Gebäude Schlüsselbuden 16, Ecke Fischstraße, das Claus von Berken gehörte.

¹¹⁹ Eimer, wie Anm. 4, S. 119.

¹²⁰ Hinrichsen, wie Anm. 55, S. 128, Anm. 136.

Das Haus war gehöftartig mit mehreren Gebäudeflügeln angelegt. Das Haupthaus stand giebelständig zum Schlüsselbuden.¹²¹ Im Häuserregister der Brandassekurranzkasse wird es folgendermaßen beschrieben: „Das Wohnhause 2 Etag [...] Zur linken ein Seiten Gebäude 2 Etag [...] Ein quer Gebäude 2 Etag [...] Zur rechten ein Seiten Gebäude 2 Etag [...] worin auch zur Fischstraße ein Raum und Wohnung [...]“.¹²²

In einem Artikel der Neuen Lübeckischen Blätter von 1838 wird die „westlichste Fensterwange“ des Raumes erwähnt, in dem die Vertäfelung aufgestellt war.¹²³ Da die Fassaden des Eckhauses Schlüsselbuden 16 nach Osten (Schlüsselbuden) und Norden (Fischstraße) ausgerichtet waren, konnte sich die westliche Fensterwange nur an der Nordwand befinden. Die Fensterfront des Raumes war demnach zur Fischstraße ausgerichtet. Gräbke verweist auf ältere Beschreibungen, in denen der Raum der „untere Saal“ [...] „hinter dem Eckzimmer“ genannt wurde.¹²⁴ Diese Beschreibung deutet ebenfalls auf die Lokalisierung des Raumes hin, der somit nicht direkt an der Ecke Schlüsselbuden/Fischstraße lag, sondern im hinteren Bereich des Hauses. Den Beschreibungen im Häuserregister der Brandassekurranzkasse zufolge befand sich der Raum mit der Vertäfelung im Seitengebäude, in dem sich die Wohnung zur Fischstraße befand.

Spätere Eigentümer

Außer Claus von Berken ist Thomas Fredenhagen als späterer Eigentümer des Hauses Schlüsselbuden 16 bekannt. Er bewohnte es im Zeitraum von 1692 bis 1709. 1713 wurde das Haus weiterverkauft. Fredenhagen vermachte Geschäft und Kapital seinem Gehilfen Ludwig Mentz.¹²⁵ Es könnte sich dabei um ein Mitglied der Familie Menze handeln, die im 18. Jahrhundert das Haus bewohnte. 1753 wurde die Eingangstür O3H, laut Eimer, erneuert.¹²⁶ Das Familienwappen¹²⁷ der Familie Menze und die Jahreszahl sind in die Tür gearbeitet. Von 1819 bis 1837¹²⁸ versuchte der damalige Besitzer Johann Christian

¹²¹ Hammel, wie Anm. 38, S. 162.

¹²² Brandassekurranzkasse, Häuserregister V St. Marien-Quartier 1796-1938, Nr. 191, Schlüsselbuden 194, 4. April 1804 (AHL).

¹²³ Neue Lübeckische Blätter, Januar 1838, S. 18.

¹²⁴ Gräbke, wie Anm. 3, S. 138, ohne Quellenangabe.

¹²⁵ Ulrich Simon, Thomas Fredenhagen, in: Der Lübecker Kaufmann, Gerhard Gerken, Antjekathrin Graßmann (Hrsg.), Lübeck 1993, S. 133.

¹²⁶ Eimer, wie Anm. 4, S. 4.

¹²⁷ Wappenkatalog (AHL).

¹²⁸ Neue Lübeckische Blätter, 1837, No. 52, S. 423.

Stein, der das Gebäude als „Kramhaus“ nutzte, die Vertäfelung zu verkaufen.¹²⁹ Weder die Stadt Lübeck, noch private Käufer zeigten Interesse.¹³⁰ Schließlich fand der Verkauf Ende 1837 durch den Syndikus Dr. Buchholz statt, der die Vertäfelung für 200 Friedrichs d'or erwarb.¹³¹ In mehreren Artikeln der Neuen Lübeckischen Blättern befasste man sich mit dem mangelnden Interesse an der Vertäfelung und diskutierte über den stattgefundenen Verkauf.¹³² Man sah sie nicht als hochwertige Arbeit an, würdigte aber den Reichtum der ausgeführten Arbeit.¹³³ 1838 bot Dr. Buchholz sie dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm IV. zum Kauf an. Dieser hatte sie zuvor selbst begutachtet.¹³⁴ Carl Friedrich von Rumohr, der sich um die Erhaltung historischer Objekte in Lübeck bemühte, setzte sich persönlich dafür ein, sie in Lübeck zu behalten.¹³⁵ Ausbau und Transport würden zu viele Schäden anrichten und die Vertäfelung aus ihrem regionalen und sozialen Zusammenhang reißen, so Rumohr. Er stellte fest: „An der Acquisition würden Sie nichts einbüßen. Im Gegentheil dürfte das alte Gerumpel nirgendwo hineinpassen, wohin man es auch versetzen wollte.“¹³⁶ Damit ließ sich der Kronprinz überzeugen. Dr. Buchholz war jedoch nicht davon abzubringen zu verkaufen, so dass der Kronprinz die Vertäfelung dem König anbot. „Der wills auch nicht“ stellte dieser fest und erfuhr, dass in Lübeck Geld zu ihrem Erhalt gesammelt wurde, worauf er antwortete: „[...] ich aber würde mir ein Gewißen daraus machen die Stadt solcher unvergleichlichen Seltenheit zu berauben; ich fände es einen Jammer, wenn das Zimmer aus Lübeck und damit aus der Welt ginge, denn ganz kommt's nun und nimmermehr irgendwo hin. Wenn die fürstliche Stadt ihre Hand darauf legte und es in ihren Mauern fest machte, so würde sie mir noch einmal so würdig erscheinen als schon jetzt. [...]“¹³⁷ Damit blieb das Kunstwerk in Lübeck.

¹²⁹ Brandassekurrenzkasse, Häuserregister V, St. Marien Quartier 1796-1938, Nr. 191 Schlüsselbuden 194, Februar 1819 (AHL).

¹³⁰ Neue Lübeckische Blätter, 1837, No. 52, S. 423.

¹³¹ Ebd., *Eimer*, wie Anm. 4, S. 64.

¹³² Neue Lübeckische Blätter, 1837, No. 52, S. 423f.

¹³³ Neue Lübeckische Blätter, 1838, No. 3, S.18.

¹³⁴ Brief Rumohrs an den Kronprinzen, 21. Januar 1838, zitiert in Friedrich *Stock*, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Carl Friedrich von Rumohr, in: Jahrbuch der Königlich Preußischen Kunstsammlungen, Beiheft zu Band XXXV, Berlin 1914, S. 36f.

¹³⁵ Michael *Brix*, Nürnberg und Lübeck im 19. Jahrhundert. Denkmalpflege Stadtbildpflege Stadtbau, München 1981, S. 198ff.

¹³⁶ Brief Rumohrs an den Kronprinzen, 21. Januar 1838, zitiert in *Stock*, wie Anm. 134, S. 36f.

¹³⁷ Brief des Kronprinzen an Rumohr, Carolimagni 1838, zitiert in ebd., S. 37f.

Es zeigt sich, dass die Vertäfelung im 19. Jahrhundert zwar Wertschätzung erfuhr, aber kein wirkliches Interesse erregte. Tatsächlich schien es schwierig zu sein, einen Raum zu finden, in den sie integriert werden konnte. Erst der drohende Verkauf nach Berlin weckte bei den Lübeckern neues Interesse für sie. Schließlich verkaufte Dr. Buchholz 1838¹³⁸ sie dem Ältermann der Kaufleute-Kompanie J.W. Brandt für 3360 Mark¹³⁹. Dies entsprach Ende des 18. Jahrhunderts ungefähr dem 10-fachen Jahresgehalt eines Lübecker Amtsarztes.¹⁴⁰ Brandt schenkte sie der Kaufleute-Kompanie¹⁴¹, damit sie im 1839 neu errichteten Versammlungshaus in der Breite Straße 6 eingebaut werden konnte.¹⁴² Es wurde festgehalten, dass die Kaufleute-Kompanie das Kunstwerk nicht verkaufen dürfe. Im Falle eines Verkaufs des Kompanie-Hauses sollte die Vertäfelung an das Lübecker Waisenhaus übertragen werden.¹⁴³ In den Protokollen der Kaufleute-Kompanie wird sie zunächst als „Steinsches Zimmer“ bezeichnet.¹⁴⁴ In folgenden Protokollen geht man dazu über, sie als „Fredenhagensches Schnitzwerk“ zu bezeichnen.¹⁴⁵ Es findet sich dazu sonst kein weiterer Vermerk. Da Thomas Fredenhagen als ehemaliges Mitglied der Kaufleute-Kompanie zeitweilig ihr Eigentümer und ein angesehener Kaufmann¹⁴⁶ war, benannte man sie vermutlich nach ihm.

Gegenwärtiger Standort

Zwischen 1839 und 1840 fand der Einbau der Vertäfelung im Haus der Kaufleute-Kompanie statt.¹⁴⁷ Eimer merkte an, dass die Gemälde bei der Übertragung verloren gingen.¹⁴⁸ Als Ersatz wurden neue Gemälde mit Motiven von Seehäfen angefertigt.¹⁴⁹ Der Einbau der Vertäfelung war vermutlich schwierig und kostspielig, so dass noch einmal 1200 Mark von den Mitglie-

¹³⁸ Protokoll-Buch der Kaufleute-Compagnie vom 19. November 1838 bis zum 29. Dezember 1846, Protokoll vom 9. Januar 1839, S. 17 (AHL).

¹³⁹ Gräbke, wie Anm. 3, S. 121.

¹⁴⁰ Freundliche Mitteilung von Herrn Archivrat Dr. Ulrich Simon (AHL).

¹⁴¹ Protokoll-Buch, wie Anm. 138, Protokoll vom 3. May 1839, S. 55.

¹⁴² Klaus J. Groth, Weltkulturerbe Lübeck Denkmalgeschützte Häuser, Lübeck 1999, S. 70.

¹⁴³ Protokoll-Buch, wie Anm. 138, Protokoll vom 6. December 1839, S. 124.

¹⁴⁴ Ebd., Protokoll vom 9. Januar 1839, S. 16.

¹⁴⁵ Ebd., Protokoll vom 10. Januar 1840, S. 143.

¹⁴⁶ Siewert, wie Anm. 13, S. 3.

¹⁴⁷ Protokoll-Buch, wie Anm. 138, Protokoll vom 10. Januar 1840, S. 143

¹⁴⁸ Eimer, wie Anm. 4, S. 66.

¹⁴⁹ Protokoll-Buch, wie Anm. 138, Protokoll vom 10. Januar 1840, S. 143.

dem der Kaufleute-Kompanie aufgebracht werden mussten.¹⁵⁰ Laut Eimer soll beim Einbau des Kunstwerks in der Breite Straße 6 die Wand- und Deckenvertäfelung den Raumverhältnissen angepasst und Elemente versetzt und entfernt worden sein.¹⁵¹ Funks und Siewerts Beschreibungen des Bildprogramms entsprechen der heutigen Zusammenstellung.¹⁵² Funk beschrieb außerdem einige Statuetten in den Fenstergewänden, die dort aufgestellt waren, darunter die vier alttestamentarischen Könige Salomon, Roboam, Asa und Abia.¹⁵³

Veränderungen

Der an der Ostwand befindliche Ofen wurde 1891 wieder entfernt. An dessen Stelle wurde das gesamte Feld nachgearbeitet, das den vorhandenen Vertäfelungselementen entsprechen sollte. Im Friesfeld der Attika wurden die Wappen der damaligen leitenden Mitglieder der Handelskammer eingearbeitet. Gräbke vermutet auch das Bildnis des Präsidenten im Medaillon zwischen den Wappen.¹⁵⁴ 1891 wurde vom Tischler Schumacher ein Alabasterrelief für dieses Feld angefertigt, wofür der Lübecker Joseph Kaffsack in Rom ein Modell anfertigte. Seine Signatur und die Datierung ist in die Tafel mit eingearbeitet. Den Entwurf fertigte Bauinspektor Meyer an.¹⁵⁵ Die Tafel zeigt Christi Auferstehung, die sonst in den Alabastertafeln nicht vorkommt. Die frühesten fotografischen Aufnahmen zeigen das Fredenhagen-Zimmer mit dem eingebauten Ofen; sie wurden also vor 1891 angefertigt. Der Raum wurde dann zwischen 1900 und 1930 noch einmal umfassend fotografiert, so dass dessen Zustand aus dieser Zeit dokumentiert ist.¹⁵⁶

Am 1. Juni 1942 wurde bei einer Besprechung zur Sicherung der Kunstwerke vor Bombenangriffen über eine Auslagerung der Vertäfelung diskutiert. Man sah aber davon ab, da der Ausbau Beschädigungen an der Vertäfelung mit sich bringen würde. Auch den Vorschlag, den Raum mit Sand auszufüllen, hielt man für ungeeignet, da auch diese Maßnahme Zerstörungen am

¹⁵⁰ Ebd., Protokoll vom 26. December 1839, S. 123.

¹⁵¹ Eimer, wie Anm. 4, S. 5.

¹⁵² Funk, wie Anm. 2, S. 4; Siewert, wie Anm. 13, S. 5f.

¹⁵³ Funk, wie Anm. 2, S. 12.

¹⁵⁴ Gräbke, wie Anm. 3, S. 141; Präses Hermann Lange, stellvertretende Präsidenten Hermann Fehling und Friedrich Bertling, Sekretär Dr. Karl Hermann Francke.

¹⁵⁵ Nachlass Hach, erwähnt in Eimer, wie Anm. 4, S. 6.

¹⁵⁶ Siehe hierzu: www.bildindex.de/Lübeck/Halböffentlicher_Profanbau/Fredenhagen-Zimmer.html Ein Teil der Abbildungen wird im Bildarchiv des St. Annen Museums aufbewahrt.

Material verursacht hätte. Es wurde der Mangel an ausgebildeten Museumsmitarbeitern beklagt, welche für Ausbauarbeiten benötigt wurden.¹⁵⁷

Nach Eimer wurde die Vertäfelung jedoch am 4. September 1942 auf das Landgut Trenthorst/Kreis Stormarn (Schleswig-Holstein) ausgelagert.¹⁵⁸ Die Auslagerung wurde von Mitarbeitern des St. Annen-Museums unter der Leitung von Dr. Schröder vorgenommen. Während der Auslagerung wurden drei Holzstatuetten gestohlen und die Ölbilder zerstört.¹⁵⁹ Einige Statuetten gingen verloren, u. a. Juno, Saturn und Bacchus.¹⁶⁰ Beim Einbau nach dem Krieg wurde überlegt, die Decke bis zum oberen Abschlussgesims der Wandvertäfelung herunter zu ziehen.¹⁶¹ Diese Maßnahme wurde jedoch nicht durchgeführt. Die Holzstatuetten aus den Fenstergewänden wurden in die Nischen im Hauptgeschoss gestellt.¹⁶² Ansonsten wurde die Vertäfelung in gleicher Weise wieder eingebaut, wie sie vor dem Ausbau zusammengestellt war.

Renovierung

1953 wurde die Vertäfelung „umfassend restauriert“.¹⁶³ Gräbke stellte fest, dass der Überzug trübe erschien, die Alabasterreliefs verschmutzt und gebrochen waren und das Holz durch Insekten zerstört war. Er merkte an, dass die Vergoldungen durch frühere Überarbeitungen mit Bronzierungen matt und dunkel erschienen.¹⁶⁴ Laut einer Anordnung des Museumsdirektors Gräbke an den Oberbaurat Blunck vom Amt für Denkmalpflege sollte sich neben der „Reinigung des Paneels“ die Konservierung auf die Holzteile und Alabasterreliefs beschränken.¹⁶⁵

Die Maßnahmen wurden durch die Mitarbeiter des St. Annen-Museums Lübeck, Joachim Goege und Rosemarie Wesnigk, durchgeführt und dauerten 8 Monate. Eimer befürwortete die durchgeführten Maßnahmen, die sich augenscheinlich nicht nur auf die Reinigung beschränkten: „[...] da die Einlege-

¹⁵⁷ Niederschrift über die Besprechung zur Sicherung der Kunstschatze am 1. Juni 1942, S. 3f. (AHL).

¹⁵⁸ Eimer, wie Anm. 4, S. 8. In den Akten des Amtes für Denkmalpflege Lübeck sind dazu keine Unterlagen zu finden.

¹⁵⁹ Ebd., S. 8.

¹⁶⁰ Gräbke, wie Anm. 3, S. 127.

¹⁶¹ Eimer, wie Anm. 4, S. 74. Archivalische Unterlagen zu diesen Besprechungen sind heute nicht zu finden.

¹⁶² Gräbke, wie Anm. 3, S. 127.

¹⁶³ Eimer, wie Anm. 4, S. 7.

¹⁶⁴ Gräbke, wie Anm. 3, S. 157f.

¹⁶⁵ Anordnung vom 15.11.1952 Akte Breite Straße 6-8, Amt für Denkmalpflege Lübeck.

arbeiten stark nachgedunkelt waren und erst jetzt – nach der gründlichen Renovierung – von einer dicken Firnißschicht befreit in der alten Farbigkeit glänzen.“¹⁶⁶ Während der Maßnahmen wurde eine fotografische Aufnahme des Vor- und Nachzustandes bei der Behandlung des Überzuges gemacht. Sie zeigt den stark verdunkelten Überzug und die kontrastreicherer Flächen nach Abnahme des Überzuges. Eine schriftliche Dokumentation oder weitere schriftliche Anordnungen sind nicht vorhanden.

Eigentümer

Nach dem Aufgehen – wie der anderen Kaufmännischen Kollegien – auch der Kaufleute-Kompanie 1853 in der Kaufmannschaft wurde diese ihre Rechtsnachfolgerin¹⁶⁷ und bezog ihren Sitz in der Breiten Straße 6.¹⁶⁸ Die verschiedenen Kollegien brachten ihre historischen Ausstattungen hierher, da ihre Kompanie-Häuser aufgelöst wurden. So gelangte die Vertäfelung der Krämer-Kompanie in die Diele des Hauses Breite Straße 6.¹⁶⁹

Umfeld

Das Gebäude steht seit 1967 unter Denkmalschutz, worin seit 1999 die Vertäfelungen des Fredenhagen-Zimmers, der Diele und des Sitzungssaales mit einbezogen sind.¹⁷⁰ Zwischen 1955 und 1962 wurden auch die Vertäfelungen der Diele und des Sitzungssaales überarbeitet. In beiden Fällen befand sich ebenfalls ein dunkler Überzug auf der Holzoberfläche, der entfernt wurde.¹⁷¹ Die Industrie- und Handelskammer nutzte das Fredenhagen-Zimmer zunächst für Sitzungen und Empfänge. Ehrengäste trugen sich hier in das Goldene Buch ein. Dabei wurde der Raum mit Kerzen dekoriert. Den Eintragungen ist zu entnehmen, dass diese Empfänge ungefähr einmal im Monat stattfanden und sich dabei viele Personen im Raum aufhielten. Außerdem wurden regelmäßig Führungen veranstaltet. Da es bei Besichtigungen von Schulklassen und anderen größeren Gruppen zu Sachbeschädigung und Diebstahl kam, wurden ab 1987 keine Führungen mehr zugelassen. Regelmäßige

¹⁶⁶ Gräbke, wie Anm. 3, S. 8.

¹⁶⁷ Freundliche Mitteilung zu den Eigentumsverhältnissen von Herrn Fust, Kaufmannschaft zu Lübeck.

¹⁶⁸ Hans Schröder, Über den Um- und Neubau des „Hauses der Kaufmannschaft“ – Industrie- und Handelskammer, in: Der Wagen, Lübeck 1961, S. 57.

¹⁶⁹ Denkmalplan Breite Straße 6-8, Amt für Denkmalpflege Lübeck.

¹⁷⁰ Ebd.

¹⁷¹ Hans Schröder, Haus der Kaufmannschaft. Über die Restaurierung von Diele und Sitzungssaal im Haus der Kaufmannschaft Breite Straße 6/8, in: Der Wagen 1964, S. 91-96.

Reinigungen der Vertäfelung wurden von mehreren Personen ehrenamtlich durchgeführt. Ein im Raum aufgestellter Thermohydrograph wurde vom Hausmeister bedient.¹⁷² Nach dem Auszug der Industrie- und Handelskammer 1999 aus dem Gebäude wurde keine dieser Maßnahmen mehr durchgeführt.

Technologie

Insgesamt ist festzustellen, dass bei den Konstruktionen qualitativ hochwertiges Holz verwendet wurde. Für Kunstobjekte (auch Vertäfelungen)¹⁷³ wurde in Lübeck hochwertiges Eichenholz aus dem baltischen Raum importiert.¹⁷⁴ Diese ist anscheinend auch für die Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers verwendet worden, wofür dessen gute Qualität spricht. Für die Konstruktion wurden jedoch eher konservative Holzverbindungen verwendet. Die verschiedenen Konstruktionsformen, wie Schlitz- und Zapfenverbindungen waren seit dem 14. Jahrhundert in Norddeutschland bekannt.¹⁷⁵ Trotzdem sind die Rahmenverbindungen der beweglichen Elemente überblattet. Das tragende Gerüst dagegen weist Schlitz- und Zapfenverbindungen auf. Diese Verbindungsformen waren also bekannt, wurden aber nur teilweise eingesetzt.

Die Füllungen sind hauptsächlich eingefälzt und genagelt. Teilweise wirken die Verbindungen etwas umständlich, z.B. bei den Füllungen an der Nordwand und der Tür S3H, die ausschließlich durch aufgeleimte Profilleisten oder Rustikaquader fixiert werden. Konstruktionsformen, wie zum Beispiel Gehrungsrahmen, wurden hier durch das aufgelegte Furnier imitiert. Hauptgeschoss und Attika sind nur durch Nägel miteinander verbunden. Wie im vorliegenden Fall konnte die Verwendung von Nadelholz bei Unterkonstruktionen an verschiedenen Vertäfelungen festgestellt werden.¹⁷⁶ Dieses war für tragende Konstruktionen in Lübeck durchaus üblich.¹⁷⁷ Es zeigt sich, dass

¹⁷² Freundliche Mitteilung von Frau Dose, Industrie- und Handelskammer Lübeck.

¹⁷³ Für die Bibliothek des ehemaligen Katharinenklosters in Lübeck (1618/19) ist die Verwendung von *Wagenschot* (astfreie Eichenbohlen hoher Qualität) aus dem Baltikum belegt. Siehe dazu: Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt Lübeck, Band 4, Hrsg.: Denkmalrat Lübeck, S. 151f.

¹⁷⁴ Freundliche Mitteilung von Frau Diplom-Holzwirtin Sigrid Wrobel, Ordinariat für Holzbiologie, Universität Hamburg.

¹⁷⁵ Freundliche Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Uwe Albrecht, Christian-Albrechts-Universität Kiel.

¹⁷⁶ Einige Vertäfelungselemente im St. Annen-Museum Lübeck enthalten Unterkonstruktionen aus Kiefernholz, u.a. die Vertäfelung der Kriegstube.

¹⁷⁷ Sigrid Wrobel, Jens-Christian Holst, Dieter Eckstein, Holz im Hausbau – Dendrochronologisch- bauhistorische Reihenuntersuchungen zum Hausbau des 13.-17. Jahrhunderts in Lübeck, in: Häuser und Höfe in Lübeck, Hrsg.: Rolf Hammel-Kiesow, Band 1, Neumünster 1993, S. 212.

bei den Konstruktionsformen insgesamt sehr unterschiedliche Holzverbindungen verwendet wurden.

Die Schnitzereien wurden in einer qualitativ hochwertigen Arbeit ausgeführt. Hier wurden verschiedene Holzarten verwendet, wobei aus dem zersprengten Laubholz die anspruchsvolleren Arbeiten gestaltet wurden. Der Schnitzer beherrschte aber auch die feinteilige Bearbeitung des grobporigen Eichenholzes, wie zum Beispiel an Gewändern der figürlichen Darstellungen zu sehen ist. (Abb. 15)

Auch die Alabastertafeln sind ähnlich detailreich mit Bildhauerwerkzeugen bearbeitet worden. Die Materialbeschaffenheit bringt es mit sich, dass filigrane Details hier nicht so umfassend gestaltet wurden, wie beim Holz. Bei der Anfertigung der Intarsien erkennt man, dass der Meister diese Technik sicher beherrschte. Die verschiedenen Holzarten und Gestaltungstechniken wurden gezielt miteinander kombiniert, um bestimmte Effekte, wie Plastizität oder naturgetreue Wiedergabe der Motive, zu erzielen. Bei den Vergoldungen kamen sehr unterschiedliche Techniken zur Anwendung. Anhand der beschriebenen vergoldeten Rahmen der kleinen Alabastertafeln und ihrer Abmessungen handelt es sich hierbei um Mechelner Alabastertafeln, die in dieser Form produziert wurden.

Insgesamt sind auf der Vertäfelung drei Überzüge identifiziert worden. Bei dem Überzug direkt auf dem Holzträger handelt es sich vermutlich um den originalen Überzug mit einem Harz-Öl-Anteil. Die beiden darüber liegenden Überzüge wurden nachträglich aufgetragen. Es handelt sich um einen schwarz pigmentierten Überzug, sowie einen Harz-Öl-Überzug mit Cellulosenitratanteil. Die Beschläge sind sehr schlicht ausgeführt, mit Ausnahme der Tür S3H. Hier kann die Tür durch die spezielle Scharnierausführung beidseitig geöffnet werden. Insgesamt ist erkennbar, dass bei allen Gestaltungsmitteln hochwertige Materialien eingesetzt wurden. Diese sind jedoch teilweise kompliziert miteinander verbunden. Die unterschiedlichen Handwerkstechniken konnten unabhängig voneinander angewendet werden. Die verschiedenen Elemente sind nach Fertigstellung dann miteinander verbunden und am tragenden Gerüst angebracht worden (z.B. die aufgelegten Intarsien, die Relieftafeln etc.). Dies könnte auf die Zusammenarbeit mehrerer Werkstätten hinweisen.

Zustand

Insgesamt ist die Vertäfelung in einem weitgehend stabilen Zustand. Dies trifft vor allem für das tragende Gerüst zu. Die Türen haben dagegen an Stabilität eingebüßt. Schäden am Holz sind vor allem durch dessen ungünstige Verarbeitung entstanden. So konnte das festgenagelte Holz vieler Elemente nicht

ungehindert schwinden, weshalb Risse und offene Fugen entstanden sind. Die Risse haben sich auf die Intarsien übertragen, die auf massives Holz geleimt wurden. Den größten Schaden haben dabei Intarsien in den Friesverkröpfungen genommen, die sich zusätzlich schüsselförmig aufgestellt haben. Hier besteht die Gefahr, dass sich einzelne Holzteile aus den Intarsien herauslösen. Klimatische Schwankungen haben diesen Zustand begünstigt. Bei den Alabasterreliefs und -statuetten ist die Rissbildung materialbedingt, da der Alabaster auf Schwankungen der relativen Luftfeuchtigkeit mit Volumenveränderungen reagiert, die zu Rissen führen. Großflächige Kittungen, die aus einem spröden Material bestehen, haben diesen Schaden erweitert. An vielen Stellen sind Schäden durch mechanische Einwirkung entstanden. Die Befestigung vieler Elemente erfolgte durch Nägel, die unberücksichtigt der ästhetischen Beeinträchtigung in das Holz geschlagen wurden und vielfach zu Abplatzungen geführt haben.

Frühere Überarbeitungen und Restaurierungen

1952 sollte der pigmentierte Überzug entfernt werden, der die Holzoberflächen abdeckte. Die Abnahme erfolgte ungleichmäßig, was sich heute in einem teilweise fleckigen Erscheinungsbild widerspiegelt. Mit Hilfe einer Lauge und schabenden Werkzeugen wurde dieser vermutlich abgelöst. Nach dieser Maßnahme wurde der Cellulosenitratüberzug aufgetragen. Es stellt sich nun die Frage, wann der pigmentierte Überzug aufgetragen wurde. Einige Informationen geben Hinweise auf einen möglichen Zeitraum dieser Überarbeitung. In den Bau- und Kunstdenkmälern der Hansestadt Lübeck¹⁷⁸ ist die Instandsetzungsmaßnahme einer Tür des Audienzsaales im Lübecker Rathaus vermerkt, die 1880 von H. F. Schumacher durchgeführt wurde. Es handelt sich hierbei aller Wahrscheinlichkeit nach um den Tischler Schumacher, der 1891 für die Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers das Vertäfelungsfeld O2 anfertigte. 1880 wurde der „[...] schwarz glänzende Ölfarbenanstrich [...]“¹⁷⁹ von der Tür des Audienzsaales entfernt. Der Anstrich wurde durch einen Leinölfirnis ersetzt. Die Vertäfelung der Kriegsstube im Lübecker Rathaus war ebenfalls dunkel gestrichen.¹⁸⁰ Man nahm im 19. Jahrhundert an, dass diese Überarbeitungen Ende des 17. Jahrhunderts durchgeführt wurden.¹⁸¹ Diese Vermutung wird jedoch angezweifelt, obwohl angemerkt wird, dass in

¹⁷⁸ Die Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt Lübeck, Band 1, Teil 2, wie Anm. 108, S. 158.

¹⁷⁹ Ebd.

¹⁸⁰ Ebd., S. 220, Anm. 224.

¹⁸¹ Ebd., S. 158, Anm. 28.

dieser Zeit „[...] die schwarze Farbe Mode war“.¹⁸² Die zeitliche Einordnung für diese Maßnahme in das 17. Jahrhundert wäre mit einem veränderten Zeitgeschmack zu erklären. Möbel in Norddeutschland im ausgehenden 17. Jahrhunderts wurden durch den Hell-Dunkel-Kontrast aufgelegter Furniere gestaltet. Möglicherweise wollte man eine ähnliche Gestaltungsform nachempfinden. Durch die hellen Alabastertafeln würde dieser Hell-Dunkel-Kontrast entstehen.¹⁸³ Aus diesen Quellen geht zumindest hervor, dass es in Lübeck im 19. Jahrhundert weitere Vertäfelungen gab, die mit einem dunklen Überzug versehen waren. Daraus wird auch ersichtlich, dass diese Überarbeitungen vor dem 19. Jahrhundert durchgeführt wurden. Der pigmentierte Überzug auf der Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers könnte jedoch auch beim Einbau im Haus der Kaufmannschaft aufgetragen worden sein, um eine einfarbige Gesamtwirkung der Oberfläche zu erzielen. Dafür spricht ebenfalls, dass die beiden anderen Vertäfelungen im Haus der Kaufmannschaft auch mit einem dunklen Überzug überstrichen waren. Somit könnte eine gesamte Überarbeitung vorgenommen worden sein, als die Vertäfelungen eingebaut wurden.¹⁸⁴

Das 1891 ergänzte Feld O2 wurde ebenfalls mit einem dunklen Überzug versehen. Dieser setzt sich jedoch anders zusammen als der dunkle Überzug auf den übrigen Flächen. Die schwarzen Pigmente¹⁸⁵ sind in einem Öl gebunden.¹⁸⁶ Hier wurde das Feld also der vorgefundenen Farbgebung angepasst und ebenfalls dunkel überstrichen. Heute befindet sich über der pigmentierten Ölschicht der Cellulosenitratüberzug.

Die ergänzten Rahmen S2H und S5H sind mit einem Überzug versehen, der ebenfalls ölhaltig ist und ein braunes Farbmittel enthält.¹⁸⁷ Es ist nicht festzustellen, wann diese Rahmen eingebaut wurden. Sie sind zumindest auf historischen Abbildungen um 1930 zu sehen. Wenn sie beim Einbau der Vertäfelung im Haus der Kaufmannschaft angefertigt wurden, aber keinen schwarz pigmentierten Überzug enthalten, müssten die anderen Vertäfelungselemente bereits früher überarbeitet worden sein. Es ist allerdings heute schwer nachzuvollziehen, warum dieser pigmentierte Überzug aufgebracht

¹⁸² Ebd., S. 220.

¹⁸³ Dieser Vermutung müsste aber durch weitere Untersuchungen nachgegangen werden, um sie tatsächlich als Indiz für die Überarbeitung heranziehen zu können. Im Rahmen dieser Arbeit ist dies nicht zu erbringen.

¹⁸⁴ Weiterführende Untersuchungen könnten hier Aufschluss geben, inwiefern die dunklen Überzüge der verschiedenen Vertäfelungen eine gleiche Zusammensetzung aufweisen.

¹⁸⁵ Aufgrund des geringen Pigmentanteils in Probe 6 konnte das Pigment nicht näher bestimmt werden.

¹⁸⁶ Die schwarz pigmentierte Schicht an den originalen Flächen ist nicht ölhaltig.

¹⁸⁷ Siehe Probe 7.

wurde. Da die Flächen mit Resten des Harz-Öl-Überzugs heute eine rötliche Farbgebung aufweisen, dürfte der Harz-Öl-Überzug bereits zu früheren Zeiten dunkel gewesen sein und somit den Farbkontrast der Holzöne stark abgeschwächt haben. Geht man davon aus, dass bei der Abnahme 1952 die obersten Überzugsschichten entfernt wurden, dann war diese Schicht ursprünglich dicker und damit vermutlich fast deckend. Somit war die Überdeckung der farbigen Hölzer der Intarsien beabsichtigt.

Beschreibung der nicht dokumentierten Veränderungen an der Vertäfelung

Einige Halbsäulen sind so beschnitten, dass die Reliefs an den Schäften nicht das vollständige Motiv zeigen. Hier wurde vermutlich aus Vollsäulen Halbsäulen hergestellt, die neu zusammengestellt wurden. Es konnten aber keine zusammenhängenden Motive festgestellt werden, die auf eine ursprünglich zusammenhängende Säule schließen lassen.

Das Feld O2 ist komplett ergänzt, bis auf die Alabastertafel im Hauptgeschoss. Sie wird bereits in älteren Beschreibungen erwähnt. Die Fugen zu den angrenzenden Feldern gehen vertikal durch vom Sockel bis zum Gesims.

Im Vergleich scheinen Attika und Hauptgeschoss nicht direkt zusammen zu gehören. So stellt sich die Frage, ob die Attika eine spätere Ergänzung ist und ursprünglich nicht zur Gestaltung der Vertäfelung dazu gehörte. Dafür sprechen die unterschiedlichen Gestaltungsformen. So finden sich in der Attika keine Intarsien und die Schnitzereien wirken in der Ausführung nicht so filigran wie im Hauptgeschoss. Besonders auffallend sind die Sägebrettchen in den Friesverkröpfungen der Attika. Sie scheinen nicht in die Gestaltung der Vertäfelung zu passen. Diese Gestaltungsform findet sich sonst nicht im Hauptgeschoss. Besonders ungewöhnlich erscheint auch, dass Attika und Hauptgeschoss im tragenden Gerüst nicht miteinander verbunden sind. Sinnvoll wäre hier sicher eine Schlitz- und Zapfenverbindung gewesen, bei der Längsfriese der Attika in den Querschnitt des Hauptgeschosses gesteckt werden könnten.

Es zeigen sich also mehrere Indizien, die für einen unabhängigen Aufbau sprechen. Bei den Untersuchungen der Überzüge zeigte sich jedoch, dass auf Attika und Hauptgeschoss die gleichen Überzugsmaterialien aufgetragen wurden. Auch sind die Konstruktionen des tragenden Gerüsts in beiden Fällen gleich. Dies wäre bei einer unabhängigen Herstellung äußerst ungewöhnlich. Daher ist eher davon auszugehen, dass die Attika ursprünglich geplant war, jedoch zeitverzögert angefertigt wurde. Dies kann zum Beispiel bei einer Zahlungsverzögerung des Auftraggebers der Fall gewesen sein. Inschriftlich sind 11 Jahre der Herstellung belegt. Vermutlich dauerte die Anfertigung der Vertäfelung aber noch länger. Ähnliche Ornamentmotive wie bei den Säge-

brettchen treten in Lübeck um 1600 auf. Um diese Zeit könnte die Attika auf das bereits fertiggestellte Hauptgeschoss gestellt worden sein. Die Alabasterrelieftafel O3A, deren Bildmotiv nach einer Vorlage gearbeitet wurde, die erst 1579 veröffentlicht wurde belegt, dass die Attika jedenfalls erst danach fertig gestellt worden ist.

Vergleich der historischen Daten zum ursprünglichen Aufbau und den Überarbeitungen mit dem gegenwärtigen Aufbau

1822 nahm Heinrich Christian Zietz eine Beschreibung der Vertäfelung vor.¹⁸⁸ Es handelt sich hierbei um die älteste erhaltene und mit einem Artikel in den Neuen Lübeckischen Blättern von 1838 die einzige Beschreibung, die ein Bild der Vertäfelung im Schlüsselbuden wiedergibt. Als Raummaße gab Zietz 22 x 14 Fuß an. Diese Größenangabe entspricht einer Größe von ca. 6 x 4 m.¹⁸⁹ Zietz empfand den Raum als zu dunkel. Er teilte die Vertäfelung in 13 Abschnitte ein, in denen sich 11 Alabasterreliefs mit Darstellungen der biblischen Geschichte befanden. Hiermit sind die Alabastertafeln der Attika gemeint, die von Zietz beschrieben wurden. Es ist dagegen nicht eindeutig zu klären, was mit der Beschreibung von „sechs Hauptreihen“ gemeint ist, die er erwähnte.¹⁹⁰ Im Fries des Hauptgeschosses zählte er 13 Abschnitte und nannte die Motive „Schöpfungsgeschichte“ (N1H) und „Künstlerportrait“ (W1), die an Anfang und Ende der Frieszone standen. Weiterhin zählte er viele figürliche Darstellungen auf, ohne diese zu lokalisieren. Die 20 Relieftafeln mit Szenen aus der Josephgeschichte befanden sich, nach seiner Beschreibung, im Fenstergewände.

Zietz erwähnte neun Ölgemälde mit biblischen und allegorischen Darstellungen, die oberhalb der Wandvertäfelung aufgehängt wurden. Er stellte fest: „Ungeachtet des hohen Alters prangt Alles noch unversehrt in voller Frische, wenn gleich der falsche Geschmack späterer Besitzer einiges ganz Unpassende hinzufügte.“¹⁹¹ In diesem Zusammenhang erwähnte er die doppelt angeschlagene Tür S3H als ursprüngliche Eingangstür. Nach Eimer soll sie um 1700 eingebaut worden sein.¹⁹²

¹⁸⁸ Zietz, wie Anm. 37, S. 362-367.

¹⁸⁹ Nach Zollmaßen von 1872 entspricht in Lübeck ein Fuß 0,2876 m; aus: *Fink*, Tabellen zur Verwandlung der bisherigen Lübeckischen Maße und Gewichte in die neuen Maße und Gewichte des Deutschen Reiches und umgekehrt, Lübeck 1872, S. 10.

¹⁹⁰ Zietz, wie Anm. 37, S. 363.

¹⁹¹ Ebd.

¹⁹² Eimer, wie Anm. 4, S. 4.

Aus der Beschreibung in den Neuen Lübeckischen Blättern geht hervor, dass sich gegenüber der Fensterfront die Schenkschieven und die ursprüngliche Eingangstür befanden. Der Friesabschnitt mit der Darstellung der Diana im Bade und dem Urteil des Paris (O1H) wurde an die Wand östlich der Wand mit der ursprünglichen Eingangstür lokalisiert. Die Ädikulen mit den Sinnesdarstellungen wurden der gegenüberliegenden Wand, also der Westwand, und der Wand mit der Eingangstür zugeordnet. Der Verfasser stellte die Bildunterschriften der Sinnesdarstellungen als fortlaufenden Text vor: "TRUX APER AUDITU, LINX VISU, MILVUS ODORE, SIMI NOS SUPERAT GUSTU, SED ARANEA TACTU".¹⁹³ An der Westwand befand sich auch die inschriftliche Datierung 1572 am Säulenschaft. An der „westlichsten Fensterwange“ war die Relieftafel mit der Werkstattszene angebracht.¹⁹⁴

Der zusammengesetzte Friesabschnitt über Tür O3H könnte, nach Gräbke, Bestandteil einer Ofennische gewesen sein. Demnach sollen die Friesabschnitte O1H und S1H über den beiden Türen O1H und O3H angebracht und zwischen ihnen ein Ofen eingebaut gewesen sein.¹⁹⁵

Eimer vermutete dagegen, dass über Tür O1H ursprünglich der Friesabschnitt mit dem Frauenportrait (S4H) hing, da sich dort und in der Tür das gleiche Wappenmotiv befindet. Somit wären die Positionen der Portraits und Wappen der Auftraggeber über den beiden ursprünglich eingebauten Türen gewesen. Nach Eimer waren sie dem Zimmer der jeweiligen Person zugeordnet. Er vermutete, dass eine Waschnische in der Vertäfelung eingebaut war, da in repräsentativen Räumen häufig derartige Einbauten vorkamen.¹⁹⁶ Als Motiv der heute fehlenden Alabasterrelieftafel in der Tür O3H nannte Siewert die Darstellung des Simon Petrus von Kana.¹⁹⁷ Eimer nannte dagegen Simon und Petrus.¹⁹⁸

Zietz' Beschreibungen von 1822 können heute nur noch ansatzweise nachvollzogen werden. So ist nicht verständlich, warum er 13 Wandabschnitte zählt, aber nur 11 Alabasterreliefs in der Attika. Ohne die 1891 angefertigte Alabastertafel O2A bleiben immer noch 12 Tafeln übrig. Insgesamt sind es sogar 13, wenn man die beiden Tafeln N1A trennt. Aus seinen Anmerkungen geht nicht eindeutig hervor, ob er mit der Bezeichnung „dunkel“, die Vertäfelung selbst meint oder den geringen Lichteinfall durch die Fenster. Er be-

¹⁹³ Neue Lübeckische Blätter, Lübeck 1838, No. 3, S. 17.

¹⁹⁴ Ebd., S. 17f.

¹⁹⁵ Gräbke, wie Anm. 3, S. 140f.

¹⁹⁶ Ziegler, wie Anm. 103, S. 181.

¹⁹⁷ Siewert, wie Anm. 13, S. 7.

¹⁹⁸ Eimer, wie Anm. 4, S. 117, Anm. 5.

schreibt die Vertäfelung als „frisch“, hieraus können sich aber auch keine Informationen ableiten lassen, ob sich zu der Zeit bereits der dunkle Überzug auf der Vertäfelung befand. Die heutige Eingangstür O3H wurde später eingebaut, als die anderen beiden Türen. Wie genau die Beschreibung „erneuert“ bei Eimer zu verstehen ist, ob also eine ursprünglich originale durch diese ersetzt wurde, ist nicht zu klären. Die abweichende Konstruktionsform der Tür und eine andere Ausführung der Intarsien deuten auf eine andere Entstehungszeit. Im Gegensatz zu allen originalen Türen und Schenkschieben wurde hier eine Schlitz- und Zapfenkonstruktion verwendet. Das Wappen der Familie Menze findet sich im 18. Jahrhundert auch noch an anderen Objekten in Lübeck.¹⁹⁹ So wurde die Tür vermutlich 1753 eingebaut.

Die beidseitig angeschlagene Tür S3H wurde nicht um 1700 eingebaut, wie Eimer es beschreibt, sondern die ursprünglich schmalere Tür wurde verbreitert und mit den umlaufenden Bändern versehen. An beiden Seiten wurden schmale Leisten angefügt und die Schlösser versetzt. Alte Schlüssellöcher wurden ausgespänt. Diese Tür weist die gleiche Konstruktion auf wie Tür O1H. Auch die Qualität der Intarsien ist ähnlich und die Bildprogramme beziehen sich aufeinander (je zwei Evangelisten als Alabasterrelief und Christus als Weltenrichter). Gräbke vermutet, dass ursprünglich bereits ein Ofen eingebaut war, der von den Türen der Ostwand flankiert worden sein soll. Er berücksichtigt dabei aber nicht, dass Tür O3H erst später eingebaut wurde. Demnach waren die Friesabschnitte O1H und S1H vermutlich nicht an der Ostwand eingebaut. Da mehrere Beispiele vergleichbarer Vertäfelungen über den Türen Friesabschnitte mit Löwen- und Engelsköpfen zeigen, ist anzunehmen, dass dies auch beim Fredenhagen-Zimmer der Fall war. Dagegen waren die Portraits der Auftraggeber vermutlich nicht über den Türen angebracht, wie Eimer es vermutet.

Die Beschreibungen der Bildprogramme, die Mitte des 19. Jahrhunderts vorgenommen wurden, entsprechen den heutigen Zusammenstellungen. Die Sinnesdarstellungen werden an den unterschiedlichen Standorten in verschiedenen Reihenfolgen präsentiert: Die Darstellung des Gefühls wird in den Neuen Lübeckischen Blättern 1838 zuletzt genannt, in der Breite Straße 6 steht sie am Anfang der Sinnesdarstellungen. Die ca. Mitte des 19. Jahrhunderts von Funk beschriebenen Statuetten in den Fenstergewänden befinden sich heute teilweise in den Nischen zwischen den Halbsäulen. Die Statuette mit der Darstellung des Asa ist nicht in der Vertäfelung aufgestellt, sondern ist an der Füllung eines Truhenelements angebracht und im St. Annen-Museum Lübeck ausgestellt. Warum die Statuette in das Museum gelangte, ist unklar. Der Beschreibung in der Ausstellung zufolge gehört sie ursprünglich zur Tru-

¹⁹⁹ Wappenkatalog (AHL).

he, passt aber von der Gestaltung her nicht zu ihr. Sie ist von der Gestaltung, Größe und Bezeichnung her aber eindeutig den anderen Statuetten zuzuordnen.

Die von Gräbke beschriebenen figürlichen Darstellungen von antiken Göttern konnten in der Attika zwischen den Hermenpilastern nicht zugeordnet werden.²⁰⁰ Die Statuetten in den Nischen N5/5H, O0/1H und S0/1H gehören nicht zur Vertäfelung. Diese passen weder in der Größe, im ikonographischen Zusammenhang noch von der Gestaltung zu den anderen Statuetten. Außerdem sind sie mit Fassungsresten versehen. Sie wurden vermutlich in die Ecken gestellt, da sie dort weniger auffallen. Sie gehören genauso wenig zur Vertäfelung, wie die beiden kleinen Steinfiguren in der Attika Abschnitt O2/3A und O3/3A.

Versuch einer Rekonstruktion der ursprünglichen Zusammenstellung

Aufgrund der Beschreibung der heutigen Zusammenstellung der Vertäfelung, der historischen Daten, technologischen Untersuchungen, sowie dem Vergleich mit anderen Vertäfelungen kann nun ein Versuch durchgeführt werden, die ursprüngliche Zusammenstellung der Vertäfelung am Schlüsselbuden 16 vorzunehmen. Demnach kann die Vertäfelung ursprünglich nicht aus sehr viel mehr Elementen bestanden haben, als heute. Beschreibungen zum Raum am Schlüsselbuden lokalisieren die Fenster an die Nordwand, die Sinnesdarstellungen an die Ostwand, die Südwand gegenüber dem Fenster und die Türen O1H und O3H an die Westwand. Demnach stieß Abschnitt N5 an S1 und S5 an O1. In dieser Zusammenstellung passen die Hermenpilaster in der Attika über Eck in der Gestaltung der Pilaster genau zusammen. Außerdem ist am Abschlussgesims S5/5A eine Fuge zu sehen, die auf eine ursprüngliche Gehung deutet. Hier stieß die Vertäfelung über Eck an O0/1. Auch die über den Hermenpilastern befindlichen Sägebrettchen haben an den für die Ecken vorgesehenen Abschnitten andere Motive als an den übrigen Flächen. Dass Abschnitt O3 an das Fenstergewände stieß, sieht man daran, dass in der Attika der rechte Hermenpilaster und das Sägebrett O3/3A halb durchgesägt sind. Die anderen Hermenpilaster in den Ecken stehen im 45° Winkel zum Raum.

Die Wand mit den Sinnesdarstellungen bestand aus vier Vertäfelungsabschnitten. Die Messung von vier nebeneinander stehenden Abschnitten mit den Sinnesdarstellungen bestätigt eine Wandlänge von ca. 4 m, wie Zietz sie angab. Aufgrund der durchgehenden vertikalen Fuge zwischen N1 und N1/2 dürften nur die Abschnitte N2-N5 ursprünglich an der Ostwand zusammengehörend aufgestellt gewesen sein.

²⁰⁰ Gräbke, wie Anm. 3, S. 129.

Die Ädikula N1H befand sich in einem Feld der Südwand. Das Feld ist 63 cm breit. Diese Breite kommt auch bei S2H und S5H vor. In einem dieser Felder war die Ädikula eingesetzt. Das fünfte Feld der Südwand könnte mit einem Waschrack ausgefüllt worden sein. Um die Inschrift der Sinnesdarstellungen zusammenhängend zu präsentieren, war N1H vermutlich an der linken Seite der Südwand angebracht. Die anderen Sinnesdarstellungen waren vermutlich auch ausgetauscht, so dass sich der Text in einer logischen Reihenfolge präsentierte: Der Affe übertrifft uns im Geschmack (N5H), der wilde Eber im Gehör (N2H), der Lux im Sehen (N3H), der Adler im Geruch (N4H), jedoch die Spinne im Gefühl (N1H). An die letzte Sinnesdarstellung schloss sich vermutlich Schenkschiebe S1H an, darauf folgte die Haupteingangstür, wieder die Schenkschiebe S4H und abschließend der Abschnitt mit einem Waschrack .

Der Fries N1H war vermutlich im Fenstergewände eingesetzt, wie die Tafel im Fenstergewände W1. Zietz beschreibt, dass das Bildprogramm im Fries mit diesem Motiv beginnt und mit dem Werkstattmotiv endet.

Die beiden Alabastertafeln N1A waren vermutlich vorher in zwei getrennten Feldern eingesetzt. Dazu könnten die beiden zusammengesetzten Friesabschnitte O3H gehören, von denen der rechte in der Attika eingesetzt war (Eiche) und der linke im Hauptgeschoss (Birnbäum). Diese sind ähnlich breit. Auch die Ädikulen S2H und S5H könnten aufgrund ihrer geringen Breitenmaße in diese beiden Felder gepasst haben. Der Friesabschnitt N1A war ursprünglich auch schmaler und würde somit als zweiter in der Attika zu diesen Vertäfelungsfeldern passen. Es gab also zwei schmale Felder, die vermutlich im Bereich der Ostwand eingesetzt waren. Mit den Motiven der Grablegung und dem Gnadenstuhl gehören sie demnach zwischen O1A und O3A.

Wie die Felder der Ostwand zusammengesetzt waren, ist nicht zu rekonstruieren, da Feld O2 erst seit 1891 besteht. Vermutlich gab es am Schlüsselbuden auch in diesem Feld einen Ofen.

Da die Symmetrie bei der Vertäfelung von Bedeutung ist, waren die übereinander stehenden Säulen im Hauptgeschoss mit den Hermenpilastern in der Attika ursprünglich in einer vertikale Achse ausgerichtet. Durch die veränderte Zusammensetzung der Felder kam es vermutlich zu leichten Versätzen. Ursprünglich gab es vermutlich nur zwei Türen mit der Haupteingangstür S3H, die als Portal hervorgehoben war. Die Betonung des Hauptportals durch das vorgesetzte Gebälk und die Säulen sind zunächst im Fredenhagen-Zimmer nicht zu erkennen. Es finden sich jedoch Einzelelemente, die auf eine solche Form der Hervorhebung hinweisen. Eimer stellt dagegen den Unterschied der Großen Ratsstube im Lüneburger Rathaus zum Fredenhagen-Zimmer in der Hervorhebung der Portale heraus. Er sieht darin das Gestaltungs-

konzept der Wandgliederung, die nicht einmal durch hervortretende Portale unterbrochen werde und dadurch streng und konsequent bleibe.²⁰¹ Im Vergleich mit anderen Vertäfelungen lässt sich ein Portal im Fredenhagen-Zimmer jedoch rekonstruieren. In der Lüneburger Ratsstube ist der Gebälkfries eines jeden Portals mit Flachrelief ausgestaltet, in dem Fabelwesen und mythologische Figuren dargestellt sind. Die Szenen werden in regelmäßigen Abständen von einer ungeraden Zahl an Löwen- und Engelsköpfen im Halbrelietf unterbrochen. Diese Gestaltung findet sich auch an der Vertäfelung des Fredenhagen-Zimmers. Demnach wurde die Tür S3H mit den Engelsköpfen (S1H) überfangen. (Abb. 16)

Wie bei den Vergleichsbeispielen war das Gebälk stärker verkröpft, als bei den übrigen Vertäfelungselementen. Seitlich des Friesabschnittes waren die Verkröpfungen zusätzlich verkröpft, so dass den Halbsäulen je eine Vollsäule vorstand. Somit könnten die Vollsäulen von allen Seiten betrachtet werden, die rundum reliefiert sind.

Die heute zusammengesetzten Postamente O1/2H und S1/2H waren ebenfalls verkröpft. Der Friesabschnitt S3H befand sich demnach über der Schenkschiebe S1H. Somit waren über den Schenkschieben die Reliefs mit den Portraits der Auftraggeber angebracht, über den Türen die Reliefs mit Löwen- und Engelsköpfen.

Die Säulenkapitelle des Ostportals der Ratsstube in Lüneburg bestehen, wie im Fredenhagen-Zimmer, aus Engelsköpfen. Im Fredenhagen-Zimmer gibt es 4 Säulen deren Kapitelle mit Engelsbüsten gestaltet sind.²⁰² Es wäre annehmbar, dass diese ursprünglich die Eingangstüren flankiert haben. Auch diese könnten ursprünglich beide über den Türen angebracht worden sein. Tür S3H war ursprünglich links angeschlagen, da auf der rechten Türseite ein ausgespantes Schlüsselloch zu finden ist.

Die zersägten Reliefs der Halb- und Viertelsäulen deuten darauf hin, dass es ursprünglich noch mehr Vollsäulen gab. Möglicherweise war also auch Tür O1H als Portal ausgebaut, worauf der ähnlich aufgebaute Friesabschnitt O1H hindeutet.

Geht man davon aus, dass die Felder ursprünglich symmetrisch aufgebaut waren, müssten die Türen und Schenkschieben der Südwand ausgetauscht gewesen sein. Dann hätte sich die Haupteingangstür in der Mitte befunden und die Schenkschieben direkt links und rechts daneben.

²⁰¹ Eimer, wie Anm. 4, S. 134.

²⁰² Es handelt sich um drei Halbsäulen (N1/2H, linke Säule; O2/3H, linke Säule; O3/3H rechts) und eine Viertelsäule (N0/1H, links).

Folgt man aber der Vermutung, dass an der architektonischen Gliederung keine Veränderungen vorgenommen wurden, dann war die Zusammenstellung der Türen und Schenkschieben unsymmetrisch. Demnach wäre Tür S3H ursprünglich an Stelle der Schenkschiebe S1H angebracht gewesen, unterhalb der Engelsköpfe im Fries. Dafür spricht auch, dass an den Längsfriesen S0/1 und S1/2 noch die Abformungen der Beschläge von Tür S3H zu erkennen sind. In den Abschnitten S1/2H und O1/2H sind die Postamente und Friesverkröpfungen zusammengesetzt. Hier wäre ebenfalls neben den Türen eine Verkröpfung erfolgt. Die Verkröpfungen in den Ecken haben demnach so bestanden, wie sie heute zusammengestellt sind. In Zusammenstellung und Aufbau gibt es keine Hinweise darauf, dass hier Elemente zusammengefügt wurden, die nicht zusammengehörten. Umso bedeutender ist die aufwendige Bearbeitung der Viertelsäulen in den Ecken, die kaum sichtbar sind. Die Schenkschieben hätten sich dann direkt nebeneinander unterhalb der Portraitmedaillons der Auftraggeber befunden.

Die Schenkschieben bestanden vermutlich ursprünglich nur aus den Frontflächen, die sich vor Mauernischen befanden. Die Nischen wurden mit Brettern ausgekleidet, in die Böden eingezogen wurden. Diese Form der wandfesten Schränke wurde in Norddeutschland häufig eingesetzt.²⁰³

In die Fenstergewände waren auch ursprünglich die Relieftafeln der Josephgeschichte und die Werkstattdarstellung, sowie der Friesabschnitt N1H eingefügt.

Beim Einbau der Vertäfelung in der Breite Straße 6 wird angegeben, dass die Wand- und Deckenvertäfelung den Raumverhältnissen angepasst und Elemente versetzt und entfernt wurden. Da hier aber keine näheren Angaben gemacht werden, kann nicht nachvollzogen werden, welche Elemente ausgebaut wurden und in welchem Umfang dies geschah. Weitere Angaben können zu einem ursprünglichen Aufbau daher nicht gemacht werden.

Trotz mehrerer Veränderungen und einer zeitweiligen intensiveren Nutzung des Raumes zeigt sich die Vertäfelung in einem stabilen und gut erhaltenen Zustand. Dies ist aber auch darauf zurückzuführen, dass der Raum die meiste Zeit nicht genutzt wurde. Somit sind so gut wie keine Abnutzungsspuren an der Vertäfelung zu finden.

Die ursprüngliche Zusammenstellung der Vertäfelung ist heute schwierig zu rekonstruieren. Es zeigt sich, dass sich mehrere Möglichkeiten der ursprünglichen Aufstellung der Vertäfelung bieten. Hier kann nur eine grobe Zuordnung vorgenommen werden. Die Veränderungen an der Vertäfelung verfremden den Gesamteindruck jedoch nicht.

²⁰³ Horbas, wie Anm. 63, S. 23.

Übersicht über die benutzten, ungedruckten Quellen

Archiv der Hansestadt Lübeck

Kaufmännische Archive

Kaufleutekompanie 22 (Protokolle 1838-1846)

Krämerkompanie 385 (Brüderbuch 1603-1824)

Handwerksämter und Innungen

Tischler 6 (Rechnungsbuch 1559-1673)

Niederstadtbuch 1579; 1581; 1594

Departement der Brandassekuranzkasse

32 Häuserregister V (Marienquartier 1796-1938)

Denkmalpflege

59 Sicherung von Kulturgut 1942-1946

Handschrift (zu) 900 (A. Kemper, Hausnummernverzeichnis)

Handschrift 900c (H. Schröder, Topographisches Register, Marienquartier)

Handschrift 1051 Wappenkartei (von Berken, von Senden, Reuter, Mentze)

Bereich Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck

Bauakten, Denkmalplan Schlüsselbuden 16

Bauakten, Denkmalplan Breite Straße 6-8

Bibliographische Angaben zur Literatur sind den Anmerkungen zu entnehmen.

Abbildungsnachweis

Abbildungen 1-16: Stephanie Westermann

Burspraken, Luxusordnungen und Mandate: Überlieferung und Erschließung lübeckischer Policeynormen¹ im Archiv der Hansestadt (AHL)

Meike Kruse

Das Recht des Rates, ohne Mitwirkung der Bürgerschaft Policeynormen zu erlassen, ihre Durchführung zu überwachen und bei Übertretungen die Schuldigen zu strafen, geht bereits aus einem Satz einer auf 1294 datierten Fassung des Lübischen Rechts hervor, der fast unverändert in das Revidierte Stadtrecht von 1586 übernommen worden ist: „Was ein Radt statuiert und ordnet, sol unvorbrüchlichen gehalten werden. Wird von jemandt darwider gehandelt, die hat ein Radt nach ihrer Ordnungen zu straffen.“² Der Bürgerschaft wurde – vor allem in Verordnungen, die das Finanzwesen betrafen – lediglich ein fakultatives Mitberatungsrecht eingeräumt. Dies änderte sich auch nicht durch den Bürgerrecess 1669, denn die Souveränität blieb weiterhin beim Rat, das *ius emendandi* (Mitbestimmungsrecht an der Gesetzgebung zur Wiederherstellung der verletzten Rechtsordnung, z.B. Rechtsverbesserungen in Militär-, Policey- und Handwerkersachen) ist der Bürgerschaft auch hier nicht zugestanden worden.³

Seit dem Mittelalter gab der Rat den Bürgern Policeynormen in der Bursprake (*civiloquium*) mündlich bekannt. Die Bursprake – diese Bezeichnung beschreibt sowohl die viermal jährlich an festen Terminen⁴, selten auch außerordentlich stattfindende Versammlung an sich als auch die verlesene Niederschrift des Textes – wird für Lübeck urkundlich bereits 1297 als übliche Einrichtung erwähnt.⁵ Die älteste im AHL erhaltene Bursprake wird auf 1350/51 datiert.⁶ Für jeden Jahrestermin wurde jeweils eine Handschrift auf Pergament angefertigt. Diese Formulare enthalten sowohl übereinstimmende als

¹ Der Begriff *Policey* wird in diesem Beitrag in seiner frühneuzeitlichen Bedeutung verwendet, worauf die Schreibweise hindeutet. Er bezeichnet im Unterschied zur neuzeitlichen *Polizei* zum einen den Zustand guter Ordnung des Gemeinwesens, zum anderen dessen Herstellung und Erhaltung und damit letztendlich auch Aufbau und Funktion der inneren Verwaltung.

² Zitiert nach: Hermann *Lagemann*, *Polizeiwesen und Wohlfahrtspflege in Lübeck von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts*, Schönberg (Mecklenburg) 1916, S. 22, Anm. 18.

³ Antjekathrin *Graßmann*, *Lübeck im 17. Jahrhundert: Wahrung des Erreichten*, in: dies. (Hrsg.), *Lübeckische Geschichte*, Lübeck 1997, S. 435–488, hier S. 461.

⁴ *Cathedra Petri* (22. Februar, Tag der Ratssetzung), *Jacobi* (25. Juli), *Martini* (11. November), *Thomae* (21. Dezember).

⁵ LUB Bd. 6, S. 756, Anm. 1.

⁶ AHL, ASA Interna, *Lübisches Recht 4/2*. Gustav *Korlén*, *Zur Datierung der ältesten Lübecker Bursprake*, in: *ZVLGA* 39 (1959), S. 117–121, hier S. 121.

auch je nach Termin unterschiedliche Verordnungen. Vor allem für das 16. Jh. sind verschiedene Zusätze erhalten, die teilweise in die Formulare des 17. Jh.s aufgenommen worden sind. Seit 1620 wurden die Texte nicht mehr geändert. Ein 1768 im Auftrag des Rats erstelltes Gutachten beschreibt den Ablauf der Bursprake wie folgt: „Alhier zu Lübeck wird die Bürger-Sprache annoch jährlich auf Petri Stuhlfeyer, auf Jacobi, am Tage Martin Bischoffs und St. Thomas von dem dirigierenden Herrn Bürgermeister, wenn die Glocke angezogen und zum Zeichen einer stillen Aufmerksamheit von dem Frohnen auf ein dickes Bret geschlagen worden, öffentlich auf der vor der Cämmerey befindlichen Gallerie des Rathhauses, oder nach der alten Mundart auf der so genannten Lowe, Louwe, Laube, [...] wohin der Rath an diesen Tagen um 12 Uhr aus der ordentlichen Audientz-Stube sich verfüget, an die auf dem Markte befindliche Bürgerschaft verlesen.“⁷ Mit Dekret vom 13. Juli 1768 hat der Rat nach Verlesen des Gutachtens von Syndikus Dreyer betreffend die Nutzlosigkeit der Bursprake beschlossen, „...daß bevorstehenden Jacobi die Bürgersprache zwar noch zu halten, hinführo aber diese Sollemnität jährlich nur einmahl und zwar auf Petri Stuhlfeyer beobachtet werden solle.“⁸ Mit Dekret vom 23.2.1789 hat der Rat außerdem verfügt, dass das beim Verlesen der Bursprake an Cathedra Petri veranstaltete Verbrennen von Kohlensäcken abgeschafft wird.⁹ Die letzte Bursprake wurde 1809 gehalten.¹⁰

Das Abkündigen von Verordnungen von den Kanzeln der Stadtkirchen ist in Lübeck erstmals für das Jahr 1506 belegt.¹¹ Erst für den Zeitraum nach der Reformation häufen sich die Hinweise auf das Verlesen von Verordnungen in den Kirchen (siehe AHL, Hss. 757 u. 758). Diese Form der Publikation hörte im Verlauf des 18. Jh.s auf, „...als die Geistlichkeit sie als Kanzelmißbrauch abzulehnen begann.“¹²

Die sogenannten Morgensprachen, wie in Lübeck die Versammlungen der einzelnen Handwerksämter bezeichnet wurden, dienten u.a. auch dem Verlesen der Zunftrollen, „...damit niemand sich entschuldigen konnte, aus Unkenntnis gegen eine Verordnung verstoßen zu haben.“¹³

⁷ AHL, ASA Interna, Lübisches Recht 4/8.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ *Lagemann*, wie Anm. 2, S. 63, Anm. 279. Wilhelm *Ebel*, Lübisches Recht, Lübeck 1972, S. 314.

¹¹ AHL, ASA Interna, Lübisches Recht 4/7: Verordnung „Publicetur de ambone dominica post trium regum 1506“.

¹² *Ebel*, wie Anm. 10, S. 178.

¹³ *Lagemann*, wie Anm. 2, S. 66.

Spätestens seit 1410 erfolgte die Bekanntmachung von Policeynormen in Lübeck auch durch Anschlag der Texte auf Tafeln an öffentlichen Gebäuden (vor allem am Rathaus und am Gewandhaus).¹⁴ Die Bursprake Martini 1502 weist die Bürgerschaft auf die Einhaltung der Wilküren, die auf Tafeln am „vorhuse“ und „wanthuse“ angeschlagen sind, hin, deren Text man entweder selber lesen oder sich vorlesen lassen solle.¹⁵ Die Burspraken Thomae 1531 und Martini 1532 erwähnen Tafeln zum Anschlag von feuerpolizeilichen Ordnungen „in de kerspel kercken“. Die Bursprake Thomae 1545 verweist auf den Aushang einer Ordnung für Schiffszimmerleute. Ein Mandat wider „gardende Landsknechte“ wurde wiederholt (Pfingsten 1560 und Januar 1572) „up allen Dörpfern afgekündigt und angeschlagen“.¹⁶ Warnungen wider übereilte Reden über politische Angelegenheiten wurden auf Anweisung des Rates vom 26. August 1800 in Wirts- und Kaffeehäusern, Schenken und Krügen ausgehängt.¹⁷ Das AHL verwahrt mehrere Tafeln aus Eichenholz, auf denen die Texte der Ordnungen noch erhalten sind, u.a. die (handschriftliche) Ordnung der Spielgreven von 1578.

Einige wichtige und umfangreichere Verordnungen wurden durch Anhang an die Ausgaben des 1586 revidierten Stadtrechts 1608, 1643, 1657, 1680 und 1728 gedruckt publiziert (z.B. Hochzeits-, Kleider- und Schiffsordnungen, Ober- und Niedergerichtsordnungen). Abschließend zu erwähnen ist der Abdruck von Verordnungen in den zuerst 1751 erschienenen Lübeckischen Anzeigen.¹⁸ Diese nur in geringem Ausmaß genutzte Form der Veröffentlichung wurde erst 1821 mit Erscheinen der „Sammlung Lübeckischer Verordnungen und Bekanntmachungen“ eingestellt.¹⁹

Überlieferung

Während des Zweiten Weltkrieges sind vor allem die älteren Archivbestände ausgelagert worden. Zwar sind 1987/90 die meisten Archivalien wieder in

¹⁴ Ebd., S. 64.

¹⁵ „Vortmer beden dusse hern eyne iewelken to holden, sodane gebade unde wilkor, alse in den tafelen upp deme wanthuse, unde vorhuse hangen, bescreven unde benamet zin, by bote unde pene von eyne iewelken stücke so desulffen tafelen inholden, toverboren, de malck mach lesen, edder lesen laten, ume sick vor schaden to vorwachten.“ AHL, ASA Interna, Lübisches Recht 4/6.

¹⁶ AHL, Hs. 758, fol. 46r.

¹⁷ AHL, ASA Interna, Mandate und Verordnungen 8/1.

¹⁸ Das zwei Blätter umfassende „erste Stück“ der „Lübeckischen Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich ist“ ist am 6. März 1751 erschienen.

¹⁹ AHL, ASA Interna, Mandate und Verordnungen 8/3.

das AHL zurückgekehrt, doch konnten einige der betroffenen Bestände bis heute nicht neu geordnet und verzeichnet werden, d.h. sie sind für die Benutzung nicht zugänglich. Diese Bestände konnten bei der Erfassung der Policeordnungen nicht berücksichtigt werden (ASA Ecclesiastica, Kämmerei und Marstall).

Die ältesten erhaltenen handschriftlichen und zeitgenössischen amtlichen Sammlungen von Policeynormen stammen aus der – bisher noch – im Bestand Handschriften des AHL verzeichneten Überlieferung der Wette. Sie betreffen vor allem die Aufsicht über den Handel und das Gewerbe. Im AHL vorhanden sind die Hss. 306 („Wette Pergamentbuch“ oder „Großes Pergamentbuch“, angelegt 1527), 308 (Rollenbuch I der Wette), 309 (Rollenbuch II der Wette), 314a (Sammlung der Wette von Ordnungen des 15. und 16. Jh.s). Einige Sammlungen der Wette gelten als verschollen. Hierzu gehören die Hss. 304²⁰, 313²¹ und 314²².

Im Bestand ASA Interna Mandate unter der Nummer 1/1 verzeichnet ist der älteste Band²³ der handschriftlichen Ordnungssammlung des Rates, deren Pflege zu den Aufgaben des Protonotars gehörte.²⁴ Ein zweiter Band (Hs. 757²⁵) ist leider verschollen, Abschriften hieraus sind jedoch in einem im

²⁰ „Ältestes Wettebuch“, „Pergament [...] Es besteht aus zwei später zusammengenähten Theilen, der erste enthält auf 44 paginierten Blättern und eingefügten Streifen Aufzeichnungen, namentlich seit 1321 über Zunftverhältnisse und Zunftordnungen, auch eine Verordnung über Sortirung und Bezeichnung der Heringe. Der zweite Theil enthält auf unpaginirten und unregelmäßig durch einander gehefteten Blättern Verzeichnisse der einkassirten Strafen, auch der Ablieferungen der Wetteherren an die Kämmererherren bis 1417. Angeheftet ist eine Luxusordnung aus der zweiten Hälfte des 15. Jh.s.“, AHL, Findbuch 81, Bd. I, fol. 8r. Da nach wie vor die Möglichkeit besteht, dass bislang verschollene Amtsbücher wieder in das AHL gelangen, sind die Quellenverweise auf das Älteste Wettebuch, die Eduard Hach handschriftlich in eine Ausgabe von Carl Friedrich Wehrmann, Die älteren lübeckischen Zunftrollen, Lübeck 1872, in der Dienstbibliothek des AHL (Signatur: L VIII 1) nachgetragen hat, in eckigen Klammern in das Feld Archiv der Datenbank aufgenommen worden.

²¹ Ordnungsbuch.

²² Brauer-Ordnungsbuch 1547-1610.

²³ Das Anfang des 17. Jh.s angelegte „Volumen primum ordinationum civitatis Lubecensis“ enthält Policegesetze aus dem Zeitraum 1484-1621.

²⁴ Laut Bestimmung der Revidirten Cantzley Ordnung von 1727, Kap. II, soll der Protonotar „...des Rathes Ordnungen, Mandata, Eyd- und Memorial-Bücher in seinem Gewahrsamb, und fleißig acht haben, das des Rathes Ordnungen und Mandata beyeinander bleiben, auch niemand ohnbeeydet zu seinem Officio und Altermannschafft gelassen, auch alles denckwürdige, den Successoren zur Nachrichtung, verzeichnet werde.“ Der Kayserlichen Freyen u. des Hl. Römischen Reichs Stadt Lübeck *Statuta, Stadt-Recht*, und Ordnungen, samt der ... Hanse-Städte Schiffs-Ordnung u. See-Recht ... nebst 2 Reg. aufs neue gedruckt, Lübeck: Green 1728, S. 61.

²⁵ „Abgekündigte Mandate und Verordnungen und Verfügungen des Rathes während der Jahre 1540 bis 1590, mit Angabe der Tage, an welchen sie verkündigt sind. Anscheinend eine amtlich angelegte Sammlung. Folio paginiert, in Pergament eingehaftet.“ AHL, Findbuch 81, Bd. I, fol. 29r.

AHL vorhandenen Konvolut mit etwa 200 Verordnungen aus dem Zeitraum von 1540-1624 enthalten (Hs. 758).²⁶

Inhaltlich mit ASA Interna Mandate 1/1 teilweise überein stimmt eine weitere handschriftliche gebundene Sammlung im Bestand ASA Interna Gerichtswesen B 2. Dieses 1532 von Nicolaus von Bardewik und Anton von Stiten angelegte Memorialbuch wurde bis 1754 fortgesetzt.

Neben diesen im 16. und 17. Jh. angelegten amtlichen Sammlungen zu nennen sind vor allem die gebundenen Sammlungen im Bestand Mandate des AHL. Unter ihnen ist die sogenannte Sammlung Buchholz die umfangreichste: Dr. jur. Georg Friedrich Buchholz (geb. in Lübeck 5.9.1750, gestorben in Flensburg 29.8.1806, Syndicus des Lübecker Domkapitels) hat 1780 eine zunächst 11 Bände umfassende und später auf 20 Bände erweiterte „Sammlung Lübeckischer Verordnungen, Decrete etc.“ vorgelegt. Sie enthält Abschriften²⁷ von Ordnungen, Verordnungen, Ratsdekreten, Zunftrollen, Verträgen, Hausordnungen privater Stiftungen sowie gedruckte Ordnungen und Verordnungen des Rates, aber auch kaiserliche Verordnungen. Die Texte sind thematisch gegliedert. Die Laufzeit reicht vom letzten Drittel des 13. Jahrhunderts bis 1783.

Die Bände 23 bis 34 der gebundenen Sammlung sind – ebenso wie die Faszikel 4-11 der losen Verordnungssammlung im Bestand Mandate – Parallelüberlieferungen überwiegend gedruckter Verordnungen vom Ende des 16. bis Anfang des 19. Jh.s, die Bände 35 und 36 enthalten das Amt Bergedorf betreffende Verordnungen.

Um Parallelüberlieferungen gedruckter Policeynormen handelt es sich auch bei den im Bestand Handschriften verzeichneten Sammlungen Lübeckischer Verordnungen 1597-1810 (Hss. 803 d-f) und 1637-1784 (Hs. 803 g).

Im Jahre 1818 erschien in Lübeck ein „Chronologisches Verzeichnis aller seit 1655 bis 1816 einschließlich hieselbst erschienenen öffentlichen Verordnungen und Bekanntmachungen (Nebst vollständigen Sach-Registern)“. Zweck dieser Titelübersicht (die Texte sind nicht wiedergegeben) war es, Geschäftsleute bei Antritt ihrer praktischen Laufbahn und Neubürger mit diesen Verordnungen bekannt zu machen, die Quellen aufzuzeigen „...und sie bey anzulegenden Privat-Sammlungen...“ zu leiten. Als Quellen gibt der Verfasser

²⁶ Ein Bild vom Zustand der Ordnungssammlung des Rates im 18. Jh. vermittelt der entsprechende Abschnitt des 1755 von Johann Carl Heinrich Dreyer fertiggestellten und durch die Neuordnung und -verzeichnung 1925-1939 überholten Registraturverzeichnisses des heutigen ASA Interna (AHL, ASA Alte Repertorien 12b, S. 971-975).

²⁷ *Lagemann*, wie Anm. 2, S. 17: „Der Text dieser Sammlung büßt dadurch etwas an Zuverlässigkeit ein, dass dem Verfasser das Niederdeutsche hier und da Schwierigkeiten gemacht zu haben scheint.“

an: die Sammlungen von Bürgermeister Krohn²⁸, Syndicus Dreyer (siehe unten) und Dom-Syndicus Buchholz (siehe oben), ein Chronologisches Verzeichnis der Verordnungen, Gemeinen Bescheide und Dekrete, die das bürgerliche und peinliche Recht sowohl als auch die Gerichtsverfassung betreffen²⁹, die 1756 erschienenen gedruckten Gemeinde-Bescheide und solche Decrete eines Hochedlen Rathes und des seit dem ersten Junius 1814 bestehenden Obergerichts, die als Normal-Entscheidungen oder Bestimmungen angesehen werden können und Klefickers Handbuch über die Bergedorfische Landesverfassung.

Wie die Durchsicht der verschiedenen Sammlungen gezeigt hat, sind diese keineswegs vollständig. Einige frühe Ordnungen sind bei den Urkunden verzeichnet. Weitere Verordnungen befinden sich heute verstreut in den 141 Abteilungen des Bestandes ASA Interna und den 104 Abteilungen des Bestandes ASA Interna, Ämter.³⁰

Auch die älteren Zunftrollen des Bestandes Ämter und Innungen waren von der Auslagerung betroffen, einige sind nicht zurückgekehrt bzw. befinden sich im nicht bearbeiteten Teil der Rückführungsbestände. Bereits seit dem 18. Jh. verschollen ist das erste Oberstadtbuch (1227-1283). Die hierin enthaltene Brotpreisordnung von 1255 ist in einer Abschrift überliefert.³¹

Die Verordnungssammlungen von Johann Christian Heinrich Dreyer³² sollen hier zuletzt zur Sprache kommen, da sie verschiedene Probleme bergen: Seine 1769 gedruckt vorgelegte „Einleitung zu Kenntniß der in Geist-Bürgerlichen-Gerichts- Handlungs- Polizei- und Kammer-Sachen von E. Hochw. Rath der Reichsstadt Lübeck von Zeit zu Zeit ergangenen allgemeinen Verordnungen, Mandaten, Normalien, Decreten, wie auch der dahin einschlagenden Rechts-Urkunden...“ enthält ca. 1500 Titel (vereinzelte auch den vollen Wort-

²⁸ Verbleib unbekannt.

²⁹ Verbleib unbekannt.

³⁰ Hierzu bemerkt *Lagemann*, wie Anm. 2, S. 16: „Schließlich bietet die Rubrik „interna“ der Ratsakten manches, obwohl auch hier sehr viel verloren und das meiste aus sehr später Zeit ist. Von den einzelnen volumina seien hier genannt die volumina „Bursprake“ (jetzt besonders gelegt), Fronerei, Mandate, Physikat, Wacht u.a.“

³¹ Wilhelm *Brehmer*, Zusammenstellung der erhaltenen Eintragungen in das älteste Oberstadtbuch, in: *ZVLGA* 4 (1884), S. 222-260, hier S. 222.

³² Johann Carl Heinrich Dreyer immatrikulierte sich 1738 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel zum Jurastudium und wurde hier 1744 Dozent für Deutsches Recht. 1753 ging er nach Lübeck, wo er als Zweiter Syndicus tätig war. 1761 wurde er Dompropst in der Nachfolge J. L. von Plessens, 1768 avancierte er zum Ersten Syndicus. Außerdem nahm der verschiedentlich diplomatische Aufgaben wahr. Seine eifrige wissenschaftliche Tätigkeit bestand in Lübeck u.a. in der Anfertigung von Verzeichnissen der Urkundenbestände, des ASA (Interna, Externa und Ecclesiastica) sowie der Kämmerei im Archiv der Hansestadt Lübeck. Antjekathrin *Graßmann*, Johann Carl Heinrich Dreyer und das Lübecker Archiv, in: *Festschrift für Christa Cordshagen*, Beiheft zu den Mecklenburgischen Jahrbüchern, Jg. 114 (1999), S. 269-284.

laut) von Texten rechtlichen Inhalts. Sie wurden zusammengestellt „...theils aus der hiesigen Registratur, theils aus meinem auf acht Folianten angewachsenen corpore constitutionum et Mandatorum Lubecensium, welches durch die geneigten Beyträge meiner verehrten Gönner und Freunde der um unsern Staat unendlich verdienten Herren Bürgermeister, Haecks, Dethardings, und Brokes Magnificenzen, und unsers verdienstvollen Herrn Senators D. Büneckau, einen ansehnlichen Zuwachs erhalten, geschöpft; ich habe auch die Verordnungen, Resolutionen und Decreten, welche kundlich keine gesetzliche Kraft haben, oder dieselbe verlohren, oder durch andere Verordnungen aufgehoben und verändert worden, des historischen und dogmatischen Nutzens wegen mitgenommen...“.³³ Die Bände des *Corpus Constitutionum et Mandatorum Lubecensium*³⁴ enthalten Titel, Abschriften und Originale von Verordnungen.

Erschließung

Die Erschließung erfolgte im Rahmen eines Projektes des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt am Main, dessen Ziel die gedruckte und digitalisierte Darstellung der in den Archiven ehemaliger Reichsstädte verwahrten Policeygesetze ist. Beteiligt sind neben Lübeck noch Augsburg, Dortmund, Frankfurt am Main³⁵, Goslar, Köln, Mühlhausen, Nördlingen, Nürnberg, Ravensburg, Rothenburg ob der Tauber, Rottweil, Schweinfurt, Speyer, Ulm, Wetzlar und Worms. Die Landesarchive Hamburgs und Bremens, denen eine Mitarbeit angeboten worden ist, nehmen nicht teil.

Dieses Vorhaben steht im Verbund zu dem von Dr. Karl Härter und Prof. Dr. Michael Stolleis konzipierten und geleiteten Projekt zur Erschließung und Erforschung frühneuzeitlicher Policeyordnungen ausgewählter Territorien des Alten Reiches und angrenzender Länder. Die 1991 begonnene Erfassung beschränkt sich auf die Kurstaaten und die dazugehörigen Nebenländer sowie einige exemplarische mittlere und kleinere Territorien.³⁶

³³ Johann Carl Heinrich Dreyer, Einleitung zur Kenntniß der in Geist- Bürgerlichen- Gerichts- Handlungs- Policey- und Kammer-Sachen von E. Hochw. Rath der Reichsstadt Lübeck von Zeit zu Zeit ergangenen allgemeinen Verordnungen, Mandate, Normalien, Decreten, wie auch der dahin einschlagenden Rechts-Urkunden..., Lübeck 1769, S. VII.

³⁴ AHL, Hss. 719-728, im AHL vorhanden sind die Bdd. 719, 720, 722-725, der Verbleib der Hss. 721 und 726 bis 728 ist zur Zeit unbekannt.

³⁵ Siehe hierzu: Henrik Halbleib, Von Unfug und bürgerlicher Wohlfahrt. Policeygesetzgebung in Frankfurt 1329-1806, in: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Bd. 68 (2002), S. 151-165.

³⁶ Karl Härter (Hg.), Deutsches Reich und geistliche Kurfürstentümer (Kurmainz, Kurköln, Kurtrier); – Thomas Simon (Hg.), Brandenburg/Preußen mit Nebenterritorien (Kleve-Mark, Magdeburg und Halberstadt); – Lothar Schilling/Gerhard Schuck (Hgg.), Wittelsbachische Territorien (Kurpfalz, Bayern, Pfalz-Neuburg, Pfalz-Sulzbach, Jülich-Berg, Pfalz-Zweibrücken); –

Die Erfassung des normgebenden Materials findet statt in Übereinstimmung mit den anderen Projektteilnehmern mit Hilfe des relationalen Datenbanksystems „POLICEY“. Es besteht aus vier Dateien, deren letzte sozusagen das Herzstück der Erschließung bildet, denn hier erfolgt die inhaltliche Beschreibung der Policeynormen: jedem Gesetz – bei längeren Texten auch einzelnen Paragraphen – werden ein oder mehrere der ca. 200 vorgegebenen Materien und über 2200 Materienbetreffe zugeordnet. Die Materien sind klassifiziert, d.h. sie sind in mehrere Gruppen unterteilt, die folgenden Kategorien zugeordnet sind: 1. Gesellschafts- und Sozialordnung. Religion, 2. Öffentliche Sicherheit und Ordnung, 3. Sozialwesen. Gesundheitswesen. Erziehungswesen. Kultur, 4. Wirtschaftsordnung. Arbeits- und Berufsordnung, 5. Bodenordnung; Bauwesen; Grundstückswesen. Öffentliche Einrichtungen.

Der chronologische Aufbau des auf der Datenbank basierenden Repertorioms ist aus archivarischer Sicht ungewöhnlich. Jeder Datensatz beginnt mit der laufenden Nummer, der formalen Bezeichnung der Policeynorm (z.B. Bursprake, Luxusordnung, Verordnung, Notifikation) und dem Publikationsdatum. Es folgen ggf. Angaben zum Geltungsbereich, zu früheren Normen, zum Druckort und/oder zur Fundstelle im AHL, erst danach erscheint die inhaltliche Beschreibung durch Wiedergabe des Titels und Auflistung der Materien und Materienbetreffe. Die Recherche der Regelungsgegenstände wird ermöglicht durch zwei Sachregister. Dabei ersetzt das erste, der systematische Index, den von Findbüchern gewohnten klassifizierenden Aufbau. Das alphabetische Sachregister ist gebildet aus sämtlichen Materien und Materienbetreffen.

Auswahlkriterien

Policeynormen sind Handlungsanweisungen der Obrigkeit (hier: des Rates) an die gesamte Bevölkerung oder Personengruppen (z.B. Mitglieder der Handwerksämter), d.h.: sie müssen vom Rat erlassen oder bestätigt und publiziert worden sein. Ausgeschlossen von der Verzeichnung wurden nach dieser Definition deshalb

Achim Landwehr/Thomas Simon (Hgg.), Baden und Württemberg (= Repertorien der Polizeyordnungen der Frühen Neuzeit, hrsg. von Karl Härter und Michael Stolleis, Bd. 1, 2, 1 und 2, 3, 1 und 2, 4; zugl. *Ius Commune*, Sonderhefte: Studien zur Europäischen Rechtsgeschichte 84, 111, 116 und 139), Frankfurt am Main 1996, 1998, 1999 und 2001. In Vorbereitung für die Publikation sind die Repertorien der Territorien Dänemark und Schleswig-Holstein (Bd. 5) sowie Braunschweig-Lüneburg/Kurhannover und Braunschweig-Wolfenbüttel (Bd. 6). In der Bearbeitung befinden sich: Kursachsen, Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar, die Fürstbistümer Augsburg, Münster, Speyer und Würzburg, außerdem Ansbach und Bayreuth, Baden, Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel, Mecklenburg, Pommern, Württemberg, die Nassauischen Kurfürstentümer, Schweden, Österreich, Zürich und Bern.

1. Willküren und Beschlüsse (Rezesse) der Hansetage oder anderer Versammlungen mehrerer Städte lübischen Rechts, die nicht vom Rat bestätigt und publiziert worden sind: „Was die Sendeboten der Städte vereinbarten und als hansisches Recht willkürten, galt, soweit es den einzelnen Bürger betraf, in der einzelnen Stadt erst nach der Transformation zu Stadtrecht. Der Rat mußte die Beschlüsse erst ratifizieren und auf dem üblichen Wege den Bürgern verkünden.“³⁷
2. Ratsdekrete (diese „Kristallisationen eines jeden Verwaltungsvorgangs“³⁸ betreffen in der Regel nur Einzelfälle u. -personen und wurden nicht publiziert),
3. Gemeine Bescheide (sie regeln die Organisation des Rechtswesens),
4. Verordnungen von Vorsteherschaften sozialer Einrichtungen (Hospitäler, St. Annen Armen- und Werkhaus), deren obrigkeitliche Bestätigung fehlt, Kriegsstube (Artillerieherren) und
5. Eide.
6. Die im Titelverzeichnis von Johann Christian Heinrich Dreyer publizierten Policeynormen wurden wegen der teilweise fragwürdigen Wissenschaftlichkeit des Autors³⁹ nur in Ausnahmefällen⁴⁰ aufgenommen.

Die vollständige Auswertung der 355 und 75 lfm umfassenden Bestände ASA Interna und ASA Interna, Ämter hinsichtlich policeylich relevanter Gesetze war in einem vertretbaren Zeitraum unmöglich, zumal die Aktentitel in den Findbüchern nicht eindeutig auf tatsächlich enthaltene Entwürfe oder Ausfertigungen von Verordnungen hinweisen. Die Ratsprotokolle sind in Abstimmung mit den anderen beteiligten Archiven in die Erfassung der Polickeyordnungen nicht miteinbezogen worden.

³⁷ Ebel, wie Anm. 10, S. 178. Siehe dazu auch ebd., S. 183.

³⁸ Atlasver von Brandt, Das Lübecker Archiv in den letzten hundert Jahren. Wandlungen, Bestände, Aufgaben, in: ZVLGA 33 (1952), S. 33-80, hier S. 44, Anm. 23.

³⁹ Siehe hierzu Graßmann, wie Anm. 34, außerdem zu Dreyers Fälschungen: Wilhelm Brehmer, Vom Syndicus und Domprobsten Dreyer gefälschte Urkunden und Regesten, in: ZVLGA 6 (1892), S. 515-535; Ahasver von Brandt, Das angebliche Privileg Heinrichs III. von England für Lübeck: Ein ergänzender Hinweis zu den Fälschungsmethoden des Lübecker Syndikus Dreyer, in: HGBll 71 (1952), S. 84-88; Antjekathrin Graßmann, Eine weitere Dreyersche Fälschung an den Tag gekommen, in: ZVLGA 51 (1971), S. 90-92.

⁴⁰ Das Chronologische Verzeichnis aller seit 1655 bis 1816 einschließlich in Lübeck erschienenen öffentlichen Verordnungen und Bekanntmachungen hat Dreyers Titelverzeichnis als Quelle genutzt. Im Repertorium wird bei der Nennung von Verordnungen aus dem Chronologischen Verzeichnis nur dann Dreyer als weiterer Druckort angegeben, wenn diese Polickeynormen im Archiv nicht im Original zu ermitteln waren und im Chronologischen Verzeichnis Dreyers Einleitung als Quelle angegeben ist. Die tatsächliche Publikation solcher Verordnungen in der Reichsstadt Lübeck oder die Richtigkeit ihrer Datierung ist in diesen Fällen fraglich.

Ergebnis

In das Repertorium der Policeyordnungen der Reichsstadt Lübeck wurden insgesamt 1839 Texte aufgenommen. Sie umfassen eine Zeitspanne von 1230 bis zum 4.11.1806. Davon datieren 262 Policeynormen vor der Reformation, die in Lübeck mit Erlass der von Johannes Bugenhagen verfassten Kirchenordnung am 27. Mai 1531 endgültig vollzogen war. Die früheste, in zwei Datensätzen erfasste Handschrift beinhaltet eine Zollrolle und das älteste erhaltene Fragment des Stadtrechts. Ihre Entstehung wird auf 1227 bis 1240 geschätzt.⁴¹ Da das Stadtrecht zahlreiche für das Repertorium relevante Regungsgegenstände abdeckt, wurden neben dieser ältesten Fassung zwei weitere aufgenommen: der zwischen 1270 bzw. 1282 und 1350 entstandene, als Mutterhandschrift jüngerer Fassungen geltende sogenannte Kieler Kodex und das Revidierte Stadtrecht von 1586.

Im Mittelalter überwiegen umfangreiche Ordnungen bzw. Rollen sowie Einzelverordnungen, die das zünftige Handwerk betreffen: erfasst wurden 95 Zunftrollen und 79 das Zunftwesen betreffende Verordnungen. Handelsbedingungen werden in ausführlichen, oft erneuerten Kaufmannsordnungen festgelegt. In diesen Bereich gehört auch die für die Seehandelsstadt Lübeck lebenswichtige Regelung der Schifffahrt, etwa durch das Schiffs- und Seerecht vom 8. März 1299. Im 14. Jh. entstanden die ersten Luxusverbote. Allgemeine policeyliche Anordnungen, so betr. die Beherbergung Fremder, wider das Fastnachtstreiben, die Waffenführung und die Vorratshaltung, erfolgten spätestens seit Ende des 13. Jh.s viermal jährlich in den Burspraken.

Zeitliche Verteilung der erfassten Policeynormen

| Zeitraum | | Nummern im Repertorium | | Anzahl | | Prozent | |
|---------------|-----------|------------------------|---------|--------|---|---------|----|
| 13. Jh. | | 1-4 | | 4 | | 0,2 | |
| 14. Jh. | | 5-66 | | 62 | | 3,4 | |
| 15. Jh. | | 67-203 | | 137 | | 7,5 | |
| 16. Jh. | bis 1530 | 204-592 | 204-262 | 389 | 5 | 2 | 3, |
| | seit 1531 | | 263-592 | | 9 | | 2 |
| | | | | 30 | | 18 | |
| 17. Jh. | | 593-1008 | | 416 | | 22,6 | |
| 18. Jh. | | 1009-1772 | | 764 | | 41,5 | |
| 1800 bis 1806 | | 1773-1839 | | 67 | | 3,6 | |

Während der Anteil der aus dem Mittelalter überlieferten Policeynormen etwa 14% beträgt, steigt die Anzahl seit 1531 kontinuierlich an u. erreicht im

⁴¹ Ebel, wie Anm. 10, S. 201. Druck: LUB I, 32 (mit Berichtigung ebd. S. 766).

18. Jh. ihren Höhepunkt. Die thematischen Schwerpunkte liegen auf Materien der Gruppen „Handwerk und Gewerbe“, „Handel und Dienstleistungen“, „Öffentliche Sicherheit u. Kriminalität“ und „Religionsangelegenheiten“.

Bedeutung des Projektes für das AHL

Durch die Inventarisierung ist das erste zuverlässige Findhilfsmittel für die unübersichtliche Fülle von lübeckischen Policeynormen im AHL entstanden. Die Datenbank und das Repertorium bieten einen exakten Überblick über Anzahl, Form und Regelungsgegenstände der überlieferten Texte und schaffen damit die Voraussetzungen für eine umfassende wissenschaftliche Bearbeitung dieser Quellengattung für die Geltungsbereiche Lübeck und Amt Bergedorf⁴². Die Erschließung der Mandate als typischer Form des disziplinierenden Handelns der Stadtregierung ermöglicht zum einen die Darstellung der Funktion und des Selbstverständnisses des Rates als Ordnungsorgan vielfältiger Bereiche sowohl des öffentlichen als auch des privaten Lebens. Ein Inventar erlaubt außerdem Rückschlüsse auf die Entwicklung der Geisteshaltung der städtischen Obrigkeit.

Im AHL wurden die Policeyordnungen im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Arbeiten bisher in größerem Umfang nur zu den Materien Aufwand und Luxus⁴³ herangezogen. Dank des nun möglichen besseren Zugriffs bieten sich in Zukunft grundlegende Forschungsprojekte zu den Themen Handwerk und Gewerbe, Handel und Schifffahrt, aber auch Armen- und Gesundheitswesen (hier besonders Seuchenprävention) an. Das 18. Jahrhundert ist in Lübeck zur Zeit noch wenig erforscht, die starke Präsenz von Normen in diesem Zeitraum geben hier sicherlich einen Anstoß zu neuer Forschungstätigkeit.

Die geplante Veröffentlichung des Inventars der lübeckischen Policeynormen im AHL zusammen mit den Inventaren der beteiligten Stadtarchive in der Reihe „Repertorium der Policeyordnungen der Frühen Neuzeit“ ermöglicht darüber hinaus einen Vergleich mit der Entwicklung der Policeynormen sowohl in den Reichsstädten, als auch in den Territorien.

⁴² In den Beständen des AHL wurden insgesamt 100 das Amt Bergedorf betreffende Texte ermittelt, wobei die erste Policeyordnung am 31. Januar 1594 publiziert worden ist. Ihr folgt eine Ordnung von 1623. Im 17. Jh. ergingen nur vier Einzelverordnungen, die Erscheinungsdaten des Großteils der anderen Mandate verteilen sich auf das 18. Jh., dazu gehören Deich-, Feuer-, Luxus-, Medizinal-, Post- und Schulordnungen.

⁴³ Gerhard Neumann, „...nicht mehr als 60 Pasteten“ – Die Luxusordnungen der Hansestadt Lübeck im 15. Jahrhundert, in: *Damals. Zeitschrift für geschichtliches Wissen* H. 6 (1977), S. 551-564. – Elisabeth Spies-Hankammer, *Die Lübecker Luxusordnungen als musikgeschichtliche Quelle. Zum Einsatz von Spielleuten bei Hochzeitsfeierlichkeiten. In: 800 Jahre Musik in Lübeck*, T. 1, Lübeck 1982, S. 32-46. – Robert Sura, *Die Kleider- und Aufwandsordnungen der Hansestadt Lübeck im 15. und 16. Jahrhundert*, [Masch.] Hamburg 1995.

Vom sumpfigen Wiesengrund zur Zierde der Stadt Die Entstehungsgeschichte des Stadtparks zu Lübeck und seiner Randbebauung

Michael Hundt

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte im Zuge von Industrialisierung und Modernisierung ein Urbanisierungsprozeß ein, der weit über bekannte Wachstumsmuster hinausging und der das noch aus dem Mittelalter überkommene Stadtbild und Stadtwesen grundlegend überformte.¹ Ein Kennzeichen hierfür war die Ausdehnung der geschlossenen Besiedlung über die alten Befestigungsanlagen hinaus in die städtische Feldmark, vor die Tore der Stadt, wo sich noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts neben agrarischen Siedlungsstrukturen lediglich Garten- und Sommerhäuser in geringer Zahl befunden hatten.² Um eine planlose, dem Zufall überlassene Besiedlung dieser neuen Vorstädte zu verhindern, entwickelten Polizei- und Baubehörden bald regulierende Instrumente in Form von Bebauungsplänen, die zunächst ausschließlich Baufluchtlinien, den Verlauf der Straßen also, festlegten; eine Flächennutzungsplanung im modernen Sinne mit der Zuweisung von Funktionen für bestimmte Räume gab es noch nicht. Bereits im Jahre 1862 erhielt so Berlin einen Bebauungsplan für sein Umland, 1868 erließ das Großherzogtum Baden den ersten überregional geltenden Fluchtlinienplan, dem 1875 das preußische Fluchtliniengesetz folgte, dessen Normen Vorbild für die Gesetzgebung in den anderen Staaten des Deutschen Reiches wurde.³

In Lübeck spiegelte sich diese Entwicklung im Jahre 1861 mit der förmlichen Ausweisung dreier Vorstädte (St. Jürgen, St. Lorenz und St. Gertrud)⁴

¹ Jürgen Reulecke, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt a.M. 1985, S. 10 f. – Wolfgang R. Krabbe, *Die deutsche Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Einführung*, Göttingen 1989, S. 69 f. – Hans Böhm, *Stadtplanung und städtische Bodenpolitik*, in: Hans Heinrich Blotvogel (Hrsg.), *Kommunale Leistungsverwaltung und Stadtentwicklung vom Vormärz bis zur Weimarer Republik (Städteforschung A/30)*, Köln und Wien 1990, S. 139-157, hier S. 139 f.

² Krabbe, *Die deutsche Stadt* (wie Anm. 1), S. 78. – Fallbeispiele für Lübeck siehe [Jakobine] Kunhardt, *Lübecks Vorstädte vor siebenzig Jahren. Erinnerungen einer alten Frau*, Lübeck 1898, S. 51-57. – Ludwig Bernhard Eschenburg, *Die Entwicklung der Vorstadt St. Gertrud seit dem sechzehnten Jahrhundert bis zur Neuzeit*, in: MVLGA 12 (1905), S. 5-60, hier S. 7-9 und passim. – Uwe Müller, *St. Gertrud. Chronik eines vorstädtischen Wohn- und Erholungsgebietes (Kleine Hefte zur Stadtgeschichte, H. 2)*, Lübeck 1986.

³ Reulecke, *Urbanisierung* (wie Anm. 1), S. 49-56. – Krabbe, *Die deutsche Stadt* (wie Anm. 1), S. 79-83.

⁴ Sammlung der Lübeckischen Verordnungen und Bekanntmachungen [künftig: SLVB], 1861: „Verordnung, die Grenzen der Vorstädte, und die Anwendung der desfallsigen Bestimmungen auf die davon berührten Verhältnisse betreffend“ vom 23. März 1861. – Siehe auch Müller,

und mit der Aufhebung der Thorsperre drei Jahre später⁵ wider. Die daraufhin einsetzende rege Bautätigkeit vor den Toren der Stadt rief schon 1865 die Forderung nach baupolizeilichen Verordnungen und der Erstellung eines Bebauungsplanes hervor.⁶ Die Vorarbeiten zu einer ersten detaillierten kartographischen Aufnahme des Stadtgebietes nahmen jedoch erst im Jahre 1872 ihren Anfang und führten zunächst zu einer Klassifizierung der Straßen, ehe sie schließlich 1894 in den eigentlichen Bebauungsplan mündeten.⁷ Auch in ihm wurden vornehmlich die Straßenfluchtlinien in den Vorstädten festgelegt; doch die dort entwickelten Planungsideen sollten sich als zukunftsweisend herausstellen, und einzelne Visionen werden erst in der Gegenwart realisiert. Kerngedanke des Bebauungsplans war eine die gesamte Innenstadt im weiten Bogen umschließende „Ringstraße“. Sie sollte in der Vorstadt St. Gertrud unterhalb der Struckfähre die Trave mittels einer Drehbrücke überqueren – die Arbeiten an der heute sogenannten „Nordtangente“ sind im Jahre 2002 begonnen worden –, über den Gertrudenhof verlaufend die Israelsdorfer Allee kreuzen und die Galgenbrookwiese zerteilend parallel zur Roeck- und Annimstraße in östliche Richtung führen.⁸

Bei jener Galgenbrookwiese handelte es sich um eine Niederung, die am Ende der letzten Eiszeit eines der Quellgebiete der Ur-Wakenitz – die Richtung Süden zum Elburstromtal entwässerte – bildete. Nach der Umkehrung der Strömungsverhältnisse gelang der nun aus dem Ratzeburger See gespeisten Wakenitz der Durchbruch zur Trave nicht zwischen den moränenlandschaftlichen Höhenrücken des Heiligen-Geist-Kamps und der Travemünder

St. Gertrud (wie Anm. 2), S. 9, 11, 22 u. 24. – Michael *Scheffel*, Skizzen zu einer Geschichte des privaten Profanbaus in Lübeck, in: Antjekathrin *Graßmann* (Hrsg.), Lübeckische Geschichte, 3. Aufl. Lübeck 1997, S. 757-792, hier S. 778.

⁵ SLVB 1864: „Verordnung, die Aufhebung der Thorsperre u.w.d.a. betreffend“ vom 9. April 1864. – Siehe auch Gerhard *Ahrens*, Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg 1806-1914. Anpassungen an Forderungen der neuen Zeit, in: Antjekathrin *Graßmann* (Hrsg.), Lübeckische Geschichte, 3. Aufl. Lübeck 1997, S. 529-675, hier S. 638 f. – *Scheffel*, Skizzen (wie Anm. 4), S. 778-780.

⁶ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1956, Paket 19, J II 109 Nr. 1 Bd. I: Baudirektor Carl Julius Krieg an Baudeputation vom 9. Feb. 1865.

⁷ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1956, Paket 19, J II 109 Nr. 1 Bd. II sowie Nr. 1b Bd. III. – SLVB 1891: „Bekanntmachung, betreffend das Gesetz über den Bebauungsplan für die Vorstädte der Stadt Lübeck, vom 21. April 1890. – SLVB 1894: „Bekanntmachung, betreffend das Inkrafttreten des Gesetzes vom 21. April 1890 über den Bebauungsplan für die Vorstädte der Stadt Lübeck“ vom 16. Juli 1894. – Siehe auch: Verhandlungen des Senates mit dem Bürgerausschusse und der Bürgerschaft [künftig: VSBB] 1872, Protokoll des Bürgerausschusses vom 11. Dez. 1872. – *Scheffel*, Skizzen (wie Anm. 4), S. 780.

⁸ Siehe VSBB 1893, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 9: „Bericht, betreffend den Bebauungsplan für die Vorstädte“, von Baudirektor A. Schwiening vom 28. April 1893.

Allee, sondern erst südlich des Innenstadthügels.⁹ Das alte Quellgebiet wurde daher zu einer Bucht des nur langsam fließenden Flusses, zu einem Bruch oder mittelniederdeutsch „brook“, die immer mehr verlandete, in weiten Teilen aber bis in historische Zeit sumpfigen Charakter behielt und durch Hochwasser der Wakenitz regelmäßig überflutet wurde.¹⁰

Bereits bald nach der ersten Gründung Lübecks war der Stadt – wohl noch von Graf Adolf – der Landstreifen nördlich der Burg zur Nutzung als Weideland überlassen worden. Diese Allmende im engeren Sinne umfaßte als städtische Feldmark in Gemeineigentum das Burgfeld, das Torneyfeld, die Gallwisch (am Traveufer) sowie die landwirtschaftlich kaum nutzbare Galgenbrookwiese.¹¹ Ihr erster Namensteil verweist auf das Hochgericht, den Galgen, der Mitte des 15. Jahrhunderts auf dem Burgfeld errichtet worden war.¹² Eingefaßt war die Wiese (siehe Abb. 1) im Süden von der Landstraße nach Mecklenburg (der heutigen Roeckstraße), im Norden von der Landstraße nach Israelsdorf und weiter Richtung Travemünde (der heutigen Travemünder Allee), im Osten vom Höhenzug des Heiligen-Geist-Kamps, der im 14. oder frühen 15. Jahrhundert vom ursprünglichen Gemeineigentum in das Eigentum des Heiligen-Geist-Hospitals übergegangen war¹³, sowie im Westen vom Burgfeld, auf dessen Gebiet seit Mitte des 16. Jahrhunderts einzelne Höfe, nach dem Verbot der Schweinehaltung in der Stadt seit 1583 die Schweinekoven der Bäcker aus dem Bereich des Jakobiquartiers errichtet wurden. Im 19. Jahrhundert erhielt dieses stärker bebaut Gebiet um die Paul-, Schul- und Neustraße sowie die Lange Reihe die Bezeichnung „Dorf“ und stellte den ersten Siedlungskern der Vorstadt St. Gertrud dar¹⁴, deren

⁹ P[aul] *Friedrich*, Geologische Aufschlüsse im Wakenitzgebiet der Stadt Lübeck, in: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft und des Naturhistorischen Museums in Lübeck, 2. Reihe, H. 17 (1903), S. 1-22, hier S. 5-15. – Ders., Der geologische Aufbau der Stadt Lübeck und ihrer Umgebung, Lübeck 1909, Tafel I. – Paul *Range*, Übersicht der Geologie von Lübecks Umgebung, in: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft und des Naturhistorischen Museums in Lübeck, 2. Reihe, H. 36 (1932), S. 40-67, hier S. 50-60. – Karl *Gripp*, Erdgeschichte von Schleswig-Holstein, Neumünster 1964, S. 175-198 u. 230-259. – Kurt-Dietmar *Schmidtke*, Die Entstehung Schleswig-Holsteins, 3. Aufl. Neumünster 1992, S. 43-47.

¹⁰ Zum Begriff „brook“ siehe Karl *Schiller* und August *Lübben*, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, Bd. 1, Bremen 1875, S. 427 f.

¹¹ *Müller*, St. Gertrud (wie Anm. 2), S. 7 f. – Als weitere Namensvariante findet sich „Galgenbrookswiesen“.

¹² An der Ecke der heutigen Straßen Am Burgfeld und Adolfstraße. Zum Hochgericht siehe Ahasver von *Brandt*, Ältere Lübecker Gerichtstätten, in: Der Wagen, Lübeck 1963, S. 34-46, hier S. 41 u. 43 f. – BKDHL, Bd. 1, T. 2: Rathaus und öffentliche Gebäude der Stadt, Lübeck 1974, S. 404 f. – Auf der Karte von Simon Schneider (siehe Abb. 1) trägt der Galgenbrook die Namensvariante „Galgenkamp“.

¹³ *Müller*, St. Gertrud (wie Anm. 2), S. 8 u. 24.

¹⁴ Ebenda, S. 9, 11, 22 u. 24. – *Scheffel*, Skizzen (wie Anm. 4), S. 778.

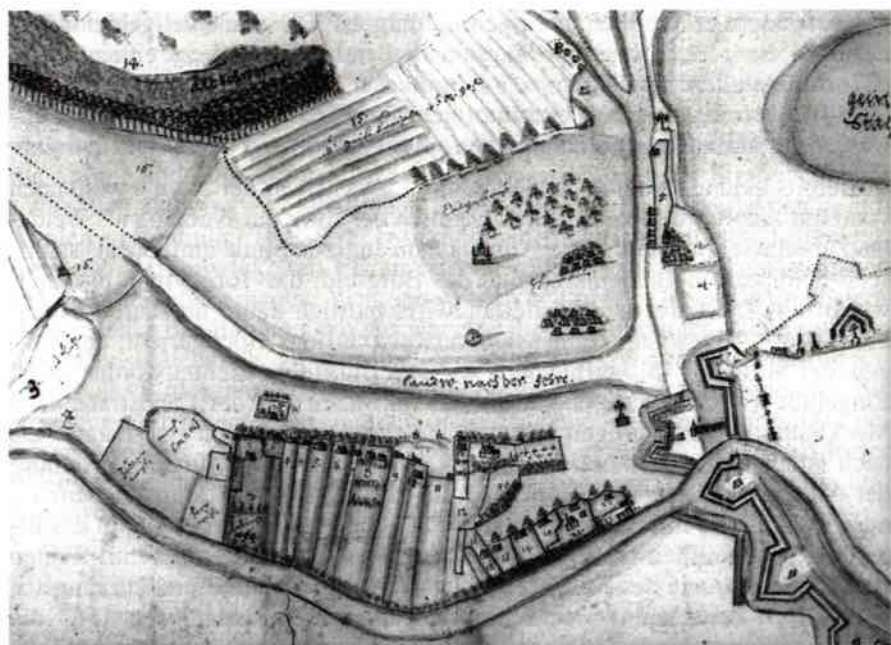


Abb. 1: Ausschnitt aus der Karte von dem Gebiet vor dem Burgtor, gezeichnet von Simon Schneider, 1668. AHL, Kartensammlung V 12. Photo: Enke Huhsmann.

Wachstum dann in den 1860er Jahren hinter dem Ausbau der beiden anderen Vorstädte St. Jürgen und St. Lorenz zurückblieb, was seine Ursache nicht zuletzt in den topographischen Verhältnissen hatte, namentlich in der sumpfigen Galgenbrookwiese, die einer organischen städtebaulichen Ausdehnung über das „Dorf“ hinweg und entlang der Roeckstraße sowie der Israelsdorfer Allee im Wege stand.¹⁵

Die unvorteilhaften natürlichen Gegebenheiten im Umfeld der Wiese führten in den 1860er und 1870er Jahren zu zahlreichen Beschwerden der Anlieger, deren Grundstücke und Keller bei Hochwasser der Wakenitz oder bei starken Regenfällen überflutet wurden.¹⁶ Verschärft wurde die Lage noch

¹⁵ H. Lenz, Spezielle Topographie der einzelnen Lübeckischen Gemeinden. Die Stadt Lübeck und ihre Vorstädte, in: Die Freie und Hansestadt Lübeck. Ein Beitrag zur deutschen Landeskunde. Hrsg. von einem Ausschusse der Geographischen Gesellschaft in Lübeck, Lübeck 1890, S. 156-243, hier S. 224-229. – Siehe auch Ahrens, Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg (wie Anm. 5), S. 638 f. – Scheffel, Skizzen (wie Anm. 4), S. 778-780.

¹⁶ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 50, M VI 498-2: Eingaben von Anwohnern vom 12. Feb. 1868, 27. Nov. 1871 und 4. Feb. 1878. – Ebenda, Paket 32, LI 4,1: Protokoll des Polizeiamtes vom 9. März 1881.

durch das Fehlen von Sielanlagen, weshalb vor allem direkte Anlieger ihre Abwässer in die Wiese ableiteten und diese Abwässer nach Regen oder Hochwasser wiederum auf ihren Grundstücken vorfanden.¹⁷ Diesem Mißstand abzuhelpfen wurden verschiedentlich Anläufe unternommen. Anfang 1864 schlug Baudirektor Eduard Carl Müller dem Finanzdepartement die Entwässerung des Galgenbrooks mittels offener Gräben und unterirdisch verlaufener Siele zur Trave hin sowie eine Absenkung des Wakenitzwasserspiegels vor, wodurch nicht nur die Wiese trockengelegt würde, sondern auch Bauplätze zu gewinnen seien.¹⁸ Der erste Vorschlag wurde vom Finanzdepartement als zu kostspielig verworfen, der zweite jedoch durch die im gleichen Jahr begonnenen Arbeiten an der neuen Wasserkunst, die zwei Jahre später eingeweiht wurde, verwirklicht, wodurch der Wasserspiegel der Wakenitz innerhalb des folgenden Jahrzehnts immerhin um 62 cm gesenkt werden konnte.¹⁹

Im Jahre 1877 verwarf der Senat einen weiteren Vorstoß zur Entwässerung der Galgenbrookwiese zur Trave hin mit dem Hinweis auf die Höhe der veranschlagten Kosten und entschied sich statt dessen für die kostengünstigere, jedoch ineffektivere Entwässerung der Wiese zur Wakenitz hin.²⁰ Dieser Zustand änderte sich erst 1883/85 nach immer lauter werdenden Protesten der Anlieger mit der Anlage des „Galgenbrooksieles“, das im wesentlichen den Vorschlägen des Jahres 1864 folgte.²¹ Die Maßnahme erbrachte bereits nach kurzer Zeit sichtbaren, wenn auch nicht vollständigen Erfolg und eröffnete damit das Gelände für eine weitere Verwendung.

¹⁷ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 32, L I 4,1: Bericht von Baudirektor Martiny an die Baudeputation vom 23. Aug. 1881. – Ebenda, Paket 50, M VI 498-2: Eingaben der Anwohner der Roekstraße vom 27. Nov. 1871 und 4. Feb. 1878.

¹⁸ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 32, L I 4,1: Bericht Müllers vom 21. Feb. 1865. Der Vorschlag wurde wiederholt von Baudirektor Carl Julius Krieg gegenüber der Baudeputation am 25. Aug. 1867 (ebenda, Paket 50, M VI 498-2).

¹⁹ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 32, L I 4,1: PM vom 5. Nov. 1877 berichtet über die Senkung des Wasserspiegels seit 1867 um 26 Zoll (= 62,4 cm). – Zur Wasserkunst siehe auch Ahrens, Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg (wie Anm. 5), S. 648 f.

²⁰ AHL, Tiefbau, Ablieferung, 1964, Paket 32, L I 4,1: „PM über die Frage, ob die Galgenbrookwiese zur Wakenitz oder zur Trave entwässert werden soll“ vom 5. Nov. 1877 und Abschrift des Senatsprotokolls vom 30. Nov. 1877 mit der Entscheidung zugunsten der Entwässerung zur Wakenitz.

²¹ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 32, L I 4,1: Beschwerden der Anwohner vom 9. März und 12. März 1881; Baudirektor Martiny an Baudeputation vom 23. Aug. 1881 und vom 11. Juni 1883 (gedruckt in VSBB 1883, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 4, Anlage 1) sowie Abschrift des Senatsprotokolls vom 17. Dez. 1883; Protokoll Baudeputation vom 2. Jan. 1884 über die Kosten; Vertrag über den Sielbau vom 9. Aug. 1884; Abschlußbericht mit Kostenabrechnung von Baudirektor Martiny vom 25. Nov. 1885.

Wie eine solche Verwendung des parzellenweise verpachteten²² Galgenbrooks aussehen könnte, hatte das Finanzdepartement schon vorgehend im Jahre 1871 in seiner abschlägigen Antwort auf einen Kaufantrag über etwa 700 qm aus der Wiese an der Roekstraße formuliert, wonach auf dem Gelände nach der Trockenlegung „vorzugsweise zu Luxusbauten sich eignende Bauplätze“ ausgewiesen und für dieselben dann weitaus höhere Preise zu erzielen seien, als wenn unsystematisch kleine Areale verkauft werden würden.²³ Eingedenk dieser internen Absichtserklärung wurde sieben Jahre später die Idee der Forstsektion des Finanzdepartements verworfen, die Wiese zum gewerblichen Torfabbau freizugeben; zwar bestätigte eine gutachterliche Untersuchung die Existenz eines Torfflözes von maximal 1,5m Stärke, doch die Qualität des Torfes wurde als gering eingestuft und ein Abbau für unwirtschaftlich erachtet, so lange noch bessere Lagerstätten im Staatsgebiet vorhanden wären.²⁴ Somit blieben die Galgenbrookwiesen bis zur Anlage des sie Richtung Trave entwässernden Sieles und ihrer damit einhergehenden Trockenlegung wirtschaftlich kaum genutzt.

Die Entwürfe für eine Parkanlage

Wegweisende Pläne für eine nähere Ausgestaltung des Geländes kamen zu Beginn der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts schließlich von privater Seite. Der 1866 gegründete Technische Verein zu Lübeck übte zwar keine offizielle, amtliche Funktion aus, doch suchten Senat und Bürgerschaft in nahezu allen Fragen technischer Entwicklung seinen Rat, nicht zuletzt wegen der engen personellen Verzahnung von Verein und Bürgerschaft. Aus diesem Grunde übermittelte der Senat dem Technischen Verein im November 1880 den vorläufigen Entwurf des Bebauungsplanes mit der Bitte um Prüfung und Erörterung.²⁵ Der Verein setzte eine Kommission ein, deren Vorsitz der bekannte Architekt Heinrich Friedrich Theodor Sartori übernahm und die in den folgenden eineinhalb Jahren intensive Diskussionen führte.²⁶ Der Ingenieur Her-

²² AHL, Finanzdepartement 72,6 (Galgenbrook 1865-1904); Verzeichnis der Pächter und Pachtzahlungen.

²³ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 50, M VI 498-2; Abschrift Protokoll des Finanzdepartements vom 2. Okt. 1871.

²⁴ AHL, Hochbau R 2/6 (Gartenbau); H. Stockmann an die Forstsektion des Finanzdepartements vom 16. Juli 1878.

²⁵ Auszug aus den Sitzungs-Protokollen des technischen Vereins zu Lübeck in den Jahren 1880 und 1881, Lübeck o.J. [1882], S. 62 f.; Sitzung vom 20. Nov. 1880.

²⁶ Ebenda, S. 65 f.; Bildung der Kommission in der Sitzung vom 4. Dez. 1880; ebenda, S. 91 f.; Berichte der Kommission vom 21. und 25. Juni sowie 4. Aug. 1881; ebenda, S. 99; Bericht der Kommission vom 1. Okt. 1881. – Auszug aus den Sitzungs-Protokollen des technischen Vereins zu Lübeck im Jahre 1882, Lübeck o.J. [1883], S. 58-64, hier S. 62; Protokoll der Sitzung vom 11. März 1882 mit Bericht Sartoris.

mann Johann Vering, seit Dezember 1881 Mitglied der Kommission²⁷, präsentierte dann 1882 in diesem Rahmen während eines Vortrages die Idee, auf den Galgenbrookwiesen einen öffentlichen Park anzulegen. Er bezog sich dabei auf den Bremer Bürgerpark, der seit 1866 auf Initiative eines privaten Vereins und mittels privater Spenden ebenfalls auf dem Gelände einer alten Allmende – der Bürgerweide – vor den Toren Bremens entworfen und realisiert worden war und dessen erster Bauabschnitt eine Fläche von 80 ha umfaßte, die Anfang der 1880er Jahre auf 136 ha erweitert worden war. Kernstück des Bremer Bürgerparks war ein gut 1,5 ha großer künstlicher See, der in seiner Form an den Grundriß einer Kirche erinnert, an dessen einem Ufer schon 1872/73 ein Restaurationsgebäude errichtet wurde, von dem aus sich das eigentliche Parkgelände erschloß; ein in den 1870er Jahren geplanter botanischer Garten war aus Geldmangel nicht realisiert worden.²⁸

Die Idee von Stadtparkanlagen hatte sich in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts verbreitet, als durch die Schleifung von Befestigungsanlagen zunächst Wallpromenaden entstanden, die bald nach Prinzipien der aufkommenden malerisch-landschaftlichen Gartenkunst gestaltet wurden und denen mit fortschreitender Urbanisierung eigenständige Anlagen am Rand der alten Innenstädte und in den Vorstädten folgten. Vorbild dafür waren die fürstlichen Parks, wobei an die Stelle des herrschaftlichen Hauses möglichst prächtige Restaurationen oder Gesellschaftshäuser traten. Diese Gebäude bildeten den Kern landschaftlicher Anlagen, nach der Mitte des 19. Jahrhunderts meist im sogenannten „englischen“ oder „gemischten“ Stil, die geschwungene Spazier-, Reit- und Fahrwege, sorgsam gepflegte Rasenflächen, malerische Gehölzpflanzungen und buchtenreiche Teiche mit regelmäßigen Terrassen, Blumenanlagen, Alleen und unter Umständen auch Denkmälern verbanden; besonders in den 1880er und 1890er Jahren entstanden so zahlreiche Parks in deutschen Großstädten.²⁹ Ihr Zweck war bereits Ende des 18. Jahrhunderts als Ort definiert worden, „wo man leicht dem Volk mitten auf dem Weg seiner Vergnügungen eine gute Lehre hinstreuen“ und seine „sittliche

²⁷ Auszug (wie Anm. 25), S. 122: Zuwahl Verings in der Sitzung am 17. Dez. 1881.

²⁸ Siehe den Sammelband: Der Bremer Bürgerpark. 125 Jahre (Jahrbuch der Wittheit zu Bremen, Bd. 32), Bremen 1991. Darin besonders Günter *Reinsch*, Von der Bürgerweide zum Bürgerpark. Die Entstehungsgeschichte des Bremer Bürgerparks, S. 21-79, mit Abb. des Zustandes um 1884 auf S. 77; Uta *Müller-Glassl*, Die Zentralanlage, S. 215-269, mit Grundriß S. 264 f.

²⁹ Dieter *Hennebo*, Der Stadtpark, in: Ludwig *Grote* (Hrsg.), Die deutsche Stadt im 19. Jahrhundert, Stadtplanung und Baugestaltung im industriellen Zeitalter (Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts, Bd. 24), München 1974, S. 77-90, hier S. 77-79. – Ders., Öffentlicher Park und Grünplanung als kommunale Aufgabe in Deutschland, in: Hans Heinrich *Blotevogel* (Hrsg.), Kommunale Leistungsverwaltung und Stadtentwicklung vom Vormärz bis zur Weimarer Republik (Städteforschung A/30), Köln und Wien 1990, S. 169-181.

Erziehung“ fördern könnte³⁰, eine aus der Gedankenwelt des aufgeklärten Bürgertums entspringende Idee, die mehr als ein Jahrhundert Gültigkeit besitzen sollte, wenn noch 1912 der „Stadtspark ein Stelldichein des wohlhabenden Bevölkerungsteils sein soll, [und] die Arbeiterfamilien ihn am Sonntag mehr als Sehenswürdigkeit denn zur Erholung aufsuchen [...]. Er dient für jene größeren Volksmassen mehr der Erziehung zum Schönen als der Gesundheitspflege.“³¹ Darüber hinaus boten Park und angeschlossene Gebäude der bildungs- und besitzbürgerlichen Oberschicht Raum für eine als zeitgemäß empfundene Selbstdarstellung und einen Anziehungspunkt auch in städtebaulicher Hinsicht. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges läßt sich dann ein langsamer Bedeutungswandel vom „Schmuckpark“ zum „Volksgarten“ mit Spiel- und Liegewiesen, Ruheräumen, Planschbecken und Möglichkeiten zur sportlichen Betätigung feststellen, wie dies zum Beispiel bei der Anlage des Stadtparks in Hamburg 1911-18 der Fall war.³²

Die Anregung Verings wurde im Technischen Verein mit großer Zustimmung aufgenommen und noch im Jahre 1882 in einen förmlichen Plan umgesetzt, den Sartori im März 1883 in den Lübeckischen Blättern der Öffentlichkeit vorstellte (siehe Abb. 2).³³ Danach sollte ein „längst übelbeleumundeter und durch seine Ausdunstungen auf die Nachbarschaft höchst nachtheilig einwirkender, weit gestreckter Sumpf [= die Galgenbrookwiese] beseitigt [und] eine der ganzen Stadt zum Nutzen und zur Zierde dienende Anlage geschaffen werden“, ein Park, der auch „dem Bewohner der innern Stadt in nicht zu großer Entfernung ein willkommenes Ziel seiner Spaziergänge bietet, an welchem ihm Kunst und Natur vereint einen Geist und Körper erfrischenden Erholungspunkt geschaffen haben“, wie Sartori geradezu idealtypisierend ausführte. Hierfür sah der Entwurf die Anlage zweier neuer Straßenzüge vor, die den topographischen Verhältnissen folgend die Wiese einrahmen und Roekstraße und Israelsdorfer/ Travemünder Allee miteinander verbinden sollten.³⁴ Zwischen ihnen ergab sich ein schmetterlingsförmiges Gelände von etwa 20 ha Größe, das in drei Parzellen hätte gegliedert werden sollen: einen nördlichen und einen südlichen eigentlichen Landschaftspark mit gewundenen künstlich angelegten Seen, Gruppen von Gebüschs sowie Spazierwegen und einem Mittelteil, bestehend aus einem ebenfalls dem Grundriß nach an eine

³⁰ C.C.L. *Hirschfeld*, *Theorie der Gartenkunst*, Bd. 5, Leipzig 1785, S. 38 f., zitiert nach *Hennebo*, *Öffentlicher Park* (wie Anm. 29), S. 171.

³¹ Fritz *Encke*, *Öffentliche Grünanlage in der Großstadt*, in: *Centralblatt für allgemeine Gesundheitspflege* 31 (1912), S. 281 f., zitiert nach *Hennebo*, *Stadtpark* (wie Anm. 29), S. 81.

³² *Hennebo*, *Öffentlicher Park* (wie Anm. 29), S. 176. – *Hennebo*, *Stadtpark* (wie Anm. 29), S. 81-84.

³³ *Lübeckische Blätter*, 21. Jahrgang, Nr. 20, vom 11. März 1883, S. 109-112.

³⁴ Die heutigen Straßenzüge Parkstraße sowie Curtius- und Krügerstraße.

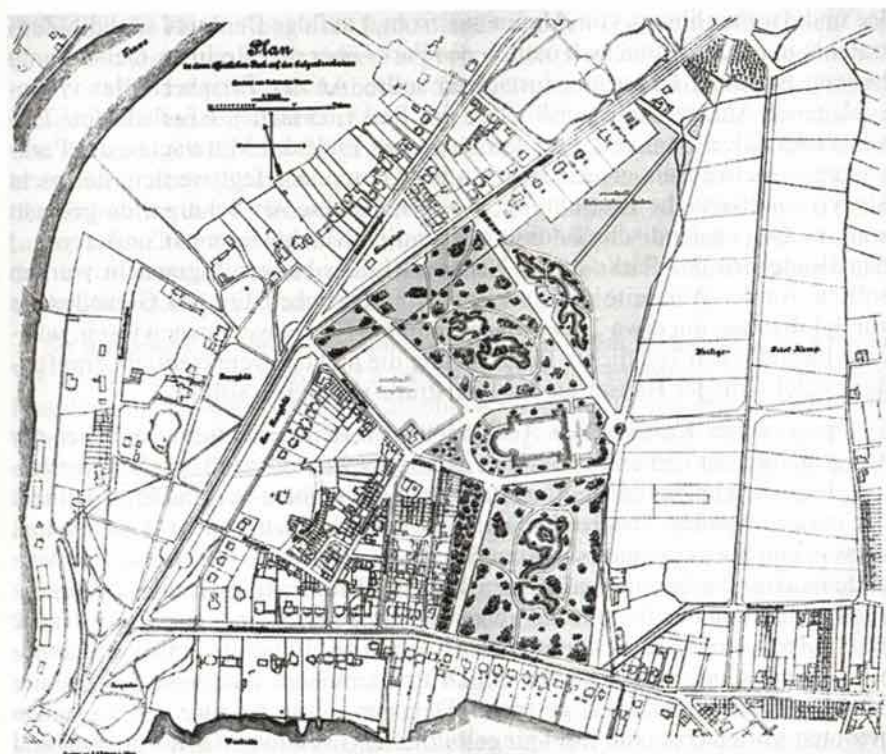


Abb. 2: Plan zu einem öffentlichen Park auf der Galgenbrookwiese. Lübeckische Blätter, 11. März 1883, Anlage nach S. 112. Photo: Enke Huhmann.

Kirche erinnerndes Wasserbassin mit Fontäne, einem am östlichen Ufer des Bassins errichteten Park- und Restaurationsgebäude sowie zwei Prachtstraßen, die die Zentralanlage nördlich und südlich einfassen und den Park durchteilen sollten. Zur Betonung der Mittelachse war westlich des Beckens ein kleiner dreieckiger, von Prachtstraßen umgebener Platz vorgesehen, dessen Mitte das Denkmal eines bedeutenden Lübeckers hätte aufnehmen sollen; gedacht war dabei an den seinerzeit noch lebenden Dichter Emanuel Geibel, nach dem auch der gesamte Park hätte benannt werden sollen.³⁵ Zum gleichen Zweck der Betonung der Mittelachse sah der Entwurf schließlich den Bau einer weiteren Straßenflucht vor, die von der Israelsdorfer/ Travemünder Al-

³⁵ Der heutige Adolfplatz hat, nun mit der Zweckbestimmung als Spielplatz, seinen Ursprung in dieser Idee. – Der Name „Geibelpark“ findet sich noch in den ersten amtlichen Schriftstücken bis in die 1890er Jahre, ist aber aus unbekanntenen Gründen weder vom Senat noch von der Bürgerschaft aufgegriffen worden.

lee und darüber hinaus vom Hafen aus frontal auf das Denkmal und die Zentralanlage zuführen und sich östlich des Parks über den Heiligen-Geist-Kamp hinweg Richtung Lauerholz fortsetzen sollte. An der Peripherie der vorgeschlagenen Anlage sollte nordöstlich des Parks, zwischen Israelsdorfer/ Travemünder Allee, Sandberg und dem östlichen Ende der Mittelachse der Parkanlage, ein etwa 5 ha großer Botanischer Garten angelegt werden, der nicht als wissenschaftliche Einrichtung, sondern als eine Art Schulgarten gedacht war, in dem „ausländische Bäume, namentlich Nutzhölzer und Coniferen [...] den Besuchern des Parks durch Namensschilder bekannt“ gemacht werden sollten. An der Westseite des Parks war im nördlichen Teil des Geländes bis zur Adolfstraße ein etwa 2 ha großer Bauplatz für Häuser ausgewiesen, während im südlichen Teil dichte Bepflanzung die nicht als repräsentativ empfundene Rückseite der Häuser an der Paulstraße verdecken sollte.

Das gesamte Konzept des Technischen Vereins orientierte sich bei der Ausgestaltung unverkennbar an den idealtypischen zeitgenössischen Vorstellungen zur Gartenbaukunst, ohne daß eine unmittelbare Verbindung zu einem der entsprechenden Theoretiker nachgewiesen werden könnte. Dafür kann, selbst wenn Sartori keinen direkten Bezug darauf nimmt, vom konkreten Vorbildcharakter des bereits realisierten Teils des Bremer Bürgerparks ausgegangen werden, den der Technische Verein offenbar bis zu einem gewissen Grade zu kopieren suchte. Dies konnte jedoch schon aufgrund des sehr viel kleineren Geländes, das mit 27 ha nur ein Drittel der ersten Bauphase des Bremer Bürgerparks umfaßte, nicht gelingen. Dagegen stellte die Idee der besonders betonten Mittelachse, die fast spiegelbildliche Gestaltung der nördlichen und südlichen Parkhälfte sowie die Positionierung eines Denkmals in der Achse eine an den lokalen Verhältnissen orientierte eigenständige Leistung dar.

Eine Reaktion der Öffentlichkeit und des Senats auf den Entwurf läßt sich 1883 nicht nachweisen, doch fand die Idee in Verwaltung und Politik durchaus Eingang, wie die Entwürfe für den Bebauungsplan und der fertige Plan des Jahres 1894 belegen, die eine Parkanlage auf den Galgenbrookwiesen vorsahen. Zudem nahm 1891 die Bürgerschaft die Idee auf. Auslöser waren die steigenden Arbeitslosenzahlen angesichts der beginnenden Rezession im Deutschen Reich Anfang der 1890er Jahre.³⁶ Als Gegenmaßnahme ersuchte die Bürgerschaft daher den Senat im Dezember 1891 und erneut Anfang September des folgenden Jahres, beschleunigt öffentliche Arbeiten ausführen zu lassen, um so Erwerbslosen ein Auskommen zu verschaffen, wobei aus-

³⁶ Siehe zur allgemeinen Entwicklung Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd. 1: *Arbeitswelt und Bürgergeist*, München 1990, S. 271 u. 285 f. – Für Lübeck liegen keine Spezialuntersuchungen vor. Zu Tendenzen, die sich im Warenumschlag niederschlugen siehe Luise Klinsmann, *Die Industrialisierung Lübecks* (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, Bd. 10), Lübeck 1984, S. 70-73, Tabellen 15 u. 16. – Siehe auch Ahrens, *Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg* (wie Anm. 5), S. 652-656.

drücklich die Herstellung der „Parkanlagen auf den Galgenbrookswiesen“ als eine der möglichen Maßnahmen angesprochen wurde.³⁷ Im Auftrag des Senats erstellte daraufhin der Lübecker Stadtgärtner Metaphius Theodor August Langenbuch³⁸ einen „Entwurf und Anschlag für die successive Herstellung von Parkanlagen auf der Galgenbrookwiese in der Vorstadt St. Gertrud“, den er im September 1892 vorlegte.³⁹ Hierin folgte Langenbuch im wesentlichen der Grundidee des Technischen Vereins, paßte ihn aber zum einen besser den topographischen und gartenarchitektonischen Möglichkeiten, zum zweiten den Erfordernissen des inzwischen weiterentwickelten Bebauungsplanes und schließlich den Eigentumsverhältnissen des Geländes an.

So umfaßte das von Langenbuch überplante Areal statt der 27 ha aus der Vorlage des Jahres 1882/83 nur noch 18 ha. Hinausgenommen war neben dem Baublock an der Adolfstraße vor allem das Gelände für den geplanten Botanischen Garten, das sich im Besitz des Heiligen-Geist-Hospitals befand und damit für ein städtisches Bauprojekt nicht unmittelbar zur Verfügung stand. Zur Anpassung an den Bebauungsplan (siehe Abb. 3) wurden u.a. drei den Park in west-östliche Richtung durchquerende Straßen eingefügt, zwei in seinem nördlichen Teil sowie die „Ringstraße“, die der bereits von Sartori vorgestellten Hauptachse der Gesamtanlage folgte, für die jedoch die Idee eines Zentralbassins und eines Restaurationsgebäudes aufgegeben wurde. Dagegen schlug Langenbuch vor, im nördlich der Ringstraße liegenden Teil des Parks einen See und westlich davon ein Gebäude mit Veranda zu errichten, um so die Sitzplätze „gegen die im Sommer vorherrschenden Westwinde“ besser schützen zu können. Andere Baulichkeiten im Park hielt er nicht für sinnvoll, doch sah er nördlich des Geländes, auf der dem Park gegenüber liegenden Seite der Israelsdorfer/ Travemünder Allee die Anlage eines Spielplatzes vor und hielt für spätere Zeiten sogar die Schaffung von Krocket- und Tennisplätzen im Umfeld des Parks für denkbar.

Trotz der inzwischen erfolgten Entwässerung durch das Galgenbrooksiel erwartete Langenbuch jedoch Schwierigkeiten mit den Grundwasserverhältnissen, da die Wiese immer noch sehr feucht und der Boden nur für wenige Gehölzarten geeignet sei, die Wege für Spaziergänger bei Regen unpassierbar

³⁷ VSBB 1891, Protokoll des Bürgerausschusses, Nr. 26 vom 11. Dez. 1891. – VSBB 1892, Protokoll der Bürgerschaft, Nr. 5 vom 19. Sept. 1892 (Pkt. IV 5); ebenda, Protokoll des Bürgerausschusses, Nr. 17 vom 21. Sept. 1892 (Pkt. 9); ebenda, Protokoll Bürgerausschuß Nr. 18 vom 5. Okt. 1892; ebenda, Anträge des Senats an die Bürgerschaft vom 31. Okt. 1892; ebenda, Protokoll der Bürgerschaft, Nr. 6 vom 31. Okt. 1892 (Pkt. III 1).

³⁸ Biographie von Jörg *Matthies*, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck. Bd. 11, Neumünster 2000, S. 224 f. – Eine zeitgenössische Würdigung Langenbuchs nach seinem Tode durch Baudirektor Baltzer in: Lübeckische Blätter, Jahrgang 1907, S. 263-265.

³⁹ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau); Abschrift Senatsprotokoll vom 12. Dez. 1891 mit Anweisung an Langenbuch; ebenda, Bericht Langenbuchs vom September 1892.



Abb. 3: Vorläufiger Bebauungsplan, etwa 1892. AHL, Tiefbau 109, Ablieferung 1956, Paket 19, J II 109 Nr. 1b Bd. III. Photo: Enke Huhsmann. (Norden = rechts).

wären und sich das Gelände zumindest im Winter teilweise noch auf einer Höhe mit dem Wasserstand der Wakenitz befände; daher müsse das gesamte Areal mit angefahrenen Erdmassen deutlich erhöht werden. Für die anschließende Anpflanzung empfahl er eine Mischung aus schnell und langsam wachsenden Baumarten, um sowohl innerhalb kurzer Zeit als auch auf lange Sicht den Charakter des Parks zu erhalten, wobei er eine „einigermaßen“ vollendete Landschaft erst nach 60 bis 70 Jahren erwartete. Die Kosten für die reine Parkanlage kalkulierte er auf M 294.000, von denen rund 75 Prozent auf die erforderlichen Erdarbeiten entfallen sollten, auf die Wegearbeiten knapp zehn Prozent und auf die Anpflanzungen knapp fünfzehn Prozent.⁴⁰

Unter Beibehaltung des vom Technischen Verein zehn Jahre zuvor entworfenen Grundschemas näherte sich Langenbuch der ihm gestellten Aufgabe von der Seite des praktischen Gärtners, nicht von der des gartenarchitektonischen Theoretikers. Im Vordergrund seines Entwurfs steht kein abstraktes Parkmodell, sondern die Bewältigung realer Probleme. Zugleich wird aber auch der beginnende Wandel in den Vorstellungen vor der Gestalt der Parkan-

⁴⁰ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Bericht Langenbuchs vom September 1892.

lagen deutlich, der Übergang vom „gemischten Stil“ zum Volksgarten, wenn auf die strenge Symmetrie und die regelmäßigen Stilelemente verzichtet und statt dessen die Anlage von Sportplätzen, hier noch in Form von adäquater sportlicher Betätigung der bürgerlichen Oberschicht bei Tennis und Krocket, angeregt wird.

Die Ausführungen Langenbuchs dienten Baudirektor Schwiening als Grundlage für seine Berichte an die Baudeputation und den Senat, in denen er über die „sofort in Angriff zu nehmenden Bauausführungen“ vortrug und neben dem Baubeginn für einen Teil der Ringstraße die „Aufhöhung der Galgenbrookwiesen zur Herstellung des geplanten Geibelparks“ empfahl.⁴¹ Der Senat stand dem Bericht jedoch reserviert gegenüber. Bürgermeister Theodor Behn ereiferte sich gegenüber seinem Ratskollegen Wilhelm Brehmer sogar: „Die Vorlagen, welche der Görtz'sche Antrag veranlaßt werden immer bunter. [...] Der Geibelpark mit 294.000 Mark ist mir viel zu kostbar. Die Ausführung wegen Bodenabtrag erfordert überdies so viele Verhandlungen [...], daß an eine Angriffnahme in diesem Herbst nicht zu denken. Nicht berücksichtigt ist die gewiß sehr erhebliche Entschädigung der Pächter des Heiligen-Geist-Kamps.“⁴² Es überraschte daher nicht, daß der Senat Anfang Oktober tatsächlich im Sinne Behns den Beschluß faßte: „[...] wird von der Aufhöhung der Galgenbrookwiesen [...] vor der Hand abgesehen.“⁴³

Die Realisierung der Anlage und ihre Ausgestaltung

Dennoch wurde das Projekt nicht gänzlich zu den Akten gelegt, sondern der Galgenbrook als Abraumplatz für Bauschutt und Erdboden ausgewiesen, um so einer späteren Ausgestaltung vorzuarbeiten.⁴⁴ In den folgenden Jahren wuchs mit der Abraumhalde auch der Wunsch nach einer Verwirklichung des Parks, besonders nachdem 1895 die Gartenanlagen vor dem Burgtor – das sogenannte Labyrinth – dem Bau des Elbe-Trave-Kanals hatten weichen müssen.⁴⁵ Die Bürgerschaft wandte sich daher der Idee im Jahre 1896 erneut zu

⁴¹ AHL, NSA, VII B 9/3: Bericht Schwienings an Baudeputation vom 23. Sept. 1892.

⁴² AHL, NSA, VII B9/3: ohne Datum, zwischen dem 26. Sept. und 1. Okt. 1892. – Der Antrag der Bürgerschaft vom 11. Dez. 1891 (wie Anm. 37) war gestellt worden vom Bürgerschaftsmitglied Dr. jur. Heinrich Adolf Görtz. Die Berechnung der Entschädigung für die Pächter fehlte tatsächlich bei Langenbuch und Schwiening, sollte aber bei den Gesamtkosten des Projektes später kaum ins Gewicht fallen.

⁴³ AHL, NSA, VII B9/3: Abschrift Senatsprotokoll vom 1. Okt. 1892.

⁴⁴ Siehe VSBB 1897, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 11: „Ganz ergebenster gemeinschaftlicher Bericht und Antrag des Finanzdepartements und der Baudeputation, betr. Parkanlage auf dem Galgenbrok [sic!] in der Vorstadt St. Gertrud“, vom 28. Aug. 1897, S. 2.

⁴⁵ Siehe Ahrens, Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg (wie Anm. 5), S. 657-659.

und wiederholte ihren Antrag an den Senat⁴⁶, der die Baudeputation, der von Amts wegen der neue Baudirektor Gustav Schaumann und der Stadtgärtner Langenbuch sowie für die Bürgerschaft deren langjähriges Mitglied Sartori – mit dessen Namen der erste veröffentlichte Parkentwurf von 1883 verbunden war – angehörten⁴⁷, mit der Erstellung eines neuen Gutachtens beauftragte, das im Oktober 1897 Senat und Bürgerschaft vorgestellt und mit Rat- und Bürgerschluß vom 20. Dezember 1897 angenommen wurde.⁴⁸

Das in seinen wesentlichen Teilen verwirklichte Projekt (siehe Abb. 4) sah nun einen nur noch 12 ha großen Park im englischen Stil mit freier Führung der Linien, großen Rasenflächen, „malerischen“ Pflanzungen und gewundenen Fußwegen vor. Die Mitte der Anlage wird beherrscht von einem großen, unregelmäßig gestalteten Teich, der sein Wasser durch ein Sielrohr und einen künstlichen Flußlauf im Süden des Parks von der Wakenitz bezieht und über das Galgenbrooksiel in die Trave entwässert. Auf ein Restaurationsgebäude wurde endgültig verzichtet, ebenso wie auf regelmäßig gestaltete Wasserbecken oder Blumenbeete. Immer noch aber teilte die Ringstraße den Park, die jedoch einen gefälligeren, geschwungenen Verlauf erhielt und die sich östlich des Parks Richtung Heiligen-Geist-Kamp in eine doppelte Fahrbahn mit dazwischen liegender Schmuckanlage teilen sollte und an deren höchster Stelle der Bau einer Kirche vorgesehen war. Westlich des Parks fand sich weiterhin ein dreieckiger mit Bäumen bestandener Platz, der statt eines Denkmals – das Geibeldenkmal hatte 1889 seinen Platz auf dem Koberg gefunden – nun einen Spielplatz aufnahm. Im Norden trennen zwei Baublöcke den Park von der Israelsdorfer Travemünder Allee; eine Kommunikation findet jedoch mittels eines freien Platzes statt. Ebenfalls für Bauplätze ausgewiesen war schließlich die gesamte Ost- und Westseite des Parks.

Damit entfernte sich der Plan weiter von dem ersten Entwurf des Jahres 1883 und dem „gemischten Stil“ der Gartenarchitektur.⁴⁹ Allerdings leugnet der Park nicht seine Anlehnung an das Vorbild der großen fürstlichen und Privatgärten, die Stadtgärtner Langenbuch in seinen Lehr- und ersten Arbeitsjahren beim Fürsten Hermann von Pückler in Muskau und bei Konsul August Joseph Schön in Klein Flottbek kennengelernt hatte, und bleibt damit einen Schritt vor dem Konzept des eigentlichen „Volksgarten“ stehen.

⁴⁶ VSBB 1896, Protokoll des Bürgerausschusses, Nr. 7 vom 6. März 1896: „der Bürgerausschuß möge den Senat ersuchen, die baldthunlichste Herstellung des Parkes auf den Galgenbrookswiesen in Erwägung zu ziehen.“

⁴⁷ AHL, NSA, VII B9/3: Abschrift Senatsprotokoll vom 11. März 1896. – AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Liste der Mitglieder der Kommission, o.D.

⁴⁸ VSBB 1897, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 11, Anlage 1: „Erläuterungsbericht zum Entwurfe einer öffentlichen Parkanlage auf dem Galgenbrook“ von Baudirektor Schaumann, datiert den 20. Juni 1897.

⁴⁹ Hennebo, Stadtpark (wie Anm. 29), S. 78-80 u. 87-89.

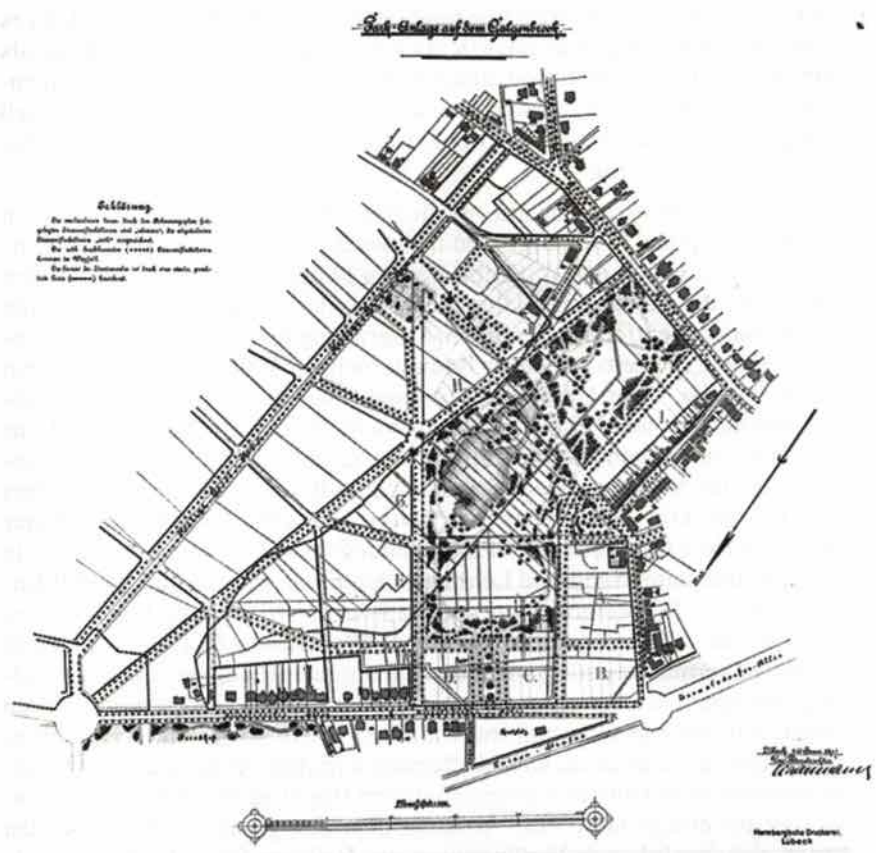


Abb. 4: Park-Anlage auf dem Galgenbrook, von Baudirektor Schaumann. Lübeck, den 20. Juni 1897. VSBB 1897, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 11, Anlage 1, Anhang. Photo: Enke Huhsmann.

Angesichts der zu erwartenden Kosten der Parkanlage und der Größe der für die Bebauung ausgewiesenen Fläche sah Schaumann in seinem Bericht eine schrittweise Verwirklichung vor, beginnend mit dem nördlichen Parkteil und den angrenzenden Straßenzügen. Vor Baubeginn mußten jedoch noch die rechtlichen Verhältnisse zum Heiligen-Geist-Hospital und dessen finanzielle Beteiligung an dem Projekt geklärt werden, da zum einen ein kleiner, 254 qm großer Streifen des Parks im Eigentum des Hospitals war, zum anderen durch die Erschließung der Straßen östlich des Parks und am Heiligen-Geist-Kamp

dieses Gelände deutlich an Wert gewinnen würde.⁵⁰ In beiden Punkten kam es rasch zu einer Einigung, was angesichts der Tatsache, daß Senator Klug als Vorsitzender der Baudeputation gleichzeitig auch Vorsteher des Heiligen-Geist-Hospitals war, nicht weiter überraschte: das kleine Gelände überließ das Hospital dem Staat kostenlos, die Kosten des Straßenbaus übernahm das Hospital dagegen anteilig.⁵¹

Die eigentlichen Arbeiten am nördlichen Teil des Stadtparkes konnten daraufhin im Februar 1898 aufgenommen werden.⁵² Über den Lageplan wurde ein Netz von Quadraten mit zehn Metern Seitenlänge gelegt und an den Schnittstellen die gewünschte Höhe des Geländes markiert. Danach wurde die alte Grasnarbe entfernt und mit der Ausgrabung des großen Teichs begonnen, eine Arbeit, die dem Lübecker Bauunternehmer Wilhelm Heinrich Meyn übertragen wurde.⁵³ Der Untergrund bestand – wie durch frühere Probebohrungen bekannt⁵⁴ – nach einer gut einen Meter mächtigen Schicht Torf aus hellem und dann blauem Lehm, gefolgt von Sand, so daß der Lehm zur Abdichtung der Teichsohle verwendet und auf eine Betonauskleidung verzichtet werden konnte. Die Ausgrabung des Teichs erbrachte 25.000 Kubikmeter Erdboden, der zur Aufhöhung des Parkgeländes verwendet wurde, ebenso wie gut 7.000 Kubikmeter Sand und Lehm aus den Straßenzügen und 20.000 Kubikmeter, die die Schuttabfuhr aus der Stadt seit 1896 erbracht hatte. Dieses Material wurde teilweise mit der zuvor abgestochenen Grasnarbe und mit Mutterboden vermischt und genügte dann quantitativ für die gewünschte Aufhöhung und qualitativ für die folgenden Anpflanzungen. Ausgestaltet wurde der Teich mit einer großen und zwei kleinen Inseln sowie einer Halbinsel, wobei letztere mit dem an sie anschließenden schroffen Abhang an der Ostseite des Sees und dem künstlich aufgeschütteten Hügel an der späteren Curtiusstraße, der für einige Jahre eine Aussicht über den gesamten Park bot, den Eindruck einer natürlichen Verlängerung des Heiligen-Geist-Kamps vermitteln sollte. Die große Insel im Teich wurde mit dem Festland durch zwei Holzbrücken (siehe Abb. 5) verbunden, die 1900 in neogotischem Stil errich-

⁵⁰ VSBB 1897, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 11.

⁵¹ AHL, NSA VII B 9/3; Abschrift Senatsprotokoll vom 29. Sept. 1897 mit Antrag an das Heiligen-Geist-Hospital. – Ebenda, Schreiben vom 9. Okt. 1897 mit Antwort der Vorsteherschaft des Heiligen-Geist-Hospitals.

⁵² Das folgende nach Langenbuchs Vortrag „Der neue Stadtpark“ aus dem Jahre 1901. Eine gedruckte Fassung in: AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau). Ein Teildruck in: Lübeckische Blätter, Nr. 37, vom 21. Sept. 1902.

⁵³ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 50, M VI 505-5: Vertrag zwischen dem Staat Lübeck und Bauunternehmer Meyn vom 22. Feb. 1898.

⁵⁴ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Baudirektor Baltzer an Senator Eschenburg vom 16. Jan. 1899.

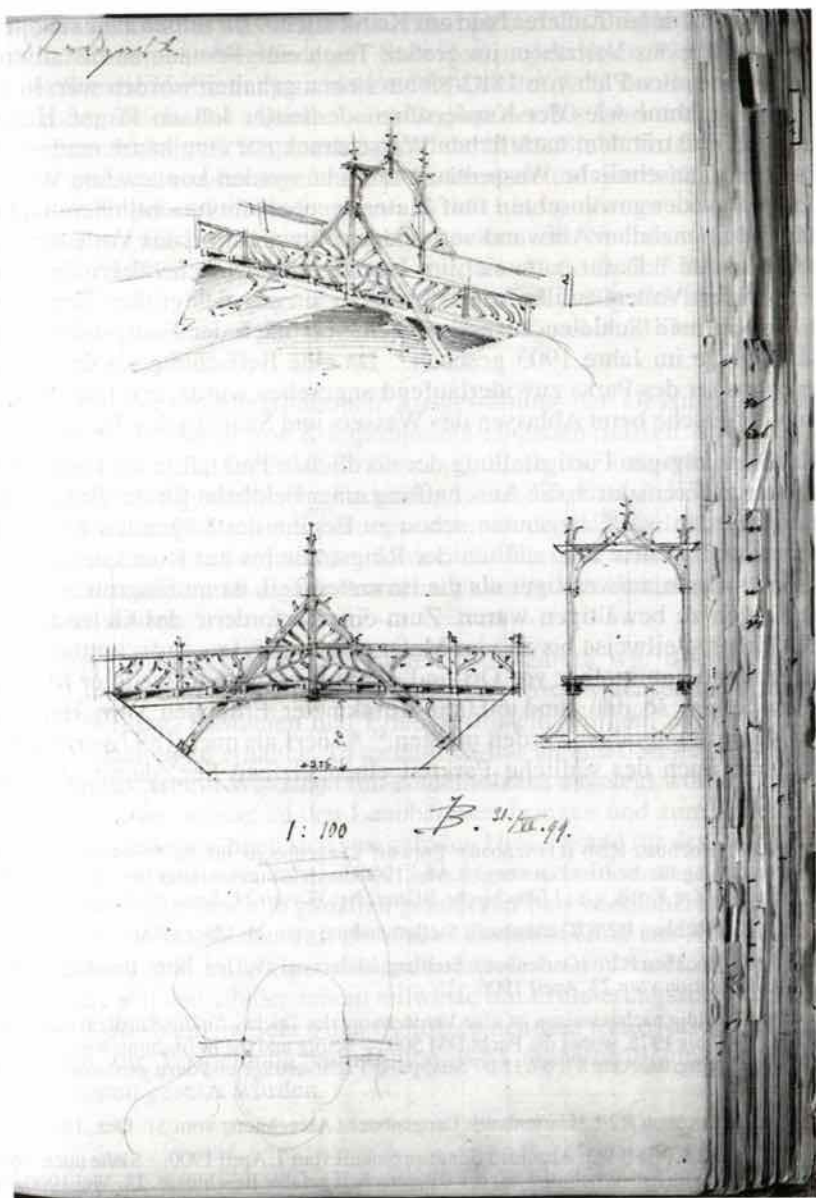


Abb. 5: Entwurfzeichnungen für die Holzbrücken über den großen Teich im Stadtpark von Bauinspektor Johannes Baltzer, datiert 31. Dez. 1899. AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau). Photo: Enke Huhsmann.

tet wurden und deren Äußeres bald auf Kritik stieß.⁵⁵ Im selben Jahr scheiterte auch endgültig das Vorhaben, im großen Teich eine Fontäne zu installieren, das seit dem ersten Plan von 1882/83 am Leben gehalten worden war. In seiner Stellungnahme wies der Kupferschmiedemeister Johann Jürgen Hübner darauf hin, daß mit dem natürlichen Wasserdruck nur eine kaum mannshohe und damit unansehnliche Wassersäule erreicht werden könne, eine Wassersäule in Höhe der gewünschten fünf Meter dagegen mit beachtlichem technischen und finanziellen Aufwand verbunden sei, woraufhin das Vorhaben aufgegeben wurde.⁵⁶ Dafür hatte sich im Jahr zuvor der Fischerältermann Thomas Friedrich Vollert auf Anfrage für die Besetzung des großen Teichs mit 500 Karpfen und Schleien ausgesprochen, was nach der Fertigstellung der Gesamtanlage im Jahre 1903 geschah.⁵⁷ Da eine Befischung als dem Erholungscharakter des Parks zuwiderlaufend angesehen wurde, erfolgte die Entnahme der Fische beim Ablassen des Wassers und Säubern des Teichs.⁵⁸

Nach der zügigen Fertigstellung der nördlichen Parkhälfte bis Ende 1899, was unter anderem durch die Anschaffung einer Feldbahn für die Erdarbeiten erreicht worden war⁵⁹, begannen schon zu Beginn des folgenden Jahres die Arbeiten am zweiten Teil, südlich der Ringstraße bis zur Roeckstraße.⁶⁰ Sie erwiesen sich als aufwendiger als die im ersten Teil, da umfangreichere Erdbewegungen zu bewältigen waren. Zum einen erforderte das Geländeprofil eine stärkere – teilweise bis zu vier Meter ausmachende – Aufschüttung, zum anderen stand unmittelbar vor Ort und durch Schuttabfuhr weniger Material zur Verfügung, so daß rund 60.000 Kubikmeter Erdboden vom Heiligen-Geist-Kamp abgegraben werden mußten.⁶¹ Anders als noch 1897 vorgesehen, erhielt nun auch der südliche Parkteil einen kleinen See, damit „von der

⁵⁵ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Entwurf Langenbuchs für die Brücken. – Ebenda, Kostenvoranschlag für die Brücken vom 12. Mai 1900 durch Zimmermeister Georg Adolph Wilhelm Torkuhl. – Zur Kritik u.a.: Lübeckische Blätter, Nr. 37 vom 21. Sept. 1902, Sp. 292 f.

⁵⁶ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Stellungnahme vom 24. März 1900.

⁵⁷ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Stellungnahme vom 19. Dez. 1899; Baudirektor Baltzer an Baudeputation vom 23. April 1900.

⁵⁸ Aktenmäßig nachzuweisen ist eine Verpachtung des Teiches für die Karpfenzucht nur in den Jahren 1967 bis 1978, wobei die Pacht DM 500,— betrug und die Befischung wenig lukrativ war (Bereich Stadtgrün, Akte 87/ 67.11.07 Stadtpark: Pachtverträge und dazu gehörende Korrespondenz).

⁵⁹ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Langenbuchs Abrechnung vom 31. Dez. 1899.

⁶⁰ AHL, NSA, VII B 9/3: Abschrift Senatsprotokoll vom 7. April 1900. – Siehe auch VSBB 1900, Vom Senate im Einvernehmen mit der Bürgerschaft gefaßte Beschlüsse, 28. Mai 1900, Pkt. 2.

⁶¹ *Langenbuch*, Der neue Stadtpark (wie Anm. 52). – AHL, Polizeiamt 1786: Bekanntmachung über die Verlegung des Bauschuttbladeplatzes an die Ecke Roeckstraße/ Wiesenweg, datiert 27. Sept. 1901.

Roeckstraße aus eine Wasserfläche sichtbar ist und das Bild belebt“, wie Baudirektor Schaumann begründete.⁶² Statt des projektierten Flußlaufes bildet nun der See die Verbindung zwischen der „Quelle“ nahe der Roeckstraße und dem großen Teich. Die „Quelle“ – zu Beginn des 20. Jahrhunderts „Grotte“, heute „Froschkönigteich“ genannt – wird durch das Siel von der Wakenitz aus gespeist und war von herangefahrenen Findlingen und einem künstlich aufgeschütteten Hügel eingefasst, der ebenfalls den Eindruck einer natürlichen Verlängerung des Heiligen-Geist-Kamps erwecken soll. Nachdem die Quelle in den 1980er Jahren gänzlich verlandet war, wurde sie in den Jahren 1991/92 wiederhergestellt, allerdings als kreisrunder, regelmäßig mit kleineren Steinen gefasster Weiher, so daß der ursprüngliche Quell- und Grottencharakter verloren gegangen ist.⁶³

Bei der gartenarchitektonischen Ausgestaltung der Gesamtanlage hatte Längenbuch eine Reihe von Kompromissen eingehen müssen. So ist die Wegführung durch die Lage der Straßen und durch den schrittweisen Ausbau bedingt. Für eine geschlossene Parkanlage sind daher zu viele Wege vorhanden, der Park nicht nur als Erholungsraum, sondern als Teil des städtischen Wegenetzes machte dies jedoch erforderlich. Darüber hinaus finden sich in beiden Teilen des Parks eigene Promenadenkreise, die zusammen wiederum ein Ganzes bilden.

Die Bepflanzung bestand aus harten Gehölzarten wie Buchen, Eichen, Ahorn, Linden und Ulmen, die zunächst mit rasch wachsenden Arten wie Pappeln, Weiden, Kastanien und Erlen vermischt wurden, um bald ansprechende Ansichten zu erhalten. Ursprünglich nur an einer Stelle, westlich des großen Teichs, ist ein Wäldchen mit Nadelhölzern angelegt worden, das zum einen eine Abwechslung zu den Laubbäumen bringen und zum anderen von der Curtiusstraße aus einen sich spiegelnden Hintergrund für den Teich bilden sollte. Und sogar die im Jahre 1882/83 vorgestellte Idee eines Botanischen Gartens fand, wenn auch in gänzlich geänderter und verkleinerter Form, Eingang, da im nordöstlichen Teil des Parks ausschließlich aus Amerika stammende Bäume und im übrigen Gelände weitere besondere Hölzer gepflanzt wurden, die seit den 1980er Jahren teilweise mit Erläuterungsschildern versehen sind. Den Raum zwischen den Gehölzen nehmen weite Rasenflächen ein, auf denen zur Vermeidung von Eintönigkeit einzelne Bäume oder kleine Baumgruppen gesetzt wurden.

⁶² VSBB 1900, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft für die Versammlung am 28. Mai 1900, Pkt. 2, Unteranlage zu Anlage 1.

⁶³ Bereich Stadtgrün, Akte Froschkönigteich im Stadtpark: technische Pläne und Korrespondenz zur Wiederherstellung, 1989-1992.

Seinem Charakter als Schmuckgarten, im Gegensatz zum Volkspark, gemäß war die Benutzung des Stadtparks lange Zeit streng reglementiert, wie einige Beispiele illustrieren. So wurde der bereits im Oktober 1898 – unmittelbar nach der Fertigstellung des großen Teichs – vom St. Gertrud-Verein gegenüber der Baudeputation gestellte Antrag, den Teich für die Wintermonate „zwecks Herstellung einer zur freien Benutzung für Schulkinder zu haltenden Eisbahn“ benutzen zu dürfen, abgelehnt.⁶⁴ Im Jahre 1906 wurde der in der Bürgerschaft gestellte Antrag, die Rasenflächen für Spiele freizugeben, abschlägig beschieden.⁶⁵ Und im folgenden Jahr gingen Klagen darüber ein, daß Kinder wiederholt verbotenerweise die Rasenflächen im Park betreten hätten und Hunde im Teich „gebadet“ worden seien, woraufhin das Polizeiamt eine verstärkte Präsenz im Stadtpark anordnete.⁶⁶ Außerdem gab es noch bis zu Beginn der 1970er Jahre einen hauptamtlichen Parkwächter, der durch die Anlagen patrouillierte und das nicht gestattete Betreten und Benutzen der öffentlichen Grünanlagen, nötigenfalls unter Hinzuziehung der Polizei, ahndete.⁶⁷

Gartenarchitektonisch erlebte der Stadtpark in den folgenden Jahrzehnten eine Reihe von Veränderungen. Schon der unmittelbare Nachfolger Langenbuchs als Stadtgärtner, Erwin Barth⁶⁸, ließ in den Jahren 1909 bis 1911 rund 200 Bäume und fast 350 Sträucher aus den ursprünglichen Anpflanzungen herausnehmen und verkaufen oder auf andere städtische Grundstücke versetzen⁶⁹, da der Bewuchs zu eng gesetzt worden war. Wie auch bei späteren ähnlichen Aktionen rief die Entfernung der Gewächse schon 1911 heftige öffentliche Reaktionen und Beschwerden hervor, die aber jeweils nach kurzer Zeit abklangen.⁷⁰

Sehr viel gravierender hätte der Plan von Barths Nachfolger Harry Maaß⁷¹ in den Jahren 1912/13 den Park umgestaltet, der das Wegesystem durch Über-

⁶⁴ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Antrag des St. Gertrud-Vereins vom 31. Okt. 1898; Antwort des Bauinspektors Baltzer an den Verein vom 16. Jan. 1899.

⁶⁵ AHL, NSA, VII B9/3: Senatsprotokoll vom 16. Juni 1906.

⁶⁶ AHL, Polizeiamt 1752: Protokoll des Polizeiamts vom 15. Okt. 1907; Meldung seitens der zuständigen Polizeistation vom 23. Okt. 1907.

⁶⁷ Bereich Stadtgrün, Akte 87/ 67.11.07. Stadtpark: zahlreiche Berichte, Meldungen und Anzeigen wegen Betretens der Rasenflächen, „ungebührlichen“ Verhaltens von Kindern und Jugendlichen und Führens von nicht angeleiteten Hunden.

⁶⁸ Heinz Hahne, Erwin Barth, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck. Bd. 7, Neumünster 1985, S. 24 f.

⁶⁹ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Aufstellungen über die Verkäufe und anderweitigen Verwendungen von entnommenen Pflanzen, vom 10. Januar und 5. Juni 1912.

⁷⁰ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Eingabe des Gartenbauvereins an die Baudeputation, vom 11. Dez. 1911. – Bereich Stadtgrün, Akte 87/ 67.11.07.: Beschwerden von Anwohnern über die Rodung der Randbepflanzung an der Parkstraße im Winter 1963/64.

⁷¹ Heinz Hahne, Harry Maaß, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, Bd. 8, Neumünster 1987, S. 216-218.

säen mehrerer Teilstrecken mit Gras einschränken, weitreichende Aus- und Umpflanzungen von Bäumen und Sträuchern vornehmen sowie die am östlichen Ufer des großen Teichs gelegene Halbinsel und die Insel im kleinen Teich entfernen und so die Wasserfläche vergrößern lassen wollte.⁷² Dagegen machte das Finanzdepartement Bedenken geltend, da seiner Meinung nach die vorgeschlagenen Änderungen „nicht dringend notwendig seien, sondern offenbar nur eine andere Geschmacksrichtung in der Gartenkunst, als sie bei dem Schöpfer des Parkes bestanden habe, zum Ausdruck bringen sollten.“⁷³ Der Bürgerausschuß bewilligte dementsprechend nur Gelder für die als unbedingt erforderlich erachteten Arbeiten am Baumbestand des Parks und verwarf die Änderungen am Wegesystem und den Teichen⁷⁴, die bis heute weitgehend unverändert erhalten geblieben sind.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Stadtpark, ebenso wie die anderen städtischen Grünanlagen, zur Versorgung der Bevölkerung in Kleingärten umgewandelt. Schrittweise Neuanpflanzungen erfolgten dann seit der Währungsreform, so etwa hunderte von Rhododendron- und Azaleen-Büsche sowie die Krokusse und Nelken auf den Rasenflächen⁷⁵, die das Gesicht des Parks heute im Frühjahr prägen, die aber dem Konzept Langenbuchs eigentlich zuwiderlaufen.

Schließlich äußerte das Garten- und Friedhofsamt im Jahre 1964 die Auffassung, „daß der Stadtpark erst dann eine größere Bedeutung“ bekommen könne, „wenn es gelingt, diesen mit dem Wakenitzufer zu verbinden“, wofür auf längere Sicht der Erwerb der Grundstücke Roeckstraße 30 bis 42 „stadtplanerisch und grünpolitisch von entscheidender Bedeutung“ sei⁷⁶; die finanzielle Lage der Stadt machte diese Idee aber von vornherein aussichtslos.

Denkmäler im Stadtpark

Nach nur dreieinhalb Jahren Bauzeit meldete Langenbuch Anfang September 1902 der Baudeputation die Fertigstellung des Stadtparks und bemerkte, daß nun „der Eröffnung desselben nichts mehr entgegen“ stünde.⁷⁷ Noch vor

⁷² VSBB 1913, Protokoll des Bürgerausschusses, Nr. 1 vom 8. Jan. 1913, Anlage.

⁷³ VSBB 1913, Protokoll des Bürgerausschusses, Nr. 1 vom 8. Jan. 1913, Pkt. V 4.

⁷⁴ VSBB 1913, Vom Senate im Einvernehmen mit dem Bürgerausschuß gefaßte Beschlüsse, 12. März 1913.

⁷⁵ Ernst Hagemann, Die Entwicklung der öffentlichen Grünanlagen und Friedhöfe in Lübeck seit dem Kriegsende im Jahre 1945, in: Der Wagen, Lübeck 1963, S. 75-81.

⁷⁶ Bereich Stadtgrün, Akte 87/ 67.11.07.: Bericht von Gartenbaudirektor Popert an das Liegenschaftsamt über eine Unterredung mit Senator Ehrtmann, 22. Mai 1964.

⁷⁷ AHL, NSA, VII B9/3: Langenbuch an Baudeputation vom 8. Sept. 1902.



Abb. 6: Gedenkstein für den Stadtgärtner Metaphius Theodor August Langenbuch. Stadtpark Lübeck. Photo: Verfasser.

der feierlichen Einweihung am 21. September 1902 – zwischen 12 und 14 Uhr mit Musik der Stadtkapelle⁷⁸ – unternahm der Senat einen höchst ungewöhnlichen Schritt und beschloß, dem Stadtgärtner in Anerkennung „seiner Verdienste, die er sich bei der Anlage der Parkanlage erworben“ habe, eine Gratifikation in Höhe von M 1.000, was vier Monatsgehältern Langenbuchs entsprach, zukommen zu lassen⁷⁹; zugleich wurden Langenbuchs reguläre Einkünfte von M 3.000 auf M 3.200 jährlich erhöht.⁸⁰ Stellte die Sonderzahlung bereits einen nur selten zu beobachtenden Vorgang in der Verwaltungspraxis der Stadt Lübeck dar, so war es ein einmaliges Ereignis, daß der Senat unmittelbar nach Langenbuchs Tod im Jahre 1907 ihm und damit einem städtischen Bediensteten ein Denkmal errichten ließ. Es spricht für die außerordentliche Wertschätzung und Würdigung seiner „hervorragenden Leistungen“ gärtnerischen Schaffens, wenn Senator Klug

als Vorsitzender der Baubehörde und damit direkter Vorgesetzter Langenbuchs am Tage nach dessen Tod seinem Ratskollegen Heinrich Evers die Errichtung eines „Gedenksteins mit Medaillen-Portrait“ für „unseren wackeren Stadtgärtner“ vorschlug und bereits am nachfolgenden Tag das Senatsprotokoll den Beschluß verzeichnet, einen allerdings „einfachen, mit einer Inschrift versehenen Denkstein setzen zu lassen“. Als Standort kam von Anfang an nur der Stadtpark in Frage, wo der Stein westlich des großen Teichs Mitte 1907 mit der Aufschrift „Dem Andenken des Stadtgärtners M. Langenbuch 1879-1907“ mit Kosten in Höhe von M 600 aufgestellt wurde und sich noch heute befindet (siehe Abb. 6).⁸¹ Die Aufschrift bezieht sich dabei durch die

⁷⁸ Ebenda, Abschrift Senatsprotokoll vom 10. Sept. 1902.

⁷⁹ Ebenda; und ebenda, Abschrift Protokoll der Baudeputation vom 15. Sept. 1902.

⁸⁰ AHL, Baudeputation: Personal-Acte Langenbuch.

⁸¹ AHL, NSA, III 15/28m: „Errichtung eines Denksteins für den Stadtgärtner Langenbuch 1907“.

Angabe der Jahreszahlen – die statt der Lebensdaten die Dauer des Dienstverhältnisses in Lübeck angeben – ausdrücklich nicht auf die Person als solche, sondern auf das im Dienst geschaffene Werk Langenbuchs. Dennoch ist der Stein, abgesehen von dem Geibeldenkmal in der Innenstadt, das einzige Denkmal für einen Lübecker bzw. für eine in lübeckischen Diensten stehende Person, die von öffentlicher Seite im öffentlichen Raum errichtet wurde. Um so mehr überrascht daher die fehlende Erwähnung in einer entsprechenden neueren Dokumentation.⁸²

Der Stadtpark hat noch weitere Erinnerungsorte und Denkmäler aufgenommen, die zum Teil in Vergessenheit geraten sind. Zunächst handelt es sich dabei um drei Bäume, die Langenbuch zu Ehren der Bürgermeister Dr. Heinrich Theodor Behn, Dr. Wilhelm Brehmer und Dr. Heinrich Klug setzen ließ⁸³, die aber keine Gedenktafeln erhielten und infolge ungenauer Ortsbeschreibung heute nicht mehr eindeutig zu identifizieren sind. Sodann erhielt der 1889 gegründete St.Gertrud-Verein, der sich die Verschönerung der Vorstadt zur Aufgabe gemacht hatte, im Jahre 1930 die Genehmigung, eine vom Lübecker Bildhauer Otto Manzel geschaffene Nixenfigur mit Frosch, die mit Hilfe der Possehl-Stiftung erworben worden war, an der Quellgrotte im Park aufzustellen.⁸⁴ Beide Figuren gingen jedoch bald verloren und wurden 1992 bei der Wiederherstellung des Weihers durch einen einzelnen, Wasser speienden Frosch ersetzt.⁸⁵ Im Jahre 1933 benannte schließlich der Verein Fritz Reuter Lübeck im südlichen Teil des Stadtparks eine Eiche nach dem niederdeutschen Dichter und errichtete für ihn einen bis heute vorhandenen Denkstein, der ebenfalls im Verzeichnis lübeckischer Denkmäler vergeblich gesucht wird.⁸⁶

Anlage der Straßen und Randbebauung

Der Übersichtsplan mit Erläuterungsbericht zum Bebauungsplan für Lübeck aus dem Jahre 1890 hatte, der zeitgenössischen Praxis folgend, als Fluchtlinienplan den Verlauf der Straßenzüge bestimmt. In seiner Folge ging

⁸² Klaus *Bernhard*, Plastik in Lübeck. Dokumentation der Kunst im öffentlichen Raum (1436-1986) (Veröffentlichungen des Senats der Hansestadt Lübeck, Amt für Kultur, Reihe B, H. 8), 2. Aufl. Lübeck 1987.

⁸³ *Langenbuch*, Der neue Stadtpark (wie Anm. 52).

⁸⁴ AHL, NSA, VII B9/3: Abschrift Senatsprotokoll vom 5. Juli 1930. – Siehe auch: St.Gertrud. Die Burgtorvorstadt Lübecks. Vom St.Gertrud-Verein hrsg. aus Anlaß seines 50jährigen Bestehens, Lübeck 1939. Darin: Julius *Harms*, 50 Jahre St.Gertrud-Verein, S. 5-15, hier S. 10.

⁸⁵ Bereich Stadtgrün, Akte Froschkönigteich im Stadtpark: Entwürfe für den neuen Frosch, 1991 und 1992.

⁸⁶ Der Denkstein datiert vom 7. Mai 1933. – *Bernhard*, Plastik in Lübeck (wie Anm. 82), enthält keinen Hinweis.

die Baudeputation im Auftrag des Senats jedoch einen Schritt weiter in Richtung auf einen wirklichen Flächennutzungsplan und wies „die frei zu lassenden öffentlichen Plätze und die aus Gründen der öffentlichen Gesundheitspflege von der Bebauung auszuschließenden Areale“ ebenso aus wie Flächen zur Industrieansiedlung, Trassen für Eisenbahngleise sowie den Standort eines projektierten Freihafens.⁸⁷ Diese planungstechnische Entwicklung fand ihren Niederschlag wenige Jahre später bei der Anlage des Stadtparks, bei dessen Entwürfen nach 1898 die Straßenzüge und die Randbebauung eine immer zentralere Rolle einnahmen. Nach dem Konzept von Baudirektor Schaumann sollten im Umfeld des Stadtparks elf Baublöcke mit zusammen 70.900 qm – davon 64.725 qm in Staats- und 6.175 qm im Besitz des Heiligen-Geist-Hospitals – erschlossen und für den Verkauf zur Verfügung gestellt werden.⁸⁸ Ebenso wie das Parkgelände selbst, so sollten auch die Baublöcke schrittweise durch die Fertigstellung der Straßen freigegeben und die darin befindlichen Grundstücke verkauft werden.

Nach dem Antrag und Erläuterungsbericht Schaumanns wurden zunächst die Straßen an den Blöcken A bis F (siehe Abb. 4) im nördlichen Bereich an der Israelsdorfer/ Travemünder Allee als laut Gesetz vom Jahre 1873 zur Klasse I gehörend und daher mit einer Breite von 15 bis 25 Metern ausgeführt.⁸⁹ Dies galt nachfolgend ebenso für die Weiterführung der Straßen östlich des Parks, wobei wegen der nur einseitigen Bebauung die Fahrbahnbreite auf siebeneinhalb Meter reduziert wurde, dafür aber mit einem dreieinhalb Meter breiten Bürgersteig und einem zweieinhalb Meter breiten Fahrradweg – getrennt durch eine Baumreihe – auf der Häuserseite sowie einem dreieinhalb Meter breiten Reitweg und einer fünf Meter breiten Promenade direkt am Park versehen wurden. Dieses Profil hatte jedoch nicht lange Bestand, denn schon 1914 war der Reitweg teilweise übersät worden; gleiches geschah schrittweise mit der Promenade, und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der alte Radweg zum Parkstreifen für Pkws umgewandelt. Die Straßen westlich des Parks folgen diesem Profil, doch wurde von Anfang an auf eine Promenade verzichtet.⁹⁰

⁸⁷ VSBB 1893, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 9: „Bericht, betreffend den Bebauungsplan für die Vorstädte“ von Baudirektor Schwiening vom 28. April 1893. – Siehe auch die Karte „Lübeck. Freie und Hansestadt. Plan für Industriegebiete.“ im Anhang zu [E[mil] F[erdinand] Fehling, Vermögensrechnung der freien und Hansestadt Lübeck, Lübeck 1910.

⁸⁸ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 50, M VI 505-5: Berechnungen der Fläche, vom 9. Juni 1897.

⁸⁹ Antrag und Erläuterungsbericht in VSBB 1898 (wie Anm. 44 u. 48). – SLVB 1873: „Gesetz, die Anlage neuer Straßen in der Stadt Lübeck und deren Vorstädte durch Private betreffend“, vom 20. Jan. 1873.

⁹⁰ AHL, Polizeiamt 1752.

Die Namensgebung für die Straßen erfolgte für den ersten Bauabschnitt im Jahre 1898 und wurde mit dem weiteren Ausbau fortgeschrieben.⁹¹ Die von der Baudeputation vorgeschlagenen und vom Senat gebilligten Namen spiegeln dabei zum einen mit der Kaiser-Friedrich-Straße und dem Kaiser-Friedrich-Platz eine dem Zeitgeist erwachsende Ehrerbietung gegenüber dem hohenzollernschen Kaiserhaus, zum anderen mit der Curtiusstraße (nach dem 1889 verstorbenen Senator und mehrfachen Bürgermeister Dr. Theodor Curtius) ein hohes Maß an republikanischen Selbstbewußtsein wider. Während die letztgenannte Straße ihren Namen ebenso beibehielt wie die zugleich benannte Parkstraße, erlebten die nach dem Monarchen benannten öffentlichen Räume mehrfache Umbenennungen, die ein Abbild der tiefgreifenden Veränderungen sind, die sich während eines halben Jahrhunderts in Deutschland ereigneten: So wurde die Kaiser-Friedrich-Straße 1922 zu Ehren des in jenem Jahr ermordeten Reichsaußenministers in Rathenaustraße umbenannt, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten dann 1933 nach dem 1928 verstorbenen früheren nationalkonservativen Lübecker Bürgermeister Neumann benannt und schließlich 1947 wieder in Rathenaustraße rückbenannt. Der Kaiser-Friedrich-Platz erhielt dagegen 1922 in Würdigung der neuen Staatsform des Reiches die Bezeichnung Republikplatz und wurde 1933 nach dem damaligen Reichspräsidenten in Hindenburgplatz umbenannt, ein Name, der bis heute Bestand hat.

Die eigentliche Bebauung konnte im Jahre 1898 mit dem Verkauf der ausgewiesenen Flächen in den Baublöcken A bis D beginnen. Die gemeinsame Kommission von Finanzdepartement und Baudeputation hatte, „damit ein villenartiger Charakter der ganzen Anlage gewahrt bleibe“, die sogenannte „offene Bauweise“ vorgeschrieben, wonach nur Einzelhäuser oder Doppelhäuser mit bestimmten Zwischenräumen errichtet werden durften.⁹² Das Finanzdepartement erstellte zudem ein gesondertes Vertragsformular, das in sieben Paragraphen weitere Verpflichtungen der Käufer festlegte.⁹³ So hatte der Kauf in Bar oder mit Pfand zu dreieinhalb Prozent „auf das Folium des Grundstückes im Hypothekenbuche“ zu erfolgen; die Ausweisung der Grundstücke mußte durch das Katasteramt erfolgen, wobei der Käufer die Grenzsteine auf eigene Rechnung setzen zu lassen hatte; die Häuser waren im Villenstil zu bauen und durften außer dem Keller- und Dachgeschoß nicht mehr als zwei Geschosse besitzen; der Käufer mußte dem Finanzdepartement Bauzeichnungun-

⁹¹ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 50, M VI 505-5: Abschrift Senatsdekret vom 11. Mai 1898.

⁹² AHL, NSA, VII B9/3: Bericht der Kommission vom 25. Jan. 1898. – Rechtliche Grundlage für diese Bestimmung war das „Gesetz, betreffend den Anbau an Straßen und Plätzen in den Vorstädten der Stadt Lübeck“, vom 15. Juli 1889 (SLVB 1889).

⁹³ AHL, NSA, VII B9/3: Protokoll des Finanzdepartements, Sektion Häuser und Plätze, vom 15. Feb. 1898.

gen mit Grund- und Aufriß zur Genehmigung vorlegen und eine polizeiliche Billigung einholen; der Baubeginn mußte spätestens ein Jahr nach der Genehmigung erfolgt sein; vorgeschrieben war zudem ein Eisengitterzaun an der Straße und eine Unterhaltungspflicht für die Einfriedungen.

Diese Vorschriften wurden in den folgenden Jahren konsequent angewandt⁹⁴, selbst als sich zeigte, daß vor allem die Eckgrundstücke aufgrund der geforderten Mindestzwischenräume zwischen den Häusern nahezu unverkäuflich und Anfang 1900 von den 39 ausgewiesenen Grundstücken erst 22 veräußert waren.⁹⁵ Selbst das Angebot des angesehenen Lübecker Architekten Paul Schöss ein Jahr später, sämtliche noch unverkaufte Bauplätze der drei ersten Baublöcke erwerben und „mit Wohnhäusern in gediegener Ausführung“ besetzen zu wollen, wenn ihm nur die Einteilung der Grundstücke überlassen und bei den Eckgrundstücken gestattet werde, eine engere Bebauung vorzunehmen, wurde abschlägig beschieden.⁹⁶ Ebenso ließ sich das Finanzdepartement auch die Entscheidung hinsichtlich der stilistischen Gestaltung der Gebäude bis zum Ersten Weltkrieg nicht aus der Hand nehmen. Zwar beschied es auf Anfrage eines Interessenten, daß „eine bestimmte Stilart nicht vorgeschrieben wird“, bemerkte aber zugleich, „daß das zu errichtende Gebäude in Bezug auf seine architektonische Durchbildung auf einer höheren Stufe“ zu stehen habe „als das gewöhnliche Mietshaus, ohne daß es deshalb mit besonders größerem Aufwand gebaut zu werden braucht“.⁹⁷ Die von einem anderen Käufer eingereichten Baupläne wurden dagegen mit der Begründung abgelehnt, daß „die architektonische Ausgestaltung der Fassade den von der Behörde gestellten Anforderungen nicht genügt.“⁹⁸ Die Kriterien, die

⁹⁴ Die entsprechenden Unterlagen, Kaufgesuche, eingereichten Baupläne (nur teilweise beiliegend), Entscheidungen des Finanzdepartements und ggf. weitere Verhandlungen finden sich – jedoch lediglich ein Viertel aller Grundstücke im Umfeld des Stadtparkes umfassend – in: AHL, Liegenschaftsamt, Paket 43, F 169/17, F 169/20, F 169/25, F 169/26, F 169/28, F 169/41, F 169/50 und F 169/68. – Liegenschaftsamt, Paket 107, F 169/4. – Liegenschaftsamt, Paket 108, F 169/14, F 169/23 und F 169/27. – Liegenschaftsamt, Paket 121, F 137/50, F 169/1, F 169/2, F 169/10, F 169/12, F 169/15a, F 169/16, F 169/18, F 169/19, F 169/31, F 169/33, F 169/34, F 169/35 und F 169/36. – Liegenschaftsamt, Paket 122, F 169/44, F 169/52, F 169/54, F 169/57, F 169/103 und F 169/116.

⁹⁵ AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. I: Protokoll des Finanzdepartements vom 16. März 1900.

⁹⁶ AHL, NSA, VII B9/3: Eingabe Schöss' an das Finanzdepartement vom 15. Jan. 1901; Protokoll des Finanzdepartements vom 28. Jan. 1901; Gutachten des Polizeiamtes vom 6. Feb. 1901.

⁹⁷ AHL, Liegenschaftsamt, Paket 121, F 169/34: Antwort des Finanzdepartements an den Zimmermeister Heinrich Paul Hermann Oldenburg vom 20. Jan. 1903 (auf dessen Anfrage für das Grundstück Kaiser-Friedrich-Str./ Rathenastr. 9, eingegangen am 12. Jan. 1903).

⁹⁸ AHL, Liegenschaftsamt, Paket 121, F 169/33: Beschluß des Finanzdepartements vom 25. Okt. 1902 auf den Antrag des Bauunternehmers Friedrich Hermann Weise für das Grundstück Kaiser-Friedrich-Str./ Rathenastr. 6 vom 24. Sept. 1902.



Erbaut nach den Plänen der Architekten Bräck & Stoermer, Lübeck.

Fernsprecher 365.

Abb. 7: Das Haus Travemünder Allee 12 (vormals Ecke Israelsdorfer Allee/ Kaiser-Friedrich-Platz), erbaut nach den Plänen der Architekten Bräck & Stroemer, Lübeck, um 1900. Ein Beispiel für den vom Finanzdepartement bevorzugten Baustil. Photo in Privatbesitz.

das Finanzdepartement bei seinen Entscheidungen zu Grunde legte, sind objektiv nicht nachvollziehbar, jedenfalls wurde ein historisierender Mischstil mit vielen Türmchen, Erkern, Fensternischen und Fachwerkelementen bevorzugt (siehe Abb. 7), während Häuser im klassizistischen Stil auf Vorbehalt stießen oder gar abgelehnt wurden.⁹⁹

Nur in zwei Fällen kam es zu einer grundlegenden Abweichung von den aufgestellten Grundsätzen, vor allem hinsichtlich der Bebauung mit Einzel- oder Doppelhäusern. Im Bereich des Baublocks A, direkt am Stadtpark, wurde ein gut 3.800 qm großes Areal unentgeltlich an die 1902 ins Leben gerufene von Borries-Stiftung abgetreten, die dort einen aus drei großen Gebäuden bestehenden Komplex von 20 Wohnungen für „Frauen und Jungfrauen aus den gebildeten Ständen Lübecks“ errichtete.¹⁰⁰ Fünf Jahre später erwarb die 1906 testamentarisch errichtete Heinrich-Gaedertz-Stiftung im Baublock F, ebenfalls direkt am Park gelegen, nach längeren Verhandlungen ein 2.800 qm großes Grundstück zum Vorzugspreis und erbaute dort ein aus zwei Flügeln bestehendes großes Gebäude mit zwölf Wohnungen „für Herren aus gebildeten Ständen“.¹⁰¹ In beiden Fällen entsprachen die eher wuchtigen Gebäude nicht den vom Finanzdepartement entwickelten Vorstellungen zur Bebauung der den Stadtpark umgebenden Straßen. Die enge personelle Verbindung zwischen den Stiftungen und dem Senat – beim von Borries-Stift war Senator Dr. Johann Georg Eschenburg Mitglied der Vorsteherschaft, bei der Heinrich-Gaedertz-Stiftung fanden sich in der fünfköpfigen Vorsteherschaft die Senatoren Dr. August Johann Alfred Stooß (der im Jahre 1903 selbst ein Grundstück in Baublock F an der Curtiusstraße erworben hatte¹⁰²) und Eduard Friedrich Wilhelm Rabe – veranlaßten die städtische Verwaltung jedoch zur Genehmigung der Abweichungen hinsichtlich Grundstückspreis und architektonischer Gestaltung.

⁹⁹ AHL, Liegenschaftsamt, Paket 43, F 169/20: Ablehnender Bescheid des Finanzdepartements vom 23. Sept. 1902 auf den Antrag des Bauunternehmers Heinrich Ludwig Friedrich Thormann für das Grundstück Israelsdorfer/ Travemünder Allee 8 vom 8. Juli 1902.

¹⁰⁰ AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. II: Berechnung des Kosten und Erträge, vom 9. März 1903. – AHL, Kleinere Stiftungen, von Borries-Stift, Fasc. 1: Verhandlungen über den Erwerb des Grundstückes sowie Pläne und Genehmigungen für den Bau des Gebäudekomplexes, Mai bis Nov. 1902.

¹⁰¹ AHL, Liegenschaftsamt, Paket 121, F 169/10: Der Preis betrug M 13 pro Quadratmeter. – AHL, Kleinere Stiftungen, Heinrich-Gaedertz-Stiftung, Fasc. 1: Protokoll-Buch 1906-1928.

¹⁰² AHL, Liegenschaftsamt, Paket 121, F 169/12. – Senator Stooß erwies sich als ausgesprochen schwieriger Käufer, der im Jahre 1905 – da der Baugrund angeblich nicht den Angaben beim Kauf entsprochen hatte – die Stadt auf Schadensersatz in Höhe von M 897,67 (bei einem Kaufpreis des Grundstückes von M 20.754) verklagte und vor dem Landgericht im Vergleichsverfahren die Hälfte dieser Summe zugesprochen erhielt (ebenda). Noch im gleichen Jahr weigerte er sich zudem, „für die Bekabelung der Curtiusstraße mit elektrischem Lichte seinerseits einen Beitrag zu leisten“, da dies seiner Auffassung nach Aufgabe der Stadt sei; diesbezüglich setzte er sich jedoch nicht durch und mußte zahlen (AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. II: Protokoll Finanzdepartement, Abt. für Häuser und Plätze, vom 13. April 1905).

Beim weiteren Ausbau der Straßen am Stadtpark in den Jahren nach 1903 wurden angesichts der Probleme beim Verkauf der Grundstücke in den Bau-
blöcken B bis D und der in der Öffentlichkeit geäußerten Kritik am Zuschnitt
der Anwesen¹⁰³ größere Grundstücke unter Beibehaltung der offenen Bauwei-
se ausgewiesen.¹⁰⁴ Westlich des Parks, an der Parkstraße zwischen Adolfplatz
und Roeckstraße, wurde dagegen „wegen der häßlichen Hinterfronten“ der
Häuser an der Paulstraße eine geschlossene Bauweise angeordnet¹⁰⁵ und eine
Frontbreite von zwölf Metern festgelegt, wodurch trotz des reihenhausartigen
Charakters der Gebäudefront dennoch Häuser für gehobene Ansprüche er-
richtet werden konnten.¹⁰⁶ Als letzte Passage direkt am Stadtpark erfolgte der
Ausbau der Verlängerung von der Curtiusstraße bis zur Roeckstraße, die nach
Senator Johann Friedrich Krüger und seinem Sohn Dr. Friedrich Krüger, dem
Gesandten der Hansestädte in Berlin, Krügerstraße benannt wurde. Ihr Bau-
beginn war während des Ersten Weltkrieges mehrfach aus Mangel an Arbei-
tern und Material aufgeschoben worden, so daß die Baubehörde erst Mitte
1920 die Fertigstellung vermelden und mit der Bebauung begonnen werden
konnte¹⁰⁷, die ebenfalls in offener Weise erfolgte, aber ohne die strengen sti-
listischen Anforderungen, und die angesichts der Wohnungsnot in den späten
20er und frühen 30er Jahren dann sogar in die Errichtung von Mietshäusern
übergang.¹⁰⁸

Damit war die Bebauung der unmittelbar an den Stadtpark grenzenden
Straßen nach rund 30 Jahren abgeschlossen und die entsprechenden Grund-
stücke aus dem Besitz der Stadt Lübeck in Privatbesitz übergegangen; der
Park selbst verblieb dagegen bis heute im städtischen Eigentum. Die Bebau-
ung des Geländes im Besitz des Heiligen-Geist-Hospitals, das sich an das
städtische Gelände anschloß und bis über den Heiligen-Geist-Kamp ausdehnte,
verlief dagegen in noch größeren Zeiträumen. Die Erschließung nahm ih-

¹⁰³ VSBB 1900, Protokoll des Bürgerausschusses, Nr. 11 vom 25. April 1900, Pkt. 2. –
Lübeckische Anzeigen, vom 2. Juli 1901.

¹⁰⁴ AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. II: Protokoll des Finanzdepartements, Abteilung
Häuser und Plätze, vom 20. Aug. 1903. – Ebenda, Plan für die Grundstückseinteilung an der
Curtiusstr., vom 13. Feb. 1904. – Ebenda, Protokoll des Finanzdepartements, vom 7. März 1904.
– Es ergab sich hier nun sogar das Problem, daß die Eckgrundstücke zu groß wurden: AHL,
Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 50, M VI 505-5: Baudirektor Baltzer an Baudeputation, vom
11. März 1910.

¹⁰⁵ Protokoll des Finanzdepartements vom 29. Dez. 1902, gedruckt in: VSBB 1903, Anträge
des Senates an die Bürgerschaft für die Versammlung am 2. März 1903, Nr. 6, Anlage.

¹⁰⁶ AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. II: Protokoll Finanzdepartement, Abt. für Häuser
und Plätze, vom 6. Aug. 1903.

¹⁰⁷ AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. III: Protokoll der Finanzbehörde, vom 28. Juni
1916; Bericht Finanzbehörde an Senat, vom 12. Jan. 1917; Baubehörde an Finanzbehörde, vom
23. Juli 1920.

¹⁰⁸ AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. III.

ren Anfang im Jahre 1905 mit dem Bau der Bugenhagenstraße und der Melanchthonstraße¹⁰⁹, an denen die ersten Häuser ab dem folgenden Jahr errichtet wurden, während die Bebauung im Bereich des Heiligen-Geist-Kamps erst nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte.¹¹⁰ Anders als die Stadt Lübeck verkaufte das Heiligen-Geist-Hospital seinen Grundbesitz zudem nicht vollständig, sondern vergab das Gelände teilweise in Erbpacht.

Für das gesamte Umfeld des Stadtparks waren sowohl im Bebauungsplan als in allen Entwürfen keine Infrastruktureinrichtungen – wie beispielsweise Ladenzeilen, Kaufhäuser oder andere Versorgungsbetriebe – und lediglich ein öffentliches Gebäude, nämlich die bereits erwähnte Kirche am höchsten Punkt der Querung des seinerzeit noch unbebauten Heiligen-Geist-Kamps, vorgesehen, die durch eine Schmuckanlage mit dem Park in Verbindung gebracht werden sollte (siehe Abb. 4). Die Notwendigkeit für einen solchen Neubau ergab sich aus dem Bevölkerungszuwachs der Vorstadt St. Gertrud, deren evangelisch-lutherischen Einwohner bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts zur Gemeinde von St. Jakobi in der Innenstadt gehörten. Im Jahre 1902 erfolgte schließlich die Ausgliederung und Neugründung der St. Gertrud-Gemeinde, die Mitte 1906 den baldigen Baubeginn der neuen Kirche anregte.¹¹¹ Erleichtert wurde das Unterfangen, da das Heiligen-Geist-Hospital den Platz für die Kirche, ein Doppelpastorat und den Konfirmandensaal kostenlos zur Verfügung stellte und der Staat für die Kosten beim Ausbau der Straßen, zunächst nur die Gustav-Adolf-Straße, aufkam.¹¹² Dennoch kam es zu Verzögerungen beim Baubeginn, da wegen der im fortgeschriebenen Bebauungsplan von 1904 vorgesehenen Änderungen in der Straßenführung und vor allem wegen des Verzichtes auf den Ausbau der Ringstraße der Standort der Kirche verändert werden mußte. So wurde die Straße zwischen Stadtpark und Kirche in der Breite von 25 Meter auf 15 Meter reduziert, insgesamt weiter nach Norden verschoben und die Kirche damit weniger axial positioniert¹¹³; die Fertigstellung des Baus erfolgte dann im Jahre 1910.¹¹⁴

¹⁰⁹ AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. II: Benennung der Straßen am 25. Nov. 1905.

¹¹⁰ AHL, Liegenschaftsamt, Paket 122.

¹¹¹ AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. III: Kirchenrat an Finanzdepartement, 23. Juni 1906; ebenda, Protokoll einer gemeinsamen Sitzung von Kirchenrat, Vorsteherschaft des Heiligen-Geist-Hospitals, Vorsteherschaft der St. Gertrud-Gemeinde, Finanzdepartement und Baudirektor vom 19. Okt. 1906. – Siehe auch: Die Sankt-Gertrud-Kirche. Festschrift zur Einweihung der Kirche am Sonntag, 26. Juni 1910. Lübeck 1910, S. 3.

¹¹² AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. III: Abschrift des Protokolls des Kirchenrates vom 29. Jan. 1907 und Protokoll des Finanzdepartements vom 5. Feb. 1907; ebenda, Abschrift Senatsprotokoll vom 4. Dez. 1907.

¹¹³ AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. III: Bericht Bauinspektor Harms vom 22. Juni 1907.

¹¹⁴ Nach einer ausgesprochen kurzen Bauzeit von nur 14 Monaten. Siehe: Die Sankt-Gertrud-Kirche (wie Anm. 111), S. 4.

Finanzierung der Gesamtprojektes

Während in Bremen der Bürgerpark vornehmlich aus den Mitteln eines gemeinnützigen Vereins und Spenden finanziert wurde¹¹⁵, erfolgte die Anlage des Stadtparks in Lübeck auf Kosten des Staates. In seinem Plan aus dem Jahre 1883 war der Technische Verein nicht näher auf die Frage der Finanzierung eingegangen. Festgehalten wurde lediglich, daß sich die Pachteinnahmen aus der Galgenbrookwiese auf jährlich M 2.900 beliefen, ein Verzicht darauf also für den staatlichen Haushalt keinen wesentlichen Nachteil brächte und zugleich durch die Ausweisung von Baugrundstücken – wobei der Plan solche nur zwischen der Adolfstraße und der Parkstraße vorsah – auf staatseigenem Land erhebliche Einkünfte zu erzielen seien.¹¹⁶

Erst der Erläuterungsbericht Langenbuchs zum Plan einer öffentlichen Parkanlage auf den Galgenbrookwiesen und der darauf fußende Bericht von Baudirektor Schwiening vom September 1892 beschäftigten sich eingehend mit den zu erwartenden finanziellen Aufwendungen, die auf insgesamt M 294.000 veranschlagt wurden. Davon sollten nach dem Voranschlag entfallen auf die Erdarbeiten zur Aufhöhung der Galgenbrookwiesen M 163.000, für die Anlage der Wege, des Teiches, eines Spielplatzes und von Ruhebänken M 92.130, wohingegen die Anpflanzungen und Rasenansaatungen lediglich mit M 38.870 kalkuliert wurden; die Kosten für den Bau der den Stadtpark umschließenden Straßen sind nicht berücksichtigt.¹¹⁷ Die Anlage des Stadtparks hätte nach diesem Voranschlag knapp acht Prozent der jährlichen zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel in Anspruch genommen¹¹⁸, eine Größenordnung, die den Protest von Bürgermeister Behn, der damals noch unter dem Namen „Geibelpark“ figurierende Stadtpark sei ihm „viel zu kostbar“¹¹⁹, und die Vertagung des gesamten Projektes auf einen späteren Zeitpunkt durch den Senat¹²⁰ durchaus verständlich erscheinen läßt.

¹¹⁵ *Reinsch*, Von der Bürgerweide zum Bürgerpark (wie Anm. 28), S. 26-35. – Friedrich *Prüser*, Die Gründerväter des Bürgerparks, in: *Der Bremer Bürgerpark. 125 Jahre (Jahrbuch der Wittheit zu Bremen, Bd. 32)*, Bremen 1991, S. 81-89.

¹¹⁶ *Lübeckische Blätter*, 21. Jahrgang, Nr. 20 vom 11. März 1883, S. 109-112, hier S. 110.

¹¹⁷ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Erläuterungsbericht Langenbuchs vom Sept. 1892. – AHL, NSA, VII B9/3: Bericht Baudirektor Schwienings an Baudeputation vom 23. Sept. 1892.

¹¹⁸ VSBB 1892, Anlagen zu den Anträgen des Senats an die Bürgerschaft, Nr. 9a: Entwurf zum Budget der freien und Hansestadt Lübeck für das Rechnungsjahr 1892/93 (Gesamtvolumen des Etats: M 3.756.303,02).

¹¹⁹ AHL, NSA, VII B9/3: Bürgermeister Behn an Senator Brehmer, ohne Datum [Ende Sept. 1892].

¹²⁰ AHL, NSA, VII B9/3: Senatsprotokoll vom 1. Okt. 1892.

Für eine Realisierung des Stadtparks unabdingbar waren daher zwei Aspekte: Zum einen die Reduzierung der Kosten und zum anderen die Berechnung der zu erwartenden Erträge aus dem Verkauf von im Umfeld des Stadtparks zu erschließendem Bauland. Die erste Aufgabe bewältigte im Jahre 1896 die gemeinsame Kommission von Senat und Bürgerschaft mit dem neuen Gesamtplan, der die Höhe der Ausgaben auf M 198.000 veranschlagte. Neben der Verkleinerung der Parkfläche von 18 ha auf 12 ha einher gingen vor allem Kürzungen bei den geplanten Erdarbeiten, für die nur noch M 108.530 eingeplant wurden, wohingegen die Wegearbeiten mit M 21.100 geringen Kürzungen unterworfen waren und für die Anpflanzungen und Rasensaatens mit M 59.300 sogar erheblich mehr Geld zur Verfügung gestellt wurde als dies vier Jahre zuvor geplant war, ein Hinweis auf den Wunsch nach repräsentativer Ausgestaltung des Parks; die sonstigen Aufwendungen sollten sich auf M 9.070 belaufen.¹²¹ Die Kosten für den Straßenbau, einschließlich Siel-, Gas- und Wasserleitungen, bezifferte dann Anfang 1897 Baudirektor Schaumann mit M 328.000, wovon aufgrund der Besitzverhältnisse anteilig gut neunzig Prozent (M 298.325) auf den Staat und etwas weniger als zehn Prozent (M 29.675) auf das Heilige-Geist-Hospital entfallen sollten¹²²; im schließlich dem Senat und der Bürgerschaft unterbreiteten Entwurf waren die Straßenbaukosten aus nicht ersichtlichen Gründen auf M 283.000 verringert worden.¹²³ Aus beiden Einzelposten ergaben sich somit von staatlicher Seite zu erwartende Gesamtkosten für das Vorhaben in Höhe von M 481.000, was im Jahre 1897 nicht weniger als 11,5 Prozent des jährlichen Haushaltsvolumens ausmachte.¹²⁴

Der zweite Aspekt, die Einnahmeseite betreffend, war 1897 erstmals eingehend erörtert worden. Wie bereits im Entwurf des Technischen Vereins von 1883 angeregt, sollte der Verkauf von im Staatsbesitz befindlichem Bauland für Einnahmen sorgen und damit zumindest einen Teil der Kosten auffangen. Durch die Verkleinerung des eigentlichen Parkgeländes und den Verzicht auf einen Botanischen Garten standen nach den Berechnungen Schaumanns 64.725 qm zur Bebauung zur Verfügung.¹²⁵ Die Kommission für den Stadt-

¹²¹ AHL, Hochbau R2/6 (Gartenbau): Kostenberechnung für die Herstellung von Parkanlagen, vom 14. Sept. 1896.

¹²² AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. I: Protokoll der Commission des Entwurfes eines Stadtparkes auf den Galgenbrookwiesen in der Vorstadt St. Gertrud, vom 25. Feb. 1897.

¹²³ VSBB 1897, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 11 (wie Anm. 44).

¹²⁴ VSBB 1897, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 3a.: Entwurf zum Budget der freien und Hansestadt Lübeck für das Rechnungsjahr 1897/98 (Gesamtvolumen des Etats: M 4.573.427,29).

¹²⁵ AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 50, M VI 505-5: Berechnungen Schaumann vom 9. Juni 1897.

park und das Finanzdepartement legten dabei angesichts der Lage am neuen Park einen Quadratmeterpreis von M 15, wenigstens jedoch von M 12 zu Grunde, wonach im ersten Fall ein Erlös von M 970.875, im zweiten Fall immer noch von M 776.700 für den Staat möglich schienen. Angesichts der erwarteten Kosten in Höhe von M 481.000 stand also in jedem Fall ein deutlicher Überschuß zu erwarten.¹²⁶

Auch wenn diese Berechnungen keinen Eingang in das förmliche Gesetzgebungsverfahren fanden und die Baudeputation und das Finanzdepartement in ihrem gemeinsamen Antrag lediglich davon sprachen, daß für die Bauplätze „auf sehr ansehnliche Preise gerechnet werden“ könne¹²⁷, so scheinen doch die oben genannten Zahlen im Senat und in der Bürgerschaft kolportiert worden zu sein, da die Problematik der Finanzierung in der gesamten Diskussion des Antrags und bei seiner Bewilligung – anders noch als fünf Jahre zuvor – keine Rolle mehr spielte.¹²⁸ Die erforderlichen Gelder wurden vielmehr parallel zum schrittweisen Ausbau des Parks und der Straßen ohne weitere Aussprache zur Verfügung gestellt.¹²⁹

Ebenso gebilligt wurde die Anregung des Finanzdepartements, für das Gesamtprojekt eine gesonderte Rechnungsführung vorzunehmen, wodurch zunächst das Finanzdepartement der Baudeputation zur Bestreitung der Baukosten einen Vorschuß überwies, den die Baudeputation mit dreieinhalb Prozent verzinsen und später aus den Grundstücksverkäufen zurückzuerstatten hatte.¹³⁰ Warum ein so umständliches Verfahren gewählt wurde, ist nicht ersichtlich, jedenfalls fand es Anwendung und erleichterte Ende 1903 eine vorläufige Gesamtabrechnung (siehe Tab. 1). Danach war auf der Ausgabenseite der Schaumannsche Gesamtanschlag in Höhe von M 481.000 mit M 426.855,10 noch um elf Prozent unterschritten worden, ein Ergebnis, das heute angesichts der Kostensteigerungen bei öffentlichen Bauvorhaben selbst in kurzer Zeit geradezu surrealistisch erscheinen muß. Erreicht wurden die Ein-

¹²⁶ AHL, Finanzdepartement F 168, Vol. I: Berechnung der Kosten und potentiellen Erlöse, o.D. (1898).

¹²⁷ VSBB 1897, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 11 (wie Anm. 44), S. 4.

¹²⁸ VSBB 1897, Protokoll des Bürgerausschusses, Nr. 24 vom 27. Okt. 1897, Pkt. 5. – Ebenda, Nr. 26 vom 24. Nov. 1897, Pkt. 10. – VSBB 1897, Vom Senate im Einvernehmen mit der Bürgerschaft gefaßte Beschlüsse, 20. Dez. 1897, Pkt. 2.

¹²⁹ VSBB 1897, Vom Senate im Einvernehmen mit der Bürgerschaft gefaßte Beschlüsse, 20. Dez. 1897, Pkt. 2: Bewilligung von M 241.810 für den nördlichen Teil des Stadtparks und die umliegenden Straßen. – VSBB 1900, Vom Senate im Einvernehmen mit der Bürgerschaft gefaßte Beschlüsse, 28. Mai 1900, Pkt. 2: Bewilligung von M 77.600 für den südlichen Teil des Stadtparks.

¹³⁰ VSBB 1897, Anlagen zu den Anträgen des Senates an die Bürgerschaft, Nr. 11 (wie Anm. 44), S. 4.

Tab. 1: Bilanz im Zusammenhang mit der Anlage des Stadtparks und der umliegenden Straßen und Baublöcke. (AHL, Finanzdepartement F 168, Vol. II; Ende 1903)

Einnahmen

| Rechnungs- Jahr | Verkauf v. Grundstück | Zinsen | Zusammen |
|--------------------|--------------------------|------------------|-------------------|
| 1897/98 | -- | -- | -- |
| 1898/99 | 129.786,00 | 1.528,80 | 131.314,80 |
| 1899/1900 | 63.531,00 | 2.295,92 | 65.826,92 |
| 1900 | 13.965,00 | 3.986,08 | 17.951,08 |
| 1901 | 38.412,00 | 2.273,75 | 40.685,75 |
| 1902 | 132.378,00 | 3.199,41 | 137.177,41 |
| 1903 | 192.534,00 | 3.471,66 | 196.005,66 |
| Zusammen | 572.606,00 | 16.755,62 | 589.361,62 |

Dazu in 1904 [zu erwarten]:

| | |
|--|------------|
| Verkauf Grundstücke | |
| - Israelsdorfer Allee 4-4a | 25.058,00 |
| - 11 Bauplätze an Parkstraße | 132.025,00 |
| - noch offene Plätze an Park- und Roockstraße | 36.750,00 |
| | ----- |
| | 193.833,00 |

Ausgaben

| Rechnungs- Jahr | Straßen | Parkanlagen | Anschütt. Baugelände | Entschädig. Pächter | Kosten bei Verkauf | Verwaltung | Zinsen für Vorschüsse | Verschiede- nes | Zusammen |
|--------------------|------------|-------------|-------------------------|------------------------|-----------------------|------------|--------------------------|--------------------|------------|
| 1897/98 | 9.000,00 | -- | -- | 1.362,70 | -- | 78,35 | 18,87 | -- | 10.459,92 |
| 1898/99 | 98.000,00 | 46.000,00 | -- | 230,39 | 1.966,80 | 25,15 | 2.562,97 | -- | 148.785,31 |
| 1899/1900 | 25.000,00 | 17.000,00 | -- | 89,00 | 1.077,25 | 15,35 | 3.744,78 | -- | 46.966,38 |
| 1900 | 16.810,00 | 30.000,00 | -- | 88,90 | 285,90 | 7,65 | 5.186,79 | -- | 52.379,24 |
| 1901 | -- | 55.000,00 | -- | -- | 787,58 | 27,70 | 4.648,16 | -- | 60.463,44 |
| 1902 | -- | 15.000,00 | -- | 319,64 | 2.554,91 | 7,00 | 3.019,20 | 210,60 | 21.111,35 |
| 1903 | 70.000,00 | -- | 12.000,00 | 22,75 | 3.949,64 | -- | 250,75 | 466,32 | 86.689,46 |
| Zusammen | 218.810,00 | 163.000,00 | 12.000,00 | 2.113,38 | 10.622,08 | 201,20 | 19.431,52 | 676,92 | 426.855,10 |

Einnahmen: 589.361,62

Ausgaben: 426.855,10

Überschuß:

162.506,52

mutmaßlicher Überschuß
[nach Verkäufen in 1904]:

356.339,52

sparungen durch Anschaffung einer Feldbahn für die Erdarbeiten, durch den billigen Ankauf von Pflanzen und Grassamen und die Entnahme größerer Bäume aus älteren städtischen Beständen sowie durch niedrigere Straßenbaukosten, die sich wiederum dadurch ergaben, daß zum einen das Gelände für die Straßen weniger Erdanschüttungen erforderte als erwartet und zum anderen sich die Anlieger der neuen Straßenzüge durch die sogenannte Sielabgabe¹³¹ an den Kosten für die Infrastruktur beteiligen mußten.

Zugleich hatten sich die Erwartungen an die Höhe der Erträge aus den Verkäufen von Grundstücken grundsätzlich erfüllt. Zwar hatten die Quadratmeterpreise für zahlreiche Grundstücke in den Baublöcken B bis D, die noch 1898 von M 15 auf M 18 erhöht worden waren¹³², die sich aber als schwer verkäuflich erwiesen, gesenkt werden müssen, und dem von Borries-Stift sowie der Heinrich-Gaedertz-Stiftung waren in den Baublöcken A und F Grundstücke kostenlos überlassen bzw. zu besonders günstige Konditionen eingeräumt worden. Dagegen waren für die Grundstücke an der Curtiusstraße und der Parkstraße zwischen Adolphplatz und Roekstraße Preise von M 18 bis M 25 erzielt worden¹³³, was sich in der Abrechnung sogar nur teilweise widerspiegelt, da sich die Verkäufe bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges hinzogen.

Schlußbetrachtung

Der Stadtpark zu Lübeck hat somit die städteplanerischen Erwartungen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Erschließung neuer Wohngebiete und dem Wachstum der Vorstadt St. Gertrud in jeder Hinsicht erfüllt. Das seinerzeit entwickelte Konzept erweist sich auch nach einem Jahrhundert als den Anforderungen modernen städtischen Lebens angemessen, wenn der einst „übelbeleumundete“ sumpfige Wiesengrund sich zu einem beliebten Naherholungsgebiet entwickelt hat, das in relativer Nähe zur Innenstadt eine Etappe darstellt in Richtung zum Stadtforst Lauerholz und der Wakenitz. Der Stadtpark stellt zudem aufgrund seiner Überschaubarkeit kein Kommunikationshindernis dar, sondern bildet als Kern, als eigentliches Herz des Stadtteils eine Abwechslung am Rande wichtiger Verkehrsachsen.

¹³¹ SLVB 1902: „Gesetz, betr. die Erhebung von Sielabgaben von Grundstücken der Vorstädte und Vororte“, vom 13. Okt. 1902. – AHL, Tiefbau, Ablieferung 1964, Paket 32, L I 4,4: Entwässerungssiel Curtiusstraße.

¹³² In der irrigen Annahme, sie würden besonders begehrt sein. Siehe AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. I: Protokoll des Finanzdepartements vom 25. Jan. 1898.

¹³³ AHL, Finanzdepartement, F 168, Vol. II: Protokoll Finanzdepartement, Abt. für Häuser und Plätze, vom 6. Aug. 1903, legt Preis für Grundstücke an der Parkstraße auf M 25 pro Quadratmeter fest. – Ebenda, Protokoll Finanzdepartement, vom 7. März 1904, legt Preis für Grundstücke an der Curtiusstraße auf M 18 pro Quadratmeter fest.

Ein besonders günstiger Umstand bei Planung und Anlage des Gesamtprojektes waren die Eigentumsverhältnisse. So konnte der Park auf staatlichem Grundbesitz errichtet werden, wodurch keine Kosten für Grundstücksankäufe anfielen; die Entschädigungen für die Pächter der Parzellen auf der alten Wiese spielten faktisch keine Rolle. Der Erlös aus den Verkäufen von Baugrundstücken aus Staatsland an Private überstieg dann sogar die entstandenen Baukosten für den Park und die ihn umgebenden Straßen erheblich und ließ einen bedeutenden Überschuß für die Staatskasse entstehen. Auch wenn dieser Einzelfall nicht auf andere Situationen übertragen werden kann, so verweist er doch auf Möglichkeiten staatlicher Großprojekte, die nicht zu vermehrter Staatsverschuldung führen.

Schließlich erwiesen sich die gartenarchitektonischen Vorstellungen seines Schöpfers Langenbuch als eine solide Grundlage, die das Gesicht der Parkanlage bis zum heutigen Tage ganz wesentlich prägen. Die Mischung aus dichter Baumbepflanzung, offenen Rasenflächen und den beiden buchtenreichen Teichen bietet den Spaziergängern zu jeder Jahreszeit reiche Abwechslung und ermöglichte darüber hinaus den von den Benutzern allmählich vollzogenen faktischen Wandel vom Schmuckgarten zum eigentlichen Volkspark, indem die Rasenflächen zu Spiel- und Liegewiesen umfunktioniert wurden. Allerdings führt die Finanzmisere der Stadt sowie eine ökologisch ausgerichtete gärtnerische Pflege heute zu erheblichem Wildwuchs, die den Park in einigen Teilen, besonders den großen Teich, geradezu verwahrlost erscheinen lassen.¹³⁴ Hier wäre es erfreulich, wenn Stadt und Bürger eine stärkere Sensibilität für den Stadtpark auch als Kulturdenkmal entwickeln würden.¹³⁵

¹³⁴ Dieses Problem teilt der Stadtpark mit dem hiervon noch stärker betroffenen Eschenburgpark. Siehe Michael *Gehrke*, Zur Geschichte des Eschenburgparks, in: *Der Wagen*, Lübeck 2002, S. 97-110, hier S. 110.

¹³⁵ Die Frage, ob der Stadtpark in den Rang eines Kulturdenkmals erhoben werden sollte, wurde bereits vor zehn Jahren im Rahmen einer studentischen Projektarbeit am Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur der Universität Hannover bejahend beantwortet. Siehe Anke *Gudehus*, Adelheid *Stakemann*, Wolfgang *Muus* und Marco *Thiele*, Stadtpark Lübeck. Seine Entwicklung von 1897 bis heute; Vorschläge zum Umgang mit der historischen Anlage, Hannover 1993. Das einzige in Lübeck greifbare Exemplar der nur als Typoskript vorliegenden Arbeit findet sich im Bereich Stadtgrün, Akte 87/67.11.07 Stadtpark. – Mein Dank gilt Herrn Rainer Wirz vom Bereich Stadtgrün, der mir auf die entgegenkommendste Weise Einblick in die laufenden Akten zum Stadtpark und in das genannte Typoskript gewährte.

18. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 2002/2003

Ingrid Schalties

I. Personalia

Im Berichtszeitraum (1.5.2002 bis 30.4.2003) haben sich bezüglich der Planstellen (6,5) der fest angestellten Mitarbeiter keine Änderungen ergeben. Die seit dem 1.12.2001 vakante Stelle einer halbtags beschäftigten Schreibkraft konnte dankenswerterweise zum 16.7.2002 wiederbesetzt werden.

Im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen konnte insgesamt 38 Personen ein befristetes Arbeitsverhältnis geboten werden. So waren in dem Projekt „Sicherung von Bodendenkmälern und Rettungsgrabungen in der Hansestadt Lübeck sowie zugehörige Dokumentationen“ 26 Personen eingesetzt und weitere 12 Mitarbeiter waren für „Archäologische Rettungsgrabungen in Verbindung mit vorgesehenen Verkehrsprojekten im Lübecker Landgebiet“ tätig. Darüber hinaus war es dem Bereich auch im Berichtsjahr gelungen, Drittmittel zur Finanzierung verschiedener Sonderprojekte einzuwerben.

Durch Fördermittel aus dem „Denkmalschutzprogramm der Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien (BKM) für die Erhaltung von Kulturdenkmälern mit besonderer nationaler kultureller Bedeutung“ konnten drei Personen ein Jahr lang beschäftigt werden. Weiterhin ist nach wie vor eine Mitarbeiterin für die Vorbereitung der Ausstellung „Die Dänenzeit in Lübeck“ angestellt. Im Dezember 2002 wurde zudem ein von der Europäischen Union gefördertes Projekt (Interreg III A) genehmigt. Ziel des Projektes ist die Verbesserung der Zusammenarbeit deutsch-dänischer Kultureinrichtungen. Im Rahmen dieses Projektes, welches eine Laufzeit von drei Jahren hat, werden drei zusätzliche Stellen geschaffen: eine Wissenschaftlerin (75 %), eine Wissenschaftlerin (50 %), eine Grafikerin (75 %). Im Rahmen der archäologischen Untersuchungen im Zusammenhang mit der Sanierung der Versorgungsleitungen auf dem Lübecker Markt konnten zwei Mitarbeiter/innen befristet eingestellt werden und weitere drei Personen sind zum 20.1.2003 für baubegleitende Rettungsgrabungen im Zusammenhang mit dem Kaufhaus-Neubau auf der Markt-Westseite für vier Monate angestellt worden. Insgesamt verfügte der Bereich im Berichtszeitraum über 50 zusätzliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

II. Grabungen

Veranlaßt durch Bauvorhaben hatten Mitarbeiter des Bereichs im Berichtszeitraum auf rd. 60 Baustellen in der Innenstadt Lübecks archäologische Untersuchungen durchzuführen. Dabei handelte es sich wiederum sowohl um

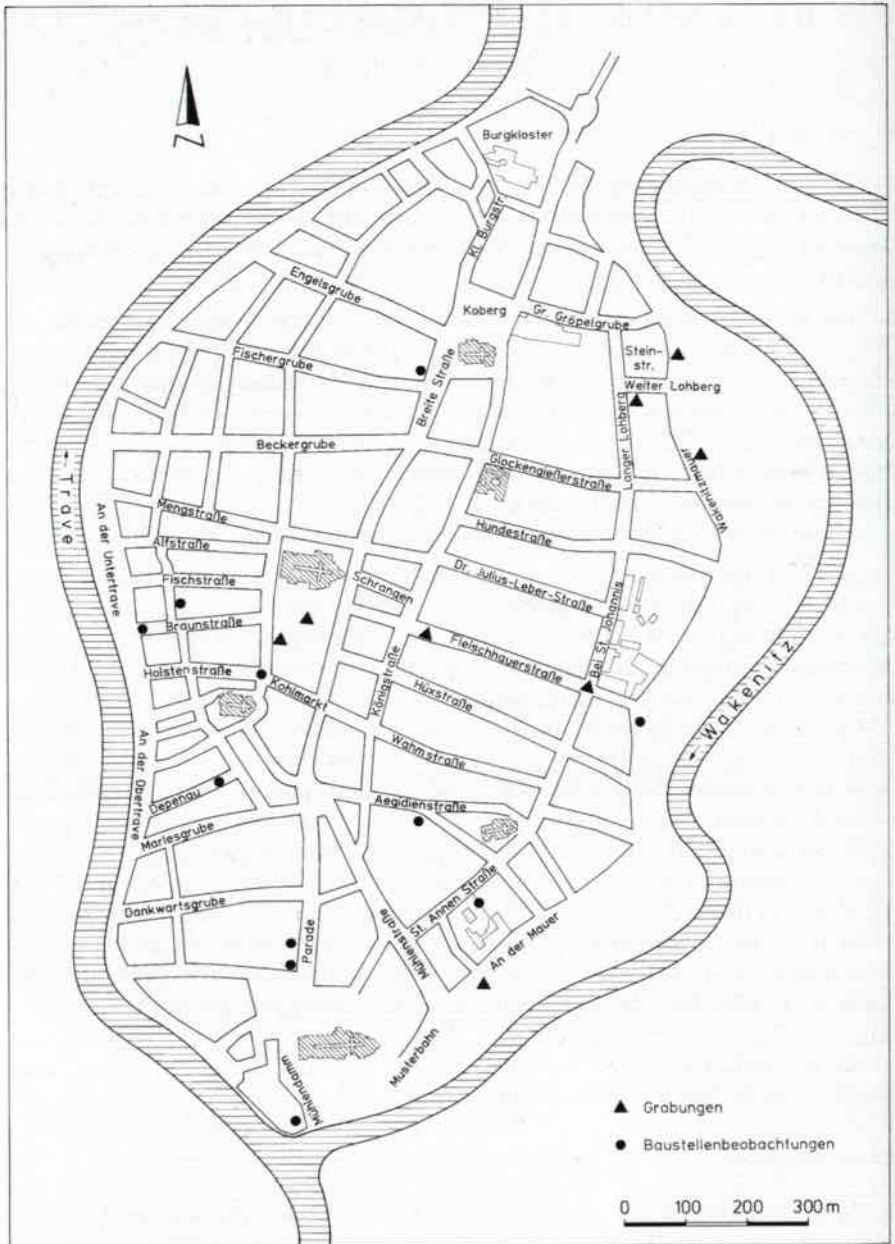


Abb. 1: Plan der Lübecker Innenstadt mit Lage der wichtigsten Untersuchungsbereiche.

Ausgrabungen, die systematisch über mehrere Wochen stattfanden, als auch um baubegleitende Maßnahmen im Untergrund der Straßen oder Tagesbaustellen (vgl. Abb. 1).

An der Mauer 55

Die Ausgrabungen auf dem in das Buch der Bodendenkmale eingetragenen Grundstück An der Mauer 55 (vgl. ZVLGA 81, 2001, S. 319-321 und ZVLGA 82, 2002, S. 299 f.), sind zu Beginn des Jahres 2003 zum Abschluß gebracht worden. Im vergangenen Jahr wurden zunächst die Untersuchungen im Bereich der Stadtmauer wieder aufgenommen.¹ Nahe dem Nachbargebäude Nr. 55 a wurde dabei eine hölzerne Kastenkonstruktion freigelegt, die wegen massiven Wasserandrangs allerdings nicht bis zu ihrem Grund verfolgt werden konnte. Da sie bis auf ungefähr drei Meter Tiefe mit Sand verfüllt war, welcher keinerlei Funde barg, sind zur Zeit weder Aussagen zur Funktion noch zur zeitlichen Stellung möglich. Aufgedeckt wurde auch ein massiver Stützpfeiler der dänenzeitlichen Stadtbefestigung, der auf dicht an dicht in den Boden gerammten Eichenpfählen ruhte. Es bleibt zu hoffen, daß die dendrochronologische Datierung dieses „Pfahlroste“ es ermöglicht, die Errichtungszeit dieses Teils der Stadtmauer präziser zu bestimmen, als es über die Backsteinhöhen oder andere mauerwerkstechnische Merkmale (z. B. Verband, Mörtel etc.) möglich ist. Darüber hinaus wurden die im Vorjahr entdeckten mittelalterlichen und neuzeitlichen Uferbefestigungen weiterverfolgt, dokumentiert und teilweise geborgen, da durch den Keller des Neubaus alle hier im Boden befindlichen historischen Relikte zerstört werden.

Der Markt

Die im März 2002 begonnenen Rettungsgrabungen, welche anlässlich der Neuverlegung von Versorgungsleitungen durchzuführen waren, wurden im Dezember desselben Jahres termingerecht zum Abschluß gebracht. Über die beiden ersten Untersuchungsbereiche nahe der „alten Post“ ist im Vorjahresband bereits berichtet worden (ZVLGA 82, 2002, S. 307-310). Im Bereich der Start- und Zielschächte für die Leitungspressungen waren im vergangenen Jahr insgesamt 6 weitere Flächen zu untersuchen.²

¹ Zu den Ausgrabungsergebnissen auf dem Nachbargrundstück Nr. 53, wo ebenfalls die Stadtmauer des 13. Jahrhunderts erfaßt werden konnte, vgl. Manfred Gläser, Die Lübecker Burg- und Stadtbefestigungen des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 20, 1990, Heft 2, S. 230.

² Auch die zweite Grabungskampagne auf dem Markt wurde von Ursula Radis geleitet, der ich für die Übermittlung der wichtigsten Ergebnisse für diesen Bericht danke.

Durchschnittlich einen halben Meter unterhalb der heutigen Pflasterung war in allen auf der Platzfläche angelegten Grabungsschnitten das mittelalterliche Marktniveau anzutreffen, repräsentiert durch die typische 10-30 cm starke, fettig-humose „Marktschicht“.³ In Teilbereichen ließ sie sich stratigraphisch und auch über die zahlreich geborgenen Funde in zwei zeitlich aufeinander folgende Horizonte gliedern, von denen der älteste noch dem 12. Jahrhundert zuzuordnen ist (Abb. 2). Wie von früheren Ausgrabungen bereits bekannt, wurden auch hier mehrfach Reste von planmäßig verlegten Planken (stabilisiert durch Unterleghölzer) aufgedeckt, die vermutlich der besseren Begehbarkeit, aber auch der Reinhaltung des Platzes dienen sollten. Als Hinweise auf Marktbuden bzw. Verkaufsflächen oder -stände werden eine exakt rechteckige Eingrabung mit Abmessungen von 2,0 x 1,70 m gedeutet, die mit Schotter ausgefüllt war (Fundament einer Marktbude?), sowie zwei noch 80 cm tief erhaltene Pfostengruben (Abstand 2,40 m). In einer der Gruben hatten sich noch die vertorften Reste eines 16 x 16 cm messenden senkrechten Ständers erhalten.

Unterhalb der mittelalterlichen Marktschichten lag direkt auf dem gewachsenen Sand noch ein ca. 20 cm starker sandig-humoser Horizont, aus welchem vereinzelt vorgeschichtliche und auch slawische Keramikfragmente geborgen werden konnten.⁴ In diese Schicht einschneidend fanden sich in nahezu allen Untersuchungsbereichen kreisrunde Eintiefungen (Dm. 3-6 cm, L = 12-15 cm), deren Funktion auch schon bei früheren „Marktgrabungen“ nicht genauer bestimmt werden konnte. Dem Ausgräber präsentieren sie sich sowohl in flächiger als auch in linearer Anordnung. Eine funktionale Deutung wird insbesondere dadurch erschwert, daß sie zeitlich nicht zu differenzieren sind. Gemeinsam ist ihnen lediglich, daß sie von der Marktschicht der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts abgedeckt werden. Als Deutung käme eine Funktion als Zeltstangen, Zaunstecken oder vielleicht als senkrechte Bauteile leichter Markt?-Buden in Betracht. Beweisbar ist dies jedoch leider nicht.

Über den Marktnutzungsschichten des späten 12. und des 13. Jahrhunderts wurden in einem Untersuchungsbereich auf der Ostseite des Platzes noch weitere drei Nutzungshorizonte erfaßt, jeweils getrennt durch eine sandige Planierschicht. Sie unterscheiden sich von den älteren Markthorizonten

³ Zu den Ergebnissen früherer „Markt-Grabungen“ vgl. Doris Mührenberg, Der Markt zu Lübeck. Ergebnisse archäologischer Untersuchungen, in: LSAK 23, 1993, S. 83-154.

⁴ Vorgeschichtliche und slawische Keramik ist inzwischen in unterschiedlicher Anzahl von etlichen Ausgrabungsstellen auf dem Stadthügel bekannt, wobei der größte Komplex vom Burgbereich stammt (vgl. Kerstin Lagler, Einige vorgeschichtliche Keramikscherben aus der Lübecker Innenstadt, in: LSAK 6, 1982, S. 335-337 und Karl-Heinz Willroth, Zur Gliederung der slawischen Keramik aus der Lübecker Innenstadt, in: LSAK 6, 1982, S. 303-333). Eine zusammenfassende Betrachtung, welche auch die Ausgrabungen nach 1982 berücksichtigt, steht leider noch aus.

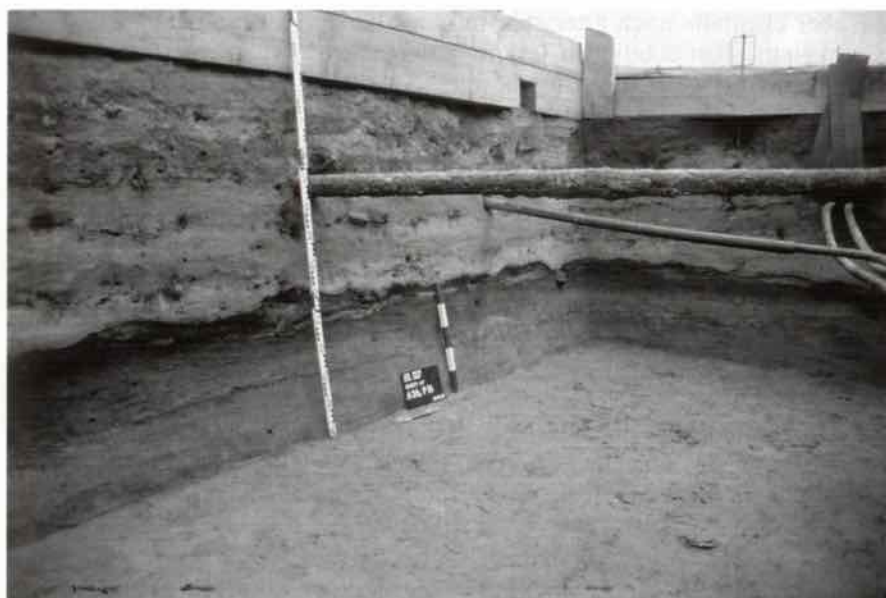


Abb. 2: Markt. Abfolge von Nutzungshorizonten (Vorgeschichte/Mittelalter/Neuzeit). Die unregelmäßige Oberkante der tief-schwarzen Schicht markiert die Oberfläche des Platzes im 13. Jahrhundert.

dadurch, daß hier die Oberfläche jeweils regelmäßige Vertiefungen aufweist, die auf einen (später entfernten) Belag aus Pflastersteinen schließen lassen. Zum jetzigen Zeitpunkt können diese Horizonte nur allgemein der Zeit nach 1300 zugeordnet werden.

Abschließend sei noch auf die Ergebnisse eines Grabungsabschnittes auf dem Rathaushof hingewiesen. Er lag in unmittelbarer Nähe der Westmauer des Rathauses und damit zum Teil im „Straßenraum“ des einst hier verlaufenden Engen Krambudens, dessen Oberfläche aufgrund jüngerer Störungen leider nicht mehr zu fassen war. Als ältestes wurde hier eine Grube mit minimalen Abmessungen von 2,80 x 1,30 m und einer Tiefe von mehr als 3 m angeschnitten. Ihre exakte Ausdehnung war nicht zu bestimmen, da der weitaus größere Teil außerhalb der Grabungsfläche liegt. Sie war mit einem Sand-Lehm-Gemisch verfüllt, welches im untersuchten Bereich fast ausschließlich, abgesehen von einer Scherbe, spätslawische Keramik enthielt. Stratigraphisch gehört sie aber schon in die deutsche Zeit, weshalb die Ausgräberin sie als Sand- bzw. Lehmentnahmegrube interpretiert. Das entnommene Material fand vielleicht beim Bau der Marienkirche oder des Rathauses Verwendung. Jünger als die „Materialentnahmegrube“ war eine Abfallgrube,

die aber ebenfalls noch älter sein muß als der Enge Krambuden, da sie zu einem nicht unbeträchtlichen Teil im späteren Straßenraum liegt. Die fundreiche Verfüllung weist die Aufgabe dieser Grube in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Die jüngsten in diesem Abschnitt erfaßten Befunde gehören zur mittelalterlichen Bebauung, die den Engen Krambuden ehemals säumte.⁵ Erfaßt wurden 5 m einer noch 1,60 m hoch erhaltenen straßenseitigen Kellermauer von 0,60 m Stärke. Backsteinhöhen von durchgängig 9 cm und der sehr sauber ausgeführte gotische Verband weisen auf eine Errichtungszeit noch während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Späterhin erfolgte eine Teilung des Kellers in mindestens zwei Räume, wovon eine Ost-West verlaufende jüngere Mauer zeugt, die mit der straßenseitigen Kellermauer nachträglich verzahnt worden war. Ein abgeschlagener Gewölbeansatz weist darauf hin, daß nachträglich zumindest in den südlichen Raum ein Gewölbe eingezogen worden ist. Die Baumaßnahmen und somit auch die baubegleitenden Rettungsgrabungen waren am Ende des Berichtszeitraumes noch nicht abgeschlossen.

Neubebauung des „Postareals“

Aufgrund seiner herausragenden Bedeutung für die Geschichte der Hansestadt Lübeck hat der Bereich Archäologie veranlaßt, daß der Marktbereich und die umgebenden Areale 1998 gem. § 5 des Schleswig-Holsteinischen Denkmalschutzgesetzes in das „Buch der Bodendenkmale“ eingetragen wurden. Dieser besondere Schutz gebietet es, vor notwendigen Veränderungen (hier: Bodeneingriffe) archäologische Untersuchungen und Dokumentationen durchzuführen. Diese fanden nach dem Abriß des im Kern aus dem 19. Jahrhundert stammenden Postgebäudes im zeitlichen Zusammenhang mit dem Abbruch des Kellers und den Gründungsarbeiten für das hier geplante Kaufhaus in der Zeit von Mitte Januar bis Ende März 2003 statt. In zuvor geführten Abstimmungsgesprächen hatten sich die Investoren bereit erklärt, anteilige Personalkosten zu übernehmen sowie dem Bereich „technische Hilfe“ (Gestellung von Gerät und Material) bei den Grabungsarbeiten zu gewähren.

Obwohl das im Jahr 1884 als Reichspostgebäude⁶ errichtete Bauwerk bereits über einen tief in den Untergrund eingreifenden Keller verfügte, war aufgrund verschiedener Voruntersuchungen (Bohrungen, Schürfgruben etc.) davon auszugehen, daß sich unterhalb der Kellersohle noch Spuren mittelal-

⁵ Fritz Rörig, *Der Markt von Lübeck*, Lübeck 1921, S. 157-254, hier: Abb. S. 254, Baublock XI, Haus Nr. 255-263, in: *Lübeckische Forschungen*, Jahrbuchgabe des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 1921.

⁶ Annegret Möhlenkamp, *Die bauliche und wirtschaftliche Entwicklung nach 1800*, in: *Denkmalpflege in Lübeck 2. 10 Jahre Weltkulturerbe*, Lübeck 1998, S. 68 f.



Abb. 3: „Postgrabung“. Freigelegte Hausfassaden am Schlüsselbuden (Mittelalter und Neuzeit). Mittig: In den Vorgertiebel integrierter Kloakenschacht.

terlicher Bausubstanz erhalten haben. Diese Vermutung wurde in vollem Umfang bestätigt (Abb. 3):

Als älteste Befunde wurden außer den mittelalterlichen „Markthorizonten“, welche mehrfach in den Baugrubenwänden sichtbar waren, auf der Westseite der Kellergrube in größerer Ausdehnung auch ein ca. 50 cm starkes Schichtpaket dokumentiert, bei dem es sich um mehrere aufeinanderfolgende Laufniveaus des Straßenzuges Schlüsselbuden handelt. Darüber hinaus konnte auch der den Baublock einst in Nord-Süd-Richtung durchziehende Düstere Krambuden (Abb. 4) sowie einer der drei ursprünglichen Verbindungsgänge zwischen Schlüsselbuden und Markt lokalisiert werden.⁷ Sowohl die Marktfläche als auch die mittelalterlichen Straßenbefunde wurden ab ca. 1,0-1,20 m unter dem heutigen Niveau erfaßt.

Trotz der tiefgreifenden Störungen, welche der Keller der Reichspost hier verursacht hat, fanden sich auf der Sohle der Baugrube überraschenderweise noch Relikte der früheren Wohnbebauung. So wurden an der Kohlmarktseite und direkt am Schlüsselbuden über älteren Grubenverfüllungen die Keller von zwei Holzgebäuden aufgedeckt, welche nach einer ersten Sichtung der Kera-

⁷ Möhlenkamp, wie Anm. 6, S. 63, Abb. 1.



Abb. 4: „Postgrabung“. Die Mauerzüge in der Bildmitte säumten den einst hier verlaufenden Düsteren Krambuden. Links: Der Grundriß eines Holzkellers wird freigelegt.

mikfunde aus ihren Fußbodenschichten wohl noch der Zeit um 1200 zuzuordnen sind. Bei dem traufständig zum Kohlmarkt hin stehenden Haus handelt es sich um einen Pfosten-Schwellriegelbau mit Abmessungen von ca. 3,50 x 4,0 m, bei jenem am Schlüsselbuden vermutlich um einen Schwellenständerbau mit Seitenlängen von 5,80 m x mindestens 4,60 m. Auch dieses Gebäude war traufständig zur Straße orientiert. Leider hat sich in dem hier vorhandenen sandigen und trockenen Untergrund keine datierbare Holzsubstanz erhalten, so daß die endgültige zeitliche Einordnung erst nach Auswertung aller Befunde und Funde möglich sein wird. In beiden Gebäuden fanden sich verschiedenste Hinweise darauf, daß hier einst „Metallhandwerker“ ansässig waren. Aus dem Haus am Kohlmarkt stammen neben einer Vielzahl von Gießereiabfällen (Bronzefragmente, Metallschlacken etc.) auch zwei schöne Gußformen aus Stein (vgl. Abb. 5). Und am Schlüsselbuden hat offensichtlich ebenfalls ein Metallgießer sein Handwerk ausgeübt: Zu seinem Produktionsspektrum gehörten u. a. Gürtelschnallen sowie kleine Vorhängeschlösser, von denen jeweils mehrere gleichartige Stücke gefunden wurden. Die Gürtelschnallen hingen bei der Auffindung noch zu mehreren aneinander, waren also noch nicht abschließend bearbeitet worden.



Abb. 5: „Postgrabung“. Eine beidseitig benutzbare Gußform aus Kalkgestein zum Gießen von kleinen Ringen; die rückseitig eingeschnittene Form diente dem Guß von Perlen (12./13. Jahrhundert).

Von der spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Budenbebauung⁸ in Backstein konnten südlich außerhalb des alten Postkellers die Reste von drei Gebäuden erfaßt werden, von welchen eines einen vierten, älteren Keller überlagerte. Insgesamt sind damit auf der Kohlmarktseite vom Mittelalter bis zum Bau der Reichspost drei aufeinanderfolgende Bauperioden belegt, wobei besonders die letzte neuzeitliche Periode durch vielfache Umbaumaßnahmen und Mauerwerks-Unterfangungsarbeiten gekennzeichnet ist. Ähnliche Baubefunde konnten des weiteren im ehemaligen Hofbereich der Post am Schlüsselbuden freigelegt und dokumentiert werden. Und zum Markt hin zeigten sich in der Baugrubenwand mehrfach jene neuzeitlichen Kelleranlagen, die als

„Keller vor dem Haus“ überliefert sind⁹, weil sie über die Vorderflucht der Gebäude hinaus in die Platzfläche hineinragen. Auch sie wurden eingemessen und dokumentiert.

Unterhalb der einstigen Kellersohle des Postgebäudes hatten sich zudem noch insgesamt sieben „Tiefbauwerke“ erhalten. Bei sechs Anlagen handelt es sich um Backsteinringe unterschiedlichen Durchmessers, die sekundär alle als Kloaken genutzt worden sind. Nur ein Schacht war so tief, daß er die wasserführenden Schichten erreichte, wodurch seine primäre Nutzung als Brunnen belegt ist. Überraschend war die Aufdeckung eines mit einer Tonne überwölbten Kellerraumes (Abb. 6), der sich noch unterhalb des Kellerfußbodens der Post befand.¹⁰ Er besaß eine runde Öffnung im Tonnengewölbe, und im

⁸ Vgl. dazu Margrit Christensen, Zur Bebauung und zur Handels-, Produktions- und Wohnnutzung des Marktes bis um 1800, in: Denkmalpflege in Lübeck 2. 10 Jahre Weltkulturerbe, Lübeck 1998, S. 46-61.

⁹ Christensen, wie Anm. 8, S. 57 f.

¹⁰ Gebäude, bei deren Errichtung bereits gemauerte Kloakenschächte in den Bau integriert wurden, sind in Lübeck bisher nur vereinzelt erfaßt. Vgl. dazu: Uwe Müller, Ein Holzkeller aus dem späten 12. Jahrhundert. Erste Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen auf den Grundstücken Königstraße 70-74 in Lübeck. Mit einem Beitrag zu ausgewählten Glasfunden, in: LSAK 22, 1992, S. 154; Karl Bernhard Kruse, Die Baugeschichte des Heiligen-Geist-Hospitals



Abb. 6: „Postgrabung“. Unter der Keller-
sohle der Post entdeckter „Raum“ zur Auf-
nahme von Abfällen und Exkrementen (16.
Jahrhundert).

oberen Bereich einer Ecke münde-
te ein gemauerter Kanal, dessen
weiterer Verlauf allerdings nicht
mehr erhalten war. In den mit
Backsteinen gepflasterten Boden
waren mittig dicht nebeneinander
zwei Holzfässer so eingelassen
worden, daß sie nicht über das
Fußbodenpflaster hinausragten.
Auf diesem lagerte noch eine ca.
30 cm starke Fäkalien-schicht, die
nahezu keine Funde enthielt. Es
ist davon auszugehen, daß über den
gemauerten Kanal Exkreme-
nte zu-geführt wurden. Diese sammelten
sich in den beiden Fässern bzw.
lagerten sich auf dem Boden ab.
Über die Revisionsöffnung in der
Decke konnte dann je nach Bedarf
eine Entleerung durchge-
führt werden. Errichtet wurde dieses ver-
mutlich von mehreren Haushalten
genutzte „Sammelbecken“ aus-
weislich der Backsteinhöhen und
des Mauerwerksverbandes (Block-
verband) in der frühen Neuzeit. Als
der Keller der Reichspost gebaut
wurde, war das Gewölbe offenbar

noch so gut intakt, daß man die neue Kellersohle einfach darüber zog und sich
so die Entfernung oder Verfüllung dieser Anlage ersparte.

Weiter Lohberg 2

Die Parzelle Weiter Lohberg 2 ist Teil eines später sieben mittelalterliche
Parzellen umfassenden ursprünglichen Großgrundstückes, gelegen an der
Einnündung der Straße in den Langen Lohberg. Von 1308 bis um 1600 um-

zu Lübeck. Mit einem archäologischen Beitrag von Günter P. *Fehring*, in: *LSAK* 25, 1997, S. 112
f. Auch bei einem Gebäude am Schlüsselbuden (vgl. Abb. 3) war festzustellen, daß gleichzeitig
mit seiner Errichtung innerhalb des Hauses eine Kloake angelegt worden ist. Da dieser Baublock
kaum Freiflächen aufwies, gab es hier offensichtlich kaum die Möglichkeit, die Abfallschächte
im Hof zu plazieren. Nach dem jetzigen Kenntnisstand scheinen auch die übrigen erfaßten Kloa-
ken wohl überwiegend innerhalb der Gebäude gelegen zu haben, sind dort aber nachträglich ein-
gebracht worden.

faßte die Parzelle dann nur noch die Nummern 2 und 4, „bebaut mit einem Haus“. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde das Gebäude erhöht und barock überformt, weitere bauliche Veränderungen erfolgten im 19. Jahrhundert. Für das Mittelalter sind mehrfach Gerber als Hausbesitzer überliefert und für die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Branntweinbrenner. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zum Jahr 1826 beherbergte es eine Zuckerfabrik und danach eine Seifensiederei.¹¹ Seit dem Sommer des Jahres 2002 werden sowohl das Hauptgebäude als auch der anschließende Seitenflügel durchgreifend modernisiert. Die im Rahmen der Baumaßnahme erforderlichen Bodeneingriffe wurden archäologisch begleitet.

Um in den Gebäuden eine ausreichende Raumhöhe zu gewinnen, war zum einen das vorhandene Fußbodenniveau abzusenken, weitere Bodeneingriffe resultierten aus der Neuverlegung von Versorgungsleitungen sowie der Sanierung der Umfassungsmauern gegen Feuchtigkeit. Im Zuge des Bodenaushubs konnte der fast noch komplett erhaltene Backsteinfußboden des mittelalterlichen Haupthauses erfaßt und dokumentiert werden. Weiterhin wurde parallel zur heutigen straßenseitigen Gebäudemauer im Innern des Hauses die mittelalterliche Traufenmauer freigelegt, welche im Zuge der oben beschriebenen Aufstockung des Gebäudes im 18. Jahrhundert abgebrochen worden sein muß. Da auch die gegenüberliegende Mauer sowie der Rückgiebel im unteren Bereich mittelalterliche Substanz aufweisen, kann nunmehr die exakte Größe des mittelalterlichen Gebäudes erschlossen werden. In der hinteren Hälfte des Hauses stieß man etwa 50 cm unterhalb des rezenten Fußbodens auf die Reste einer vermutlich frühneuzeitlichen „technischen Anlage“, bestehend aus mehreren Rundschächten, die durch überwölbte Backsteinkanäle mit jeweils einer rechteckigen Backsteinkonstruktion verbunden waren (Abb. 7).



Abb. 7: Weiter Lohberg 2. „Technische Anlage“ (Mittelalter/Neuzeit).

bestehend aus mehreren Rundschächten, die durch überwölbte Backsteinkanäle mit jeweils einer rechteckigen Backsteinkonstruktion verbunden waren (Abb. 7).

¹¹ Rolf Hammel-Kiesow (Hrsg.), Wege zur Erforschung städtischer Häuser und Höfe, in: Häuser und Höfe in Lübeck 1, Neumünster 1993, S. 60 ff., 77, 103 und 108.

Ein ähnlicher Befund ist schon im Jahre 2000 bei den baubegleitenden archäologischen Untersuchungen im „Aegidienhof“ (ZVLGA 80, 2000, S. 323-325) ergraben worden, wo er mit der Bearbeitung von Stoffen (Färberei?) in Verbindung gebracht wurde.

Da in diesem Quartier von alters her in großer Zahl Lohgerber ansässig waren und arbeiteten, vom Beginn des 14. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts auch auf dem Grundstück Weiter Lohberg 2¹², liegt es nahe, die freigelegten gemauerten Behälter und Kanäle mit diesem Berufszweig in Verbindung zu bringen. Genaueren Aufschluß darüber können jedoch nur vergleichende Studien erbringen, da die Bedeutung und Funktion der ergrabenen Anlagen aus sich selbst heraus nicht zu klären sind. Es gab keinerlei Rückstände in den Becken, die eine Deutung in die eine oder andere Richtung ermöglicht hätten. Aufgrund der besonderen Bedeutung dieser Befunde wurde dieses Grundstück gem. § 5 des Schleswig-Holsteinischen Denkmalschutzgesetzes in das Buch der Bodendenkmale eingetragen. Nach Aufgabe der „technischen Anlage“ erhöhte man den Fußboden und verfüllte die Becken mit Bauschutt. Zahlreiche darin eingebettete Stiele aus weißem Pfeifenton mögen darauf hindeuten, daß die Bewohner dieses Hauses nunmehr auf andere Weise handwerklich tätig waren. Ob diese Pfeifenstiele hier produziert worden sind oder Niederschlag von Handelsaktivitäten darstellen, läßt sich allerdings erst nach vollständiger Auswertung aller Befunde beantworten.

Mitte des 18. Jahrhunderts existierte, wie oben bereits erwähnt, auf dem Grundstück dann eine Branntweinbrennerei, von 1786 bis 1826 eine Zuckerfabrik und danach eine Seifensiederei. Zumindest die Aktivitäten, die mit der Zuckerfabrikation verbunden werden können, haben sich in den jüngeren Auffüllschichten niedergeschlagen. Denn hier fanden sich neben großen Mengen neuzeitlicher Gebrauchskeramik auch unzählige zerschlagene „Zuckerhutformen“ aus Ton (Abb. 8).

Fleischhauerstraße

Über die Ergebnisse des ersten Bauabschnittes, der zwischen Kanalstraße und dem Straßenzug Bei St. Johannis/Schlumacherstraße lag, ist im Vorjahr berichtet worden (ZVLGA 82, 2002, S. 303-306). Noch nicht erwähnt worden sind die dabei auf der ganzen Länge des Bauschachtes beobachteten hölzernen Leitungselemente, welche im Berichtszeitraum auch im zweiten Bauabschnitt (zwischen Schlumacherstraße und Königstraße) freigelegt, dokumentiert und zum Teil geborgen werden konnten. Bei den aufgedeckten Befunden handelt es sich um Relikte von mindestens vier verschiedenen

¹² Hammel-Kiesow, wie Anm. 11, Tab. 3, S. 118/119.



Abb. 8: Weiter Lohberg 2. Fragmentierte Zuckerhutformen und Auffanggefäße (18. Jahrhundert). Eine nahezu vollständig zusammengesetzte Form ist im Hintergrund rechts zu erkennen.

Systemen der für das Mittelalter und die Neuzeit überlieferten Lübecker Wasserkünste.¹³

Zwischen der Kanalstraße und dem Straßenzug An der Mauer (also ehemals außerhalb der Stadt) fanden sich außer den Substruktionen für die Küterhäuser (vgl. ZVLGA 82, 2002, S. 304 ff) auch zwei im Abstand von 5 m in Nord-Ost/Süd-West-Richtung verlegte hölzerne Leitungen. Bei beiden handelte es sich um U-förmig ausgehauene Rinnen mit flachem aufgenagelten Deckel.¹⁴ Sie können bisher keiner der archäologisch oder historisch überlieferten Wasserkünste zugeordnet werden. Was ihre Zeitstellung anbelangt,

¹³ Friedrich Bruns: Hugo Rahtgens, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt Lübeck, Band I, 1. Teil: Stadtpläne und -ansichten, Stadtbefestigung, Wasserkünste und Mühlen, Lübeck 1939, S. 283-309.

¹⁴ Mieczyslaw Grabowski, „Das Wasser fließt in Röhren ...“, Wasserversorgung in Lübeck, in: In Lübeck fließt Wasser in Röhren ... seit 700 Jahren!, Lübeck 1994, S. 19-54.

ist bis zum Vorliegen der dendrochronologischen Datierungen lediglich eine relativchronologische Einordnung möglich. Danach ist die auf der Südseite der Baugrube erfaßte Leitung jünger als die hölzernen Gründungselemente der Küterhäuser, da sie diese stört. Die auf der Nordseite erfaßten Leitungselemente könnten aufgrund ihres Verlaufs mit der weiter westlich erfaßten Bürgerwasserkunst (ab 1531/33) in Zusammenhang gestanden haben. Eine direkte Verbindung ist aufgrund jüngerer Störungen jedoch nicht mehr herstellbar. Es ist aber auch nicht auszuschließen, daß diese beiden Rohrleitungen

nicht der Wasserversorgung, sondern der Ableitung von Schmutzwasser dienen.¹⁵



Abb. 9: Fleischhauerstraße. Zwei Elemente der „Bürgerwasserkunst“ des 16. Jahrhunderts; links die entfernten Deckelteile.

Im Abschnitt zwischen den Querstraßenzügen An der Mauer und Bei St. Johannis wurden 2,50–4,0 m unter dem heutigen Niveau der Fleischhauerstraße auf ganzer Trassenlänge (= 85 m) ebenfalls die Leitungsteile einer historischen Wasserkunst freigelegt. Wieder waren es die U-förmigen gedeckelten „Rohre“, die Längen von knapp 5 m bis zu etwas mehr als 12 m aufwiesen. Die Verbindung zwischen ihnen war ohne ein spezielles Verbindungselement hergestellt worden: Das Ende eines Rohres war so zugearbeitet worden, daß es in das nächste Leitungselement einfach einzuschieben war. Der aufgenagelte Deckel stabilisierte die Verbindungsstelle (Abb. 9).

Ein Hausanschluß, also eine zu einem Gebäude abzweigende Leitung, die einen sogenannten Haussod versorgte, wurde in diesem Bauabschnitt nur einmal erfaßt. Schriftlich überliefert ist für diesen Teil der Fleischhauerstraße das Vorhandensein der sogenannten Bürger- oder Kaufleutewasserkunst (ab 1531/33), die bei den Wassertürmen am Hüxterdamm beginnend durch den Straßenzug An der Mauer verlief, dann in die Fleischhauerstraße abzweigte und am nächsten Querstraßenzug (Bei St. Johannis) die Fleischhauerstraße wieder verließ (vgl. Abb. 10). Eine Datierung wird auch in diesem Fall erst nach Abschluß der dendrochronologischen Untersuchung der verwendeten

¹⁵ Bruns/Rahtgens, wie Anm. 13, S. 300.

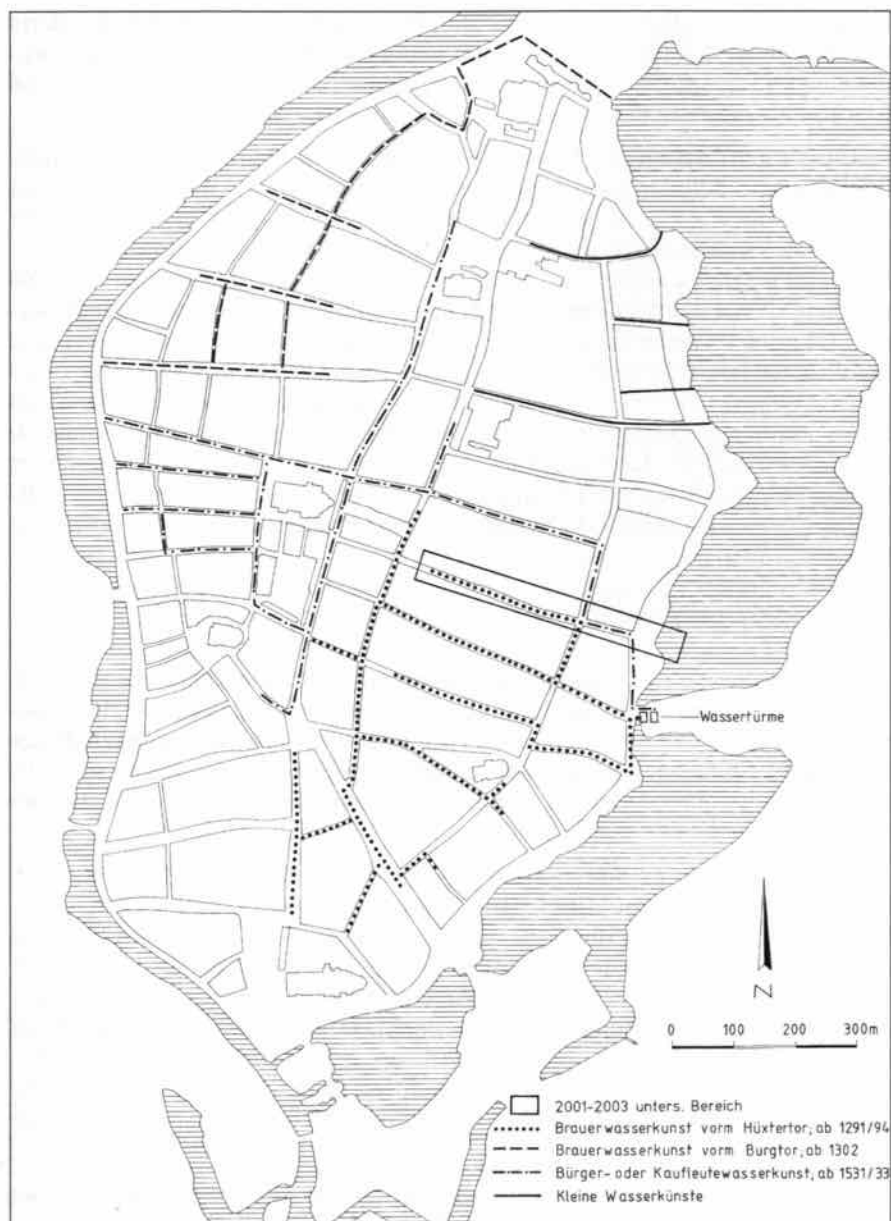


Abb. 10: Fleischhauerstraße. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts versorgte das hölzerne Leitungssystem 2/3 der Stadtbevölkerung mit „Kunstwasser“ aus der Wakenitz.

Leitungsteile möglich sein, zumal die Wasserleitung des 19. Jahrhunderts teilweise unter der älteren Holzleitung verlegt worden war. Damit stehen weder eine Stratigraphie noch Funde zur Verfügung, die eine vorläufige zeitliche Einordnung ermöglicht hätten.¹⁶

Im übrigen Verlauf der Fleischhauerstraße (zwischen Schlumacherstraße und Königstraße) war nahezu durchgängig etwa 1,80 – 2,0 m unter Niveau noch die sogenannte Brauerwasserkunst (ab 1291/94) zu beobachten, die technisch genau so ausgeführt war, wie die zuvor beschriebene Bürgerwasserkunst. Im mittleren und oberen Bereich der Straße stieß man zu dem nur 0,80 m unter Niveau noch auf mehrere „Hausanschlüsse“, welche aus durchbohrten Baumstämmen hergestellt waren. Aufgrund der verschiedenen Niveaus der erfaßten Befunde ist davon auszugehen, daß die Hausanschlüsse zu einer jüngeren Phase der Brauerwasserkunst gehören müssen. Wasserleitungen und Hausanschlüsse in Form von durchbohrten Stämmen (Pipen) treten in Lübeck ab der Mitte des 15. Jahrhunderts auf und wurden bis in das 18. Jahrhundert hinein verlegt.¹⁷ Seit 1830 begann man dann, bei Reparaturmaßnahmen gußeiserne Rohre einzufügen. In Betrieb war die „Brauerwasserkunst vorm Huxtertor“ bis 1867.

Wakenitzmauer/Steinstraße

Auch in diesen Straßenzügen wurde im Jahr 2002 die Sanierung der Entwässerungsleitungen durchgeführt und archäologisch begleitet. Da dabei gewonnenen Einblicke bestätigen die historische Überlieferung, wonach dieser Bereich der Stadt erst nach dem Abschluß umfangreicher Aufschüttungsmaßnahmen, die während des 13. Jahrhunderts erfolgten, genutzt bzw. bebaut werden konnte.¹⁸

Im Verlauf der gesamten Bautrasse in der Wakenitzmauer zeigte sich zuunterst immer eine im Mittel 50 cm starke Lehmschicht, gefolgt von torfig-humosen Schichtungen, die stark mit Tierknochen (z. B. Ziegenhörnern) und auffällig vielen Lederresten durchsetzt waren. Derartige Funde sind, wie wir von anderen Grabungsstellen in der nahen Umgebung wissen, als Abfallprodukte der Lederherstellung zu interpretieren. Denn in diesem Teil der Stadt hatten seit dem späten 13. Jahrhundert überwiegend die Gerber ihre Wohn- und Arbeitsstätten. Sie entsorgten anscheinend sämtliche Abfälle in die nahe Wakenitz und verfüllten scheinbar damit auch die bei Siedlungsbeginn hier

¹⁶ An dieser Stelle sei Rüdiger Harnack gedankt, der diese Ausgrabung leitete und der mir seine Erkenntnisse zur Deutung der erfaßten Befunde zur Verfügung stellte.

¹⁷ Grabowski, wie Anm. 14, S. 31-36.

¹⁸ Hammel-Kiesow, wie Anm. 11, S. 60 f.

noch vorhandenen sumpfigen Senken. Das Spektrum der geborgenen Keramik aus diesen Ablagerungen wird eindeutig von der sogenannten Harten Grauware dominiert, womit eine Datierung in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts gegeben ist.¹⁹

In der Steinstraße zeichnete sich in allen zur Verfügung stehenden Aufschlüssen eine ähnliche Befundsituation ab. Allerdings fehlten hier die Lederfunde und die in der Wakenitzmauer dokumentierten dicken Torfschichten sind hier schwächer ausgeprägt bzw. scheinen nach Westen langsam auszulaufen. Dies ist sicherlich durch die nach Westen ansteigende Hangsituation zu erklären. Was das geborgene Fundmaterial angeht, verdient eine etwa 10 cm hohe und ca. 5 cm weite Metallglocke (Bronze) Erwähnung, die zur Zeit restauriert wird und erst danach einer wissenschaftlichen Bearbeitung unterzogen werden kann (Abb. 11). Der Fund, der aus einer Auffüllschicht stammt, fand einst vielleicht als Türglocke Verwendung.



Abb. 11: Wakenitzmauer/Steinstraße. Bronzeglocke (unrestaurierter Zustand).

Notbergungen/Baustellenbeobachtungen

Baubegleitende archäologische Untersuchungen in den Straßenräumen der Innenstadt wurden weiterhin durchgeführt im Schlüsselbuden, in der Holstenstraße, der Braunstraße, dem Kohlmarkt, der Depenau sowie der Einhäuschenquerstraße und in einigen Gängen der Altstadt. Auch etliche Tagesbaustellen, zum Beispiel eingerichtet im Zusammenhang mit der Erneuerung von Hausanschlüssen für Gas- oder Wasserleitungen wurden archäologisch begleitet. Weitere archäologische Untersuchungen, die zum Teil noch nicht abgeschlossen sind, fanden u. a. auf den Grundstücken Mühlendamm 24, Parade 2 sowie 4-6, Aegidienstraße 22, Weiter Lohberg 13-15, An der Mauer 9 und in der St.-Annen-Str. 15 (St.-Annen-Museum) statt. Bei der Verlegung von Ver-

¹⁹ Diese Grabung, die wie die übrigen bisher vorgestellten Untersuchungen noch nicht ausgewertet ist, wurde seinerzeit unter Leitung von Peter Vollmer durchgeführt.

sorgungsleitungen im sogenannten „Puppenhof“ des Klosters wurden Reste von Mauerwerken aufgedeckt, die eindeutig einer Bebauung zuzuordnen sind, die hier vor Errichtung des Klosters bestanden hat.

Autobahn (A 20)

Die seit Oktober 1998 laufenden baubegleitenden Untersuchungen auf der Trasse der Autobahn 20 dauerten auch während des Berichtszeitraumes noch an. Sie werden im Herbst des Jahres 2003 voraussichtlich abgeschlossen werden können.

Von dem im Vorjahr erfaßten slawischen Bohlenweg des 8. und 9. Jahrhunderts wurde ein Teilstück zwecks Konservierung geborgen, um es späterhin im neuen „Archäologie-Museum“ im Beichthaus des Kulturforums Burgkloster der Öffentlichkeit präsentieren zu können (vgl. dazu u. a. ZVLGA 82, 2002, S. 310).

Auf einer Ackerfläche bei Wulfsdorf, die in der Nähe der projektierten Trasse liegt, hatte eine Vielzahl von Lesefunden (Keramik, Feuersteinartefakte, Hüttenlehm etc.) bereits in den 1970/80er Jahren deutliche Hinweise auf Siedlungsaktivitäten während des Neolithikums, der Vorrömischen Eisenzeit und auch der Römischen Kaiserzeit geliefert. Die beeindruckend hohe Zahl der vorgeschichtlichen Oberflächenfunde während der aktuellen Begehungen – zum Teil 500 bis 800 Scherben pro 100 m² – bestätigte die aufgrund der früheren Prospektionen geäußerte Vermutung, daß im Bereich des insgesamt 30.000 m² großen Untersuchungsbereiches in vorgeschichtlicher Zeit wohl mehrere Siedlungsstellen existiert haben. Im Bereich der geplanten Trasse und den seitlich davon neu zu schaffenden Rastplatzflächen konnte im Verlauf von 8 Monaten eine 700 m² große Fläche systematisch archäologisch untersucht werden.

Der überwiegende Teil der erfaßten Siedlungsreste ließ sich aufgrund der beigefundenen Keramikscherben in die Ältere Römische Kaiserzeit datieren. Darüber hinaus belegen Webgewichte (Abb. 12) und Spinnwirtel Wollverarbeitung am Ort, Eisenschlacken und Reste von Rennfeueröfen deuten auf Eisenverhüttung, und Tierknochen von Haus- und Wildtieren geben Einblicke in die Ernährungsgewohnheiten dieser frühen Siedler. Die bereits angesprochenen zahlreichen Lesefunde bezeugen zudem, daß dieser Platz auch schon während des Mittel- und Spätneolithikums sowie während der Älteren Bronzezeit besiedelt war.²⁰

²⁰ Die hier vorgestellten Teilergebnisse verdanke ich Dr. Ingrid Sudhoff, die diese Untersuchung geleitet hat. Vgl. dazu auch: Ingrid *Sudhoff*, Scherben, Schlacke, Webgewichte, in: *Archäologie in Deutschland*, Heft 2, 2003, S. 51 f.



Abb. 12: Autobahn 20, Webgewichte, Ältere Römische Kaiserzeit (0-250 n. Chr.)

Unterschutzstellungen

Im Berichtszeitraum wurden folgende Liegenschaften als Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung gemäß § 5 Abs. 1 des Schleswig-Holsteinischen Denkmalschutzgesetzes in das Buch der Bodendenkmale eingetragen:

Alfstraße/Fischstraße/Braunstraße (Hanse-Schule und Dorothea-Schlözer-Schule); Clemensstraße 2, 2 a und 4 (Clemenskirche); Schmiedestraße/Kleine Kiesau (ehemaliges Gesundheitsamt); Weiter Lohberg 2; Gemarkung Beiden-dorf, Flur 2, Flurstück 96/75 (slawischer Bohlenweg).

III. Auswertungen und Publikationen

Mieczyslaw Grabowski bereitet die Publikation der Ergebnisse seiner in den Jahren 1999 bis 2001 durchgeführten Ausgrabungen in Alt Lübeck vor und Kai-Peter Suchowa ist mit der Auswertung der Befunde und Funde der archäologischen Untersuchungen auf dem Grundstück An der Mauer 55 be-traut.

Band 26 der Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte mit 13 Beiträgen zum Thema „Archäologische Untersuchungen auf dem Lübe-

cker Stadthügel: Befunde und Funde“ konnte dank eines Druckkostenzuschusses der Deutschen Forschungs-Gemeinschaft (DFG) im Berichtsjahr erscheinen. Die redaktionelle Bearbeitung von Band 27, der die Ergebnisse der von 1985 bis 1990 durchgeführten Ausgrabungen im „Kaufleuterviertel“ beinhaltet, verzögert sich auf 2004 (Autorinnen: Gabriele Legant und Ursula Radis). Gleiches gilt für den sogenannten Kolloquiumsband „Stadtarchäologie im Hanseraum IV – Die Infrastruktur der Städte“. Weiterhin erschienen ist eine Begleitpublikation zu der im Herbst 2002 gezeigten Ausstellung „Heiden und Christen – Slawenmission im Mittelalter“ sowie die Jahresschrift 4 der Archäologischen Gesellschaft der Hansestadt Lübeck, in der mehrere Mitarbeiter/innen des Bereichs mit wissenschaftlichen Beiträgen vertreten sind (Titel: „Fakten und Visionen – Die Lübecker Archäologie im letzten Jahrzehnt“).

IV. Weitere Aktivitäten

Ausstellungen

„Heiden und Christen – Slawenmission im Mittelalter“ war das Thema einer im Kulturforum Burgkloster gezeigten Ausstellung, die anlässlich der 150-jährigen Wiederkehr der ersten Ausgrabungen in Alt Lübeck seit dem 21.8.2002 gezeigt wurde. Die vom Bereich Archäologie konzipierte und gestaltete Ausstellung war ein Gemeinschaftsprojekt mit dem Dom-Museum Bremen und dem Wallmuseum Oldenburg/Holstein und wurde in diesen Städten ebenfalls präsentiert.

Weiterhin beteiligte sich der Bereich an einer Ausstellung des dänischen Nationalmuseums mit dem Titel „Mare balticum“. Thema waren die historischen und kulturellen Beziehungen der Städte und Länder an der Ostsee. Präsentiert wurde sie ab Oktober 2002 im Kopenhagener Nationalmuseum. Am 1.12.2002 wurde unter dem Titel „Menschen – Zeiten – Räume“ die Leistungsschau der deutschen Landesarchäologen im Berliner Martin-Gropius-Bau eröffnet. Neben Exponaten zum Thema Stadtkernarchäologie waren Mitarbeiter/innen des Bereichs mit wissenschaftlichen Aufsätzen in dem anlässlich der Ausstellung erschienenen Katalog vertreten.

Altstadtfest und Weihnachtsmarkt

Auch im vergangenen Jahr nutzten der Bereich Archäologie und die Archäologische Gesellschaft der Hansestadt Lübeck die Gelegenheit, sowohl das Altstadtfest als auch den traditionellen Weihnachtsmarkt im Heiligen-Geist-Hospital dazu, Bürger und Gäste der Stadt über Aufgaben, Ziele, Arbeitsweise sowie jüngste Ergebnisse der Archäologie in Lübeck zu informieren. Die Archäologische Gesellschaft bot wiederum Repliken Lübecker Bo-

denfunde zum Verkauf und die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Bereichs gaben zusätzlich Informationen zu den gezeigten Stücken sowie zu ihrer Fundgeschichte.

Die Aktion „Funde fürs Museum“ wurde auch im Berichtsjahr fortgeführt. Vom April 2001 bis November 2002 wurden, um auf das zukünftige „Archäologie-Museum“ im Kulturforum Burgkloster aufmerksam zu machen, ausgesuchte Funde oder Fundgruppen in Form einer kleinen Sonderausstellung im Foyer des Rathauses präsentiert. Weitergehende Informationen fanden die Besucher und Besucherinnen in einem zu jedem Thema speziell konzipierten Faltblatt, das gegen eine Schutzgebühr mitgenommen werden konnte.

Verabschiedung von Senator Meyenborg

Am 31.10.2002 trat Ulrich Meyenborg, Senator für Kultur, Jugend und Sport, nach 12 Jahren Amtszeit in den verdienten Ruhestand. Im Rahmen der kleinen Sonderausstellung „Scherben bringen Glück“ im Beichthaus des Kulturforums Burgkloster bedankten und verabschiedeten sich die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Bereichs sowie die Mitglieder der Archäologischen Gesellschaft der Hansestadt Lübeck offiziell bei Ulrich Meyenborg, ohne dessen Unterstützung zum Beispiel die Etablierung eines „Archäologischen Museums“ in der Hansestadt vermutlich nicht gelungen wäre. Als besonderes Dankeschön wurde dem Senator die ihm gewidmete Jahresschrift 4 der Archäologischen Gesellschaft überreicht („Fakten und Visionen – Die Lübecker Archäologie im letzten Jahrzehnt“).

Sonstiges

Auch im Berichtsjahr waren die Ergebnisse der Lübecker Archäologie Gegenstand von Vorträgen im In- und Ausland, so zum Beispiel bei Fachtagungen in Tartu/Dorpat (Estland), Aarhus, Ribe und Næstved (Dänemark), in Basel (Schweiz) sowie in Weimar und Bamberg.

Studenten und Studentinnen erhielten Unterstützung durch Beratung bei Seminar- oder Examensarbeiten. Auch wurde wiederum Schüler/innen verschiedener Schulzweige die Möglichkeit geboten, im Rahmen eines Praktikums die Arbeit des Bereichs sowohl in der Theorie als auch in der Praxis kennenzulernen. So beschäftigte sich zum Beispiel der Praktikant John Saecker aus Bad Schwartau auf Anregung eines Mitarbeiters mit steinzeitlichen Artefakten, die 1994 bei der Erweiterung des Schlutuper Hafens durch Baggerarbeiten ans Licht kamen. Die von ihm verfaßte kleine „wissenschaftliche Auswertung“ reichte er als Beitrag zum Wettbewerb um den sogenannten „Theiss-Archäologie-Preis“ ein. Unter der Vielzahl der eingegangenen Bei-

träge wählte eine mit namhaften Wissenschaftlern besetzte Fachjury diesen Beitrag für den mit 500 Euro dotierten Förderpreis aus. Im Rahmen der Leistungsschau der deutschen Landesarchäologen „Menschen – Zeiten – Räume“ in Berlin wurde John Saecker diese Auszeichnung im Januar 2003 feierlich überreicht.

Weiterhin wurde verschiedenen auswärtigen Besuchergruppen unter fachkundiger Führung Gelegenheit gegeben, die im Fundmagazin des Bereichs lagernden Zeugnisse jahrzehntelanger Ausgrabungstätigkeit in Augenschein zu nehmen oder auf Stadtrundgängen die Geschichte Lübecks aus archäologischer Sicht zu erfahren.

Radio, Fernsehen und Printmedien berichteten 2002 ebenfalls mehrfach über verschiedene aktuell auf dem Gebiet der Hansestadt durchgeführte Rettungsgrabungen. Der Bereichsleiter nahm für das Wintersemester 2002/2003 erneut einen Lehrauftrag der Universität Kiel an. Anknüpfend an seine Veranstaltung im Vorjahr lautete das Thema „Stadtarchäologie IV – Die Infrastruktur“.

Die Sanierungsarbeiten im Beichthaus des Burgklosters wurden termingerecht beendet und das Gebäude am 8.4.2002 offiziell dem Bereichsleiter zur Nutzung übergeben. Die veranschlagte Bausumme wurde zur Freude aller Beteiligten nicht überschritten. Anlässlich des 800-jährigen Jubiläums des Einzugs von König Waldemar II. in Lübeck wird am 5.9.2003 die Ausstellung „Dänenzeit in Lübeck“ (1201 – 1227) von der dänischen Königin Margarethe II. eröffnet werden. Gezeigt werden sowohl Funde aus den Beständen dänischer Museen als auch archäologische Fundgegenstände aus Lübeck.

Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 2002/2003

Irmgard Hunecke

Amtschronik

Die bereits vor Jahren begonnene Einführung von EDV durch Einrichtung von PC-Arbeitsplätzen im Bereich Denkmalpflege ist im Berichtszeitraum vervollständigt worden. Zur Zeit nehmen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an verschiedenen Schulungen teil, um den Umgang mit dem Medium zu erlernen. Diese Modernisierung technischer Einrichtungen am Arbeitsplatz dient der Bewältigung täglich anfallender Arbeitsmengen ebenso wie der Verbesserung der Kommunikation innerhalb der Stadtverwaltung. Außerdem ist der Bereich Denkmalpflege in seinen Außenkontakten zu technisch gut ausgestatteten Bürgern und Fachleuten bemüht, sich den Standards auf diesem Gebiet anzunähern. Dennoch wird die Archivierung von Daten zu Gebäuden und historischen Befunden auch weiterhin in Form von Akten, Bild- und Plansammlungen bis auf weiteres fortgeführt.

Zu einer erneuten personellen Veränderung kam es im Arbeitsgebiet zur Verwaltung des Projekts „Denkmalplan der Innenstadt Lübeck“. Nach einem halben Jahr kehrte die für diese Aufgabe im November 2001 eingestellte Mitarbeiterin auf eigenen Wunsch zu ihrem vorherigen Arbeitsplatz im Bereich Archäologie zurück. Als neue Kollegin konnte der Bereich Denkmalpflege danach Frau Jahnke begrüßen, die diese Aufgabe seit November 2002 übernommen hat.

Aufgrund von Haushaltssperren und Kürzungen der finanziellen Mittel konnten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bereichs Denkmalpflege nur eingeschränkt an Tagungen und Besprechungen der bundesweiten Denkmalpflegerschaft teilnehmen. Lediglich einmal, statt turnusgemäß zweimal, beteiligten sich Lübecker Denkmalpfleger an einigen der Arbeitsgruppen der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. Frau Hunecke hat sich aus Gründen der Arbeitsbelastung und der finanziellen Situation des Bereichs Denkmalpflege nach vier Jahren nicht zur Wiederwahl als Sprecherin der AG Inventarisierung gestellt. Aus denselben Gründen wurde auch von einigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auf die Teilnahme an der Jahrestagung der VDL¹ verzichtet, teilgenommen haben der Bereichsleiter und Frau Hunecke. Frau Möhlenkamp besuchte die Leipziger Denkmalmesse und stellte dort die neueste Publikation des Bereichs Denkmalpflege vor.²

¹ Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland.

² Geschichte in Schichten – Wand- und Deckenmalereien im städtischen Wohnbau des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Zu allen anderen Angaben siehe Anm. 6 in diesem Bericht.

Der Bereichsleiter nahm an verschiedenen Veranstaltungen denkmalpflegerischer Organisationen teil, wie Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz, Dt. UNESCO-Kommission, Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, Norddeutsches Zentrum für Materialkunde von Kulturgut e.V. (ZMK). Er vertrat denkmalpflegerische Belange bei den Sitzungen des Denkmalrates Schleswig-Holstein, sowie in den Gremien zur Beratung der Neubauten am Lübecker Markt und bei der geplanten Sanierung des Gebäudes Königstr. 21. Bei der Eröffnung der „Baltic Valuation Conference – Wertermittlung rund um die Ostsee“ und im April 2003 bei der Eröffnung der Ausstellung „Seht, welch' ein kostbares Erbe!“ im Rathaus, veranstaltet durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, hielt er Vorträge.

Frau Möhlenkamp besuchte im September 2002 die Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung, die diesmal in Pirna stattfand, und informierte sich im Oktober 2002 auf einem internationalen Colloquium zum Thema Wandmalerei in Toul, Frankreich. Für die BIRL³ gab sie Erläuterungen zur Sanierung der historischen Säle der Stadtbibliothek. Ferner machte sie Führungen für verschiedenen Studentengruppen, für den Verband „Frau und Kultur“ zum Thema Wandmalerei, sowie im Rahmen verschiedener denkmalpflegerischer Sonderprojekte für die Deutsche Stiftung Denkmalschutz und für Mitglieder der FH Hildesheim/Holzminde. Der Arbeitskreis für Hochschul- und Forschungseinrichtungen der Rechnungshöfe von Bund und Ländern ließ sich von ihr über die denkmalpflegerischen Baumaßnahmen im Rathaus informieren. Mehrere im Jahr 2001/02 begonnene, durch Frau Möhlenkamp aus Sicht der Denkmalpflege betreute Studienarbeiten wurden Anfang 2003 abgeschlossen, u.a. eine Magisterarbeit zu den spätgotischen Gewölbemalereien in der Alten Sakristei/Konsistorialzimmer der Stadtbibliothek (ehem. Katharinenkirche), eine Magisterarbeit zu „Urteil des Paris“-Darstellungen in Lübecker Bürgerhäusern und eine Diplomarbeit am Fachbereich Restaurierung der FH Hildesheim/Göttingen/Holzminde über das Fredenhagenzimmer.

Frau Hunecke wurde im November 2002 um einen Vortrag zum Thema Denkmalschutz und Denkmalpflege in Lübeck bei der Seniorenakademie Lübeck gebeten. Darüber hinaus erstellte sie, wie in den Jahren zuvor, die Kurzberichte aus Lübeck zur Veröffentlichung in der Rubrik „Aktuelles aus Landesdenkmalämtern“ der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ der VDL⁴. Außer-

³ Bürgerinitiative Rettet Lübeck.

⁴ Die Denkmalpflege, Zeitschrift der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, Deutscher Kunstverlag, Ausgaben 1/2002, 2/2002 u. 1/2003.

dem schrieb sie einen Aufsatz im Zusammenhang mit der Diskussion um eine zweite Orgel für den Dom.⁵

Herr Sabottka führte im Oktober 2002 zusammen mit Frau Hunecke Mitglieder des Verbandes Frau und Kultur durch die fertiggestellten Räume des Gebäudes Jerusalemberg 4. Außerdem schrieb er einen Publikationsbeitrag zur Sanierung dieses Gebäudes.⁶ Zu Besprechungen mit dem Landesdenkmalamt Schleswig-Holstein, bzw. den Unteren Denkmalschutzbehörden des Landes in ämterübergreifenden Angelegenheiten des Denkmalschutzes, der Denkmalpflege und der Anerkennung steuerlicher Vorteile bei der Sanierung von Kulturdenkmalen reiste Herr Sabottka nach Kiel und Plön. Die Arbeitsgruppe Städtebauliche Denkmalpflege der VDL, deren Lübecker Mitglied Herr Sabottka ist, tagte im September 2002 in Lübeck.

Denkmalschutz

Zum Jahresende 2002 waren im Gebiet der Hansestadt Lübeck insgesamt 1742 Kulturdenkmale ausgewiesen. Dabei handelt es sich um 1344 Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung, die in das Denkmalsbuch der Hansestadt Lübeck eingetragen werden, sowie um 398 sogenannte „Einfache Kulturdenkmale“.

Sonderprojekte

Finanziert durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU), finanziell unterstützt durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz und betroffene Denkmaleigentümer sowie wissenschaftlich begleitet vom Norddeutschen Zentrum für Materialkunde von Kulturgut e.V. (ZMK) in Hannover und vom Fachbereich Restaurierung der Fachhochschule Hildesheim/Holzminde/Göttingen betreut die Denkmalpflege Lübeck, vertreten durch Frau Möhlenkamp und Herrn Oldenburg, seit November 2001 ein 2,5-jähriges Forschungsprojekt zum Thema „Ermittlung und Erprobung von wartungsarmen Verfahren zur Vereinbarkeit von Klimaschutzverordnung (Wärmeschutzverordnung) und Erhaltung historischer Wand- und Deckenmalereien in Bürgerhäusern des UNESCO-Weltkulturerbes Altstadt Lübeck“.

⁵ „Echt schön – oder die Frage nach dem Wert des Originals“, in: Lübeckische Blätter, Heft 5/2002, S. 65-67; ausführliche Berichterstattung zu diesem Thema voraussichtlich im nächsten Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege.

⁶ „...und baute das schöne, noch jetzt stehende, lindenumschattete Haus“, Die Eschenburg-Villa als Baudenkmal, in: Brahms-Institut an der Musikhochschule Lübeck, hrsg. von der Kulturstiftung der Länder, Berlin 2002.

Die Zielsetzung des Vorprojektes ist die naturwissenschaftlich untermauerte Ermittlung von Faktoren, die eine wartungsarme und kostengünstige nachhaltige Erhaltung der Wand- und Deckenmalereien in den Lübecker Bürgerhäusern beeinflussen. Dafür werden in Kooperation mit freien Restauratoren, dem ZMK Hannover und der Fachhochschule Hildesheim an vier Haupt- und zwei Referenzobjekten naturwissenschaftliche Daten gesammelt zur klimatischen Situation, zur Salzbelastung, zur mikrobiellen Belastung und zum technologischen Aufbau der Wandmalereien (Bindemittel, Pigmente). Auf der Grundlage eines Aufmasses, das beide der betreffenden Brandmauer anliegenden Gebäude dokumentiert, wird die bauphysikalische Situation und die Baugeschichte erfasst, um das Alter des architektonischen Trägers der Wandmalereien und weitere bauphysikalisch relevante Faktoren zu ermitteln (Mauerstärke, Höhenlage, Raumvolumen auf Ansichts- und Rückseite der Malerei etc.). Geplant sind weitere Recherchen zum geologischen Untergrund und zur Geländetopografie. Das Projekt wurde im Mai 2002 im Rahmen einer Informationsveranstaltung für betroffene Bürger, Sponsoren und Interessierte durch den damaligen Kultursenator Meyenborg und den Bereich Denkmalpflege der Presse vorgestellt und erläutert. Im März 2003 wurde ein erster Zwischenbericht erstellt.

Im Oktober 2002 ist im Rahmen der Reihe „Denkmalpflege in Lübeck“ des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck der Band 4 „Geschichte in Schichten – Wand- und Deckenmalerei im städtischen Wohnbau des Mittelalters und der frühen Neuzeit“ erschienen. Die Publikation dokumentiert das internationale Symposium, das im Frühjahr 2000 in Lübeck stattgefunden hat.⁷

Im finanziellen Zusammenwirken zwischen Eigentümern und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, sowie durch die Betreuung des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck wurden Restaurierung von Wand- und Deckenmalereien in sieben Privathäusern ermöglicht, die inzwischen abgeschlossen sind. Dabei wurde in der *Mengstr. 21* zum ersten Mal die Befundlage systematisch untersucht und die Schichten – soweit konservatorisch vertretbar – freigelegt. Zu Tage traten an der Ostwand des Seitenflügels u.a. eine figürliche Darstellung aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, an der Nordwand der Kopf einer weiblichen Figur mit wehenden Locken. Eine Deutung steht noch aus. Außerdem wurden restauriert:

- *Mengstr. 40*, „Marienkrönung“, Anfang 14.Jh.
- *Glockengießerstr. 33*, „Passion Christi“, um 1400

⁷ Geschichte in Schichten – Wand- und Deckenmalereien im städtischen Wohnbau des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hrsg. Uwe Albrecht, Ulrich Kuder, Annegret Möhlenkamp (= Denkmalpflege in Lübeck 4), Lübeck 2002; Informationen zur Tagung selbst s. Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege 1999/2000.

- *Fischergrube 20*, „Gleichnis vom Verlorenen Sohn“, Mitte 14. Jh.
- *Engelsgrube 47* Diamantquader- und Rankenmalerei in der Diele (mehrschichtig 16.-17. Jh.) und Deckenmalerei 16.Jh. im Seitenflügel
- *Fischergrube 84*, Seitenflügel: mehrschichtige Wandmalereien des 15. bis 17. Jh. systematische Befunderhebung
- *An der Untertrave 9* sechs verschiedene Deckenmalereien des 16.-17. Jh.

Wie in den Vorjahren, wurde auch 2002 von der *Stiftung Lübecker Altstadt* ein Betrag von 10.000 Euro für Notsicherungen und Dokumentationen von Wand- und Deckenmalereien beschlossen. 2002 konnten folgende Maßnahmen z.T. anteilig finanziell unterstützt werden:

Bei der Sanierung des Gebäudes *Glockengießerstr. 44* durch die Gesellschaft für Gemeinnützige Tätigkeiten tauchte bei Abnahme einer Wandverkleidung im Seitenflügel eine Renaissancemalerei in teilweise schlechtem Zustand auf. Auf der Wand im nördlichen Raum bis ca. 70cm vor der Trennwand liegen drei Schichten, südlich davon und im südlichen Raum fehlt die jüngste Schicht, eine Diamantquadermalerei. Die mittlere, bzw. im südlichen Wandabschnitt oberste Malschicht folgt einem im mittleren bis späten 16. Jh. üblichen Schema: unten gemaltes Falwerk in Ockertönen, auf Augenhöhe ein Schriftband, darüber durch Säulen getrennte Felder mit figürlichen Darstellungen. Erhalten bzw. freigelegt sind nur wenige Partien, die dieses Schema erkennen lassen, wobei figürliche Darstellungen bisher nicht erkennbar sind. In einem nördlich gelegenen Befundfeld ist das niederdeutsche Wort „dod“ entzifferbar, im südlichen Raum folgendes Fragment, das aus dem Glaubensbekenntnis entnommen ist: „g[elitten] und[er] pon[tius] pilat[us] [g]lecrü[tz]ig[t] gestor[b]en und begraben ..S“ Das „S“ könnte weitergehen mit: Sitzet zur Rechten ...⁸

Anlässlich eines geplanten Neuanstrichs der Fassade Große Burgstr. 26 wurden im Bereich der mittelalterlichen Hochblenden Reste einer Rotfassung gefunden. Da heute der Umbau des Klassizismus den Gesamteindruck der Fassade bestimmt, sollte eine restauratorische Stratigrafie die zeitliche Zuordnung der verschiedenen Umbauphasen zu den insgesamt 8 Farbfassungen klären. Das mittelalterliche Rot sollte dokumentiert werden, wäre aber dem heutigen klassizistischen Fassadencharakter nicht angemessen. Der restauratorische Kurzbericht ergab für die Zeit des Klassizismus einen hellen Anstrich, der entsprechend ausgeführt wurde. Die Rotfassung des Mittelalters ist fotografisch festgehalten und für die Frage der Fassadenfarbigkeit der Gotik und der Renaissance von wissenschaftlichem Interesse.

⁸ In eckigen Klammern: Text erschlossen; kursiv: Buchstabe undeutlich; die Endung „us“ ist als schräges „g“ wiedergegeben (Hinweis von Dr. Peter Wurm).

Die sehr qualitätvolle Renaissancebemalung der Holzbalkendecke im Seitenflügel des Gebäudes Engelsgrube 47 und die Renaissance- und Barock-Wandmalerei in der Diele wiesen erhebliche Schäden auf. Um eine Förderung durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz sicherzustellen, mussten entsprechende Eigenmittel bereit gestellt werden. Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz übernahm es, die finanzielle Deckungslücke zu schließen.

Im Gebäude Blocksquerstr. 18 fand eine Befunduntersuchung der Wände statt, bei der eine ockerfarbene, monochrome Fassung nachgewiesen wurde. Außerdem wurden Befunduntersuchungen an den Bohlenwänden des späten 19. Jahrhunderts, sowie an der barocken Türen im EG, vermutlich um 1720 entstanden, und einer in Zweitverwendung eingebauten Renaissance-Tür im OG durchgeführt.

Am Seitenflügel des Gebäudes Mengstr. 44 wurde die Fassadenfarbigkeit restauratorisch untersucht. Die gesamte Fassade weist als erste Fassung einen rosa Anstrich auf mit gelb gerahmten Fenstern. Dieser Farbbefund stammt aus der Zeit um 1800. Der Dachstuhl des Seitenflügels ist dagegen wesentlich älter. Er stammt aus dem 16. Jh.

Am Tag des offenen Denkmals 2002 konnten 12 Denkmale besichtigt werden, zu denen jeweils Faltblätter und Führungen angeboten wurden. Circa 1600 Besucher nahmen dieses Angebot an. Gezeigt wurden die Denkmale: An der Untertrave 6, Engelsgrube 47, Langer Lohberg 49, Parade 8/ Schloss Rantzau, das Fredenhagenzimmer im Gebäude Breite Str. 6, der ehemalige Beginnenkonvent St. Annenstr. 3, die Wandmalerei in der Emanuel-Geibel-Realschule Glockengießerstr. 33-37, das Katharineum Königstr. 27-31, St. Lorenz-Kirche und Friedhof im Steinrader Weg, das Kesselhaus in der Hafenstr. 33 und der Eimerkettenbagger Wels an der Obertrave.

Aus dem Berichtszeitraum liegen folgende dendrochronologische Untersuchungsergebnisse vor:

- *An der Untertrave 6*: Eichenholz des Dachwerks gefällt im Sommer 1557
- *Koberg 8*: das Eichenholz des Dachwerks wurde gefällt im Winter 1418/19
- *Wahmstr.29*: das Eichenholz des Vorderhaus-Dachwerks wurde gefällt im Winter 1469/70 bzw. 1473, das Seitenflügeldach des 16. Jahrhunderts (ohne Dendro-Ergebnis) wurde mit im Frühsommer 1772 eingeschlagenem Holz repariert.
- *Mengstr. 21*: Eichenholz des Dachwerks gefällt im Frühsommer 1454 und Frühsommer 1455
- *Fischerggrube 84 B* (Speicher): das Kiefernholz des Dachwerks aus Kiefer und Fichte wurde gefällt im Winter 1589/90

- *Weiter Lohberg 13-15*: das Holz des Dachwerks im Seitenflügel wurde im Sommer 1447 gefällt, das Holz des Vorderhausdaches wurde gefällt zwischen Winter 1588/89 bis Sommer 1597.
- *Schildstr. 10a*: das Eichenholz des Daches wurde im Winter 1444/45 und im Sommer 1445 gefällt. Das Fichtenholz für eine neuzeitliche Stützkonstruktion wurde im Winter 1891/92 eingeschlagen.
- *Kleine Burgstr.7*: das hohe Alter der Traufenhauszeile hat sich durch zwei Hölzer im Keller des Hauses bestätigt: ein Eichenbalken wurde um oder nach 1248 gefällt, ein zweiter um oder nach 1491.
- *Hinter der Burg 6*: die Dendro-Datierungen für das Beichthaus konnten um ein weiteres Datum ergänzt werden: die Deckenbalken über dem heutigen Cafe – mit Ausnahme des Nordwestzimmers – wurden im Winter 1649/50 gefällt.

Kirchliche Denkmalpflege

Im *Dom* konnte im Oktober 2002 das *Epitaph Albert Schilling von 1597* durch restauratorische Überarbeitung gesichert werden. Dieses aus Sandstein und Marmor erstellte Epitaph zeigt als Hauptelement eine in rundbogigem Rahmen gefasste szenische Darstellung der Grablegung Christi, umgeben von reliefiertem Rahmenwerk, einer figurenbesetzten Bekrönung und zwei Inschriftenkartuschen als unterem Abschluss. Im heutigen Zustand lassen sich die ehemals kräftigen Farben der Fassung nur noch an einigen Stellen nachweisen. Auch die Inschriften waren stark reduziert. Die Vergoldung war teilweise abgeblättert und hatte lediglich Negativabdrücke der Buchstaben hinterlassen. Mit Hilfe eines alten Fotos und den Befunden vor Ort gelang es den Restauratoren, die vollständige Inschrift zu entziffern, so dass einer Wiederherstellung der Schriftkartuschen denkmalpflegerisch zugestimmt werden konnte.

In der *St. Jakobikirche* wurden im Berichtszeitraum mehrere Restaurierungen vorgenommen. Im September 2002 konnte eine Maßnahme am *Ratsherrenstuhl Spangenberg* von 1576 abgeschlossen werden, durch die eine bereits 2001 durchgeführte Restaurierung dieses Ausstattungsstückes vervollständigt wurde. Wie bereits damals festgestellt worden war, sind Erstfassungen der Bekrönungs- und Galeriefiguren des Stuhles unter der bislang sichtbaren, weißen Fassung erhalten geblieben. Diese Erstfassung wurde nun freigelegt, teilweise retuschiert und gefirnisst.

Das barocke *Epitaph des Joachim Wulff von 1669* am zweiten Südpfeiler des Kirchenschiffes erhielt zwischen Juni und Oktober 2002 eine gründliche Untersuchung des Zustandes und anschließende Reinigung, ergänzt durch kleine Retuschen. Wie sich bei der Untersuchung anhand von Probestellen

durch die Restauratoren erwies, ist unter der heutigen Überfassung beinahe die vollständig erhaltende Erstfarbfassung dieses reich geschnitzten und bemalten Holzepitaphs vorhanden. Aus Kostengründen musste auf eine Freilegung allerdings verzichtet werden. Die an verdeckten Stellen durchgeführten Freilegungsproben blieben geöffnet stehen. Es erfolgte stattdessen eine gründliche Reinigung, Festigung und Retusche an notwendigen Stellen des gesamten Objektes.



Abb. 1: St. Jakobikirche, Epitaph Wulff



Abb. 2: St. Jakobikirche, ehemalige Lettner-
treppe

Ebenfalls im Sommer 2002 wurde die ehemalige *Lettner*treppe von 1619, jetzt Aufgang zur Empore der großen Orgel, restauriert. An diesem Ausstattungsteil der Spätrenaissance mussten Holzschutzmaßnahmen wegen akuten Wurmbefalls durchgeführt werden, lose Holzteile wurden verleimt, es erfolgte eine Reinigung der gesamten Treppe, einige wenige Retuschen und die Anbringung eines leichten Schlussfirnisses.

Am Eingang des Gebäudes *Nr. 4 der Pastorenhäuser von St. Jakobi* musste die Denkmalpflege im Jahr 2002 wegen Unachtsamkeit der Handwerker und des ausführenden Architekten leider einen Verlust historischer Substanz zur Kenntnis nehmen. Über dem Hauseingang, der mit einer vermutlich aus dem frühen 19. Jh. stammenden Putzeinrahmung und einer geputzten, rechtecki-



Abb. 3: St. Marienkirche, Grabplatte Matthäus Rodde und Erben



Abb. 4: St. Lorenzkirche, Travemünde, Pastorenbild Hasse nach der Restaurierung

gen Supraporte versehen war, sollte eine Beleuchtungseinrichtung erhalten. Ohne Abstimmung mit den kirchlichen und städtischen Denkmalpflegern wurde mittig über der Haustür eine Bohrung durchgeführt, die zur Folge hatte, dass die Supraporte beschädigt und in Folge dessen fast ganz entfernt wurde. Wie auf historischen Fotos zu erkennen war, war die betreffende Putzfläche, die an den Ecken mit dreieckförmigen Zierelementen ausgestattet war, ursprünglich mit einer Landschaftsszene bemalt. Von dieser waren zum Zeitpunkt der Zerstörung aber lediglich noch diffuse Farbbefunde erhalten. Unglücklicherweise waren die Fotos nicht detailgetreu genug, um die reliefartige Putzzier der Supraporte wiederherstellen zu können. Im Benehmen mit der kirchlichen Denkmalpflege wurde daher entschieden, eine Erneuerung des Gesamteindrucks in schlichter Form vorzunehmen.

Im April 2003 verstarb der langjährige Kirchenvogt der *St. Marienkirche*, Herr Heinz Klempau. Der Bereich Denkmalpflege verliert mit ihm einen exzellenten Kenner dieses historischen Gebäudes, auf dessen Unterstützung und hilfreiche Auskünfte sowohl bei den zahlreichen Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten in und an der Kirche, als auch bei wissenschaftlichen

Anfragen oder Besichtigungswünschen der Bereich Denkmalpflege jederzeit vertrauen konnte.

Wie bereits in den Jahren zuvor berichtet, wurden in der St. Marienkirche auch diesmal die Restaurierungen der *Obergadenmalerei* und die *Sanierung des Außenmauerwerks* fortgesetzt. In beiden Fällen sind die Arbeiten weit fortgeschritten. Detaillierte Angaben dazu werden erst nach Abschluss der jeweiligen Maßnahme gemacht werden.

Im Inneren der Kirche wurden im Berichtszeitraum u.a. zur Vorbereitung der Restaurierung des *Marienaltars* in der Marientidenkapelle durch Restauratoren ein Musterfeld bearbeitet, an dem alle vorkommenden Schadensphänomene besprochen und behandelt werden konnten. Die Restaurierungsauftragung dieses wertvollen Altares von 1518⁹ wird derzeit vom Kirchenbauamt vorbereitet.

Außerdem wurden zwei *Grabplatten* aus Metall, die bei dem Brand der Kirche im Zweiten Weltkrieg großen Schaden erlitten hatten durch einen Metallrestaurator instandgesetzt. Zum einen handelt es sich dabei um die Bronzetafel zum Gedenken an den 1571 verstorbenen Ratsherrn Gotthard von Hövelen,¹⁰ zum anderen um die Messingtafel des 1677 verstorbenen Bürgermeisters Mattheus Rodde.¹¹ Beide Grabplatten waren stark durch kriegsbedingte Verformung, Patina und Risse beeinträchtigt. Sie wurden gereinigt, gesichert und konserviert, in ihre ursprüngliche Form wieder ausgerichtet und mit –teilweise- neuen Schaurahmen versehen. Nach ihrer Fertigstellung wurden die Platten in der Kirche aufgehängt.

Im Sommer 2002 wurde in der *St. Andreaskirche, Schlutup*, das *Epitaph Hinrichsen von 1672* restauratorisch überarbeitet. Die stark überfasste Holztafel mit einem lorbeerbekränzten Portrait des Pastors, einem Wappen und einer Inschriftkartusche wurde gereinigt, gefestigt, in Teilbereichen retuschiert und mit Holzschutz- und Holzfestigungsmaßnahme gesichert.

In der Travemünder *St. Lorenzkirche* konnte das *Pastorenbild Hasse von 1836* einer Restaurierung unterzogen werden. Dabei wurde eine bei einer früheren Doublierung an der Rückseite des Gemäldes angebrachte Zellfaserplatte wieder entfernt. Die Gemälderückseite erhielt stattdessen zur Verstärkung eine Stützleinwand. Der vergoldete, klassizistische Rahmen wurde durch geschnitzte Ergänzungen in seinen ornamentalen Zierteilen ergänzt. Die Goldoberfläche wurde gereinigt und in Teilen ebenfalls ergänzt.

⁹ Nähere Angaben s. BKDHL, II. Band, Lübeck 1906, S. 225-227.

¹⁰ Nähere Angaben s. BKDHL, II. Band, Lübeck 1906, S. 225.

¹¹ Nähere Angaben s. BKDHL, II. Band, Lübeck 1906, S. 402.

Bereits im Januar 2002 wurde das in der *St. Georgkirche*, Genin, befindliche Gemälde „*Dornenkrönung*“ zur Restaurierung in eine Werkstatt gegeben. Dieses 1786 von dem Künstler E. Otto geschaffene Bild wurde zusammen mit einem weiteren Gemälde mit dem Thema „*Auferstehung*“ Ende des 18. Jh. von Adolf von Heintze, dem Besitzer von Niendorf und Reecke der Geniner Kirche geschenkt. Die heute in der Sakristei der Kirche befindlichen, großformatigen Bilder wurden nacheinander restauratorisch überarbeitet. Während das Gemälde „*Auferstehung*“ bereits im Zeitraum 1999-2000 instandgesetzt wurde, konnte das zweite Bild nun ebenfalls aufgearbeitet werden. Nach einer Oberflächenreinigung musste vor allem störende Übermalungen durch Lasuren angeglichen und Fehlstellen retuschiert werden. Das Gemälde erhielt außerdem einen neuen Firnis und die Nagelung auf dem Keilrahmen wurde erneuert. Ein bislang fehlender Zierrahmen und eine Nesselbespannung als Rückseitenschutz wurden ergänzt.

Profane Denkmalpflege

Innenstadt

Der Umbau des 1358/59 fertiggestellten, beim Burgkloster gelegenen *Beichthaus*es zu einem archäologischen Museum wird in Kürze abgeschlossen. Die während der Baumaßnahme ermittelten bauhistorischen Befunde wurden im Auftrag des Bauherrn Hansestadt Lübeck durch Dr. Michael Scheffel unter Einbeziehung des vorhandenen Forschungsbestandes ausgewertet.¹² So konnte aufgrund dieser Recherchen eine der Mittelstützen des Halle wiedergefunden werden. Sie wurde in einer Nische an der Nordwand der Erdgeschosshalle aufgestellt. Von der ehemaligen Mittelstützenreihe dieses Raumes existierte schon auf einer Bauaufnahme von 1844 nur noch eine Säule, während die übrigen wohl zusammen mit dem Gewölbe bereits im 18. Jh. (1754) nach verschiedenen vorherigen Einstürzen und Reparaturen des Gebäudes endgültig aufgegeben und ausgebaut worden waren. Transloziert wurden auch die zahlreichen Grabplatten, die bei den Fundamentarbeiten im Boden der Halle gefunden wurden. Sie wurden im Bereich der neuen Treppe in der Halle und im nördlichen Hof verlegt. Begräbnisse sind archivalisch ab 1367 im *Beichthaus* nachweisbar¹³. Alle übrigen historisch bedeutsamen Befunde blieben in situ, so u.a. in der Halle die Gewölbeansätze, sowie im zukünftigen Café die Herdstelle mit Kaminschürze, die hölzerne Wendetreppe

¹² Michael Scheffel, *Das Beichthaus am ehemaligen St. Marien-Magdalenen-Kloster der Dominikaner zu Lübeck*. Eine baugeschichtliche Untersuchung; ein unveröffentl. Manuskript vom 23.01.2003 befindet sich in den Akten des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck.

¹³ Scheffel, wie Anm. 12, S. 4.



Abb. 5: An der Untertrave 6, Befund von Deckenmalerei

und im OG die sogenannte Bohlenstube. Alter und Ort der verschiedenen Wand- und Deckenmalereien, die z.T. nur gesichert und wieder verkleidet, z.T. zukünftig sichtbar sein werden, gaben zusätzlichen Aufschluss über die Baugeschichte: Reste einer Wandfassung an der Hallensüdwand belegen, dass das Beichthaus eine Ausmalung besaß. Es wurden einige Suchschnitte mit Rankenfragmenten als Beleg offen stehen gelassen. Als besonders interessant ist zu bewerten, dass anhand von dendrochronologisch-bauhistorischen Untersuchungen und dem Befund einer Wandmalerei der wahrscheinliche Ort der bisher nur archivalisch ab 1397 überlieferten Kapelle im Beichthaus nachgewiesen werden kann: während das Holz für die Deckenbalken in den südlichen Achsen

sen der Westjoche im Winter 1649/50 eingeschlagen – und wohl im folgenden Sommer zum Einbau einer zweigeschossigen Wohnung verbaut – wurden, sind die Deckenbalken in der Nordwestecke des Gebäudes erst um 1800 eingezogen worden. Genau in diesem Bereich befindet sich an der Nordwand der Rest einer mehrschichtigen Wandmalerei: die älteste Fassung, die stratigrafisch der Zeit des Kapelleneinbaus zugeordnet werden kann (um /vor 1397), zeigt schemenhaft eine vermutlich weibliche Figur mit Heiligenschein. Darüber liegt eine besser lesbare Darstellung, deren Details auf die Darstellung einer Kreuzigung deuten: zu erkennen sind die Beine Christi an einem Holz und Fragmente der unter dem Kreuz stehenden Figuren. Eine Datierung in die Spätgotik erscheint möglich, ist aufgrund des fragmentarischen Charakters der Reste jedoch nicht sicher. Die Wandmalerei wird eingehaust, bleibt jedoch durch eine Glasscheibe sichtbar. Alle weiteren Ausstattungsbefunde lassen sich dem dendrochronologisch bestätigten Umbau der beiden westlichen Joche in der Mitte des 17. Jahrhunderts (unter Ausklammerung des Nordwestjoches mit der Kapelle) zu einer zweigeschossigen Wohnung zuordnen. Über eine hölzerne Wendeltreppe war die Diele mit zwei Kammern aus Holzbohlen im Obergeschoss und einer weiteren hölzernen Kammer im Dachgeschoss verbunden. Die Wendeltreppe besitzt einen geschnitzten Antrittspfosten mit Ohrmuschelornamentik aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Die Spindel gehört zu den wenigen erhaltenen dieser ursprünglich sehr verbreiteten Treppenform in Lübeck. Fast alle sind inzwischen aufgrund ihrer Unbequemlichkeit verloren gegangen. Im östlich an die Diele anschließenden Raum wurden bei der Aufnahme des Fußbodens darüber sehr qualitativ bemalte Deckenbalken aus der Mitte des 17. Jahrhunderts gefunden, die jedoch nach der restauratorischen Sicherung aus Gründen des Brandschutzes von oben und unten wieder verkleidet werden mussten. Die drei östlichen Deckenbalken sind mit Kartuschen, Konsolen und Gehängen bemalt, die beiden nach Westen anschließenden Balken sind nicht bemalt, weiter nach Westen folgt ein anderes Dekor, das gelbe Ranken auf dunklem Grund zeigt. Die Gefache der Fachwerkwände des Raumes zeigten eine mehrschichtige polychrome Fassung, die gesichert wurde und durch eine Wandbespannung verdeckt wird. Vermutlich gehörte die Ausmalung zur Decke des Frühbarock. Auch die Ausmalung der sog. „Bohlenstube“¹⁴ lässt sich mit der Umbauphase Mitte des 17. Jahrhunderts verbinden: bis auf ca. 2/3 Raumhöhe hat sich an den Bohlen, dem Schornstein, an der Rauchkammer und an den Außenwänden rings umlaufend eine Vorhangmalerei erhalten, gut ablesbar auf den Holzbohlen. Auf dem roten Vorhang ist mit feinen Linien und der maltechnischen Wirkung von „Licht (weiß) und Schatten (schwarz)“ der Faltenwurf gemalt. In den Zwickeln unter der Vorhangstange ist eine abwechselnd schwarz/weiß und weiß/schwarz angelegte Maureskenmalerei zu erkennen. Obwohl einige Bretter vertauscht oder ausgetauscht wurden, befindet sich die Stube wohl hier an ihrem originalen Ort, da sich die Malerei über den Schornstein, die Rauchkammer und die Außenwände hinaus fortsetzt. Die Störungen hängen vermutlich mit dem Umbau um 1800 zusammen, als man die Kapelle endgültig aufgab und ebenfalls in zwei Geschosse teilte: um den neugewonnenen Raum zu erschließen, mussten nachträglich Türöffnungen eingebaut werden. Auch die zur Bohlenstube mit Blumenornamenten der Zeit um 1700 bemalte Holztür wurde wohl in diesem Zusammenhang eingebaut: sie ist oben passend beschnitten, Beschläge und Schloss weisen die Entstehung der Tür in das 16. Jahrhundert. Auf der Türrückseite hat sich ein seltener Befund erhalten: eine Beklebung mit Grafik. Die Darstellung zeigt auf einem nur ca. 10 x 10 cm großen Papier eine Madonna im Rosenkranz und eine Anna Selbdritt, wohl aus der Spätgotik um 1520. Da die Marienverehrung im nachreformatorischen Lübeck verpönt war, gibt dieser „katholische“ Befund im reformierten Armenhaus Anlass zu verschiedenen Überlegungen. Die Beklebung war allerdings zuletzt braun überstrichen, wann ist unklar. Am Rande sei noch eine weitere sehr laienhaft und einfach bemalte „Bohlenstube“ im Dach erwähnt. Das Äußere des Beichthauses wurde nur in einem Punkt verändert: um

¹⁴ Da der Raum nur an zwei Seiten Bohlen besitzt, ist der Begriff nicht ganz zutreffend.

eine durchgehende Traufrinne zu ermöglichen und damit die unbefriedigende Regenwasserableitung zu verbessern, wurden fünf Strebepfeiler der Südfassade um drei – im wesentlichen neuzeitliche – Steinlagen reduziert und jeweils separat neu eingedeckt.

Das zweigeschossige Wohnhaus *An der Untertrave 6* zeigt heute im Äußeren ein Erscheinungsbild des ausgehenden 18. Jh. und wurde zusammen mit dem nördlich angrenzenden Gebäude im Spätmittelalter (dendrochronologisch datiert 1543) als Doppelhaus unter einem Dach errichtet. Mit der klassizistischen Umbauphase erhielt das Gebäude eine Putzfassade mit doppeltem Gesimsband über der Erdgeschosebene sowie ein Zwerchhaus mit getrepptem Giebelabschluss und anstelle des Seitenflügels wurde rückwärtig ein neuer Anbau in Fachwerk errichtet, der, wie das Vorderhaus, eine klassizistische Ausstattung erhielt. Aufgrund des völlig desolaten Zustands des architektonisch recht unförmigen Anbaus und der daraus resultierenden städtebaulich unbefriedigenden Situation stimmte letztendlich auch der Bereich Denkmalpflege einem ersatzlosen Abbruch und der Freistellung der Hoffassade des Vorderhauses zu. Während der grundlegenden Sanierung dieses Gebäudes konnten zahlreiche bauhistorische Befunde gemacht werden, wie z.B. Aufzugsluken, Spuren einer Feuerstelle und eine mit Viertelstäben eingefasste Nische, die in der südlichen Brandmauer freigelegt wurde, ebenso wie ein barockes Kreuzstockfenster am Rückgiebel, das zur Entstehungszeit des Anbaus geschlossen und als eine Art Wandschrank genutzt worden war. Eine deutlich erkennbare Baunaht im Bereich des nördlichen Giebels lässt auf eine etwas kleinere, möglicherweise eingeschossige, mittelalterliche Vorgängerbebauung schließen. Im Inneren fanden sich u.a. Musterstücke von Tapeten, vermutlich aus einem Musterbuch des letzten Drittels des 19. h, über deren Verwendung noch Unklarheit herrscht, denn sie waren lediglich lose an die Wände geheftet. Im südlichen Raum des 1. OG entdeckte man barocke Deckenbemalung um 1700 mit einer Landschaftsdarstellung mit Häusern, einem See und Vögeln über zwei Deckenfelder, die im Rahmen dieser Sanierung restauratorisch bearbeitet wurde. Mitte des 18. Jh. erhielt der daneben liegenden Raum eine Stuckdecke, die aufgrund von Feuchteschäden aufwendig aufgearbeitet und wieder an der Unterkonstruktion befestigt werden musste. Der letztüberkommene Grundriss und die Ausstattung des späten 18. Jh. wurde nach Herausnahme jüngerer Überformungen beibehalten und Schäden an Paneelen, der Treppenanlage sowie an Türblättern liebevoll repariert und gemäß dem klassizistischen Erscheinungsbild wiederhergestellt. Die durch die Freilegung nunmehr funktionslosen Türöffnungen in der Hoffassade wurden mit einer Festverglasung versehen und wirken insbesondere bei geschlossenen Türen auf den ersten Blick etwas befremdlich.

Das zweigeschossige Wohnhaus *An der Mauer 47* mit vorkragendem Fachwerk-Obergeschoss wurde im 17. Jh. in den zur Stadtmauer gehörigen Halb-



Abb. 6: An der Mauer 47



Abb. 7: Blocksquerstr. 16, Nachbau der klassizistischen Haustür

turm eingebaut. Es gehört zu einer einheitlichen Gebäudegruppe, die mit den Resten der Stadtmauer verbunden ist. Die vorgefundenen Binnenstrukturen, die erdgeschossige Dornse und eine Stube im 1. OG blieben von der Sanierung der letzten Jahre unberührt. Der früher zugeschüttete Keller wurde wieder ausgeschachtet und im 1. OG wurde, als einzige Zutat, ein kleiner freistehender Bad-Raum eingebaut. Die lange Zeit vermauerte, rundbogige Türöffnung zum früheren Wehgang wurde im 1. OG nach Norden wieder geöffnet und die drei mit Luken verschlossenen großen Außenöffnungen im DG verglast, um eine Belichtung des bis an die Spitze offen gelassenen Dachraumes mit seinen steinsichtigen Wandflächen und den lehmverputzten Schießscharten zu gewährleisten. Der hinter der Dornse gelegene Feuertisch wurde vorsichtig saniert. Der mächtige besteigbare Schornstein blieb unangetastet. Dieser vorher nahezu lichtlose EG-Bereich wird über in die Decke eingelegte begehbare Glasplatten durch eine im 1. OG befindliche Fensteröffnung belichtet. Eine auf dem westlich der Haustür vorhandene, vermutlich bauzeitliche Quadermalerei ist momentan verkleidet und wird mittelfristig restauriert werden.

Das zweigeschossige traufständige Haus *Blocksquerstr. 16* ist Teil einer spätmittelalterlichen Kleinhausbebauung. Bei der im Berichtszeitraum durchgeführten Sanierung wurden zahlreiche Ausstattungsdetails entdeckt. Im EG

ist die bauzeitliche Balkenlage erhalten. Einer der Balken weist noch eine florale Bemalung des ausgehenden 18. Jh.s auf, während in einem straßenseitigen Raum des 1.OG die Dekorationsmalerei des zweiten Drittels des 19. Jh.s nahezu vollständig erhalten ist. Hier zeigte sich nach dem Entfernen der Tapeten eine gemalte Brettpaneelzone, über der sich eine marmorierte Oberfläche mit abschließendem Blütenfries befindet. Aufgrund der geplanten Nutzung als Mietobjekt wurde die Malerei aus Schutzgründen abgedeckt. Vermutlich sind unter der beschriebenen Wandfassung noch ältere Malereien erhalten. Ein Türblatt mit zugehöriger Bekleidung im selben Geschoss verweist in die 1830er Jahr, ebenso wie auch die ins DG führende Treppe. Zeitlich etwas früher erscheint die Raumaufteilung im DG, die von einer schmalen Kammer, möglicherweise einem Alkoven, bestimmt wird. Bemerkenswert ist die große

Öffnung zu dieser Kammer, die zu dem größeren Raum davon eine kannelierte Bekleidung hat, jedoch offensichtlich nicht durch Türen verschlossen werden konnte. Die klassizistische Haustür des Wohnhauses wurde im Einvernehmen mit dem Bereich Denkmalpflege anhand einer guten historischen Fotografie detailgetreu rekonstruiert und erweist sich als Bereicherung des gesamten Häuserensembles.



Abb. 8: Dankwatsgrube 29

Das im Kern wohl aus dem 16. Jh. stammende Gebäude *Dankwatsgrube 29* wurde 1804 weitgehend neu erbaut und erhielt einen geschweiften Giebel. 1884 gestaltete man die Fassade mit veränderter Fenstereinteilung um. Durch die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Erneuerung der gesamten straßenseitigen Befensterung hatte die Ansicht starken Schaden

erlitten. Die zuvor zwei- bzw. vierflügeligen Blockzargenfenster waren durch ein- und zweiflügelige großflächige Kunststofffenster ersetzt worden. Durch den Rückbau dieser Fensterelemente präsentiert sich das kleine Wohnhaus nach außen nun wieder als stimmig. Es erhält Vorbildcharakter für weitere verunstaltete Gebäude in diesem Bereich der Dankwatsgrube. Nach Freilegungen von Decke und Wänden im EG des Seitenflügels ermöglichten die Reparatur des erhaltenen Deckenstückes und die Ergänzung noch vorhan-

dener Paneelteile eine der zweiten Hälfte des 19. Jh. angenäherte Gestaltung. Schablonenmalereien auf den Wänden blieben nach restauratorischer Sicherung unter modernen Wandbespannungen erhalten.

Das klassizistisch überformte Ganghaus *Engelsgrube 73/Haus 4* stammt im Kern aus dem 16. Jh. Es wurde in kleinen Schritten vollständig saniert unter Beibehaltung oder Überarbeitung denkmalrelevanter Ausstattungsteile, wie Fenster, Zimmertüren und klassizistischer Treppe mit Stabversprossung und Wangenornament. Auch die Grundrissstruktur des Erdgeschosses aus der klassizistischen Umbauphase blieb unangetastet.

Nach einem durch einen Konkurs verursachten jahrelangen Leerstand der Gebäudegruppe *Fischergrube 82/84*, die aus dem Seitenflügel und dem Querhaus der früheren Grundstücksbebauung Nr. 82 und dem Vorderhaus, Seitenflügel und Speichergebäude der Nr.84 besteht, wurde dieser Komplex durch den städtischen Sanierungsträger Grundstücksgesellschaft „Trave“ mbH übernommen. Systematisch waren in den Jahren davor nahezu sämtliche Fenster zerstört worden. Haustür und Windfangtüren wurden am helllichten Tag „ausgebaut“, Fußböden passgenau für Bauarbeiten in anderen Gebäuden ausgesägt, wie auch die gesamte Treppenanlage bis auf eine gedrechselte Sprosse entsorgt. Die Entscheidung, aus dieser Bauruine wieder ein bewohnbares Haus entstehen lassen zu wollen, sei an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich gewürdigt. Mit der Sanierung der Häuser wurde Ende 1999 begonnen.

Das Vorderhaus der *Fischergrube 82* war 1952 mit Genehmigung der Denkmalpflege abgerissen worden. Ein Bauaufmaß von Bruno Scharnweber von 1952 liegt vor. Der Seitenflügel wurde nach dem Abbruch mit einem neuen Südgiebel mit großem Garagentor versehen. Der zum Zeitpunkt des Abrisses noch erhaltene Rokokosaal wurde durch den Einbau einer Stahlbetondecke mit hofseitigem Überzug seiner unteren Flügel der barocken Fensteranlage beraubt und durch den späteren Ausbau der Stuckdecke in seinem Gesamt-



Abb. 9: Engelsgrube 73, Haus 4

eindruck schmerzhaft beeinträchtigt. Bis zum Beginn der Sanierung waren zusätzlich große Teile des hofseitigen Wandstückes verloren gegangen und die Fensterflügel bis auf zwei zerstört. Im Rahmen der Sanierung wird der Seitenflügel jetzt zum Einfamilienhaus ausgebaut. Die durch große Werkstattfenster entstellte EG-Zone wird neu strukturiert, die Stahlbetondecke soweit herabgezogen, dass im 1.OG wieder eine vertretbare Raumhöhe erreicht wird. Der kurz aufkeimende Wunsch der Denkmalpflege, dem Saal wieder seine ursprüngliche Größe wiederzugeben, scheiterte sowohl aus statischen, wie nutzungstechnischen Gründen. Im heutigen 1. OG wurden die erhalten gebliebenen Stuckteile vollständig restauratorisch überarbeitet, gereinigt und



Abb. 10: Fischergrube 82, Seitenflügel und Querhaus nach der Sanierung

partiell retuschiert. Dort wo die Stuckarbeiten zweifelsfrei belegt sind, wurden Wandflächen bis zu dem in Sturzhöhe verlaufenden Gsimms ergänzt, ohne die Farbigkeit der originalen Stuckteile zu übernehmen. Trotz des Einbaus eines Badezimmers in dieser Ebene und des weiterhin fehlenden Deckenstücks ermöglicht der Einbau gläserner Trennwände zumindest eine Ahnung der bauzeitlichen Großartigkeit des Saales. Das DG blieb unausgebaut.

Auch das Querhaus Nr. 82 hatte durch den Einbau eines Garagentores optisch stark gelitten. Gravierender waren aber die durch den jahrlangen Leerstand hervorgerufenen Schäden an fast allen konstruktiven Holzteilen im Inneren und umfangreiche Frostschäden am nordöstlichen Mauerwerk. Auch dieser Gebäudeteil wurde zum Einfamilienhaus umge-

baut. Soweit möglich blieben Deckenbalken erhalten, bzw. wurden aufgearbeitet. Im 1.OG konnten eine Fachwerkwand mit zwei Fenstern, aber auch die Dielung mit nur noch schemenhaft erkennbarer Renaissance-Deckenmalerei über der Diele eingebaut belassen werden. Die westliche Fachwerkwand wurde wegen tiefgreifender Schäden an Stielen und Riegeln abgetragen und unter Wiederverwendung der Klosterformatsteine wie im Bestand neu errichtet. Das DG blieb im westlichen Teil unausgebaut. Eine größere Anzahl zweitverwendeter bemalter Fußbodendielen in je einem Meter Länge, im DG als

Schalbretter verbaut, wurde geborgen und verbleibt, teilweise als Dekorationselemente im Treppenhaus, als Bestandteil des Denkmals erhalten.

Als erste Bebauung wird auf dem Grundstück *Fischergrube 84* im Jahre 1292 von Traufhäusern gesprochen. 1651 wurde ein großes giebelständiges Kaufmannshaus mit Seitenflügel errichtet, das zwischen 1868 und 1875, u.a. durch Aufstockung und Verlängerung des Seitenflügels, zu einem 3 1/2 geschossigen Mietswohnhaus umgebaut wurde. Die zweite, aus Kalksandstein errichtete historisierende Verlängerung des Seitenflügels mit gestuftem Zwerchgiebel und zweitverwendeten älteren Blockzargenfenstern dürfte aus dem frühen 20. Jh. stammen. Als letztes sei das 1590 errichtete, querstehende Speichergebäude genannt. Die westliche Hälfte seiner südlichen Traufwand wurde bereits im 19. Jh. bei Errichtung eines Vorbaues abgetragen. Bei der jetzigen Sanierung wurden im Vorderhaus die Strukturen des Umbaus des 19. Jh.s beibehalten und die spärlichen Überreste der dazugehörigen Ausstattung, wie die Fenster und wenige Türblätter und -laibungen, in die neuen Wohnungen integriert. Auf eine Teilung der flächenmäßig großen Etagen wurde verzichtet. Der früher mit dem Vorderhaus verbundene Seitenflügel wurde abgekoppelt. Er ist über eine separate Treppe nutzbar. Zu Beginn der Baumaßnahme wurden etliche zweitverwendete und als Zwischenboden eingelegte bemalte Deckenbohlen und geschweifte Fensterläden gefunden, die unbearbeitet wieder in aufgedoppelte Fußbodenbereiche integriert wurden, um späteres „Neuentdecken“ zu ermöglichen. Sämtliche Stuckteile der Ausbaues um 1868 fehlen bis auf einen fein gerahmten, mit Schablonenmalerei versehenen Deckenspiegel im Windfang. Sozusagen als Ausgleich für diese erheblichen Verluste fanden sich unter Kalkungen der Dielendecke und Deckenbalken barocke Malereien, die vor 1868 den gesamten Dielenbereich schmückten. Nach Beendigung der restauratorischen Maßnahmen wird dieser Befund in der gesamten Durchfahrt in einem quasi halböffentlichen Bereich ohne gefährdende Temperie-



Abb. 11: Fischergrube 84

zung des Raumes sichtbar bleiben. Im westlich anschließenden Nutzbereich bleiben die Deckenmalereien verkleidet. Aus brandschutztechnischen Gründen hätte auch die, dank einer großzügigen Spende der Possehl-Stiftung, freigelegte Malerei wieder verschlossen werden müssen. Wegen der großen Deckenhöhe im 1. OG war es aber möglich, eine separate, dem Brandschutz genügende Decke oberhalb des Bestandes zu integrieren. Denkmalpflegerisch bemerkenswerte Befunde im Seitenflügel beschränken sich auf das KG und das Hochparterre im südlichen Bereich. Hier wurden farbig gefasste, teils geschnitzte Deckenbalken (Renaissance) gefunden, die, zumindest im KG und einem Küchenraum, nach der Restaurierung wegen der großen Querschnitte auch weiterhin sichtbar bleiben können. Im südlichsten Hochparterre-Zimmer fanden sich nach Abbruch jüngerer Vorsatzschalen auf der Westwand fragmentarisch mehrschichtige, teils figürliche Farbfassungen. Sie waren durch starke Feuchtigkeit, Salzausblühungen und Schollenbildung stark gefährdet. Partielle Freilegungen, die Sicherung des Bestandes und eine umfangreiche Dokumentation gelangen mit Sondermitteln der Deutschen Stiftung Denkmalschutz. Der Bestand erhaltener historischer Fenster wurde repariert, fehlende Teile nach Befund rekonstruiert, so dass äußerlich der umbauzeitliche Zustand des 19. Jh. den Hofbereich bestimmt. Alle Ebenen werden zu Wohnungen ausgebaut. Im Querhaus, einem Renaissance-Lagerhaus von 1590, das in seinem Volumen für die Altstadt wohl einzigartig ist, wird für das EG eine gewerbliche, für das OG und 1. DG ein Wohnnutzung angestrebt. Neben den statischen erwiesen sich die belichtungstechnischen Fragen als größtes Problem. Die Anzahl der Fensteröffnungen in den beiden Giebeln ist sehr gering. Da sie wegen angrenzender Baukörper und aus denkmalpflegerischen Gründen nicht erhöht werden konnte, erwies sich die durch den früheren Abbruch entstandene große Öffnung in der südlichen Traufwand, die vollständig verglast wiedererrichtet wurde, als glücklicher Ausgleich. Die bauzeitlich konstruktiven Holzteile, wie Dachstuhl, Deckenbalken und Stützkonstruktionen konnten, partiell verstärkt, gehalten werden. Im westlichen Giebel mussten große Teile der die Fenster rahmenden Profilsteine durch Nachbrände ergänzt werden. Der Ostgiebel wurde weitgehend nur mauerermäßig überarbeitet. Starke Schäden im Sockelbereich und jüngere Überformungen ermöglichten in der hohe EG-Zone den Einbau schmaler hochaufgerichteter Fensterelemente.

Nach Besitzerwechsel im Gebäude *Glockengießerstr. 28* wurde der hofseitige Fachwerkgiebel umfassend saniert und so für die nächsten Jahrhunderte gesichert. Im Zusammenhang mit diesen Arbeiten wurden die großflächigen Fenster gegen die dem früheren Bestand entsprechenden zweiflügeligen Sprossenfenster ausgetauscht. Die straßenseitig eingebauten Originalfenster wurden im Bestand überarbeitet.

Auf die Sanierung der historischen Räume der *Stadtbibliothek, Hundestr. 5-11*, wurde bereits im vergangenen Jahresbericht hingewiesen. Zu ergänzen ist diesmal, dass sich aufgrund eines Hausschwamm-Befundes während der Baumaßnahme die Fertigstellung des Bibliothekssaales im südlichen Seitenschiffshochchor, der sog. „Alten Sakristei“ verzögerte. Zur Zeit werden die Wandmalereien am aufgehenden Mauerwerk, die gotische Fugenmalerei und spätgotische, vom Gewölbe auf die Wände ziehende Ranken, aufweisen, restauriert.

Als Teil der geplanten, mehrstufigen Sanierungstätigkeiten im Gebäude *Mengstr. 44*, die sich über KG, Diele, Seitenflügel und Querhaus erstrecken werden, wurde als erster wichtiger Schritt die Umdeckung von Seitenflügel und Querhaus ausgeführt. Zimmermannstechnische Reparaturen und statische Ertüchtigungen sichern vor allem den vorher stark gefährdeten Bestand des Querhauses wieder dauerhaft. Im Seitenflügel des hochkarätigen Lübecker Dielenhauses, das vielen Lübeckern durch den Tag des Offenen Denkmals bekannt ist, werden die sich über die gesamte Länge des Seitenflügels erstreckenden Wand- und Deckenmalereien aus dem Mittelalter bis in die Barockzeit endlich wieder in angemessener Weise geschützt.

Nach Abbruch einer zuvor an diesem Fleet stehenden Brock- und Endmühle wurde gegen Ende des 19. Jh. das heutige Gebäude *Mühlendamm 24* errichtet. Es wurde in den letzten Jahrzehnten als Bürogebäude durch das damalige Grünflächenamt genutzt und 1995 unter Denkmalschutz gestellt. Im Inneren ging durch die Umstrukturierung mit kleinen Arbeitsräumen der ursprüngliche Charakter, der aus großen ungeteilten Lagerflächen bestand, weitgehend verloren. Eingriffe im Äußeren konnten damals aber weitgehend vermieden werden, so dass der Gesamteindruck dem bauzeitlichen Erscheinungsbild weitgehend entsprechen dürfte. Der jetzt abgeschlossene Umbau schuf neben Büro- und Praxisräumen im KG und EG zwei Wohnungen im Dachgeschoss. Bis auf das behutsame Einfügen von

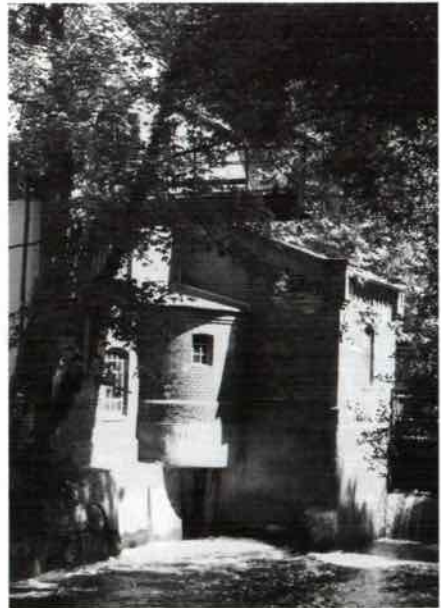


Abb. 12: Mühlendamm 24, ehem. Müllerklo über dem Fleet

zwei gläsernen Gauben in der westlichen Dachfläche gab es kaum Veränderungen des äußeren Erscheinungsbildes. Die für die vorherige Nutzung entfernte Verglasung der gusseisernen Außenfenster wurde wieder erneuert, Reste von zur Mühlentechnik gehörigen hölzernen Konstruktionsteilen im KG blieben erhalten. Auch das wirklich bemerkenswerte Müllerklo über dem Fleet blieb uneingeschränkt weiter nutzbar.

Der von 1928-30 aus rot- und blaubunten Klinkersteinen errichtete expressionistische Baukörper *Sandstr. 24-28* wurde durch die zweietagige Verbindungsbrücke über die Schmiedestraße zum benachbarten Bankgebäude jahrzehntelang in seiner Erlebbarkeit stark beschnitten. Der vor kurzem erfolgte Abbruch der Brücke ermöglicht die Wiederherstellung des vorherigen Zustandes, die – inklusive der Nachbildung des zeittypischen Terrakotten-

Schmuckes unter den Fenstern – zu einer sowohl für das Denkmal selbst, als auch für das städtebauliche Umfeld sehr befriedigenden Lösung führte.

Der bereits in den vergangenen beiden Jahren umfangreich erwähnte „*Aegidienhof*“ mit zwölf Sanierungsobjekten aus unterschiedlichsten Bauzeiten kann die Fertigstellung von drei weiteren durch die Denkmalpflege betreuten Gebäuden vermelden:

Der ursprünglich dreigeschossige Eckbau *St. Annen-Str. 1* (*Aegidienhof* – Haus 4) aus rotem Ziegelmauerwerk wurde nach Abbruch des originalen Daches 1952 um ein Mezzaningeschoss erhöht. Der an städtebaulich wichtiger Stelle gelegene, neogotische Baukörper von 1890 schmückt sich mit glasierten Ziegeln, einem Eckrisalit, spitzbogigen,



Abb. 13: *St. Annen-Str. 1*

befensternten Blenden und einem geschossteilenden Vierpassfries. Die Sanierung wurde unter Beibehaltung der wesentlichen bauzeitlichen Binnenstrukturen durchgeführt. Ausstattungsteile, wie die gesamte Befensterung, das Treppenhaus, Pitchpine-Dielung und vereinzelte Türen bleiben aufgearbeitet erhalten. Die konstruktiv und dekorativ wirksamen Säulen mit Stuckkapitellen, wurden wieder aus Wänden herausgelöst und frei in die Nutzflächen ge-

stellt. Sichtbar belassene restauratorische Befundstellen gewähren Einblicke in frühere Farbigkeiten und Schablonenmalereien. Unter dem Eckrisalit wurde die vermauerte ehemalige Türöffnung wieder geöffnet und zum Fenster umfunktioniert. Im EG ist ein erfreulicherweise gut angenommenes Café eingerichtet worden. Die beiden darüber liegenden Etagen sind Praxisräume, im DG sind zwei Wohnungen eingerichtet worden.

Das zweigeschossige, backsteinsichtige Gebäude *St. Annen-Str. 3* mit gotischem Treppengiebel wird durch gefaste stichbogige Fensteröffnungen mit Kreuzstockfenstern und drei gefasten Spitzbogenblenden mit Lukenöffnungen im DG gestaltet. Der dendrochronologisch auf 1350 datierte eichene Dachstuhl wurde vermutlich bereits bei Umbauarbeiten 1720 verändert. Das ursprünglich zum Konvent gehörige Gebäude wurde 1890 ein weiteres Mal tiefgreifend strukturell verändert. Der Mitteleingang wurde verschlossen, die Treppe ausgebaut. Erschlossen wurde das Gebäude seit dieser Zeit über ein nördlich angebautes Treppenhaus, das gleichzeitig das Eckhaus an der Stavenstraße erschloss. Den jetzt realisierten Planungen für diese Gebäude ging im Rahmen einer Diplomarbeit der Fachhochschule Lübeck eine genaue Bestandsaufnahme voraus. Partielle Freilegungen und restauratorische Voruntersuchungen gaben Auskunft über zu erhaltende Bauteile und erste denkmalrelevante Malereibefunde im 1.OG. Die Suche nach einer geeigneten Nutzung erwies sich wegen der verhältnismäßig großen Geschossflächen bei avisierten hohen Sanierungskosten und auch wegen der recht dunklen straßenseitigen Lage als sehr schwierig. Erst nach einer Teilung der Gesamtfläche gelang den Planern die Vermarktung des Objekts. Neben drei etwa gleichgroßen Wohnungen im EG und 1.OG bietet das EG zwei kleineren Büroeinheiten Platz. Im DG fand in Form der eingestellten Kammern des 19. Jh. ein straßenseitiger Teilausbau zu einer Wohnung statt. Der restliche Bodenraum bleibt weiterhin im vorherigen Zustand als unausgebautes Bauteil sichtbar. Die bereits frühzeitig entdeckten Malereien im 1. OG wurden gesichert und zeigen in kleineren „Fenstern“ frühere Zustände. Nur in einem größeren Teilstück der Brandwand zu St. Annen-Str. 5 wird eine größere Wandfläche mit farbiger Dekorationsmalerei in Zickzack-Form freigelegt, unter der partiell weitere, teils polychrome Malereien erhalten sind.

Zeitgleich mit dem Eckgebäude St. Annen-Str. 1 wurden auch die Gebäude Stavenstr. 2, 4, und 4a errichtet. Das EG des einfachen Kulturdenkmals *Stavenstr. 4a* wurde bislang vom Sozialamt als Küche für sozial benachteiligte Mitbürger genutzt. Ein vorgelagertes Kesselhaus beeinträchtigte den Gesamteindruck dieses Gebäudeteiles erheblich. Die Obergeschosse waren durch neuzeitliche Trennwände in kleine Büros unterteilt worden. Im nun durchgeführten Umbau wurden in dem Gebäude sechs Wohnungen, eine kleine Gästewohnung und einer Gewerbeeinheit im EG eingeplant. Durch den Abbruch

des Kesselhauses konnte die gestörte Hoffassade wiederhergestellt werden. Die Summe der positiven Veränderung im Bereich dieses Hauses bewog den Bereich Denkmalpflege, einer Genehmigung von Balkons zuzustimmen, die durch nur fensterflügelbreite Türöffnungen zu betreten sind. Die hofseitige Befensterung wurde, ebenso wie der bauzeitliche Schornsteinkopf, repariert. Von den großflächig in Zement verlegten frühen Küchenfliesen konnten nur kleinste Flächen zur Wiederverwendung geborgen werden.

Ohne große strukturelle Veränderungen im Inneren vorzunehmen, wurde das zweigeschossige, kleine Wohnhaus *Wahmstr. 72* mit zweiachsigem, straßenseitigem Zwerchhaus modernisiert und teilsaniert. Im EG wurden die Nebenräume in der Diele erneuert und in einer früheren Öffnung ein direkter Hofzugang aus einem Büroraum heraus geschaffen. Im 1. OG wurden den Gesamteindruck störende Einbauten in der ehemals offenen Diele entfernt und über ein freigelegtes Innenfenster frühere Nutzungszusammenhänge wieder ablesbar gemacht. Die inneren Ausstattungsteile, wie Türen, Treppe und Dielung blieben erhalten.

Vorstädte und Landgebiet

In den außerhalb der Lübecker Innenstadt liegenden Stadtgebieten wurden im Berichtszeitraum ebenfalls zahlreiche Bauvorhaben an Kulturdenkmälern betreut. Aus der Gruppe der umfassenden Sanierungen von Villen, wie z.B. Herderstr. 1A und Rathenastr. 6, Katharinenstr. 37, von Wohngebäuden, wie z.B. Uhlandstr. 10-12, Falkenstr. 8-10 und Reiherstieg 1-3, sowie von ländlichen Bauten, wie z.B. Waldhusener Weg 30 (Forsthaus), Roggenhorster Str. 40 (Stadtgut), Grönlandstr. 80 (ehemalige Gaststätte „Gneversdorfer Mühle“) und Teutendorf, Bollbrügg 7 (Hofanlage) sind einige besondere Maßnahmen hervorzuheben:

In der *Badeanstalt Falkenwiese, Wakenitzufer 1b*, wurden die Umkleekabinen saniert, Uferböschungen und Stege erneuert und eine neue Liegewiese hergestellt. Damit wurden die Voraussetzungen für die Fortführung der ursprünglichen Nutzung, dem Badebetrieb für die Bevölkerung der umliegenden Wohngebiete, durch einen privaten Förderverein ermöglicht und die Erhaltung des eigentlich nicht rentablen Kulturdenkmals gesichert.

Ungewöhnlich und zum Teil erst einmal befremdlich für das vertraute Bild Travemündes war die „Christo“-artige Verhüllung des *Leuchtturms* seit der zweiten Jahreshälfte 2002. Unter ihr vollzog sich eine Reparatur der Ziegelmauern des Turms, dessen heutige, klassizistische Form aus dem Jahr 1827 stammt, bei der nach steingenaue Befunderhebung zahlreiche verwitterte Ziegel ausgetauscht, Fenster ersetzt, Geländer erhöht und der Kopf des Turms erneuert wurden. Diese Maßnahmen mussten durchgeführt werden, um den

Leuchtturm wieder für Besucher zugänglich zu machen. Der Eigentümer, das Wasser- und Schifffahrtsamt des Bundes, hat die Sanierung durchgeführt, obwohl für das Kulturdenkmal keine Nutzung mehr vorhanden ist. So bleibt eines der Travemünder Wahrzeichen weiterhin erhalten.

Mehrere Bauvorhaben, über die in früheren Jahresberichten bereits häufiger Auskunft gegeben wurde, konnten im jetzigen Berichtszeitraum abgeschlossen werden.

Zu einem Schmuckstück in den Vorstädten wurde das ehemalige Landhaus Kuhlmann, des Architekten C. F. Hansen, *Jerusalemsberg 4*, die spätere Eschenburg-Villa. Nach mehreren Jahren der Sanierung und bester Restaurierung der historischen Räume im EG, konnte das Haus am 13.7.2002 mit einem großen Fest eröffnet werden. Schnell ist die Villa, jetzt Sitz des Brahms-Instituts der Musikhochschule Lübeck, zu einem gern für Veranstaltungen genutzten, kulturellen Zentrum geworden.

In Travemünde ist die Umwandlung des *Casinos, Kaiserallee 2*, ehemals Kursaal, zu einem Fünf-Sterne-Hotel abgeschlossen worden. Auch wenn aus denkmalpflegerischer Sicht zahlreiche Kompromisse gemacht werden mussten, ist zu erwarten, dass das neue Hotel zur Belebung und zum Aufschwung des Seebades Travemünde beitragen wird.

Erwähnt sei schließlich noch eine erfreuliche Entwicklung bei kleineren Bauten in den Vorstädten. So wurden in der Gertrudenstraße nach dem Vorbild einer jüngst durchgeführten Sanierung eines Hauses innerhalb der Gebäudereihe bei einem weiteren Haus, nämlich *Gertrudenstr. 7c*, entstellende Fenster beseitigt und durch zum Gebäude passende Nachbauten der ursprünglichen Fenster ersetzt. Es ist zu hoffen, dass diese Vorbilder bewirken, dass auch die letzten der beiden zu dieser Gruppe gehörigen Häuser einer Sanierung zugeführt werden und sich das Bild der um 1881 von dem Industriellen Henry Koch errichteten Häuserreihe in alter Schönheit präsentiert.

Der Bereich Denkmalpflege muss als Vertreter öffentlicher Belange zu zahlreichen Planungsvorhaben der Stadt oder anderer Träger Stellung nehmen. Dabei sind die betriebs- und anlagebedingten Auswirkungen der Vorhaben auf Kulturdenkmale zu prüfen. Es sind ganz verschiedenartige Planungen, bei denen die Erhaltung von Kulturdenkmälern und ihr Erscheinungsbild sichergestellt werden mussten. Neben üblichen Bebauungsplänen lagen die Schwerpunkte im Berichtszeitraum auf größeren Vorhaben. Historische Kulturlandschaftsteile wurden so im Gesamtlandschaftsplan der Hansestadt Lübeck und bei der Flurbereinigung Lübeck Südwest im Rahmen des Baus der Autobahn A 20 wenigstens teilweise gesichert. Beeinträchtigungen für die Kulturdenkmale in *Klein-Grönau*, u.a. die Kapelle, Hauptstr. 70b und das Siechenhaus, Hauptstr. 65a, sowie verschiedene historische Privathäuser, könn-

ten sich durch die geplante Verlängerung der Start- und Landebahn des Flughafens Lübeck-Blankensee ergeben. Hier könnte die Substanz der Baudenkmale durch erhöhte Schadstoffimmissionen oder durch Erschütterungen durch die überfliegenden Flugzeuge gefährdet werden. Eine Entscheidung über dieses Vorhaben ist noch nicht getroffen worden. Leider kann die Denkmalpflege sich in derartigen Verfahren nicht umfassend durchsetzen, da sie nur eine Stimme im Konzert sich oft widersprechender, öffentlicher und privater Interessen und Belange ist.

(Manuskriptschluss: 15.05.2003)

Fotonachweis

Alle Fotos vom Bereich Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck

Kleine Beiträge

Die Nennung der Städte Lübeck und Rostock im Werk des Paracelsus

Helge Bei der Wieden

Über den Lebensweg des Arztes, Naturforschers, Philosophen und Theologen Theophrast Bombast von Hohenheim (1493/94–1541), der sich Paracelsus nannte, ist verhältnismäßig wenig bekannt. Besonders, was seine Jugendzeit betrifft, sind wir weitgehend auf Bemerkungen in seinen Werken angewiesen. Doch auch das, was er über sich selbst schrieb, ist vielfach unklar und bedarf der vermutenden Erläuterung. Aus den Namen der Länder, die Paracelsus nach eigenen Worten durchwandert hat, läßt sich der Verlauf seiner Reisen nicht entnehmen. Außerdem fehlen Zeitangaben und andere Hinweise, die eine Einordnung erleichtern würden.¹

Wenn nun der Hohenheimer in seinen medizinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Schriften als einzige Städte an der südlichen Ostsee Lübeck und Rostock je zweimal, wenn auch jeweils in gleichem Zusammenhang, nennt, so ist zu fragen, weshalb er gerade sie erwähnte. Deshalb seien zunächst die betreffenden Stellen angeführt.

Lübeck erscheint in zwei Vorhersagen. Paracelsus stellte wie viele seiner Zeitgenossen Horoskope, um damit seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Die Annahme, daß die Sterne Einfluß auf das irdische Geschehen hätten, war Teil seines Weltbildes. Hier traf er sich etwa auch mit Philipp Melanchthon, dem Freund und Mitstreiter Martin Luthers, der in der Astrologie ein weiteres Mittel sah, den Willen Gottes zu erkennen. Der Name Paracelsus war für Melanchthon der eines Astrologen, nicht der eines Arztes oder Theologen.²

In Paracelsus' „Prognosticatio ... , betreffend ein Confederation, so von andern Astronomis und Practicanten dis jar ausgelassen und ubersehen ist“ von Anfang 1530 heißt es: „Es wird auf den kreuzpuncten zwischen dem mittag und mitternacht nach der linien von Lübek gezogen auf Marsilia [Marseilles] oder Genua, zu ungeferlich ein tagreise umb den puncten des zirkels auferstehen ein confederation von den Teutschen, die sich neigen werden gegen mitternacht und werden einwurzeln auf jene seiten gegen mittag, etlichs teils von der linien gegen den aufgang, die wird sich stark und gewaltig einreißen, am

¹ Udo Benzenhöfer, *Paracelsus*. (rowohlts monographien), Reinbek bei Hamburg 1997, S. 31-34.

² Stefan Rhein, *Melanchthon und Paracelsus*. In: Joachim Telle (Hg.): *Parerga Paracelsica. Paracelsus in Vergangenheit und Gegenwart*. (Heidelberger Studien zur Naturkunde der frühen Neuzeit 3). Stuttgart 1991, S. 57-73, hier S. 72.

fürtreflichsten an dem Chumer see [Comer See], gegen dem Gart see [Garda-see] und fürbas etlich meil gegen den Romanen zu.“³ Ebenfalls aus dem Jahr 1530 stammt „Weiteres zur Praktika, gemacht auf Europen auf vier Jaher“ [1530–1534]. Dort findet sich folgende Bemerkung: „Es ist auch ein prognostication ausgangen mit dem titel betreffen eine neue confaederation auf der linien von Lübeck gen Genua gezogen, welche Sophoy [Savoyen] vor Genf angefangen, aber noch nicht vollendet.“⁴

Die beiden Nennungen Rostocks finden sich nicht in Vorhersagen, sondern sind Teile eines anschaulichen Beispiels. Im sog. „Antimedicus“ äußerte sich Paracelsus über falsche Heilmethoden und verglich sie auf diese Weise: „ir wollen löschen das feur und brent nit, gleich als brenn es zu Bozen an der Etsch und wolte leschen zu Rostock im sê lant.“⁵ Das Bild wiederholte er wenig später noch einmal: „ob schon seim nachbarn ein haus brent, was gets in an? die andern sind hülzli. das sein ist steini; wissent ir das nit? auf das so löschen ir in im und ist kein feur in im, ist vielleicht in zehen; das ist, es brent zu Schwatz und löscht zu Rostock.“⁶

Paracelsus wollte in allen Fällen eine größtmögliche Entfernung deutlich machen: einmal quer durch Europa von der Ostsee bis zum Mittelmeer und einmal quer durch Deutschland, wieder von der Ostsee und bis nach Tirol.

Sieht man sich die genannten Orte auf der Romweg-Karte (auch als Deutschlandkarte bezeichnet) an, die der Nürnberger Arzt und Kompaßmacher Erhard Etzlaub 1499 zum Heiligen Jahr 1500 herausbrachte⁷ und die Paracelsus in einer ihrer Ausgaben gekannt haben mag, stellt man fest, daß Genua und Hamburg auf annähernd dem gleichen Längengrad liegen, während Lübeck doch ein Stück nach Osten und Marseille nach Westen versetzt ist. Ähnlich verhält es sich mit Rostock. Die Stadt befindet sich nach der Karte

³ Theophrast von Hohenheim gen. Paracelsus, Sämtliche Werke. 1. Abteilung: Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften. Hg. v. Karl Sudhoff. Bd. 7. Hg. von Karl Sudhoff und Wilhelm Matthießen. München 1923, S. 469-473: Prognosticatio ..., hier S. 472.

⁴ Ebd., Bd. 8. München 1924, S. 237-253: Weiteres zur Praktika ..., hier S. 243.

⁵ Ebd., Bd. 5. München / Berlin 1931, S. 411-490: „Antimedicus“, Fragmentarische Ausarbeitung und Entwürfe zu einem polemischen Wundarzneibuche (Wundtopographie, Pflichtenlehre, Folgekrankheiten von Organverletzungen usw.), hier S. 435.

⁶ Ebd., S. 477.

⁷ Michael Herkenhoff, Vom langsamen Wandel des Weltbildes: Die Entwicklung von Kartographie und Geographie im 15. Jahrhundert. In: Focus Behaim Globus. (Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums). Teil 1: Aufsätze. Nürnberg 1993, S. 143-155, hier S. 150. – Ebd. Teil 2: Katalog, S. 663 Nr. 2.19. – Johannes Cochlaeus, Brevis Germaniae descriptio (1512) mit der Deutschlandkarte des Erhard Etzlaub von 1512 [recte 1501]. Hg., übers. u. kommentiert v. Karl Langosch. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit – Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe. Bd. 1). Darmstadt 1960. Die Karte ist am Schluß des Bandes beigelegt.

mit Schwaz in Tirol fast auf demselben Meridian, während für Bozen eher Wismar infrage gekommen wäre. Rostock liegt zudem nach der Karte am nördlichsten Punkt der südlichen Ostsee und damit Deutschlands. Holstein wird Paracelsus zu Dänemark gerechnet haben, weil der dänische König in Personalunion Herzog von Holstein war.

Sicher waren Lübeck und Rostock zur damaligen Zeit bedeutender und bekannter in Deutschland als Hamburg und Wismar. Aber man muß auch überlegen, welche niederdeutschen Städte kannte der oberdeutsche Paracelsus. Zunächst scheint es, hier könne die Schrift „De Pestilitate“ weiterhelfen, die im paracelsischen Corpus überliefert ist. Der Verfasser spricht davon, daß er in der Stadt Braunau an der böhmischen Grenze in einem Kloster ein großes Buch gesehen habe mit den unverfälschten „commentaria Galeni und Avicennae“ und fährt fort: „deren eins hab ich auch in einem kloster im land zu Sachsen gesehen in der stat Braunschweig. ist aber durch die unwissenden esel verbrennet worden. welches buch noch seines gleichen bei einem alten burger in der stat Hamburg vorhanden ist und noch vil auf birken und rinden und wechsine tafeln des Galeni und Avicennae eigene hantschriften ...“⁸ Danach ist der Verfasser in Braunschweig gewesen und die Angaben über das Buch in Hamburg sind so, daß man seine Anwesenheit dort vermuten kann. Die Angaben werden aber hinfällig, weil „De Pestilitate“ mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht von Paracelsus stammt.⁹

Auch eine andere Stelle hilft nicht weiter. Paracelsus sagte für 1537 voraus: „Frankreich, Engellant, Geldern, Stetin werden umb frid heulen“.¹⁰ Doch was ist mit „Stetin“ gemeint? Dem Zusammenhang nach müßte es ein Territorium in Westeuropa sein. Das gibt es aber nicht. Hat Paracelsus eine Stadt neben Länder gestellt oder meinte er das Herzogtum Pommern-Stettin? Vor allem aber sagt eine Prognose nichts darüber aus, ob er ein genanntes Land auch bereist hat. Im östlichen Ostseeraum ist Paracelsus jedenfalls nach eigenen Angaben gewesen. Er nennt Preußen, Litauen und Polen.¹¹

Als seine Gegner Paracelsus bestritten, ein „physicus“ („Internist“) zu sein, er sei „nur“ ein „chirurgus“ (Wundarzt), wehrte er sich in seinem „Spital-Buch“ von 1529. Er verwies auf die Erfahrungen, die er bei seinem weiten Reisen gewonnen habe: „und mein erfarenheit, die ich aus Littau, Holland, Ungern, Dalmatien, Kroatien, Rodis [Rhodos ?], Italien, Frankreich, Hispani-

⁸ von Hohenheim gen. Paracelsus, Werke (wie Anm. 3). Bd. 14. München / Berlin 1933, S. 597-661: De Pestilitate, hier S. 623.

⁹ Ebd., S. XXXIII.

¹⁰ Ebd., Bd. 11. München / Berlin 1928, S. 225-237: Deutsche Praktik auf das Jahr 1537, hier S. 233.

¹¹ Ebd., Bd. 10. München / Berlin 1928, S. 5-571: Die Große Wundarzney. 1536, hier S. 19.

en, Portugal, Engelland, Denmark und allen deutschen landen mit großem fleiß überkommen hab, sol ein hon und spot sein?“ Weiter schrieb er: „dieweil ich auch in Niderland, in der Romanei, in Neaplis, in Venedischen, Denemerischen und Niderlendischen kriegen so treffliche summa der febrischen aufbracht ...“¹² Die Bemerkung, er sei in „allen deutschen landen“ gewesen, besagt alles und nichts. Interessanter ist sein Hinweis auf Dänemark und daß er dort während eines Krieges ärztlich tätig gewesen sei. Der Versuch, die Kriege Venedigs und der Niederlande, deren Augenzeuge Paracelsus war, zu ermitteln¹³, würde zu keinem sicheren Ergebnis führen und bringt uns nicht weiter. Der dänische Krieg läßt sich aber durch eine zunächst widersprüchlich erscheinende Bemerkung genauer datieren. Paracelsus schreibt in der „Großen Wundarznei“: „ich hab auch gesehen zu Stockhalma in Denmarck ein wuntranck bei einer edlen frauen ...“¹⁴

Mit „Stockhalma“ ist kaum das dänische Örtchen Stokholm im westlichen Jütland, südlich des Limfjords, gemeint.¹⁵ Schon lange hat man erkannt, daß es sich um das schwedische Stockholm handelt, das sich damals in dänischem Besitz befand.¹⁶ Als König Christian II. von Dänemark eine Möglichkeit sah, die drei nordischen Reiche wieder unter sich zu vereinen, griff er 1517 in Schweden ein. Es gelang ihm erst 1520, Stockholm zu erobern und sich zum König von Schweden krönen zu lassen. Um die Union zu sichern, ließ er seine schwedischen Gegner wenige Tage nach seiner Krönung im „Stockholmer Blutbad“ hinrichten.¹⁷ Dieser Terrorakt weckte die Gegenkräfte unter Gustav Wasa, so daß Christian im folgenden Jahr fast ganz Schweden wieder verlor. Stockholm blieb jedoch in dänischem Besitz, bis König Christian 1523, auch in Dänemark abgesetzt, aus Kopenhagen in die Niederlande floh, wo er sich unter den Schutz seines Schwagers, Kaiser Karls V., stellte.¹⁸ Von September 1520 bis April 1523 konnte man Stockholm als dänisch bezeichnen. War dies die Zeit, in der Paracelsus in der Stadt weilte – oder war es nur die Spanne von 1520 bis Mitte 1521, als die Belagerung durch gegnerische Truppen begann?

¹² Ebd., Bd. 7 (wie Anm. 3), S. 367-412: Spital-Buch (Erster Teil), 1529, hier S. 374 f.

¹³ Pirmin Meier, Paracelsus – Arzt und Prophet. Annäherungen an Theophrastus von Hohenheim. Zürich 1993, S. 217 f. und 451. – Benzenhöfer, Paracelsus (wie Anm. 1), S. 34 und 138.

¹⁴ von Hohenheim gen. Paracelsus, Werke (wie Anm. 3). Bd. 10 (wie Anm. 11), S. 96.

¹⁵ Geodætisk Institut Kort Danmark i 1: 200 000. 28. Ausg., 2. Aufl. Kopenhagen 1978, Bl. 8 G 1.

¹⁶ Vgl. Will-Erich Peuckert, Theophrastus Paracelsus. 2. Aufl. Stuttgart / Berlin 1943, S. 28. – Siehe Anm. 18.

¹⁷ Kai Hørby, Tiden fra 1340 til 1523. In: Ders. u. Mikael Venge, Danmarks historie. Bd. 2, 1: 1340–1559. Kopenhagen 1980, S. 13-270, hier S. 244-255. – Ingvar Andersson, Sveriges historia. Stockholm 1960, S. 131-135.

¹⁸ Hørby, Tiden (wie Anm. 17), S. 255-259.

Paracelsus mag mit den deutschen Söldnern des Königs in Schweden eingedrückt sein. Aber das ist nicht zwingend. Da Lübeck und Rostock Gustav Wasa in seinem Kampf gegen Christian unterstützten¹⁹, mag er auch auf dessen Seite ins Land gekommen sein oder auf einem Schiff aus einer der beiden Seestädte nach Deutschland zurückgekehrt sein. Es liegt also durchaus im Bereich des Möglichen, daß Paracelsus sich in Lübeck und Rostock aufgehalten hat.

Doch man muß sich immer bewußt bleiben, daß diese Feststellung nur Vermutung ist. Wieweit sich selbst ernsthafte Forscher verleiten lassen, die Lücken in Hohenheims Biographie durch reine Spekulation zu füllen, zeigt gerade das Beispiel der „edlen Frauen“, der Paracelsus in Stockholm begegnet ist. Hierbei soll es sich um die Niederländerin Sigbrit Willoms, die Mutter Dyvekes, der bereits verstorbenen Geliebten Christians, gehandelt haben²⁰, die großen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte gewonnen hatte.²¹ Es gibt aber nicht den geringsten Beweis dafür, daß Sigbrit mit Christian nach Stockholm kam und dort mit Paracelsus zusammentraf.

Wenn Paracelsus wirklich in den beiden Seestädten gewesen ist, so sind seine Spuren bald verweht. Der noch namenlose Arzt, der bisher nichts veröffentlicht hatte, war zwar zum Doktor der Medizin promoviert, stand aber außerhalb des Universitätsbetriebs. Er mochte erfolgreich geheilt haben, doch man hielt es noch nicht des Aufzeichnens für wert. Wie anders sah es einige Jahre später aus, als er sich 1531 in St. Gallen aufhielt. Nicht nur, daß er dem Bürgermeister und Stadtarzt Joachim von Watt (Vadianus) ein Buch widmete, er behandelte auch den Altbürgermeister Christian Studer. Das weckte öffentliche Aufmerksamkeit. Zudem gestattete Studers Schwiegersohn, der Kaufmann Bartholomäus Schobinger²², Paracelsus die Benutzung seines Laboratoriums. Auch darüber wurde berichtet.²³

¹⁹ Wolf-Dieter Hauschild, Frühe Neuzeit und Reformation: Das Ende der Vormachtstellung und die Neuorientierung der Stadtgemeinschaft. In: Antjekathrin Graßmann (Hg.), Lübeckische Geschichte. Lübeck 1988, S. 341-432, hier S. 371 f. – Karl Koppmann (Hg.), Denkwürdigkeiten des Rostocker Ratsherrn Jakob Parkow. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock 3 b (1901), S. 1-28, hier S. 5 und 21 f. (Nr. 25 und 28).

²⁰ Josef Strebel, Medizingeschichtliche Würdigung des Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus mit einer Kurzbiographie. In: Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, Sämtliche Werke in zeitgemäßer kurzer Auswahl. Bd. 1: Paracelsus der Medizin- und Kulturhistoriker. Hg. v. Josef Strebel. St. Gallen 1944, S. 15-78, hier S. 46 f. – Meier, Paracelsus (wie Anm. 13), S. 142.

²¹ Hørby, Tiden (wie Anm. 17), S. 235 f.

²² Allgemeine Deutsche Biographie 32 (1891), S. 209 f. – Viktor Schobinger, Quellensammlung zur Geschichte der Schowinger. Teil II, Heft 4: Die Schowinger von St. Gallen. Bartolome Schowingers Bücher 1545. Zürich 1978, S. 201-206: Bartolome Schowingers Leben. – Ebd., Heft 6: Genealogie der Sanktgaller Schobinger. Abschrift von Esaias Schobinger. Zürich 1998, S. 6 f. und 1* (Melchior Goldast über die Schobinger).

²³ Meier, Paracelsus (wie Anm. 13), S. 33-45. – Benzenhöfer, Paracelsus (wie Anm. 1), S. 83-86.

Wenn es auch kein unmittelbares Zeugnis vom Aufenthalt des Hohenheimers in Lübeck und Rostock gibt, so gedachte man doch in späterer Zeit des großen Arztes. Wie Schüler Melanchthons uns von dessen Interesse an seinen Vorhersagen berichten²⁴, so wies ein weiterer Schüler des Reformators auf Paracelsus hin. Es war David Chytraeus (1531–1600), Professor der Theologie an der Universität Rostock und vielgelesener Historiker.²⁵ In seiner „Saxonia“, einer Geschichte Deutschlands und Nordeuropas im 16. Jahrhundert, vermerkte er zum Jahr 1541: „Quo ipso tempore, Wolfgangus Capito, Argentinae; Simon Grynaeus, vir solide in tribus linguis, et vniuersa Philosophia citra supercilium eruditus, Basileae; et Philippus²⁶ Theophrastus Paracelsus, medicus, Iuuauiae in Alpibus Noricis; inter viuos esse desierunt.“²⁷ Chytraeus stellte Paracelsus als Arzt in Salzburg zusammen mit zwei Reformatoren, dem Hebraisten Wolfgang Capito in Straßburg und dem Kenner der drei alten Sprachen Simon Grynaeus in Basel. Man wird hierbei nicht nur die Zufälligkeit des gleichen Todesjahres sehen dürfen. Es zeigt auch die Wertschätzung, die Chytraeus als Theologe dem Arzt Paracelsus entgegenbrachte. Die Kenntnis seines Wirkens war also auch in Norddeutschland nicht aus dem Bewußtsein humanistisch gebildeter Kreise geschwunden. Leider wußte aber Chytraeus nichts über einen Aufenthalt des Hohenheimers in den Städten an der südlichen Ostsee zu berichten.

²⁴ *Rhein*, Melanchthon (wie Anm. 2), S. 66–68.

²⁵ Obwohl in letzter Zeit vielfach über David Chytraeus gearbeitet wurde, fehlt eine moderne Biographie. Es ist daher immer noch zurückzugreifen auf Otto Krabbe, *David Chyträus*. Rostock 1870. Zuletzt erschien Otfried Czaika, *David Chytraeus und die Universität Rostock in ihren Beziehungen zum schwedischen Reich*. (Schriften der Luther-Agricola-Gesellschaft 51; Diss. theol. Helsinki) Helsinki 2002.

²⁶ Zum Vornamen Philippus siehe Meier, *Paracelsus* (wie Anm. 13), S. 198 f. und *Benzenhöfer*, *Paracelsus* (wie Anm. 1), S. 20.

²⁷ *David Chytraeus, Saxonia ab Anno Christi 1500 vsque ad Annum M. DC. Nunc tertium recognita ...* Leipzig 1611, S. 397.

Ein Brief des Lübecker Professors Friedrich Herrmann
an den Dichter Achim von Arnim (1809) über die Zeitschrift
„Erhebungen“
Hans-Bernd Spies

Als der aus Mittweida in Sachsen stammende Friedrich Wilhelm Herrmann (1775-1819)¹, von 1806 bis zu seinem Tod Professor am 1531 gegründeten Katharineum in Lübeck², sich im Herbst 1808 mit der geplanten Herausgabe der Zeitschrift „Erhebungen. Eine Zeitschrift für das Vaterland“³ befaßte – die von ihm mit „Fr. Herrmann, als Redacteur“ unterzeichnete Subskriptionsanzeige ist „am 14. Oktober 1808“ datiert⁴ –, wandte er sich mit nicht erhaltenen Briefen zumindest an zwei Dichter und Schriftsteller, nämlich an den in Wunsiedel im Fichtelgebirge geborenen und damals in Bayreuth lebenden Jean Paul (1763-1825)⁵ sowie an den in Berlin geborenen und

¹ Zu diesem, dessen Rufname Friedrich war, vgl. Hans-Bernd Spies, Friedrich Wilhelm Herrmann, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck (künftig: BLSHL), Bd. 11, Neumünster 2000, S. 171-174, sowie die dort S. 174 angegebene Literatur. Zu den in diesem Beitrag genannten Personen werden, sofern nicht für einzelne Angaben ausführlichere Biographien erforderlich sind, jeweils nur zusammenfassende biographische Artikel, die weitere Literaturangaben enthalten, angeführt.

² Zur Geschichte dieses Gymnasiums zur Zeit Herrmanns vgl. Hermann Genzken, Das Katharineum zu Lübeck in der Franzosenzeit 1806/1815 (Beilage zum Jahresbericht des Katharineums 1914, Progr. Nr. 1035), Lübeck 1914, sowie F[ritz] Magnus, Das Katharineum in der Zeit von 1763-1854, in: R[ichard] Schmidt (Hrsg.), Festschrift zur Vierhundertjahrfeier des Katharineums zu Lübeck 1531-1931, Lübeck 1931, S. 29-52, dies S. 35-40.

³ Zu dieser Zeitschrift, von der 1809 der erste Band mit 78 Nummern und 1809/10 – allerdings mit mehr als halbjähriger Unterbrechung nach Nr. 12 – der zweite mit 40 Nummern erschien, vgl. Hans-Bernd Spies, „Erhebungen“ – Eine patriotische Zeitschrift aus Lübeck (1809-1810), in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde (künftig: ZVLGA) 59 (1979), S. 83-105, u. 60 (1980), S. 270. Fast zehn Jahre später gründete Herrmann im Sommer 1818 das „Begleitungsblatt für die Ereignisse des Tages“, das allerdings bereits Ende des gleichen Jahres mangels Subskribenten mit der Nr. 52 endete; vgl. dazu Hans-Bernd Spies, Versuch einer politischen Zeitschrift in Lübeck (1818), in: Der Wagen. Ein lübeckisches Jahrbuch 1984, S. 47-51. Verleger war in beiden Fällen der Lübecker Verlagsbuchhändler Georg Berend Niemann (1762-1821); zu diesem vgl. Hans-Bernd Spies, Georg Berend Niemann (1762-1821) – Leben und Wirken eines lübeckischen Verlagsbuchhändlers. Eine kultur- und sozialgeschichtliche Studie, in: ZVLGA 61 (1981), S. 129-153.

⁴ Diese „Subskriptionsanzeige“ erschien als Beilage zu: Lübeckische Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich ist 1808, Nr. 87 (29. Oktober); Wiederabdruck: Spies, „Erhebungen“, wie Anm. 3, S. 92-95.

⁵ Zu Johann Paul Friedrich Richter, der unter dem Pseudonym Jean Paul schrieb, vgl. Adalbert Elschenbroich, Jean Paul (Ps. f. Johann Paul Friedrich Richter), Dichter, in: Neue Deutsche Biographie (künftig: NDB), Bd. 10, Berlin 1974, S. 372-382, sowie Günter de Bruyn, Jean Paul, eigentl. Johann Paul Friedrich Richter, Schriftsteller, Philosoph, in: Deutsche Biographische Enzyklopädie (künftig: DBE), Bd. 5, hrsg. v. Walther Killy u. Rudolf Vierhaus, Darmstadt 1997, S. 312-313. Weder der Brief Herrmanns an Jean Paul vom 24. Oktober 1808 noch dessen Antwort sind überliefert; vgl. Jean Paul, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, Abt. 3, Bd. 5:

sich damals noch in Heidelberg aufhaltenden Achim von Arnim (1781-1831)⁶. Letzterer schrieb daraufhin seinem Freund und künftigen Schwager⁷, dem zu jener Zeit in Landshut⁸ weilenden Dichter Clemens Brentano (1778-1842)⁹, am 14. November 1808 in einem Brief u. a.¹⁰:

„Hast Du schon die Ankündigung des Wochenblatts ‚Erhebungen‘ aus Lübeck gesehen? Der Herausgeber bittet mich, talentvolle Männer für ihn zu werben. Nach der Ankündigung würde es sehr ernsthaft, vielleicht könnte Savigny¹¹ manchen Rikoschetschuß¹² von da nach Bayern thun, es soll sich besonders mit innerer Staatsbildung beschäftigen¹³.“

Briefe 1804-1808, hrsg. v. Eduard Berend, Berlin 1961, S. 399: Hinweis auf den Brief Herrmanns. Vgl. auch den Brief Jean Pauls vom 13. Februar 1810 aus Bayreuth an Charles de Villers in Lübeck – ebd., Bd. 6: Briefe 1809-1814, hrsg. v. Eduard Berend, Berlin 1952, S. 89 –: „Schon der schöne Titel Erhebungen und noch mehr Ihre Theilnahme daran – d. h. Ihre Flügel daran – hätten mich zum Mitfluge begeistern müssen, wenn ich näher gewesen wäre“ und ich einige Dinge nicht meinem Verleger „hätte versprechen müssen“. Zu dem in Boulay in Lothringen geborenen Gelehrten Charles de Villers (1765-1815), der 1797-1811 in Lübeck und anschließend bis zu seinem Tod in Göttingen lebte, vgl. Hermann Krapoth, Charles François Dominique de Villers, in: BLSHL (wie Anm. 1), Bd. 10, Neumünster 1994, S. 379-383. Zu Villers' Beiträgen in der Zeitschrift „Erhebungen“ vgl. Spies, „Erhebungen“, wie Anm. 3, S. 105.

⁶ Zu diesem, dessen Vornamen Carl Joachim Friedrich Ludwig waren, vgl. Paul Kluckhohn, Achim (eigtl. Karl Joachim Friedrich Ludwig) von Arnim, Dichter, in: NDB, wie Anm. 5, Bd. 1, Berlin 1953, S. 365-368, Helene M. Kastinger Riley, Achim von Arnim in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 1979, sowie Thomas Sternberg, (Ludwig) Achim von Arnim, eigentl. Carl Joachim Friedrich Ludwig v. A., Schriftsteller, Publizist, in: DBE, wie Anm. 5, Bd. 1, hrsg. v. Walther Killy, Darmstadt 1995, S. 178-179.

⁷ Arnim heiratete am 11. März 1811 Brentanos Schwester Bettina; zu dieser vgl. Anm. 65.

⁸ Dort lehrte damals Friedrich Carl von Savigny – zu diesem vgl. Anm. 11 – der 1804 Brentanos Schwester Kunigunde (1780-1863), genannt Gunda, geheiratet hatte; vgl. Brigitte Schad, Franz, Georg, Sophie, Gunda, Meline und Bettina Brentano, in: dies. (Hrsg.), Die Aschaffenburger Brentanos. Beiträge zur Geschichte der Familie aus unbekanntem Nachlaß-Material (Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg, Bd. 25), Aschaffenburg 1984, S. 52-57, dies S. 54.

⁹ Zu diesem, geboren im damals noch selbständigen Ehrenbreitstein bei Koblenz und gestorben in Aschaffenburg, vgl. Paul Kluckhohn, Clemens Wenzel Maria Brentano, Dichter, in: NDB, wie Anm. 5, Bd. 2, Berlin 1955, S. 589-593, Konrad Feilchenfeldt, Clemens Wenzeslaus, Pseud. Maria, Brentano, Dichter, Journalist, in: DBE, wie Anm. 5, Bd. 2, hrsg. v. Walther Killy, Darmstadt 1995, S. 116, sowie Hartwig Schultz, Schwarzer Schmetterling. Zwanzig Kapitel aus dem Leben des romantischen Dichters Clemens Brentano, Berlin 2000, zu Brentanos Landshut-Aufenthalt und dessen Hintergründen S. 210-220, 476 u. 505 f.

¹⁰ Teildruck des in Heidelberg geschriebenen Briefs: Reinhold Steig (Bearb.), Achim von Arnim und Clemens Brentano (Achim von Arnim und die ihm nahe standen, hrsg. v. Reinhold Steig u. Herman Grimm, Bd. 1), Stuttgart 1894, S. 263 f., Zitat S. 264.

¹¹ Brentanos Schwager – vgl. Anm. 8 –, der in Frankfurt am Main geborene und mit beiden befreundete Jurist Friedrich Carl von Savigny (1779-1861), damals (1808-1810) Professor in Landshut; zu diesem vgl. Friedrich Ebel, Friedrich Carl von Savigny, Jurist, in: DBE, wie Anm. 6, Bd. 8, hrsg. v. Walther Killy und Rudolf Vierhaus, Darmstadt 1998, S. 532-533.

Von seinem nicht erhaltenen Antwortbrief an Herrmann vom selben Tag machte sich Arnim folgendes Exzerpt¹⁴:

„Was in Deutschland noch Lebensmuth hat ist selbst Schriftsteller und kauft nicht, die übrigen haben zuviel schon resonniere gehört¹⁵. Sie wollen Spezielles, ergreifen Sie das Interessante der Feuerbrände ohne sich am Rauch zu beschmutzen. Der Titel ist zu eng, in der Geschichte wechselt das Erhebende mit dem Niederschlagenden. Intelligenzblatt für Tagsneuigkeiten unabhängig vom übrigen. Erstes hartes Probehalbjahr.“

¹² Vgl. dazu H(einrich) A(ugust) *Pierer* (Hrsg.), *Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*, Bd. 25, Altenburg 1844, S. 108: Ricochetschuß = „Schuß mit schwächerer Ladung u. hoher Elevation, wo die Kugel mehrere Aufschläge macht u. in flachen Bogen weiter geht“.

¹³ Mit dieser Bemerkung bezog sich Arnim wahrscheinlich auf folgende Punkte von Herrmanns „Subscriptionsanzeige“ (vgl. Anm. 4) – *Spies*, „Erhebungen“, wie Anm. 3, S. 93 f. -: „1) Historische Darstellung alles dessen, was die Nation als solche durch ihre Fürsten beschließt, und was sie erleidet, ihrer Lagen und Verhältnisse gegen das Ausland, und solcher Vorgänge, in denen sich deutscher Geist vorzüglich ausspricht. [...] 4) Berichterstattungen über den Kulturzustand der Nation, und über den Gewinn, den sich deutsche Bildung von Zeit zu Zeit zu verschaffen weiß. [...] 8) Bemerkungen über den Einfluß, welchen die Akte des deutschen Staatskörpers auf Konsolidirung der Nationalität, auf den Geist des Volks, auf seine Bildung und auf das freiere, kräftigere Regen desselben, auf seine Größe und Ehre möglicher Weise haben werden. [...] 10) Freimüthige Bemerkungen über solche Eigenheiten im deutschen Charakter, welche theils die Isolirung, theils die Vereinigung der einzelnen Völker des Vaterlands begünstigen, und, wenn Nationalität kein leerer Schall sein soll, von den Regierungen entweder ausgerottet oder benutzt werden müssen. [...] 12) Vorschläge an Machthaber zu besserer politischer Begründung der Nationalität und zur Erhaltung und Erhöhung der deutschen Kultur. [...] 15) Versuche, die Gemüther dem Luxus abzustreiten und durch Religiösität zu stärken, und auf eine bessere Ordnung der Dinge vorzubereiten. 16) Rückblicke auf vormalige Lagen der Deutschen, um aus der Handlungsweise der Väter den Enkeln zu zeigen, welches Verhalten, wenn sie Deutsche heißen und bleiben wollen, ihrer würdig ist. [...] 18) Vorarbeiten zu einer deutschen Nationalerziehung.“

¹⁴ Vgl. Jürgen *Knaack*, *Achim von Arnim – Nicht nur Poet. Die politischen Anschauungen Arnims in ihrer Entwicklung. Mit ungedruckten Texten und einem Verzeichnis sämtlicher Briefe*, Darmstadt 1976, S. 162, Nr. 297, sowie Roswitha *Burwick*, *Exzerpte Achim von Arnims zu unveröffentlichten Briefen*, in: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 1978, S. 298-395, dies S. 337, Zitat S. 361.

¹⁵ Arnim bezog sich damit wahrscheinlich auf folgenden Abschnitt von Herrmanns „Subscriptionsanzeige“ (vgl. Anm. 4) – *Spies*, „Erhebungen“, wie Anm. 3, S. 92 f. -: „In drei große Theile spaltet sich in diesem Augenblick das deutsche Volk. Der eine ist irre geworden an der Zeit; der Muth ist ihm entschwunden aus dem Herzen, und mit dumpfer Apathie giebt er sich, auf alle Selbstbestimmbarkeit und Nationalautonomie verzichtend, den Eindrücken hin, die ihm von aussen kommen. Dies benutzt der zweite, in dessen von Selbstsucht krampfhaft beengtem Herzen nie der Gedanke an ein Vaterland Raum fand; seine Klugheit hat sich mit der Umstände dringender Gewalt abgefunden, und nicht fähig zu erheben, sucht er, die Arglosigkeit berückend, mit sich die Ungewissen fortzureißen, mit sich und zu sich zu erniedern, und den Geist des Deutschen, seinen Stolz und sein Bollwerk, bis auf die letzte Spur zu vernichten. Der dritte Theil endlich hat noch den Muth zu hoffen, aber diese Hoffnungen sind, weit entfernt aus dem innern Leben der

Während Arnim sich also ziemlich rasch auf Herrmanns Brief äußerte, folgte dessen Antwort erst am 25. Februar 1809, also mehr als ein Vierteljahr später, wofür er sich gleich am Anfang entschuldigte¹⁶:

„Hochwohlgeborner Herr,¹⁷

Hochzuverehrender Herr,

Ewr. Hochwohlgeb[oren] liebevolle Zuschrift, die Sie noch von Heidelberg aus an mich erließen¹⁸, verpflichtet mich zu dem lebhaftesten Danke. Längst schon würde ich Ihnen denselben¹⁹ auch dargebracht haben, hätten nicht meine hiesigen Orts sehr zahlreichen Professorats- und Bibliothekariatsgeschäfte, die²⁰ besonders in den ersten Monaten ihrer Existenz äußerst beschwerliche Herausgabe einer Zeitschrift, häusliche Verwirrungen, Krankheit und der Tod eines meiner Kinder²¹ mein volles, Sie seit langer Zeit lieben-

Nation hervorzugehen, auf Aeußerlichkeiten, auf den Zufall begründet, der sie schon so oft täuschte. Diese dreifache Stimmung hindert die deutsche Nation, sich auf deutsche Weise zu regen, und das, was ihr jetzt von aussen kömmt, mit deutschem Geiste aufzunehmen und zu ihrem wahren Besten zu verwenden. [...] Irren wir nicht sehr: so bedarf das deutsche Volk jetzt einer Stimme, die ihm Trost gewährt, Muth einflößt, Rath giebt, sein Selbstgefühl weckt, es über sein wahres Bestes belehrt, und seine Ansichten von seiner Bestimmung berichtigt und erweitert.“

¹⁶ Herrmanns eigenhändig geschriebener Brief, der – unter der Signatur: 85 Friedr. Herrmann – zur Varnhagen von Enseschen Sammlung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin gehört, befindet sich aufgrund der ab 1941 durchgeführten kriegsbedingten Auslagerung zur Zeit noch in der Biblioteka Jagiellońska in Krakau (poln.: Kraków); zu dieser Sammlung vgl. Ludwig Stern, Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Berlin 1911; zum Schicksal dieser Sammlung ab 1941 vgl. Hermann F. Weiss (Hrsg.), Unbekannte Briefe von und an Achim von Arnim aus der Sammlung Varnhagen und anderen Beständen (Schriften zur Literaturwissenschaft, Bd. 4), Berlin 1986, S. 5 und die dort angegebene Literatur. Unbefriedigender Erstdruck bei Weiss, S. 183 f., wo nicht nur die eigenen Editionsrichtlinien – S. 8: „Die Handschriften werden vollständig und originalgetreu wiedergegeben“ usw. – nicht eingehalten sind, sondern die Textwiedergabe auch Lesefehler enthält. Die folgende Edition bietet diplomatische Wiedergabe, was auch heißt, daß von Herrmann für ‚I‘ ebenfalls gebrauchtes ‚J‘ hier als solches wiedergegeben – bei Weiss durchgehend zu ‚I‘ vereinheitlicht –; nicht in deutscher Schrift geschriebene Wörter hier kursiv, suspensive Abkürzungen in eckigen Klammern aufgelöst; ‚=‘ vereinfacht zu ‚-‘; Beginn der zweiten und dritten Textseite der Vorlage hier jeweils durch entsprechende Ziffer in eckigen Klammern gekennzeichnet.

¹⁷ Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183, fehlt: „Herr,“.

¹⁸ Arnim hatte bald nach seinem Brief an Herrmann vom 14. November 1808 Heidelberg verlassen und war nach Berlin zurückgekehrt; vgl. Riley, wie Anm. 6, S. 74 u. 136, sowie Bäumer u. Schultz, wie Anm. 65, S. 47.

¹⁹ Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183: „den selben“.

²⁰ In der Vorlage folgt getilgt: „mühse[lige]“; bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183 f., keine Streichungen odgl. erwähnt.

²¹ Herrmanns am 15. Dezember 1808 geborener Sohn Lothar war am 20. Februar 1809, also wenige Tage vor der Abfassung dieses Briefes, gestorben; vgl. Archiv der Hansestadt Lübeck, Schroeder, Genealogisches Register (= Handschrift 864¹), Bd. 6 (H), S. 247/131.

des Herz gehindert²² sich zu ergiesen²³. Länger vermag ich indessen dem Drange²⁴ nicht zu widerstehen. Ihre litterarischen Bestrebungen haben mich an Sie gezogen; die Belehrungen, welche Ihr Brief in so reichem Maaße enthält, und die Erfahrung diktirte, sind auf einen guten Boden gefallen, und ich habe benutzt und werde benutzen, soviel nur immer Zeit und Verhältnisse gestatten. Das Geschenk Ihrer Zeitung für Einsiedler²⁵ war mir sehr [2] erfreulich, und ich werde mich bestreben, es mit der Zeit auf eine nicht ganz unwürdige Weise zu erwidern. Uiberhaupt habe ich ein großes²⁶ Verlangen,²⁷ mich näher²⁸ mit Jhnen zu verbinden,²⁹ und vielleicht könnten die Erhebungen (die Umstände verstatteten leider keine Aenderung in dem mit Recht von Jhnen gerügten Tittel der Zeitschrift) ein Mittel dazu werden.

Es sind bis jezt³⁰ 18 Nummern von dieser Zeitschrift erschienen, und sie wird regelmäßig jede Woche fortgesetzt. Ich darf es, Dank sei es der Unterstützung meiner trefflichen Mitarbeiter! ohne Stolz sagen, dass³¹ kein Deutscher³² Mann sich schämen darf³³, in derselben aufzutreten. Es stehen bereits mehrere herrliche Aufsätze³⁴ in derselben, und noch habe ich³⁵ derselben³⁶ einen guten Vorrath. Es wird mein eifrigstes Bestreben seyn, den Geist, der in ihr athmet³⁷ zu erhalten, besonders da ich sehe, dass³⁸ sie wirklich mit Dank

²² In der Vorlage folgt versehentlich überflüssiges „hätten“; kein entsprechender Hinweis bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183.

²³ Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183: „ergiesen“.

²⁴ Ebd.: „Drang“.

²⁵ Die von Arnim herausgegebene „Zeitung für Einsiedler“ war nur vom 1. April bis zum 30. August 1808 mit insgesamt 37 Nummern und einer Beilage zur letzten Ausgabe in Heidelberg erschienen; vgl. die Faksimileausgabe: Zeitung für Einsiedler, in Gemeinschaft mit Clemens Brentano herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim bei Mohr und Zimmer Heidelberg 1808. Mit einem Nachwort zur Neuausgabe v. Hans Jessen, Darmstadt 1962.

²⁶ Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183: „grosses“.

²⁷ Ebd. fehlt das Komma.

²⁸ Ebd. fehlt: „näher“.

²⁹ Ebd. fehlt das Komma.

³⁰ Ebd.: „jetzt“.

³¹ Ebd.: „daß“.

³² Ebd.: „deutscher“.

³³ Hier im Sinne von ‚brauchen‘ verwendet; vgl. Jacob Grimm u. Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 2, Leipzig 1860, Sp. 1725 ff.

³⁴ Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183: „Aufsätze“.

³⁵ In der Vorlage folgt gestrichen: „von“; bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183, fehlt: „ich“.

³⁶ In der Vorlage korrigiert aus: „denselben“.

³⁷ Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183: „wohnt“!

³⁸ Ebd.: „daß“.

aufgenommen wird, und dass³⁹ sich die Zahl der Leser jede Woche vermehrt. Auch in Berlin werden schon viel Exemplare debittirt⁴⁰. Sie⁴¹ haben versprochen, für sie thätig zu seyn;⁴² furchtloser, als ich Sie einst aufforderte, mahne ich Sie jetzt an⁴³ die Erfüllung dieser Verheißung. Unstreitig haben Sie die Erhebungen in Berlin gesehen, Sie kennen ihre Tendenz und den Geist, in [3] welchem sie geschrieben sind. Wollten Sie sich wol⁴⁴ dazu verstehen, Gedichte, welche Religiosität, Vaterlandsliebe, Deutschheit u. d. g[leichen] athmen, Stimmen aus der Vorzeit, Bemerkungen über die⁴⁵ wichtigen Vorgänge in dem Staate, welchem Sie sich geschenkt haben⁴⁶, u. d. g[leichen] zu liefern. Auch wäre vielleicht eine Abhandlung über das Eigenthümliche und den Werth der alten Deutschen Poesie in den Erhebungen nicht an unrechter Stelle. Denn⁴⁷ ein großer Theil des Publikums würde williger folgen, wenn das *mettre*⁴⁸ *au fait*⁴⁹ bei ihm nicht verabsäumt worden wäre. Wenn diese Abhandlung etwas drastisch gegen V**⁵⁰ ausfiele⁵¹, desto⁵² besser, auch ich mag diese Vershäm-

³⁹ Ebd.: „daß“.

⁴⁰ Vgl. dazu Johann Heinrich Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 7, Graz 1961 (Reprint der Ausgabe Halle / Leipzig 1734), Sp. 295: „*Debiter, debittiren*, vorgeben, ausbreiten, feilbieten, als Kauffmanns-Waaren, verkauffen, vertreiben, auf Borg nehmen, es wird öfters von denen Zeitungen gebrauchet, daher kömt *debiteur des nouvelles*, der neue Zeitung ausbreitet.“

⁴¹ In der Vorlage „s“ zu „S“ korrigiert.

⁴² Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183: Komma statt Strichpunkt.

⁴³ In der Vorlage folgt getilgt: „diese Ve[rheißung]“.

⁴⁴ Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 183: „wohl“.

⁴⁵ In der Vorlage korrigiert aus: „den“.

⁴⁶ Arnim hatte sich unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Berlin vergeblich um Aufnahme in den preußischen Staatsdienst beworben; vgl. Riley, wie Anm. 6, S. 75 u. 136, sowie Bäumer u. Schultz, wie Anm. 65, S. 47.

⁴⁷ In der Vorlage folgt getilgt: „viel“.

⁴⁸ Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 184: „*Mettre*“.

⁴⁹ Französisch für: In-Kenntnis-Setzen.

⁵⁰ Gemeint ist der in Sommersdorf in Mecklenburg geborene und von 1805 bis zu seinem Tod in Heidelberg lebende Schriftsteller und Übersetzer Johann Heinrich Voß (1751-1826); zu diesem vgl. Alfred Kelleter, Anhang, in: ders. (Hrsg.), Der Göttinger Hain, Stuttgart 1967, S. 392-395, sowie Adrian Hummel, Johann Heinrich Voß, Schriftsteller, Übersetzer, in: DBE, wie Anm. 5, Bd. 10, hrsg. v. Walther Killy u. Rudolf Vierhaus, Darmstadt 1999, S. 259. Voß war Mitglied des Göttinger Hains, eines von 1772 bis 1775 bestehenden Dichterbundes; vgl. dazu Kelleter, S. 345-373 u. 401-446. Zur Auseinandersetzung der „Zeitung für Einsiedler“ mit Voss vgl. Hans Jessen, Nachwort, in: Zeitung für Einsiedler, wie Anm. 25, S. 3-21, dies S. 4 ff., 9, 11, 15 f. u. 20, Weiss, wie Anm. 16, S. 184, sowie Schultz, wie Anm. 9, S. 160-166 u. 502.

⁵¹ Zwei unleserlich getilgte Buchstaben gehen in der Vorlage dem Wortanfang und mit diesem verbunden voraus.

⁵² In Vorlage zweiter Buchstabe aus einem unkenntlichen anderen („o“?) korrigiert.

merei⁵³ nicht. Könnten Sie noch einige Ihrer Bekannten zu Theilnehmern machen: so würde es ein großer Gewinn für die Erhebungen seyn.

Ich sehe recht bald einem Briefe (vielleicht mit einigen Beiträgen^{54?}) von Ihnen entgegen, den ich unverzüglich beantworten werde. Uibrigens⁵⁵ verharre ich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ewr. Hochwohlgeb[oren]

Lübeck
am 25 Febr.
1809.

ergebenster Diener
F. Herrmann.⁵⁶

Weder der von Friedrich Herrmann angeschriebene Achim von Arnim noch der von letzterem über Clemens Brentano befragte Friedrich Carl von Savigny wurden Mitarbeiter der Zeitschrift „Erhebungen“⁵⁷. Allerdings belegen sowohl die beiden diesem Brief vorausgehenden Äußerungen Arnims vom 14. November 1808 als auch Herrmanns Brief selbst, daß der Dichter zumindest das Entstehen der in Lübeck verlegten Zeitschrift mit wohlwollendem Interesse sah.

Die „Erhebungen. Eine Zeitschrift für das Vaterland“ begannen allerdings nicht, wie von Herrmann geplant, bereits zu Beginn des Jahres 1809, sondern erst mit einiger Verzögerung. Nach einer vom 19. Januar stammenden Anzeige der Buchhandlung Niemann & Comp.⁵⁸, die am 21. und 25. Januar in zwei aufeinanderfolgenden Ausgaben der ‚Lübeckischen Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich ist‘ veröffentlicht wurde, lagen die ersten Nummern dieser Wochenschrift damals vor, und es sollten fortan regelmäßig sonnabends drei weitere folgen sowie außerdem die noch fehlenden in Kürze nachgeliefert werden⁵⁹. Herrmann teilte Arnim am 25. Februar, einem Sonnabend⁶⁰, mit, daß „bis jezt 18

⁵³ Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 184: „Vershämmerey“.

⁵⁴ In der Vorlage folgt getilgt: „von“.

⁵⁵ Bei Weiss, wie Anm. 16, S. 184: „Uebrigens“.

⁵⁶ Ebd. fehlt der Punkt.

⁵⁷ Zu den wichtigsten Autoren dieser Zeitschrift und ihren Beiträgen vgl. Spies, „Erhebungen“, wie Anm. 3, S. 102-105.

⁵⁸ Inhaber dieser Buchhandlung, die sich damals in der Königstraße an der Ecke Hundestraße, Jacobiquartier Nr. 546 (heute: Königstraße 33/Hundestraße 2) befand, waren der Buchhändler Georg Berend Niemann sowie sein Teilhaber, der aus Breslau stammende Buchhändler Johann Friedrich Rosswurm (um 1781-1864); vgl. Spies, Niemann, wie Anm. 3, S. 137 f. u. 153.

⁵⁹ Vgl. Spies, „Erhebungen“, wie Anm. 3, S. 89.

⁶⁰ Zum Kalender des Jahres 1809 vgl. Hermann Grotendorf, Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, Hannover¹³1991, S. 166 f.

Nummern von dieser Zeitschrift erschienen“ waren; da am 19. Januar, einem Donnerstag, die ersten – wahrscheinlich drei – Nummern herausgekommen waren, läßt sich aus dieser Angabe schließen, daß die „Erhebungen“ vom Sonnabend der Folgewoche (28. Januar) an bis zum Datum des Briefes offensichtlich pünktlich ausgeliefert wurden⁶¹. Aber das Versprechen, die fehlenden Ausgaben nachzuliefern, wurde nicht eingehalten.

Andererseits forderte die Buchhandlung Niemann & Comp. am 19. und 22. Juli in den ‚Lübeckischen Anzeigen‘ zum Abonnement des zweiten Bandes der „Erhebungen“ auf⁶². Über deren ersten Band bemerkte die Buchhandlung in ihrer Anzeige: „Von dieser beliebten, in ganz Deutschland mit Beyfall aufgenommenen Zeitschrift ist mit dem 78sten Stück ein Band geschlossen.“ Der dem 19. Juli vorausgehende Sonnabend, der 15. Juli, war der 20. nach dem 25. Februar, und in diesem Zeitraum erschienen, wie vorgesehen, 60 Ausgaben der „Erhebungen“. Mithin läßt sich feststellen, daß die Zeitschrift von Ende Januar bis Mitte Juli vermutlich regelmäßig mit drei Nummern von jeweils vier Seiten in Großquart, also wöchentlich 1½ Bogen, ausgeliefert wurde⁶³.

Der einige neue Erkenntnisse zur Geschichte der Zeitschrift „Erhebungen“ vermittelnde dreiseitige Brief Herrmanns ist auf der Vorderseite oben mit den Vermerken „Fr. Herrmann an L. A. von Arnim.“ sowie „Lübeck, 25. Febr. 1809.“ versehen, und unten steht von gleicher Hand „Bettine“. Es handelt sich dabei um Notizen des in Düsseldorf geborenen und seit etwa 1825 zumeist in Berlin lebenden preußischen Diplomaten und Publizisten Karl August Varnhagen von Ense (1785-1858)⁶⁴, der ein bedeutender Autographensammler war. Der von ihm unten auf die erste Seite gesetzte Name bedeutet, daß der Brief aus dem Besitz der in Frankfurt am Main geborenen und ebenfalls in Berlin wohnenden Schriftstellerin Bettina von Arnim (1785-1859)⁶⁵, der Witwe des Briefempfängers und Schwester Clemens

⁶¹ Rechnet man die Anzeige vom 19. Januar 1809 für den folgenden – ersten – Sonnabend (21. Januar), dann war der 25. Februar der sechste Sonnabend, also 6 x 3 Nummern = 18 Nummern, wie von Herrmann angegeben.

⁶² Wiederabdruck dieser Anzeige bei *Spies*, „Erhebungen“, wie Anm. 3, S. 90.

⁶³ Vgl. ebd., S. 89. Die dort geäußerte Vermutung, die „Erhebungen“ seien „nicht wie geplant“ erschienen, ging von der Voraussetzung aus, daß der Rückstand von zwei Wochen bzw. sechs Nummern – wie in der Anzeige der Buchhandlung vom 19. Januar angekündigt – irgendwann im ersten Vierteljahr 1809 aufgeholt worden war.

⁶⁴ Zu diesem vgl. Werner *Greiling*, Karl August Varnhagen von Ense, Diplomat, Publizist, in: DBE, wie Anm. 6, Darmstadt 1999, S. 183.

⁶⁵ Zu dieser, deren eigentlicher Vorname Elisabeth(a) war, vgl. Paul *Kluckhohn*, Bettina (Elisabeth Katharina Ludovica Magdalena) von Arnim, Schriftstellerin, in: NDB, Bd. 1, wie Anm. 6, S. 369-371, Ulrike *Landfester*, Bettine von Arnim, eigentl. Elisabeth Catharina Ludovica Magdalene, geb. Brentano, Schriftstellerin, in: DBE, Bd. 1, S. 179, sowie Konstanze *Bäumer* u. Hartwig *Schultz*, Bettina von Arnim, Stuttgart / Weimar 1995.

Brentanos, stammte. Varnhagen hatte ihr bei der Ordnung des Nachlasses Achim von Arnims geholfen⁶⁶. Ob der Brief Friedrich Herrmanns an Arnim auf rechtlich einwandfreien Weg in die Sammlung Varnhagen von Ense⁶⁷ gelangte, ist nicht mehr zu klären⁶⁸.

⁶⁶ Vgl. u. a. K[arl] A[ugust] Varnhagen von Ense, Tagebücher, Bd. 10, Hamburg 1868, S. 412, Bd. 11, Hamburg 1869, S. 211 f., sowie Bd. 13, Hamburg 1870, S. 174 f.

⁶⁷ Zur Geschichte dieser Sammlung vgl. *Stern*, wie Anm. 16, S. III-XIV.

⁶⁸ Vgl. zu dieser Problematik Martin Goes u. Thomas Goes, Der Fall der Bettina von Arnim, ausgelöst durch Familienbriefe ihres Bruders Clemens Brentano, in: *Mitteilungen aus dem Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg* 6 (1999-2001), S. 303-317, bes. S. 308 f.

Carl Julius Milde's Wirken für den Lübecker Geschichtsverein

Von Gerhard Ahrens

Vor 200 Jahren, am 16. Februar 1803, wurde Carl Julius Milde als Sohn eines Gewürzkrämers in Hamburg geboren. Sein Lebensgang ist bekannt, darum können wir uns an dieser Stelle kurz fassen.¹

In seiner Heimatstadt wurde Milde durch Siegfried Bendixen, Christoffer Suhr und vor allem durch Gerdt Hardorff d. Ä. zum Maler ausgebildet. 1823 ermunterte Carl Friedrich v. Rumohr (1785-1843), der auf seinem Gut Rothenhausen bei Lübeck lebende Kunstliebhaber, ihn und die mit ihm befreundeten Brüder Erwin und Otto Speckter zu einer längeren Reise durch Holstein, um mittelalterliche Kunst an Ort und Stelle kennenzulernen.

In Schleswig zeichnete man vor dem Brüggemann-Altar, im Lübecker Dom vor dem Greveradenaltar und begegnete zahlreichen anderen Kunstaltertümern. Es wurde für alle drei Freunde eine folgenreiche Begegnung mit der „transalpingischen“ Kunst. Leider sind die zahlreichen Briefe aus jenen Tagen bis heute nicht ausgewertet worden. Das liegt nicht zuletzt an der schlechten Handschrift der jungen Leute. Schon Vater Milde antwortete damals resigniert: „Lieber Julius! In Antwort auf dein zwar liebes, aber schwer leserliches Billet...“²

Nach dem Besuch der Akademien in Dresden und München sowie zwei Italienaufenthalten ließ Milde sich 1832 als Porträtmaler in Hamburg nieder. Doch trotz seines Talents wollte es ihm nicht recht gelingen, sich eine dauerhafte Existenz zu schaffen. So übernahm er nach drei Jahren gerne den Auftrag, an der Umgestaltung eines mittelalterlichen Hauses im benachbarten Lübeck mitzuwirken. Dessen Eigentümer, der Kaufherr und schwedische Konsul Christian Adolf Nölting (1794-1856), wurde ihm zum warmherzigen Gönner. 1838 übersiedelte Milde dauerhaft in dessen Haus und hat im Verein mit ihm, dem bürgerlichen Vorsteher der Marienkirche, das Fundament seiner Tätigkeit als Konservator in der Hansestadt gelegt.

¹ Vgl. die Einzelnachweise bei Gerhard Meyer und Antjekathrin Graßmann (Hgg.), Lübeck-Schrifttum, 2 Bde, Lübeck 1976 und 1988. – Eine frühe, erstaunlich sichere Einschätzung von Milde's Leistungen gibt Adolph Hach, Mitteilungen über Carl Julius Milde und seine Tätigkeit zur Erhaltung der Denkmäler, Lübeck 1900, 24 S. – In größere Zusammenhänge werden seine Verdienste gestellt von Jenns Eric Howoldt, Carl Julius Milde und die Entdeckung des mittelalterlichen Lübeck, in: Kunst und Kultur Lübecks im 19. Jahrhundert, Lübeck 1981, S. 287-298.

² Brief Christian Milde's an seinen Sohn in Lübeck vom 18.6.1823 (Bibliothek der Hansestadt Lübeck: Milde-Nachlaß, Kasten 4, Mappe II, Nr. 1).

Als Zeichenlehrer am Katharineum und später als Konservator der Naturaliensammlung erlangte Milde eine bescheidene Lebensstellung. Doch sein zeichnerisches Können und seinen restauratorischen Elan widmete er fortan ebenso der Erfassung und Bewahrung des historischen Stadtbildes, wie der Erhaltung überlieferter Kunstwerke. Auch in Bild und Wort hat Milde das alte Lübeck beschworen. Genannt seien die „Denkmäler bildender Kunst in Lübeck“ (1843 und 1847), „Der Todtentanz in der Marienkirche zu Lübeck“ (1866) und vor allem das volkstümlich gewordene „Lübecker ABC“ (1857).

Es liegt auf der Hand, daß ein Mann mit derart ausgeprägten Interessen Lübecks Geschichtsfreunden und deren Arbeiten aufgeschlossen und hilfreich begegnete. Schon 1821, anderthalb Jahre vor Mildes schicksalhafter Begegnung mit dem künstlerischen Erbe der alten Hansestadt, war dort ein „Ausschuß für das Sammeln und Erhalten der Quellen und Denkmäler der Geschichte“, der spätere Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, gebildet worden. Die Arbeiten der Mitglieder dieses kleinen Kreises wurden durch die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, die sogenannte Gemeinnützige, finanziert.

Nach dem epochemachenden Vorbild des Frankfurter Historikers Johann Friedrich Böhmer (1836) machten die Teilnehmer des Gesellschaftsausschusses sich daran, die Urkunden aus der Frühzeit Lübecks zu sammeln und deren historisch-kritische Edition vorzubereiten. Da man auch einige der daran hängenden Siegel abbilden wollte, wurde „Maler Milde“ um die Ausführung dieser künstlerischen Arbeit ersucht. Diese offenbar erste Begegnung mit der Siegelkunde hat den Künstler lebenslang geprägt. In seinem Nachlaß fanden sich jedenfalls tausende Siegelabzeichnungen und die dazugehörigen sphragistischen Notizen.³

1843 erschien der erste Band des „Urkundenbuches der Stadt Lübeck“. Dem Text wurden vier Tafeln mit 19 lithographierten Siegelabzeichnungen beigegeben, wofür Milde zehn holländische Dukaten erhielt.⁴ Am selben Tag beantragte man übrigens bei der Gemeinnützigen die Umbenennung des Historischen Ausschusses in „Verein für Lübeckische Geschichte“. Vor allem mit Blick auf den jetzt einsetzenden Tauschverkehr mit gleichgerichteten auswärtigen Vereinigungen sollte nun auch ein Vereinsiegel geschaffen werden.

Es war naheliegend, daß man mit dieser Aufgabe den gerade erprobten Künstler beauftragte. Für seinen Entwurf wählte Milde das mittelalterliche Lübecker Schiffssiegel, dem er als Umschrift den neuen Namen in Antiqua-

³ Heute im Archiv der Hansestadt Lübeck (AHL): Familienarchiv Milde, Nr. 1-44.

⁴ Dies und das Folgende nach dem Vereinsprotokoll vom 5.11.1843 (AHL: Bestand VLGA, Nr. 2/1). – Fortan wird auf Einzelnachweise verzichtet und nur das jeweilige Datum in Klammern hinzugefügt.

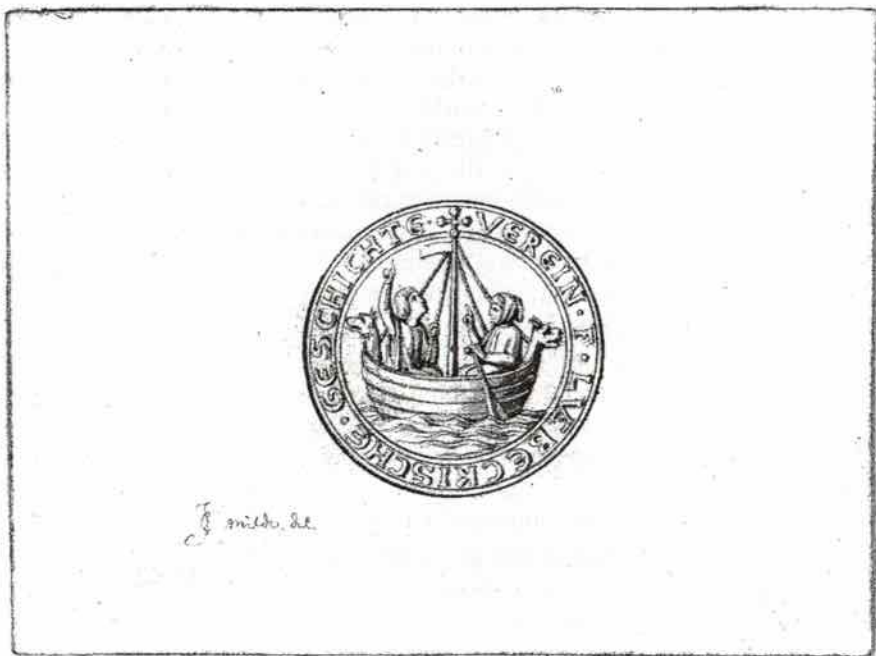


Abb. 1: Auf der Grundlage des Lübecker Schiffssiegels gestaltete Carl Julius Milde das heute noch verwendete Zeichen des Geschichtsvereins. Der Entwurf mit der Unterschrift des Künstlers misst 35 mm im Durchmesser und befindet sich im Vereinsarchiv (Foto: Enke Huhsmann)

versalien hinzufügte. Die Zeichnung, für die er einen Dukaten erhielt (8.6.1845), ist von zeitloser Klarheit und wird darum noch heute – so auch auf dem Umschlag dieses Zeitschriftenbandes – verwendet, obwohl der Vereinsname 1853 durch den Zusatz „und Alterthumskunde“ ergänzt worden ist.

Die Mitgliedschaft im Geschichtsverein war in jenen Jahren noch eine exklusive Angelegenheit. Nur wer der Gemeinnützigen angehörte und von deren Vorsteherschaft in den Gesellschaftsausschuß gewählt worden war, gehörte dazu. Auswärtige Historiker, selbst solche aus dem lübeckischen Landgebiet oder aus dem Beiderstädtischen, waren so von einer Mitarbeit praktisch ausgeschlossen. Daher wurde der Vorschlag diskutiert, nach dem Vorbild des Statistischen Vereins (der, 1838 gegründet, ebenfalls ein unselbständiger Gesellschaftsausschuß war) einen Ausweg zu wählen, und „vereinigte man sich schließlich dahin, daß dem Ausschusse das Recht zur Ernennung von correspondirenden Mitgliedern nicht abgesprochen werden könne“ (5.11. 1843).

Eine solche auszeichnende Wahl sollte durch eine besondere Urkunde sinnfälligen Ausdruck finden. So wurden bei einer Vereinssitzung einige zugesandte Diplome präsentiert und „Herr Coll. Mantels übernahm es, wegen Entwerfung eines Schema's für unser Diplom mit Herrn Milde zu sprechen“ (9.5.1847). Friedrich Wilhelm Mantels (1826-1879), wie Milde in Hamburg geboren, war acht Wochen zuvor als „2. Collaborator“ an das Katharineum gewählt worden. Als Akademiker nahm er, der im folgenden Jahr Schwiegersohn des Konsuls Nölting werden sollte, eine ungleich höhere gesellschaftliche Stellung als unser Künstler ein: Unter den 19 Lehrern des traditionsreichen Gymnasiums stand er an sechster Stelle, der „Lehrer der Zeichenkunst“ hingegen am Ende der Rangliste.⁵

Ob eine Saumseligkeit Mantels' die Auftragserteilung verhindert hat, muß offenbleiben. Erst nach anderthalb Jahren „ward der frühere Plan, ein Schema zum Diploma für correspondirende Mitglieder anfertigen zu lassen, wieder durchgesprochen. Man vereinigte sich dahin, daß über dem Diplom das Lübsche Wappen (der Adler mit dem Schilde) stehen solle“ (29.10.1848) und Mantels (erneut?) mit Milde sprechen würde.

Es vergingen noch einmal fast sechs Monate, bis die gewünschte Zeichnung, „welche den allgemeinen Beifall der Anwesenden erhielt“, vorgelegt wurde, und zwar durch „Maler Milde“ in eigener Person. Wegen des Druckes sollte er sich bei seinem Hamburger Jugendfreund Otto Speckter, dem Inhaber einer der leistungsfähigsten Lithographischen Anstalten in Norddeutschland, erkundigen (6.5.1849).

Vier Wochen später konnte Milde berichten, daß die Steindruckplatte 3-4 Louisdor kosten würde und 50 Abdrucke auf 12 Courantmark kämen. Daraufhin bestellte der Verein 100 Exemplare (3.6.1849), und man begann sogleich mit dem Versand an die schon am 7. Dezember 1845 (!) in Aussicht genommenen Korrespondenten. Übrigens sind noch gut zwei Dutzend Vordrucke im Vereinsarchiv erhalten, die bei der heute sehr seltenen Ernennung zum Korrespondierenden Mitgliede Verwendung finden.

1849 wurde Milde in den Verein für Lübeckische Geschichte gewählt. Unter den 19 Mitgliedern war er neben dem als Topographen rühmlichst ausgezeichneten Major Carl Georg Behrens der einzige Nichtakademiker.⁶ Zahlreiche Aktivitäten des Vereins hat er fortan künstlerisch begleitet oder auch selbst getragen. Hier sind an erster Stelle seine schon angesprochenen sphragistischen Interessen zu nennen.

⁵ Lübeckischer Staatskalender auf das Jahr 1848, S. 57.

⁶ Lübeckischer Staatskalender auf das Jahr 1850, S. 62.



Abb. 2: 1849 entwarf Carl Julius Milde die 33 x 20 cm große Mitgliedsurkunde für die Korrespondenten des Geschichtsvereins. Die bei seinem Jugendfreund Otto Speckter in Hamburg lithographierten Formulare finden heute noch Verwendung (Foto: Enke Huhsmann).

Für den zweiten Band des Urkundenbuches (1858) lieferte Milde 41 Siegelabzeichnungen, die durch Pastor Carl Masch in Demern/Meckl. erläutert wurden. Schon zwei Jahre zuvor hatten beide mit der Herausgabe eines langfristig angelegten Werks begonnen: Im Auftrage des Geschichtsvereins wurden „Siegel des Mittelalters aus den Archiven der Stadt Lübeck“ kommentiert und in Originalgröße abgebildet. Diese Veröffentlichung war Milde eine Herzensangelegenheit, die er beharrlich vorangetrieben hat. Ab Heft 5 (1862) mußte er auch den Text beisteuern, das zehnte Heft (1879) wurde posthum herausgegeben. „Als er sie (= die Siegel) zusammenstellte“, schreibt Staatsarchivar Carl Friedrich Wehrmann im Vorwort, „war nur das Auge noch klar, die Hand und das Gedächtnis waren schon unsicher geworden. Er konnte nicht mehr schreiben und nicht mehr angeben, woher er die Siegel genommen habe.“

Der Verein scheint das verlegerische Großprojekt nur allzu gern abgeschlossen zu haben. Der finanzielle Aufwand stand nämlich in keinem Verhältnis zum Absatz – noch heute können beim Verein Restbestände dieser wertvollen Lubecensie erworben werden. Da klingt es wenig überzeugend, wenn es im Rechenschaftsbericht des Vereins heißt: „Es ist bis jetzt nicht gelungen, einen Ersatz für unseren verstorbenen Milde zu gewinnen“, wenn sogleich hinzugefügt wird, „auch erwiesen sich die mit dem Werk verknüpften Kosten als zu groß, wenn nicht die anderen litterarischen Unternehmungen des Vereins ungebührlich vernachlässigt werden sollten.“⁷

Auch an unserer Zeitschrift hat der Künstler mitgearbeitet. Dem ersten Heft (1855) wurde die Abbildung einer Altardecke aus dem 14. Jahrhundert als Leporello angehängt. Der erläuternde Text zu dieser „Fuchsfabel-Decke“ stammte ebenfalls von Milde und wurde 1876 um eine wichtige Mitteilung aus seinen nachgelassenen Papieren ergänzt.⁸ Im folgenden Heft (1858) finden sich drei Doppeltafeln mit Grabungsfunden zur Veranschaulichung von Pastor Klugs Bericht über die vom Verein vorgenommenen Aufgrabungen in Alt-Lübeck. Der dritte Band (1876) schließlich brachte posthum Mildes 1869 abgefaßte Miscelle über „Das Kegelgrab bei Bechelsdorf“ (in der Nähe von Schönberg), wobei auf einer Klapptafel einzelne Funde abgebildet wurden.

Mildes bedeutendste Leistung für die Stadt und den Geschichtsverein liegt freilich darin, daß er die Musealisierung der oft lieblos und ohne Verständnis behandelten Kunstschatze vorangetrieben und ihnen auf dem Oberchor der profanierten Katharinenkirche eine neue Heimstatt geschaffen hat. War Senatsekretär Carl Ludwig Roeck 1818 noch dagegen gewesen, „in unsrer Stadt ein Musäum zu begründen, um in demselben unsere Kunstschatze ... zu

⁷ ZVLGA, Bd. 4, 1884, S. 311f.

⁸ Ebenda, Bd. 3, 1876, S. 608 f., mitgeteilt von Wilhelm Mantels.

versammeln“⁹, hielt es Rumohr zwei Jahrzehnte später geradezu für eine „Pflicht, das, was die Barbarei der Zeiten überdauert hat, und bis auf uns gelangt ist, sowohl der Nachwelt aufzubehalten, als auch der Gegenwart bequemer und faßlicher vor Augen zu bringen“¹⁰.

Daraufhin war im Rahmen der Gemeinnützigen ein „Ausschuß zur Sammlung Lübecker Kunstalterthümer“ gebildet worden, der 1853 mit dem Geschichtsverein fusionierte. So kam es seinerzeit zur Erweiterung des Vereinsnamens. Der Zusatz „und Altertumskunde“ ist also kein Bezug auf die vom Verein veranlaßten Aufgrabungen in Waldhusen (1843) und Alt Lübeck (seit 1852).

Angeichts seiner vielfältigen Verdienste um die Bestrebungen der Gemeinnützigen und ihrer Institute beantragte Wilhelm Brehmer, der spätere Bürgermeister und auch Vorsitzende des Hansischen Geschichtsvereins, am 31. Dezember 1874 die Verleihung der Goldenen Denkmünze an den bresthaften Künstler.¹¹ Die Vorsteherschaft stimmte dem zu, doch riet sein Hausarzt Dr. med. Friedrich Nölting (1830-1891), ein Sohn des Konsuls, vorläufig von einer Übergabe ab – „Es ist ein Schlaganfall mit Schlafheit (sic) der linken Körperhälfte.“ Erst vier Wochen später konnte die Ehrung vollzogen werden. Aus Mildes diktiertem Dankschreiben sei hier eine längere Passage wiedergegeben, weil der Künstler darin bescheiden und doch selbstbewußt die Summe seiner lebenslangen Bemühungen gezogen hat:

„Was Sie, geehrter Herr Director, als meine Verdienste um die Förderung der Gesellschaftszwecke bezeichnet haben, ist im Grunde nur ein ruhiges Fortgehen auf den Pfaden gewesen, die ich von Jugend auf zu wandeln gelernt habe. Schon die Erlebnisse meiner Kindheit gewöhnten mich daran, auf die Denkmäler deutschen Alterthums um mich her zu achten, welche unter dem Einfluß einer neuen, von der verhaßten Fremdherrschaft heraufgeführten Zeit gestürzt wurden. Es waren meine Altersgenossen, welche in Wort und Schrift zuerst wieder die Romantik, das warme Gefühl für unsere große Vergangenheit und die Bewahrung ihrer Verlassenschaft wachriefen. Wir erhielten und erretteten schon als junge Künstler, was und wo wir nur konnten. Mit zunehmender Kunstausübung schärfte sich das Auge für die Eigenart der einzelnen Perioden und Landschaften. Diese an jedem Erzeugniß der alten Zeit zu verstehen und bei einer etwaigen Restauration desselben vor aller modernen Willkür zu schützen, das ist von jeher mein Bestreben gewesen. So bin ich

⁹ Zitiert aus seiner Dienstagsvorlesung am 3.3.1818 in der Gemeinnützigen. Abgedruckt in den Lübeckischen Blättern, 1913, das Zitat S. 562.

¹⁰ Neue Lübeckische Blätter, 1837, S. 393-396, das Zitat S. 395 f.

¹¹ Das Folgende nach AHL: Gemeinnützige Nr. 14/2. – Der Entwurf zum Dankschreiben, ebenfalls von Schreiberhand, im Milde-Nachlaß (wie Anm. 2), Kasten 14, Mappe IX, Nr. 3.

denn ein Alterthümer geworden und habe als solcher dem Geschichts- und Alterthums-Verein der Gesellschaft und dessen Sammlungen einen und den anderen Dienst erweisen können. Für mich bestand die Hauptfreude darin, daß ich das Verständniß für die alte lübische Herrlichkeit nähren helfen durfte, indem ich erhielt, was zu erhalten war.“

Neun Monate später, am 19. November 1875, ist Milde im 73. Lebensjahr im Nöltingschen Haus in der Johannisstraße, Ecke Königstraße, gestorben. Er wurde auf dem Burgtorfriedhof beigesetzt. Das Grab ist heute mit einem knapp zwei Meter hohen Stein in Form eines Ringkreuzes geschmückt, möglicherweise ein Bezug auf das Ansveruskreuz in Einhaus am Ratzeburger See. 1937 war die verfallene Grabstätte durch den St. Gertrud-Verschönerungsverein instandgesetzt worden, seit 1954 ist sie ein Ehrengrab der Hansestadt Lübeck. 1963 wurde eine Straße im Neubaugebiet von Israelsdorf Julius-Milde-Weg benannt.

Wie sehr der Künstler am Lübecker Geschichtsverein geangen und dessen Arbeiten mitgetragen hat, geht aus den Worten hervor, mit denen Wilhelm Mantels, sein von ihm eingesetzter Testamentsvollstrecker, den warmherzigen Nachruf in unserer Zeitschrift abschloß: „Seine Sammlungen sind den verschiedenen städtischen Instituten überwiesen worden, alles auf Lübecks Kunst und Geschichte Bezügliche unserem Verein. Sein lebensgroßer Kopf, in Hochrelief geformt, erhält in der Culturhistorischen Sammlung, der Stätte seiner Wirksamkeit, das Andenken eines Konservators, wie die Stadt Lübeck keinen zweiten besitzen wird.“¹²

¹² ZVLGA, Bd. 3, 1876, S. 625-634, das Zitat S. 634. – Die Plastik des mit Milde befreundeten Bildhauers Friedrich Steger aus Schleswig ist im Treppenhaus der Verwaltung des Museums für Kunst und Kulturgeschichte in der Düvekenstraße angebracht. Der Hinweis auf den Künstler steht in den Lübeckischen Blättern, 1938, S. 99.

Backsteingotik an der südlichen Ostseeküste. Zu einer Publikation

Jens-Uwe Brinkmann

Gebrannte Größe – Wege zur Backsteingotik. 1: Die Hanse – Macht des Handels. Lübeck. 2: Bauten der Macht – Eine Kirchenbaustelle im Mittelalter. Wismar. 3: Die Sprache der Steine – Schmuckformen aus Backstein. Rostock. 4: Maritime Macht – Schiffe, Ostsee und Piraten. Stralsund 5: Dialog des Geistes – Geist und Religion des Mittelalters. Greifswald, Bonn 2002. – Die fünfteilige Publikation erschien begleitend zu fünf Ausstellungen unter dem Motto „Gebrannte Größe“, welche in den fünf „wendischen Städten“ der Hanse im Sommer des Jahres 2002 präsentiert wurden. Unter dem Oberbegriff „Backsteingotik“ wurden in den einzelnen Städten verschiedene Aspekte der gemeinsamen hansischen Vergangenheit dargestellt. Getragen wurde das Projekt von den Ländern Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und den Landeskirchen Mecklenburg/Vorpommern, Initiatoren waren Gottfried Kiesow und Robert Knüppel, Vorsitzender und Geschäftsführer der Deutschen Stiftung Denkmalschutz. Die gesamte Unternehmung war ein Angebot vor allem an die touristischen Besucher der Ostseeregion, ein Aspekt, der bei der Auseinandersetzung mit der Publikation im Auge zu behalten ist. Dem entspricht vor allem die reiche Ausstattung der fünf Bände mit Abbildungen, die durchweg in guter Qualität die Texte illustrieren; zum anderen bleibt die Menge der Fußnoten der einzelnen Aufsätze angenehm übersichtlich, wie man es bei einer „populärwissenschaftlichen“ Veröffentlichung erwartet. Es soll – und kann – in diesem Fall nicht mit dem Maß gemessen werden, das einer wissenschaftlichen Monographie zum Thema angemessen wäre. – Hier soll es zunächst um die Beschäftigung mit dem ersten Band der Folge gehen, der die neue Dauerausstellung im Holstentor begleitet (und im letzten Beitrag von *Hildegard Vogeler* und *Brigitte Heise* erläutert), das damit sein neues Erscheinungsbild und eine aufgewertete Position im Rahmen der Lübecker Museumslandschaft erhalten hat. – Nach den Vorworten der Ministerpräsidentin von Schleswig-Holstein, der beiden Herren von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und des Bürgermeisters der Hansestadt (die Abfolge ist bei den übrigen Bänden dieselbe; an erster Stelle steht dort jeweils der Ministerpräsident des Landes Mecklenburg-Vorpommern, und das „letzte Wort“ hat der/die jeweilige Bürgermeister/in) behandelt *Rolf Hammel-Kiesow* in seinem Beitrag die Entwicklung der Stadt Lübeck – und gewissermaßen vorbildhaft auch der übrigen vier Städte – von ihrem Beginn bis zur Blüte im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. – Der Einfluß des Fernhandels und der von ihm bestimmten städtischen Wirtschaft ist der wesentliche Faktor für die Entwicklung der

Stadt Lübeck wie auch – wie sich in den Aufsätzen zur Stadtgeschichte der teilnehmenden Städte zeigt – der übrigen Ostseestädte. Lübeck wird zum Zentrum des Zwischenhandels, der bis zur Wende zum 14. Jahrhundert das gesamte Ostseegebiet umfaßt und im Westen bis ins nordwestliche Frankreich reicht. Das große Einzugsgebiet sorgt für günstigen Einkauf, der konkurrierende Gruppen im Ostseebereich nicht aufkommen läßt. – Über den Handel wird der west- und mitteleuropäische Städtetyp über Lübeck nach Osten vermittelt; wichtig ist die Funktion der Stadt als Handelsort mit selbständiger Verwaltung. Lübisches Recht gilt ab 1218 in Rostock, 1229 in Wismar, 1234 in Stralsund und 1250 in Greifswald. Rechtssicherheit ist für die Kaufleute wichtig, weitere fördernde Elemente für die Städte sind ihre geographische Lage sowie die Ansiedlung von Veredelungs- und Zuarbeitsgewerbe, die zur innerstädtischen Blüte des Handwerks führt. – Die Kaufleute rekrutieren sich zunächst aus den Ministerialen als Beauftragten des Stadtherren, aus Altfreien, aus reisenden Fernkaufleuten im Auftrag von Grundherren und einzelnen Handwerkern, die ihr Gewerbe gezielt am Markt orientieren. Als führende Schicht in den Städten sind sie dem niederen Adel der ländlichen Region in Stellung wie Lebensstil gleichwertig bis ins 14. Jahrhundert. – Das 13. Jahrhundert bringt Fortschritte und Veränderungen für den Fernhandel; die Städte führen Verhandlungen mit benachbarten politischen Mächten, um die Sicherheit der Handelswege zu garantieren, und die Kaufleute selbst sind zunehmend nicht mehr selbst unterwegs, sondern beauftragen andere Kaufleute oder eigene Mitarbeiter mit ihren auswärtigen Geschäften und gewinnen dadurch Zeit für die innerstädtische Politik. Seit dem späten 13. Jahrhundert dominieren die Kaufleute die Räte in den Städten; die Bürgerschaft als einschränkendes Verfassungsinstrument spielt in dieser Zeit nur eine relativ geringe Rolle. – Mit dem Ende der Staufer schwindet die starke Zentralmacht im Reich, die die allgemeine Schwäche der Territorialmächte nicht auszugleichen imstande ist; dies führt zu einer stärkeren Verselbständigung der Städte. In Lübeck wird die Macht des kaiserlichen Vogtes als Vertreter des Stadtherren um 1230 durch den Rat stark beschränkt, und die Kaufmannschaft bestimmt im weiteren Verlauf des Jahrhunderts zunehmend über Handels- und Außenpolitik: Lübecker Kaufleute verhandeln eigenständig über Privilegien und initiieren Bündnisse zwischen den Städten, so 1264 das Bündnis mit Wismar und Rostock, erweitert 1283 um Stralsund und Greifswald. – Um 1300 boomt die Wirtschaft in den „wendischen Städten“. In Lübeck blüht das Bauwesen: Etwa 1000 Backsteinhäuser entstehen, daneben die Bauten von fünf Kirchen, drei Klöstern und des Hl. Geist-Hospitals. Im Verlauf des 14. Jahrhunderts gibt es allmähliche Veränderungen und Beschränkungen im Fernhandel durch Verlegung von Wirtschaftsräumen und Handelswegen sowie durch wachsende politische und wirtschaftliche Macht der Könige und Fürsten in den Zielländern des hansischen Handels, die die weitere Entwicklung

verlangsamten. – *Peter Kallen* beschäftigt sich unter dem Titel „Die Kunst der Fuge“ mit der Baukunst der Gotik in Lübeck; nach einer allgemeinen Einführung über Zeit und Entwicklung der Gotik geht er näher auf die eigentliche Backsteingotik als Sonderform der gotischen Architektur ein, die vom Material, dem gebrannten Bau- und Formstein bestimmt ist und eine eigene Formenwelt entwickelt. Im Gegensatz zur Hausteinarchitektur, deren Formen sie zum Vorbild nimmt, zeigt sie stärker flächige Elemente, und die beim Haustein durch Putz, Schlemme oder das Steinmaterial bestimmte Farbigekeit wird im Backstein durch die Farbigekeit des gebrannten Tones oder durch Glasur bestimmt. – Etwas irritierend ist in diesem Zusammenhang der Umgang mit Begriffen: St. Marien, die Ratskirche der Stadt, als „Kathedrale“ zu bezeichnen, ist schlechthin falsch, und auch die Erläuterung im Glossar am Ende der Publikation, mit „Kathedrale“ sei „umgangssprachlich eine große Kirche“ gemeint, trifft nicht zu. „Kathedrale“ ist eben kein formaler Begriff, sondern ein inhaltlicher und bezeichnet den „Sitz“ (Kathedra) des Bischofs, bleibt also episkopalen Bauten vorbehalten. Daß eine große Anzahl der gotischen Vorbilder in Frankreich Bischofskirchen waren und daher die Bezeichnung „Kathedrale“ zu recht tragen, mag zu dieser Verlagerung der Begrifflichkeit beigetragen haben, macht die Sache aber nicht richtiger. Es wäre daher vielleicht auch besser, statt des Begriffs „Kathedralchor“ auf den schlichten „Umgangschor“ zurückzugreifen, den es ja bereits in der romanischen Architektur und nicht nur an Kathedralkirchen gab. Die großen Kirchen der Ostseestädte als „Backsteinkathedralen“ zu bezeichnen, wird ihrer tatsächlichen Stellung um historischen Gefüge der Städte in keinem Fall gerecht, und daß dann im Fall der Stadt Wismar schließlich „eine Baugruppe von Kathedralen“ im Text erscheint, grenzt bereits ans Komische. Auch der „Normalverbraucher“, der Tourist, sollte – bei aller Vorliebe der Gegenwart für Superlative – als Empfänger der zu vermittelnden Informationen ernstgenommen werden. – Die Baugeschichte von St. Marien als großes Vorbild für zahlreiche Bauten im Ostseeraum wird im folgenden abgehandelt; entsprechend den übrigen im 13. Jahrhundert in Lübeck entstehenden Kirchenbauten St. Petri, St. Jakobi, St. Ägidien und dem Umbau des romanischen Domchores wird St. Marien zunächst unter Verwendung von Elementen des romanischen Vorgängerbaues zur gotischen Halle umgebaut. (Ob die Hallenkirche denn wirklich „Ausdruck des Gleichberechtigungsgedühls im städtischen Bürgertum“ ist, wie die bürgerlich geprägte Kunstgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts immer wieder gern feststellte, steht dahin; dem widerspräche die Anwendung der Hallenform im 13. Jahrhundert bei Kathedralkirchen – z.B. Paderborn und Minden sowie beim Umbau des Domes zu Lübeck – oder im Fall eines hochadeligen Damenstifts wie Herford – möglicherweise war es denn doch eine „aktuelle“ Raumform neben der Basilika.) Nach 1265 bis gegen 1310 erfolgt der Ausbau zur Basilika, der sich mit dem Umgangschor und der

Zweitürmigkeit – die an die Stelle des zunächst geplanten einen Turmes tritt – an den Vorbildern der gotischen Kathedralen in Frankreich und womöglich auch am zu dieser Zeit im Bau befindlichen Kölner Dom orientiert. Mit der Vereinheitlichung von Umgang und Kapellenraum in der Gewölbezone knüpft die Architektur an das Vorbild der Kathedrale von Senlis an. Im Gegensatz zu den Vorbildern im westlichen Europa wird auf das Querschiff verzichtet, das bei den episkopalen Bauten (Domumbau in Lübeck, Dom in Schwerin) beibehalten wird und in Rostock und Stralsund in den beiden großen Stadtkirchen St. Marien später ebenfalls erscheint. St. Marien in Lübeck erhält stattdessen große Vorhallen im Norden und Süden, die im Grundriß an das fehlende Querschiff erinnern, in ihrer Höhe allerdings der Seitenschiffe entsprechen. – Ebenfalls verzichtet wird im Aufriß des basilikalischen Systems auf das Triforium als formales Element zwischen Arkaden und Obergaden; St. Marien zeigt in Chor und Langhaus – das in der zweiten Bauphase von ca. 1315 - 1337 entsteht – einen zweizonigen Aufbau und „ersetzt“ das fehlende Triforium durch Wandmalereien. Hier gibt es Hinweise ebenfalls auf französische Vorbilder; daneben ist jedoch die Vorbildlichkeit der Bettelordenskirchen für die Stadtkirchenbauten des 14. Jahrhunderts nicht zu unterschätzen. – Sicherlich ist die Aufnahme von Elementen der französischen Kathedralgotik – basilikaler Aufriß, Umgangschor mit Kapellen, Zweitürmigkeit – als Hoheitsanspruch des Rates zu werten, allerdings nicht als Absetzung vom Stadtherren (N.B. ist die Beziehung des Satzes „Stadtluft macht frei“ eindeutig nur auf Personen, nicht jedoch auf die Städte als politische Einheiten zu beziehen.), welcher seine Macht innerhalb der Stadt seit dem Ende der Staufer de facto nicht mehr ausüben vermochte, sondern eher als Selbstbehauptung der eigenen Größe – auch gegenüber Bischof und Domkapitel, die „ihre“ Kirche zugleich modernisierten, ebenfalls mit Umgangschor und dem Wölbungssystem von Senlis, allerdings mit den „klassischen“ fünf Kapellen am Umgang gegenüber der reduzierten Form in St. Marien, wo die äußeren Kapellen am Ansatz mit den östlichen Seitenschiffsjochen verschmelzen, und als Hallenanlage. – St. Marien in Lübeck wird Vorbild für Kirchenbauten in Wismar, Rostock und Stralsund.

Im Anschluß wird die profane Architektur der Stadt behandelt; zunächst wird anhand des Stadtgrundrisses auf die geplante Anlage verwiesen, deren beide Hauptstraßen in Nord-Süd-Richtung auf dem mittleren Höhenrücken der Stadtinsel verlaufen, während die Nebenstraßen in Ost-West-Richtung zum Wasser hin abfallen. Zunächst bestand die städtische Bebauung überwiegend aus Fachwerkhäusern; zwei große Stadtbrände in den Jahren 1251 und 1276 führten zu einer Ratsverordnung, die ausschließlich massiv, d.h. in Backstein ausgeführte Häuser in der Stadt zuließ. Daraus entwickelten sich die Baufluchten und die Struktur der Stadt wie der vorherrschende Haustyp.

der traditionelle agrarisch geprägte Bauformen auf städtische Funktionsstrukturen übertrug: Wie in den dörflichen Häusern war Wohnen und Arbeiten unter einem Dach üblich, und der Hauptraum war die Diele; diese Grundform war und blieb lange Zeit verbindlich für die Kaufleute wie für die Handwerker. Die besonders wohlhabenden Familien, die den Rat stellten, schufen sich – analog zu adeligen Vorbildern – in den rückwärtigen Anbauten der Häuser repräsentative Wohnbereiche mit heizbarem Räumen („Kemenaten“). Häufig wurden die Häuser in späterer Zeit verändert und anderen Wohn- und Nutzungsanforderungen angepaßt; meist blieben davon die Brandmauern unberührt, so daß an dieser Stelle noch heute zahlreiche mittelalterliche Spuren der Baugeschichte (incl. Wandmalereien) zu finden sind. – Die giebelständig an der Straße liegenden Häuser waren Vorbild für den gesamten norddeutschen und den von der Hanse bestimmten Ostseeraum; die Fassaden wurden als Staffelgiebel mit spitzbogigen Blenden ausgeführt – ca. 40-50 davon haben sich im Stadtbild Lübecks bis heute erhalten. Die vertikale Gliederung der Giebel folgt den Tendenzen der gotischen Architektur auch im Profanbereich; Mehrschichtigkeit der Wand und plastisch-architektonische Gliederungen durch Formsteine entsprechen den in der sakralen Architektur konsequenter durchgeführten Prinzipien von Vertikalität und strukturierter Gliederung der tragenden Elemente und der Wandflächen. – Müssen möchte man den letzten Abschnitt des Beitrags, in dem auf einer halben Seite eine Art Parforceritt durch die geistig-geistlichen Grundlagen gotischer Architektur vorgeführt wird, der an dieser Stelle so überflüssig wie ungenügend in seiner Beschränkung auf einige Schlagworte ist.

Mit der Bau- und Nutzungsgeschichte des Holstentores – des Ortes der zur Publikation gehörigen Ausstellung – beschäftigt sich *Thorsten Rodiek*, der Direktor der Museen für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck. Die Popularität der Architektur zeigt sich an Postkarten, Souvenirs, Briefmarken und nicht zuletzt an dem von 1961 bis 1990 im Umlauf gewesenen 50 DM-Schein. Auch in der Werbung fand die charakteristische Architektur Verwendung; seit 1925 ist sie das Signet des Deutschen Städtetages. – Die repräsentative Absicht, die den Bau von Anfang an bestimmt hat, zeigt sich in den Vorbildern in Westeuropa (Brügge, Gent u.a.), im Reichtum der Architektur selbst und im Terracotta-Dekor, vor allem an der Stadtseite, deren Giebel ehemals eine Marienfigur als Hinweis auf die Schutzpatronin (nicht das „Sinnbild“) der Stadt trug. Die Innenräume sind in drei, bzw. vier Geschossen angeordnet, die Stärke der Mauern beträgt auf der Stadtseite etwa 1 m, auf der Feldseite 3 m. – Als Machtdemonstration gegenüber dem Königreich Dänemark, dem 1460 im Vertrag von Ripen die Herzogtümer Schleswig und Holstein zugefallen waren, errichtet der Rat der Stadt den Bau in den Jahren 1464-1478 als Vortor der älteren Anlage, die im Verlauf der Stadtmauer an der

Trave östlich vom heutigen Bau lag. Der im St. Annen-Museum befindliche Magdalenen-Altar von Erhard Altdorfer zeigt im Hintergrund die Ansicht der Feldseite um 1520. Im Zuge der Erweiterungen der Außenbefestigungen der Stadt im 16. Jahrhundert wird in den Jahren 1583-1585 westlich vor der Anlage eine Bastion errichtet, die ein neues Vortor erhält. Der feldseitige Giebel wird – wieder nach niederländischen Vorbildern – in den reichen Formen der Renaissance gestaltet, während die Stadtseite einen schlichten Staffelgiebel mit Rundbogenblenden zeigt. Im 17. Jahrhundert werden die Befestigungsanlagen noch einmal erweitert, so daß die Anlage des Holstentores schließlich eine Gesamtlänge von ca. 500 m erreicht. Beim Bau des Bahnhofs 1851 werden die mittlerweile überflüssig gewordenen und als lästig empfundenen äußeren Befestigungen geschleift; damals finden die lateinischen Inschriften vom Vortor des 16. Jahrhunderts ihren Platz an den heutigen Stellen am Holstentor. – Der Bau gehört seit 1934 zur Kulturverwaltung der Hansestadt; zu diesem Zeitpunkt ist geplant, die Räume im Sinne der NS-Ideologie einer neuen Nutzung zuzuführen; dies unterbleibt jedoch bis auf die Anlage einer Gedenkstätte für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. In der Nazizeit finden in den Räumen verschiedene Veranstaltungen der Partei und ihrer Organe statt; nach dem Zweiten Weltkrieg stehen die Räume leer, bis sie 1950 in die Verwaltung der Museen der Hansestadt Lübeck kommen und in der Folgezeit der Präsentation der Stadtgeschichte dienen. In den Jahren 2001/02 erfolgt eine grundlegende Um- und Neugestaltung der Präsentation, die in dem abschließenden Beitrag von *Hildegard Vogeler* und *Brigitte Heise* vorgestellt wird. Hier wird mit bestimmten Themenbereichen ein Überblick über die politische und wirtschaftliche Geschichte der Hansestadt vermittelt. – Zeittafel, Glossar und Überblick über die Entwicklung der Kirchen, ein Ortsverzeichnis sowie eine Präsentation der gegenwärtig durch die Deutsche Stiftung Denkmalpflege durchgeführten und geförderten Projekte in der Stadt beschließen den Band.

Ähnlich in Aufbau und Struktur präsentieren sich die Bände, welche die übrigen vier „wendischen Städte“ unter verschiedensten Aspekten der Bindeglieder „Handel“ und „Backsteingotik“ zum Thema haben. Auch hier findet sich jeweils ein Abriß der Stadtgeschichte, daneben liegen die Schwerpunkte auf bestimmten Themen. In Wismar ist das Hauptthema die Baugeschichte und die – virtuelle – Rekonstruktion der im Krieg beschädigten und 1960 gesprengten Kirche St. Marien, von der lediglich der Turm mit seinen seitlichen Kapellen erhalten ist, in Rostock sind es vorzüglich die Schmuckelemente der Backsteingotik, bei Stralsund liegt der Hauptaspekt auf Schiffbau und Seeräuberei, während Greifswald für den geistigen und geistlichen Hintergrund der Berichtszeit steht. – Überall finden sich lesenswerte Beiträge, die für den „Einsteiger“ in die Materie gute Voraussetzungen bieten. Anzumerken bleibt

eine gewisse allgemeine „Ahnungslosigkeit“ gegenüber den geistlichen Strukturen und ihren Auswirkungen auf das Leben in der Gesellschaft des späten Mittelalters bei einigen Autoren; es ist schon merkwürdig, wenn man über die Vermittlung von geistlichen Inhalten durch die Bilder in den Kirchen und durch die den Kirchen angegliederten Schulen liest, daß die Schüler nicht nur den Rosenkranz, sondern auch das Vaterunser zu beten lernen mußten, und sich dabei klarmacht, daß der Rosenkranz nichts anderes ist als eine Folge von je zehn Vaterunser (lateinisch „Pater noster“, davon niederdeutsch „Paternostermaker“ für die Verfertiger von Rosenkränzen) zu einem Ave Maria, und dies – im Fall des „Großen Rosenkranzes“ in 15, im Fall des „Kleinen“ in fünf sog. „Dekaden“. Und vollends zur komischen Nummer wird es, wenn man liest, daß bei der Weihe einer Kirche der „Weihbischof“ durch die Kirche wandelt und an zwölf Stellen Kreuze an die Wand malt. Hier wird aus einer Würdebezeichnung (Weihbischof: zum Bischof geweihter Priester ohne Diözese; daher auch „Titularbischof“ genannt, im übrigen auch heute in den Bistümern eine übliche Position von Angehörigen der Domkapitel, welche den Diözesanbischof in seinen episkopalen Funktionen vertreten) eine Funktionsbezeichnung, und die Malerarbeit hat vorher ein zünftiger Maler verrichtet – der Weihende Bischof segnet an diesen Stellen (Sinnbild für die zwölf Apostel als „Pfeiler“ der Kirche) den Bau und besprengt sie mit Weihwasser. – Abgesehen von diesen Anmerkungen sind die fünf Bände der Publikation ein guter und nützlicher Beitrag zur Erschließung von Architektur und Geschichte der „wendischen Städte“ im Bereich des für die Wirtschaft immer wichtiger werdenden Kulturtourismus und bieten zahlreiche Ansätze für den angepeilten „interessierten Laien“ zur weiteren Beschäftigung mit der „gebrannten Größe“.

Besprechungen und Hinweise

Allgemeines. Hanse

Hansjörg Küster, Die Ostsee. Eine Natur- und Kulturgeschichte. München: Verlag C.H. Beck 2002, 357 S., 7 Karten, 100 Abb. – Kompendien haben immer wieder Konjunktur. Wer greift nicht gerne zu einer Gesamtdarstellung, anstatt sich durch die unüberschaubare Vielzahl von Spezialuntersuchungen zu arbeiten. Im vorliegenden Fall verheißt das Buch von K. Abhilfe bei dem Thema Ostsee, das für die Geschichte und Gegenwart Lübecks von nicht zu überschätzender Bedeutung war und ist und das dem Leser durch seine physische Nähe ganz besonders berührt. Um es aber gleich vorweg zu nehmen: Der Versuch ist gänzlich mißlungen. – Die Darstellung gliedert sich in einen Teil zur geologischen und geographischen Genese und Struktur der Ostsee (13-122) sowie einen Teil zur Besiedlung und geschichtlichen Entwicklung der Länder an der Ostsee (123-301). Gegen den ersten Teil sind dabei hinsichtlich der inhaltlichen Aussagen keine gravierenden Einwände zu erheben, wenn einmal davon abgesehen wird, daß K. sich intensiv mit der Entstehung der schwedischen und finnischen Küste und Landschaft beschäftigt, die südliche Küste der Ostsee dagegen mit wenigen banalen Zeilen abgetan wird. Viele Leser werden sicherlich wie der Rez. eine ausführlichere Darstellung zu den eiszeitlichen Verhältnissen in Norddeutschland und den hier noch anzutreffenden Landschaftsformen schmerzlich vermissen. Wenn der Verfasser diesem Mangel abgeholfen und dann seine Ausführungen beendet hätte, so wäre vielleicht ein lesenswertes Buch entstanden. Jedoch meint K., ein Geobotaniker aus Hannover, sich anschließend als Historiker betätigen zu müssen; die dabei entstehende Anhäufung von Fehlern, Halbwahrheiten, sachlichen Verdrehungen und Platitüden auf jeder Seite ist nicht mehr zu überbieten. Einige Beispiele, die sich nahezu beliebig vermehren lassen, mögen dies illustrieren. So ist K. ein Unterschied zwischen Kogge und Kraweel nicht bekannt (180); K. meint, zum „letzten Mal trafen sich die hansischen Kaufleute im 17. Jahrhundert“ (208) [zur Erläuterung: gemeint ist der letzte Hansetag von 1669]; seiner Ansicht nach besaß Finnland zwischen 1808 und 1917, während es zu Rußland gehörte, „einen hohen Grad an Souveränität“ (245) [gemeint ist: einen hohen Grad an Autonomie, souverän wurde es erst 1917]; ebenso meint K., „große Teile des Nordens von Schweden und Finnland“ seien bis zur Mitte des 19. Jhs „weitgehend unbekannt und unerschlossen“ gewesen (252) [unbekannt für wen? Für die dort lebenden Schweden, Finnen und Samen ganz bestimmt nicht]. Gänzlich unbekümmert geht K. mit dem Begriff „staatliche Herrschaft“/ „Staat“ um (136, 148, 168, 173, 184, 188 f., 193, 210, 290), den er ebenso skrupellos wie falsch auf antike und mittelalterliche Gemeinwesen überträgt. Bisweilen regelrecht erheiternd sind dagegen die allgegenwärtigen Banalitäten: „Die Besatzungen der Schiffe waren oft tage- oder gar wochenlang unterwegs. Als Verpflegung mag ihnen trockenes Brot gedient haben, das vielleicht ähnlich wie Knäckebröt aussah“ (180); „In den ländlichen Siedlungen [...] lebten und arbeiteten die Bauern“ (227). Interessieren würde es den Rez. auch einmal, von welcher Stelle der Ostsee aus man die „charakteristischen Turmhauben der Kirchen von Lübeck [und] Rostock“ (239) sehen kann. Auf den letzten Seiten verfällt K. schließlich noch in eine romantisierende Heimattümelei mit dem Zeitgeist Tribut zollenden ökologischen Einschlag, wenn ihm die „Heimatliebe“ wichtiger ist „als die Herstellung gleicher Lebens-

bedingungen“ in den Ostseeanrainerstaaten (304 f.) [ein Kommentar erübrigt sich]. – Wenn auf der Innenseite des Schutzumschlages damit geworben wird, es handle sich bei dem Buch von K. um eine „beeindruckende Gesamtdarstellung“, so möchte der Rez. dem Verlag dringend ans Herz legen, eingereichte Skripte künftig von einem Lektor lesen zu lassen, damit solch unerfreuliche Arbeiten, die auch dem Ansehen des Verlages nur schaden können, vermieden werden. Hundt

Günther Schulz (Hrsg.), *Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte 2000 und 2001 (Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit 25)*, München: Harald Boldt Verlag im R. Oldenbourg Verlag 2002, 451 S. – In den letzten zwei Jahrzehnten hat die Elitenforschung eine rasante Entwicklung durchlaufen. Stand zunächst noch primär der Adel im Mittelpunkt des Interesses, so sind es heute die sogenannten „Funktionseliten“, also Juristen, Theologen, Ärzte, Verwaltungsfachleute und allgemein Inhaber von Ämtern, die die besondere Aufmerksamkeit der Historiker auf sich ziehen. Diesem Trend folgend wurden an verschiedenen Lehrstühlen und Instituten seit Anfang der 1990er Jahre Forschungsprojekte ins Leben gerufen, die somit neben altbewährte Einrichtungen traten, wie dies die Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte sind, die seit 1963 jährlich Fachleute aus verschiedenen Disziplinen zu Vorträgen und Gesprächen zusammenführen und deren Ergebnisse in einer inzwischen auf 25 Bände angewachsenen Publikationsreihe veröffentlicht werden. In den Jahren 2000 und 2001 wurde nun eine Art Bestandsaufnahme der neueren Forschungsergebnisse vorgenommen und der Versuch unternommen, allgemeiner gefaßte Tendenzen herauszuarbeiten. Das Ergebnis ist ein beeindruckender Sammelband mit 19 Beiträgen, die es alle verdient hätten, ausführlich besprochen zu werden, was jedoch den Rahmen der gegebenen Möglichkeiten sprengen würde. Nach einer allgemeinen Einführung in die Thematik durch den Hrsg. (6-16) gliedern sich die folgenden Aufsätze in vier sozio-ökonomisch und politisch-rechtlich definierte Untersuchungsfelder. An erster Stelle steht dabei der Komplex der städtischen und kaufmännischen Eliten. In ihrer synergetischen Analyse betrachtet *Margret Wensky* allgemein städtische Führungsschichten im Spätmittelalter und thematisiert die Probleme der ständischen Schichtung und die Möglichkeiten sozialer Mobilität (17-27). Es folgen sechs Detailforschungen zu den Verhältnissen in einzelnen Städten, wobei es sich in fünf Fällen um freie Reichsstädte handelt. *Wolfgang Herborn* beleuchtet dabei die im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit zu beobachtende zunehmende Professionalisierung der politischen Elite in Köln (29-47), *Peter Fleischmann* die Probleme von erforderlicher Professionalisierung und gleichzeitigigem Versuch sozialer Abgrenzung der ratsfähigen Geschlechter in Nürnberg (49-71), *Mark Häberlein* den sozialen Wandel in den Führungsschichten Augsburgs im 16. und 17. Jh. (73-96) und *Andreas Hansert* die Rang- und Standeskonflikte zwischen Patriziern und Gelehrten in Frankfurt während des 17. und 18. Jh.s (113-148). *Anja Victorine Hartmann* wirft dagegen einen Blick nach Genf, wo sie die Chancen und Grenzen des sozialen Aufstiegs von Einwanderern vom 16. bis zum späten 18. Jh. untersucht (149-170). Die Verhältnisse in Lübeck um 1500 werden schließlich von *Antjekathrin Graßmann* dargelegt (97-111), wobei sie beispielhaft die Lebensläufe des Ratsherrn und Bürgermeisters Hinrich Castorp und des Ratsherrn Hermann Meßmann sowie die Familie Greverade heranzieht; dabei verweist sie auch auf die besonders günstige Quellenlage

in Lübeck, wo nach der Rückkehr der kriegsbedingt ausgelagerten Archivalien seit gut zehn Jahren zahlreiche neue Quellengattungen der Aufarbeitung harren und auch für prosopographische Forschungen reichen Ertrag verheißen. Für einen sozialen Aufstieg in der Hansestadt war, so ihr Ergebnis, wirtschaftlicher Erfolg unabdingbare Voraussetzung, ebenso aber auch die Ausbildung sozialer und ökonomischer Netzwerke, wie die Einheirat in alte ratsfähige Familien und die Mitgliedschaft in einer der vornehmen Bruderschaften. Waren diese Bedingungen erfüllt, so war ein Aufstieg in den Rat innerhalb weniger Jahre möglich. Erst seit der Mitte des 16. Jh.s entwickelte sich dagegen ein Patriziat, das eine mehr in sich geschlossene ständische Gesellschaft bildete, in die Zuziehende nur schwer eindringen konnten. Hier liegen Parallelen z.B. zu der Stadt Genf (Beitrag Hartmann), in der Einwanderer im 16. und 17. Jh. erst eine Art „Wartezeit“ von unter Umständen mehreren Generationen absolvieren mußten, ehe sie ratsfähig wurden. Dies korrespondiert wiederum mit den Ergebnissen der überregionalen Studie – unter Einbeziehung auch von Lübeck – von *Gerhard Fouquet* zu den Chancen des Aufstiegs in den sogenannten „Stadt-Adel“ im späten Mittelalter (171-192), bei dem ebenfalls die Fähigkeit des „Wartens“ über mehrere Generationen erforderlich war. Mit den Erfordernissen der Professionalisierung und den Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs oberdeutscher Kaufleute und Faktoren beschäftigt sich schließlich noch *Markus A. Denzel* (413-442) und kann als Ergebnis ganz ähnliche Anforderungen an die Aufsteigenden feststellen wie *Graßmann*. – Als zweiter Komplex mit fünf Einzelbeiträgen folgen die Verhältnisse in den Territorien des Alten Reiches, wobei sich *Peter-Michael Hahn* mit dem niederen Adel in der Frühen Neuzeit und den Möglichkeiten seines sozialen Aufstiegs beschäftigt (193-219), *Christine Reinle* am Beispiel Bayerns die spätmittelalterliche Landesverwaltung als Karrieresprungbrett für den niederen Adel und das Bürgertum herausarbeitet, *Christian Hesse* die zunehmende Bedeutung des Universitätsbesuchs beim beruflichen und sozialen Aufstieg in den Territorialverwaltungen nachweist (243-268), *Stefan Brakensiek* am Beispiel Hessen-Kassel die Möglichkeiten prosopographischer, sozial- und kulturgeschichtlicher Studien für die Erforschung von Funktionsebenen, in seinem Fall der von Juristen in frühneuzeitlichen Territorien, herausstellt (269-289) und schließlich *Heinz Noflatscher* die Funktionsebenen an Habsburger Höfen um 1500 untersucht (291-314) und dabei eine Dominanz des niederen Adels und des Bürgertums nachweisen kann. – Im dritten Oberbereich werden in zwei Beiträgen die Möglichkeiten sozialen Aufstiegs und die Stellung der Funktionsebenen im Kirchenwesen vor der Reformation behandelt, wobei sich *Dieter Scheler* mit der Patronage und dem Aufstieg im Niederkirchenwesen (315-336), in dem es für die einfachen Pfarrer kaum Möglichkeiten eines weiteren Aufstiegs gab, und *Rudolf Holbach* mit dem sozialen Aufstieg in der Hochkirche beschäftigt. – Abschließend werden in einem vierten Komplex Funktionsebenen und ihr sozialer Aufstieg im Militärwesen und in der Montanverwaltung behandelt. *Matthias Rogg* kann in seinem Aufsatz zur Entstehung, Aufgabe und Bedeutung der militärischen Funktionsebenen im 16. Jh. den Einfluß der sich verändernden Kriegsführung auf die soziale Stellung und Mobilität von Soldaten und Offizieren nachweisen (357-385), während *Angeleika Westermann* die Bedeutung der Fachkompetenz für den sozialen Aufstieg in der vorderösterreichischen Montanverwaltung herausarbeitet (387-412). – Deutlich wird nach der Lektüre des Bandes wieder einmal, wie unterschiedlich die sozialen Strukturen in den einzelnen Reichsstädten und Territorien im Spätmittelalter und der Frühen

Neuzeit waren, daneben aber auch, daß es vielfältige Möglichkeiten sozialen Aufstiegs gab, besonders im Rahmen der sogenannten Funktionseliten, die durch die Aneignung von Fachkompetenz in den unterschiedlichsten Bereichen für den Verwaltungsausbau der sich verstaatenden Territorialverwaltung unabdingbar erforderlich waren. In den Handelsstädten dagegen eröffnete vor allem ökonomischer Erfolg, der auch durch neue Handels- und Buchführungstechniken ermöglicht wurde, den Weg zum sozialen Aufstieg. Hundt

Jason Lavery, Germany's Northern Challenge. The Holy Roman Empire and the Scandinavian Struggle for the Baltic, 1563-1576, Boston und Leiden: Brill Academic Publishers 2002, 164 S. – In der Geschichte Lübecks ragt der Nordische Siebenjährige Krieg 1563 bis 1570 insofern heraus, als daß hier die Stadt letztmalig als offensiver Akteur und ebenbürtige maritime Macht an einem Krieg teilnahm, und dies in Umkehrung alter Allianzen an der Seite Dänemarks und Polens gegen Schweden; zudem befand sich Lübeck mit seiner Parteinahme innerhalb der Hanse isoliert. Die Historiographie hat sich dieses Konfliktes bereits aus der Perspektive Lübecks, der Hanse sowie der dänisch-schwedischen Beziehungen her angenommen. Die vorliegende Untersuchung, hervorgegangen aus einer Dissertation an der Universität Yale, nähert sich dem Thema dagegen aus der Perspektive des Reiches. Im Mittelpunkt stehen insofern nicht der Krieg oder die Interessenlage der kriegführenden Mächte, sondern die Implikationen des Krieges für das Reich sowie die Versuche zur Friedensvermittlung durch das Reich und seine Glieder, vornehmlich durch Kaiser Maximilian II. Kaiser und Reichsstände waren dabei bemüht, die durch den Augsburger Religionsfrieden von 1555 erreichte Stabilität innerhalb des Reiches gegen äußere Einwirkungen – im vorliegenden Fall gegen den Versuch Schwedens, den Krieg in das Reich zu tragen – zu schützen. Als Instrument dieser Politik dienten ihnen diverse Friedensinitiativen, die zu den beiden gescheiterten Konferenzen in Rostock der Jahre 1563 und 1563/64 (Kap. 1 u. 2) sowie 1566 zur Konferenz in Stralsund (Kap. 5) und darüber hinaus letztlich zum Friedensvertrag von Stettin führten (Kap. 6). Dagegen waren die Versuche Dänemarks und Lübecks, das Reich – zumindest über den Weg eines Handelsembargos – mit in den Krieg hineinzuziehen (Kap. 3), erfolglos. Symptomatisch für den Niedergang der Hanse waren deren Vermittlungsversuche seit 1566, die nicht nur ohne, sondern gegen das Haupt der Hanse unternommen werden mußten (Kap. 4) und die praktisch wirkungslos blieben. Dieses Versagen offenbarte, so L., den Verlust der einstmaligen eingenommenen dominierenden Stellung der Hanse in Skandinavien. Statt dessen waren die Städte nun darauf angewiesen, daß der Kaiser die Initiative ergriff oder die Kombattanten von sich aus den ersten Schritt Richtung Frieden unternehmen würden. Darüber hinaus vermag L. mit seiner Darstellung zu verdeutlichen, wie eng die politischen Querverbindungen zwischen dem Nordischen Siebenjährigen Krieg auf der einen und dem beginnenden Unabhängigkeitskampf der Niederlande, den Religionskriegen in Frankreich, den Türkenkriegen des Kaisers sowie den Auseinandersetzungen innerhalb des Reiches (den „Grumbachschen Händel“ und den Bemühungen von Herzog Johann Friedrich II. von Sachsen zur Wiedererlangung der Kurwürde) waren. Die sich daraus ergebenden wechselseitigen Verflechtungen bei den Entscheidungen der politischen Akteure auf Reichsebene vermag L. überzeugend zu belegen, was nicht zuletzt durch die beeindruckend breite Quellenbasis der Arbeit möglich wurde, die ungedrucktes Quellenmateri-

al aus den Archiven in Bamberg, Berlin, Danzig, Dresden, Greifswald, Köln, Kopenhagen, Lübeck, Marburg, München, Rostock, Schwerin, Stettin, Stockholm, Stralsund, Wien und Wolfenbüttel berücksichtigt. Insofern bestätigt sich hier erneut die in jüngster Zeit wiederholt gemachte Erkenntnis, daß umfangreiche Quellenforschungen – gerade auch in den Archiven der kleineren Reichsstände – wichtige Erkenntnisse zum Funktionieren des Reiches und seiner Institutionen liefern können. Hundt

Die Stadt im europäischen Nordosten. Kulturbeziehungen von der Ausbreitung des Lübisches Rechts bis zur Aufklärung, hrsg. von Robert Schweitzer und Waltraud Bastman-Bühner unter Mitarbeit von Jörg Hackmann (Veröffentlichungen der Aue-Stiftung 12), Helsinki und Lübeck: Aue-Stiftung und Schmidt-Römhild 2001, 575 S. – Der stattliche Sammelband geht zurück auf ein Symposium vom September 1998 in der estnischen Hauptstadt Reval (Tallinn). Anlaß war der 750. Jahrestag der ersten Erwähnung des Lübisches Rechts für Reval, ein Ereignis, das auch den Hintergrund des Tagungsbandes von Wolfgang Drechsler über die selbstverwaltete Gemeinde bildete (ZVLGA 80 (2000), 416). Im Gegensatz zu der eher applikativen Jubiläums-Rechtsgeschichte im Drechsler-Band verfolgen die hier anzuzeigenden Beiträge ein genuin historisches Interesse. Die in Helsinki ansässige Aue-Stiftung zur Förderung deutscher Kultur hatte zur zweiten internationalen Tagung zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten eingeladen. In zwei Sektionen näherten sich die Referenten einerseits den Großbereichen Geschichte und Kulturgeschichte, andererseits der Kunstgeschichte. Im Tagungsband sind die überwiegend kurzen und gut lesbaren Beiträge zu einer sehr informativen Gesamtschau versammelt. Das eher mittlere Niveau der Aufsätze und zahlreiche Abbildungen machen die Lektüre des umfangreichen Werkes zu einer kurzweiligen Angelegenheit. Der Beginn ist freilich etwas zäh und nur aus dokumentarischen Gründen zu rechtfertigen. Die Grußworte der Gastgeber, Organisatoren und auch der Botschafter hätte man nicht publizieren müssen. Die hochkarätige Einrahmung der Tagung belegt jedoch, wie nicht nur Historiker, sondern auch städtische und staatliche Stellen um die Wiederbelebung des Wirtschafts- und Kulturraumes Ostsee bemüht sind. Insofern sind die Festveranstaltungen zum Lübisches Recht in Reval ein wichtiges Zeichen für die Annäherungen innerhalb des alten Hansegebiets seit dem Zusammenbruch des Ostblocks. *Jüri Kivimäe* weist in seinem Einleitungsreferat darauf hin, daß das 1998 gefeierte Jubiläum nicht unbedingt der Verleihung des Lübisches Rechts an Reval gilt. Möglicherweise ist nämlich die bekannte Urkunde des dänischen Königs Erik IV. Plovpenning vom 15. Mai 1248 auch so zu verstehen, daß bereits sein Vorgänger Waldemar II. die Revaler Bürger mit dem Lübisches Recht privilegiert hatte. In diesem Fall wäre die kulturelle und rechtliche Verbindung zwischen Lübeck und Reval noch älter, als bisher angenommen. – Die historische Sektion beginnt mit drei rechtsgeschichtlichen Beiträgen. *Friedrich Ebel* und *Renate Schelling* geben einen Überblick über die Bedeutung des deutschen Stadtrechts im Norden und Osten Europas und arbeiten hierbei vor allem die Unterschiede zwischen Lübisches und magdeburgischem Recht heraus, während sich *Norbert Angermann* dem in Riga rezipierten Hamburger Recht zuwendet. Die Appellationen von Reval nach Lübeck analysiert *Ulrich Simon* durch gründliche Auswertung der im Lübecker Archiv nachweisbaren 144 Appellationen aus dem Zeitraum von 1421-1610. Ein Zufallsfund verdient besondere Erwähnung: Anscheinend hielten sowohl das Revaler Stadtgericht als auch der Lübecker Oberhof im Jahre 1425 einen in

einem Wirtshaus beim gemeinsamen Zechen geschlossenen Ausbildungsvertrag zum Alchimisten für rechtswirksam (S. 54). Derartige Zeugnisse sind wichtig für die Frage nach der Anerkennung formfreier Verträge in der einheimischen Rechtstradition. Einen ungewohnten Blick auf die Revaler Rechtsgeschichte gibt *Otto-Heinrich Elias* mit seinen Ausführungen zum russischen Projekt einer modernen Stadtordnung, die 1785 eingeführt, aber 1796 wieder abgeschafft wurde, so daß das lübische Recht noch ins 19. Jahrhundert ausstrahlte. Der rote Faden des Tagungsbandes soll nach dem Willen der Herausgeber die multilateralen Kommunikationsnetze im Ostseeraum zeigen, mit denen man den Kulturaustausch besser erfassen könne als mit der Konstruktion einseitiger Einflußstränge. Freilich zeigen mehrere Beiträge, daß die nordischen und baltischen Gebiete vor allem den deutschen und anderen europäischen Kulturvorsprung rezipierten, während sich Deutschland für den europäischen Nordosten kaum erwärmen konnte. So zeigt *Mika Kallioinen* den deutschen Einfluß im mittelalterlichen Finnland. *Christi-an Krötzl* beschäftigt sich mit Pilgern und Studenten, die die mitteleuropäische Kultur in Skandinavien und im Baltikum bekannt machten. Auch die Untersuchung von *Liivi Aarma* über den Revaler Prediger Georg Müller, der im frühen 17. Jahrhundert einer der ersten Schriftsteller in estnischer Sprache wurde, zeigt, daß dieser seine Schulbildung in Lübeck erhalten hatte. Und der estnische Buchdruck erfolgte in der gesamten Neuzeit auf kleiner Flamme und zumeist in deutscher Sprache, wie *Tiiu Reimo* zeigt. Die Kenntnisse des Baltikums in Deutschland waren demgegenüber beschränkt. Selbst Werke aus dem 18. Jahrhundert sprachen noch vom wilden Livland und unterstellten den Eingeborenen teilweise abscheuliche Verhaltensweisen, wie *Armin von Ungern-Sternberg* durch Auswertung der zeitgenössischen Literatur herausarbeitet. Einen faszinierenden Einblick in die Livlandkenntnisse des späten 16. Jahrhunderts bietet die zeitgenössische Chronik Johann Renners über „Livländische Geschichte“. *Juhan Kreem* zeigt ganz spannend, wie die Federzeichnungen Renners auf bekannte Vorlagen zurückgriffen, diese aber in wichtigen Einzelpunkten variierten. Bücher stehen auch im Mittelpunkt der Beiträge von *Tapio Salminen* und *Boris Volodin*. Während *Salminen* aus mittelalterlichen Schriftquellen Rückschlüsse auf den Literarisierungsgrad in Reval und die Persönlichkeiten der Schreiber zieht, widmet sich *Volodin* der Bibliotheksgeschichte von Stadtbibliotheken bis zur kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg. Einen Ausblick auf Schweden unternimmt *Göran Dahlbäck*, der auf den Umstand hinweist, daß in Schweden im Gegensatz zu Deutschland sämtliche Städte dasselbe Stadtrecht hatten. Die übrigen Beiträge dieser Sektion behandeln das Dominikanerkloster von Reval (*Tiina Kala*), Fastnachtsbräuche in Riga (*Anu Mänd*), Juden in lettischen Städten (*Iveta Leitane*) sowie den Totentanz von St. Marien in Lübeck und St. Nikolai in Reval (*Hartmut Freytag*). In ihren zusammenfassenden Bemerkungen zur Sektion fragt *Marjatta Hieta-la* nach Stadtfreiheit und Kulturaustausch als Konstanten der mittelalterlichen Städte. Kulturellen Austausch macht sie unter anderem an Jahrmärkten und – wie *Krötzl* – am Auslandsstudium skandinavischer Studenten fest. – Die kunstgeschichtliche Sektion des Bandes eröffnet *Jan von Bonsdorff* mit einer Betrachtung des Kunstwerks als historischer Quelle. Leider ist dieser Beitrag mit seiner gekünstelt anspruchsvollen und abstrakten, dazu von unverständlichen Grafiken flankierten Darstellung in dem ansonsten handfesten Sammelband etwas fehl am Platz. Wenn es dem Autor darum gehen sollte, auf den Zusammenhang zwischen Quelle und Kontext hinzuweisen und auf die Zeitgebundenheit des Kontextes aufmerksam zu machen, sagt er dem Leser jedenfalls nichts

Neues. Gegenüber dem theoretisch überladenen Eingangsaufsatz vermögen die eher handwerklichen Detailstudien mehr zu überzeugen. So entdeckt *Helena Edgren* interessante Zusammenhänge zwischen der Marienikonographie im Ostseeraum und der Verbreitung des Zisterzienserordens. *Kerstin Petermann* vertieft ihre in dieser Zeitschrift bereits gewürdigten Ergebnisse ihrer Dissertation (ZVLGA 81 (2001), 420) und läßt die Werkstatt des berühmten Bernt Notke vor dem Auge des Lesers neu entstehen. Ihrer Ansicht nach war Notke lediglich Faß- und Tafelmaler, nicht jedoch Bildschnitzer. Auch *Jan Svanberg* wendet sich Notke zu, indem er den schwedischen Altarschrein von Rytterne durch ein Vergleich mit dem 1942 verbrannten Gregorsaltar in St. Marien zu Lübeck ebenfalls Notke zuschreibt. *Helena Risthein* beschäftigt sich ebenfalls mit spätmittelalterlicher Altarkunst mit einem Schwerpunkt auf Estland. *Kaur Altoa* untersucht diejenigen livländischen Kirchen, die nach dem Vorbild von Lübecks St. Marienkirche Chorungänge besaßen, und *Markus Hiekkänen* beschreibt die steinernen mittelalterlichen finnischen Stadtkirchen. Diese Beiträge zeigen unbeabsichtigt, aber in ihrer Zusammenschau umso eindrucksvoller, welche zentrale kulturelle Bedeutung im Mittelalter kirchliche Traditionen besaßen. Diesen Eindruck belegt auch der Aufsatz von *Jyrki Knuutila* über den Kult des heiligen Olafs in Finnland, der allerdings mit seinen zahlreichen Quantifizierungen etwas hölzern geraten ist. Sehr überzeugend ist demgegenüber der Beitrag von *Anja Rasche* gelungen. Die Autorin vergleicht das Lübecker Lukasretabel in St. Annen sowie den Hochaltar der Nikolaikirche in Reval, die beide von Hermen Rode geschaffen wurden. Im Gegensatz zu den meisten anderen Aufsätzen dieser Sektion gelingt es ihr, die engere Kunstgeschichte mit der Ortsgeschichte zu verbinden, so etwa, wenn sie die besondere Verehrung des heiligen Viktor von Marseille in Reval herausarbeitet (S. 512). Auf Lübecker Maler und Porträtisten in Reval im 17. Jahrhundert geht *Pia Ehasalu* ein. In dieser Zeit, als die Lübecker Kunst längst nicht mehr den Rang wie zur Zeit Notkes, Rodes oder Henning von der Heides besaß, wirkten mehrere Lübecker Künstler in Reval, doch sind die meisten ihrer Werke verlorengegangen. *Elita Grosmane* ist in ihrem Beitrag über die hochmittelalterliche Plastik im Hanseraum dagegen darum bemüht, das hohe Maß an Eigenständigkeit herauszustellen, das sich neben dem lübischen Einfluß im Baltikum ebenfalls feststellen läßt. – Die Gesamtwürdigung des Sammelbandes fällt leicht. Es handelt sich um eine gelungene Sammlung zumeist einfach verständlicher und angenehm kurzer Beiträge zur nordosteuropäischen Stadtgeschichte. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse präsentieren nur einige der Aufsätze, dafür steht der interdisziplinäre und zwischenstaatliche Informationsaustausch im Mittelpunkt. Wenn die Herausgeber von der erfolgreichen Reihe der Symposien zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten sprechen, mag das angesichts der insgesamt erst zwei Tagungen etwas vollmundig klingen. Der erfreuliche Tagungsband ist jedoch ein ebenso gutes Zeichen für eine gelungene länderübergreifende Kooperation wie die hohe Zahl jüngerer Autoren. Um die Forschungen zur Geschichte des Ostseeraumes ist es nicht schlecht bestellt.

Frankfurt/Bern

Oestmann

Rolf Hammel-Kiesow (Hg.), *Vergleichende Ansätze in der hansischen Geschichtsforschung* (Hansische Studien XIII). – Trier: Porta Alba Verlag 2002, VII, 377 S., graph. Darst. – Der Band enthält 22 Vorträge, die schon vor zehn Jahren anlässlich einer im Oktober 1993 veranstalteten und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft

geförderten Tagung in Lübeck gehalten worden waren. Auf der Tagung sollte über den Stand und die Aufgaben der vergleichenden hansischen Geschichtsforschung in den Bereichen Wirtschafts-, Sozial- und Verfassungsgeschichte referiert und diskutiert werden. Die Autoren erhielten 1999/2000 die Gelegenheit, ihre Beiträge zu überarbeiten und zu aktualisieren. Dennoch wirken manche Aufsätze „angestaut“ – Gott sei Dank haben manche Autoren ihre Ergebnisse nicht so lange unter Verschuß gehalten und Ähnliches schon zuvor an anderem Ort veröffentlicht. Bei einigen Aufsätzen jedoch, z.B. dem lesenswerten Arbeitsbericht von *Ulrich Simon* über seine Regesten- und Verzeichnissarbeit zum „Lübecker Niederstadtbuch als Quelle für die hansische Geschichte“ (287–294), kann man nur bedauern, daß ein breiteres Publikum nicht früher von ihnen erfuhr. S. hat den zweiten Band des Niederstadtbuchs aus der Zeit von 1363–1399 bearbeitet, und er gibt Beispiele, welcher Art Daten darin für Sozial- und Wirtschaftshistoriker enthalten sind. – *Rolf Hammel-Kiesow* berichtet in seiner Einleitung „Vergleichende Ansätze in der hansischen Geschichtsforschung. Einführung zu den Hansischen Studien XIII“ (1–32), ausführlich von den Tagungsbeiträgen, auch von denen, die nicht im Band aufgenommen sind, weil sie bereits anderenorts veröffentlicht wurden. Darüber hinaus rundet H.-K. seine Einführung durch einen umfassenden und sehr informativen Forschungsüberblick bis heute ab. *Volker Henn*, Kommunikative Beziehungen und binnenhansisches Raumgefüge (34–42), plädiert dafür, sich von den nationalstaatlichen Vorstellungen der Forschung des 19. und beginnenden 20. Jh.s zu lösen. Die Geschichte der Hanse sei nur verstehbar, wenn die regionalen Bindungen der Städte und die für die Willensbildung der Gesamtheit wichtigen Voraussetzungen auf regionaler Ebene mit ihrer besonderen wirtschaftlichen Interessenlage erfaßt und beschrieben würden. *Friedrich Bernward Fahlbusch*, Kaufleute und Politiker. Bemerkungen zur hansischen Führungsgruppe (43–51), arbeitet die die hansischen Führungsgruppe umschreibenden Kriterien heraus: die Mitglieder der Führungsgruppe entstammen ratsfähigen Familien, sitzen selbst im Rat, vertreten ihre Heimatstadt in der Außenpolitik, agieren auf regionaler und überregionaler Ebene, verfügen über ein großes Netzwerk, neigen zum Konnubium mit dem Kleinadel. Sie leben von Fernhandel, Renten und Großgrundbesitz. Ein Vergleich mit den süddeutschen Führungsgruppen sei daher naheliegend und wünschenswert. *Peter Moraw*, Hansestädte, König und Reich im späteren Mittelalter (53–76), distanziert sich gleichfalls von der Hanseforschung des 19. und frühen 20. Jh.s, die von der Idee des Nationalstaates ausgehend das Verhältnis zwischen Kaiser, Reich und Hanse zu klären suchte und von der Vorstellung vom Fall und Zerfall des Reiches aus den Erfolg resp. Niedergang der Hanse zu beschreiben suchte. M. nähert sich seinem Thema verfassungstechnisch, indem er die verfassungsrechtlichen Merkmale herausstellt, die im späten Mittelalter die Staatlichkeit des Reiches ausmachten. In der Gemengelage zweier sich bildender Deutschlands – ein erbländisches Deutschland um den Kaiserhof und eins um den Reichstag – beschreibt M. die gegenseitige Wahrnehmung der Parteien König, Reich und Hanse und den Platz, den die hansischen Politiker darin für die Hanse, die städtischen und ihre eigenen Interessen zu behaupten suchten. *Thomas Behrmann*, Verhaltensformen zwischen Herrschern und Hansestädten. Beobachtungen zu den anglo-hansischen und dänisch-hansischen Beziehungen (77–96), stellt fest, daß Anredestil, Verhandlungsorte und Umgangsformen allein für sich genommen nichts aussagen können, aber im Kontext der Politik doch aussagekräftig sind. In England erfahren die hansischen Kaufleute im

Laufe des 15. Jh.s eine Aufwertung ihres Status, in Dänemark dagegen eine Abwertung. Ein gemeinsames Mahl mit dem dänischen König vor Verhandlungsbeginn war im 15. Jh. nicht mehr denkbar. *Dietrich W. Poeck*, *Hansische Ratssendeboten* (97–142), untersucht für die Zeit von Mitte des 14. bis Mitte des 15. Jh.s u.a. das Heiratsverhalten der Ratssendeboten und stellt fest, daß diese Gruppe untereinander verwandtschaftlich verbunden war und zwar nicht nur innerhalb einer Stadt, sondern auch überregional. Einige Familien haben über viele Generationen Ratssendeboten gestellt und die städtische Außenpolitik auf den Hansetagen mitgestaltet und mitbestimmt. In Lübeck wurde im Lauf der 2. Hälfte des 14. Jh.s das Amt des Ratssendeboten zur Voraussetzung für die Übernahme eines Bürgermeisteramts. Andere Städte folgten darin im Lauf des 15. Jh.s Die Ratssendeboten vertraten natürlich nicht nur das Gemeinwohl der Stadt am Verhandlungstisch, sondern auch ihre ganz persönlichen fernhändlerischen Interessen. Die Gleichsetzung von Eigeninteresse und Gemeinwohl sei im 15. Jh. auch in den Seestädten von der innerstädtischen Opposition in Frage gestellt worden und habe zum Aufbau klarerer institutioneller Formen geführt. *Michael North*, *Die Hanse und das europäische Zahlungssystem: Kreditpraktiken im internationalen Vergleich* (145–151), stellt fest, daß im Hanseraum der Inhaberschuldschein aus verschiedenen Gründen dem Wechsel vorgezogen worden war. Zum einen weil die Kosten für die Einlösung der Wechsel bis zu 25 % der Überweisungssumme erreichen konnten, zum anderen weil das Handelsvolumen des hansischen Kaufmanns in Vergleich zum oberdeutschen oder englischen Kaufmann vergleichsweise gering war und die kleinen überschaubaren, langlebigen Handelsgesellschaften im hansischen Raum den Gebrauch des Wechsels überflüssig machten. Für die hansischen Kaufleute wirkte sich dieses Verhalten erst dann nachteilig aus, als der Handel den Einsatz größeren Kapitals erforderte. Die englischen und oberdeutschen Kaufleute hatten mittels des Wechsels die Möglichkeit, ihre Kapitalressourcen intensiv auszunutzen, und die Holländer, die ebenso auf den Wechsel verzichteten wie die Hansen, schufen sich durch ihre Dumpingfrachtraten einen wirtschaftlichen Vorteil. Vermutlich sei auch in wirtschaftlichen Krisen- und in Nachkrisenzeiten der Gebrauch des Wechsels von Vorteil gewesen. Denn knapp zirkulierendes Geld verzögerte die Belegung der Konjunktur. *Peter Spufford*, *The Relative Scale of Medieval Hanseatic Trade* (153–161), fehlen geeignete Zahlen für einen fundierten Vergleich der Handelsumsätze Lübecks mit den italienischen Seerepubliken Genua und Venedig oder den oberdeutschen Reichsstädten. Er vermutet, daß in der 2. Hälfte des 14. Jh.s die Seehandelsumsätze Genuas und Venedigs 5–10 Mal so hoch waren wie in Lübeck, dagegen sei vermutlich der Umsatz in Antwerpen im 16. Jh. höher als der venetianische gewesen. *Göran Dahlbäck*, *Eisen und Kupfer, Butter und Lachs. Schwedische Produkte im hansischen Handel* (163–173), versucht für die Jahre 1368 und 1492/94 anhand der Lübecker Pfundzollbücher und der Danziger Pfahlbücher die Bedeutung der schwedischen Ausfuhrprodukte im Handel der beiden Städte zu eruieren. In der Ausfuhr nach Lübeck dominierten neben Butter Erze, die im Handel Danzigs wiederum keine Rolle spielten. Seinen Kupferbedarf stellte Danzig durch Einfuhren aus den slowakischen Bergbaugebieten. Ich zweifle jedoch sehr daran, daß man mit dem mageren Zahlenmaterial, das D. zur Verfügung stand, einen Strukturwechsel in der Produktausfuhr über ein Jh. feststellen kann. Die Ausfuhr des Produktionsüberschusses ist an viele Faktoren gekoppelt und kann – wie wir wissen – von Jahr zu Jahr erheblichen Schwankungen unterworfen sein. *Thomas Riis*,

Fisch und Fischfang in der hansischen Wirtschaft (175–182), beschreibt die Fischfangzonen im Hochmittelalter und die verschiedenen Konservierungsarten für Fisch (Stock-, Klippfisch), die sich in den verschiedenen Fangzonen herausbildeten. *Simonne Abraham-Thisse*, Der Tuchhandel der Hanse am Ende des Mittelalters (14.-15. Jahrhundert) (183–207), versucht eine Vorstellung davon zu geben, wie sich der Tuchhandel im hansischen Raum entwickelte. Vom 14. zum 15. Jh. läßt sich eine große Steigerung des Absatzes von Tuchen feststellen. Die Hansen errangen ein Monopol beim Vertrieb des flämischen Tuchs im Ostseeraum. A.-Th. beschreibt auch die Rückläufigkeit des Handels während Kriegszeiten. *Franz Irsigler*, Desiderata einer hansischen Gewerbe- und Produktionsgeschichte (209–219), formuliert nach der Repetition der von Stromerschen Thesen von der Rückständigkeit der Hanse die Desiderata für die künftige Hanseforschung, z.B. unter landesgeschichtlichen Aspekten die Produktionsstätten im Hanseraum zu ermitteln oder die Bedeutung der Messen für die hansischen Kaufleute herauszuarbeiten. *Anke Greve*, Herberge, Wirte und Handel in Brügge im Spätmittelalter (223–235), befaßt sich mit den Wohnverhältnissen der hansischen Kaufleute in Brügge. Diese haben nicht, wie es in der älteren Forschung heißt, im Stadtgebiet verstreut gewohnt, sondern in bestimmten und benachbarten Straßen. Die Gastwirte boten neben Wohnraum auch Raum für die Lagerung der Waren an und sie vermittelten Kontakte mit einheimischen Wechslern und Kaufleuten. *Elena Rybina*, Die hansischen Kaufleute in Novgorod. Ihre Lebensumstände und ihre Beziehungen zu den Einwohnern der Stadt (237–245), beschreibt die Anlagen des Gotenhofs und des Peterhofs in Novgorod sowie die immer angespannten politischen Verhältnisse, unter denen die hansischen Kaufleute ihre Geschäfte tätigten. *Werner Paravicini*, Hansische Personenforschung. Ziele, Wege, Beispiele (247–272, 261ff: Auswahlbibliographie), wirbt für eine umfangreiche hansische Prosopographie und beschreibt die relevanten Kriterien für eine Sammlung des Quellenmaterials. *Roman Czaja*, Neue Erkenntnisse zur Sozialtopographie der spätmittelalterlichen Hansestädte im Ostseeraum (273–284), stellt die polnische Forschungsliteratur zum Thema Sozialtopographie seit den 1970er Jahren vor und referiert Einzelergebnisse zu den Städten Sieradz, Thorn, Kulm, Elbing, Posen und Breslau. Deutlich wird, daß sich Veränderungen der wirtschaftlichen Lage der Stadt in der Bewertung des Stadtraums niederschlugen. *Jochen Storjohann*, Prosopographie und EDV – das Programm HISTODAT: Eine Demonstration (295–305), berichtete über die EDV-Probleme beim Aufbau einer Personenkartei für den hansischen Raum. *Stuart Jenks*, Unedierte Quellen zur hansischen Geschichte in englischen Archiven und ihre Aussage zu Handel und Finanztechniken der Hansekaufleute (307–336, 321ff.: Quellenanhang), möchte auf den Archivalienbestand des englischen Nationalarchivs (Public Record Office) zur hansischen Geschichte aufmerksam machen. Denn diese Bestände seien mit die größten, die es zur hansischen Geschichte gäbe. Da gibt es z.B. die Zollabrechnungen, in denen Schiffe, Befrachter, Waren und deren Wert angegeben sind. Diese Zollabrechnungen wurden seit dem 14. Jh. geführt, doch sind sie keineswegs vollständig überliefert. In einer Liste führt J. die vorhandenen Jahrgänge auf (312f). Ferner gibt es die Entlastungsanträge der Zöllner, die immer, wenn sich der Zolltarif für die hansischen Kaufleute änderte – im 15. Jh. viermal –, zu ihrer Entlastung Rechnung ablegten und dabei über den Umfang des Handels der Hansen berichteten, nicht aber über das Warensortiment oder die -preise. Überliefert sind auch seit 1272 fast lückenlos die Sitzungsprotokolle der königlichen Zentralgerichte

Kings' Bench und Common Pleas, in denen u.a. Schuldprozesse hansischer Kaufleute enthalten sind und die Auskunft über die Finanzoperationen geben können. *Susanne Jenks*, Der Court of King's Bench und seine Akten (337–355, 350ff.: Abdruck eines Verhandlungsprotokolls), beschreibt kurz die Funktion des königlichen Gerichts, sodann den Aufbau der Schuldprozesse, die Bedeutung der Klageschriften und den Aufbau der Urteilsrollen. In welchen Rechtsakten darüber hinaus für Sozial- und Wirtschaftshistoriker interessante Informationen zu finden sind, erläutert *Jens Röhrkasten*, Englische Rechtsakten als Quellen zur Hanse- und Handelsgeschichte (357–366). *Antjekathrin Graßmann*, Quellen zur Geschichte der hansischen Spätzeit im Archiv der Hansestadt Lübeck (367–373), lenkt die Aufmerksamkeit auf die Spätzeit der Hanse (17. Jh.), die von der Forschung so sehr vernachlässigt wird, und berichtet, welche Bestände das Archiv der Hansestadt Lübeck hierzu vor allem seit der Rückführung seiner Archivalien aus der DDR und der UdSSR zu bieten hat. Für wünschenswert hält G. auch, die Herausgabe der Hanserezesse für die Spätphase der Hanse wenigstens in Regestenform. Wer nicht die Zeit hat, diesen Band in Gänze zu lesen, der lese wenigstens die Einführung von Hammel-Kiesow.

München

Meyer-Stoll

Geschichte und Perspektiven des Rechts im Ostseeraum, hrsg. von Jörn Eckert und Kjell A. Modéer (*Rechtshistorische Reihe* 251), Frankfurt a. M.: Peter Lang 2002, 424 S. – Die Wiederbelebung des historisch gewachsenen Ostseeraumes nach dem Zusammenbruch des Ostblocks hat den historischen Wissenschaften ganz neue Fragen eröffnet. Genau genommen handelt es sich um sehr alte Forschungsfelder, die aber über Jahrzehnte brach lagen und nun mühsam wiederbelebt werden müssen. Erstaunt stellt man fest, welches Niveau an Ausdifferenzierung die zumeist deutschsprachigen Arbeiten der älteren Zeit bereits erreicht haben. Nahtlos anknüpfen läßt sich an diese Untersuchungen allerdings nicht, weil seit über einem halben Jahrhundert baltische, skandinavische, teilweise auch slawische Veröffentlichungen vorliegen, die aufgrund der Sprachbarrieren nur langsam rezipiert werden können. Einen Ausweg eröffnen Jubiläen und Tagungen, auf denen sich Wissenschaftler verschiedener Länder treffen und im persönlichen Austausch den jeweiligen nationalen Forschungsstand für ihre ausländischen Kollegen aufbereiten. Einen dieser willkommenen Anlässe lieferte der 750. Jahrestag der Verleihung des lübischen Rechts an Reval (vgl. hierzu die Besprechungen der Sammelbände von Drechsler (ZVLGA 80 (2000), 416) und von Schweitzer/Bastman-Bühner (in diesem Band)). Auch die Rechtshistoriker haben reagiert. Im März 2000 fand in Salza der „Erste Rechtshistorikertag im Ostseeraum“ statt. Eingeladen waren sämtliche Rechtshistoriker des Ostseeraums. 18 der seinerzeit gehaltenen Vorträge sind jetzt in einem Sammelband vereinigt, für den der Kieler Rechtshistoriker Jörn Eckert und sein Kollege von der schwedischen Universität Lund, Kjell A. Modéer, verantwortlich zeichnen. Da die Herausgeber weder einen thematischen noch zeitlichen Rahmen vorgegeben hatten, verwundert es nicht, daß die einzelnen Beiträge teilweise weit auseinander liegen. Die fünf Sektionen Staats- und Verfassungsrecht (I.), Justiz (II.), Geschichte der Rechtswissenschaft (III.), Ostseerecht (IV.) und Rechtskultur (V.) sind bewußt offen gehalten. Dennoch ist man erstaunt, daß der Band ausgerechnet mit einem englischen Überblick über die spanische (!) Verfassung von 1812 beginnt, der wohl nur deswegen aufgenommen wurde, weil er von Tatiana Alexeeva aus

St. Petersburg stammt. Gerade dieser Auftakt zeigt, daß die geographische Nähe der Forscher keineswegs mit einer thematischen Nähe ihrer Arbeiten einhergehen muß. Umso erfreulicher ist es, daß sämtliche anderen Beiträge die Rechtsgeschichte im Ostseeraum beleuchten. *Henrik Stevnsborg* beschäftigt sich mit König und Volk in der dänischen Verfassungsgeschichte, und *Ditlev Tamm* gibt einen allgemeinen Überblick über die Verfassungsgeschichte rund um die Ostsee. Von *Per Nilsén* stammt eine gelungene Untersuchung über das schwedische Staatsrecht des 18. Jahrhunderts, das u. a. auch in Greifswald gelehrt wurde. Im Mittelpunkt steht der schwedische Reichshistoriograph Jacob Wilde, der nach 1710 als Professor in Greifswald und Kiel gewirkt hatte. Schwächer sind dagegen die Aufsätze von *Thomas Anepaio* über die Justizreform von 1889 in den russischen Ostseeprovinzen und von *Hans-Peter Glöckner* über das Oberappellationsgericht Parchim. Erheblich eindringlicher beschäftigen sich dagegen *Pia Letto-Vanamo* und *Heikki Pihlajamäki* mit dem livländischen Hofgericht zwischen 1630 und 1710. Die Autoren sprechen bescheiden von einem Bericht über ein Forschungsprojekt und liefern doch wertvolle Informationen zur Rezeption des römischen Rechts, die sich eine vergleichende europäische Rechtsgeschichte dankbar zunutze machen wird. Auch die Studie von *Marju Luts* über die Begründung der Provinzialrechtswissenschaft im Baltikum im 19. Jahrhundert vermag zu überzeugen. Sie beschäftigt sich vornehmlich mit Friedrich Georg von Bunge, der seit 1823 in Dorpat Vorlesungen über das liv-, est- und kurländische Recht hielt. Luts sucht den Anschluß an den deutschen Forschungsstand und grenzt Bunge treffend von Savigny und der Historischen Rechtsschule ab, die die deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert prägte. Wiederum ein Rechtsgelehrter steht im Mittelpunkt der Untersuchung von *Jörn Eckert*. Sein Augenmerk gilt Max Pappenheim, der sich als Kieler Ordinarius seit dem späten 19. Jahrhundert unter anderem mit germanischer und nordischer Rechtsgeschichte beschäftigte. Mit dem Beitrag von *Inger Dübeck* über die Entstehung der mittelalterlichen Gütergemeinschaft im dänischen und nordeuropäischen Familienrecht werden diejenigen Aufsätze eröffnet, die das Ostseerecht im engeren Sinne fokussieren. Dübeck vergleicht französische, deutsche und dänische Güterrechte und sucht auf diese Weise ebenfalls Anschluß an mitteleuropäische Forschungen. Eine kleine Abhandlung von *Hans Hattenhauer* beschreibt die Gründung der Stadt Lübeck 1158/59 auf der Grundlage der Slawenchronik Helmolds von Bosau. Angesichts der enormen Ausstrahlung und Vorbildwirkung Lübecks für den historischen Ostseeraum ist es sinnvoll, auf Lübeck hinzuweisen, selbst wenn sich der Beitrag im wesentlichen in einer Zusammenfassung des bekannten Forschungsstandes erschöpft. *Sergej Michailovich Kazantsev* geht in einem kurzen und etwas oberflächlichen Beitrag auf die europäischen Wurzeln der russischen Prokuratur ein. Erheblich detaillierter untersucht *Hans-Georg Knothe* das Gutherrschaftsrecht im deutschen Ostseeraum. David Mevius, der bedeutende norddeutsche Jurist des 17. Jahrhunderts, verfaßte eine sorgfältige Abhandlung über die „Bauers-Leute“, in der er die Leibeigenschaft im Einklang mit der traditionellen Auffassung befürwortete. Wegen eigenständiger Begründungen und seiner Skepsis gegen die Übernahme römischrechtlicher Institute war Mevius aber trotz inhaltlicher Kontinuität in methodischer Hinsicht wegweisend. *Götz Landwehr* thematisiert das Seerecht im Ostseeraum vom Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Es handelt sich im wesentlichen um eine chronologische Abhandlung einzelner Rechtsquellen, unter denen die Rechtsprechung des Lübecker Rates und die

hansische Schiffsordnung zentrale Plätze einnehmen. Aufgrund der Zusammenstellung werden auch gegenseitige Rezeptionsvorgänge im Ostseeraum deutlich. *Werner Schubert*, der die Quellen zur Entstehung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs in verdienstvollen Editionen zugänglich gemacht hat, widmet sich den Stellungnahmen Mecklenburg-Schwerins aus den Jahren 1891-1895 zu den BGB-Entwürfen. Den sehr quellennahen, geographisch und zeitlich eng umrissenen Detailfunden Schuberts steht eine weitgespannte kleine Rechtsgeschichte Estlands vom 12. bis 18. Jahrhundert von *Ralph Weber* gegenüber. Als Überblick über die seit Jahrzehnten in Deutschland vernachlässigte baltische Rechtsgeschichte ist diese Zusammenstellung begrüßenswert. Schaut man genauer hin, handelt es sich im wesentlichen um eine Zusammenfassung der liv-, est- und kurländischen Rechtsgeschichte von Bunge (1849), also desselben Autors, der bei Marju Luts bereits selbst zum Gegenstand rechtshistorischer Forschung geworden war. Das verdeutlicht anschaulich, wie weit der Weg zu einer modernen baltischen Rechtsgeschichte sein kann. Das 20. Jahrhundert wird in Beiträgen von *Jukka Kekkonen* und *Kjell A. Modéer* thematisiert. Kekkonen untersucht die finnische Rechtskultur und beschreibt die zentrale Bedeutung des Bürgerkrieges von 1918 auch für die Rechtsstaatskonzeption. Modéer wählt die schwedische Juristenkultur seit 1930, um für eine vergleichende Rechtsgeschichte zu plädieren, womöglich noch über Europa hinaus. So sprengt der Band am Ende seine geographischen Begrenzungen und wendet sich der Moderne und der Internationalität zu. Gerade die thematische Konzentration auf die Rechtsgeschichte des Ostseeraumes macht den Sammelband jedoch wertvoll. Der Einblick in aktuelle Forschungsinteressen ist verbunden mit einer gut handhabbaren Aufbereitung des jeweiligen Forschungsstandes und der überkommenen Literatur. Für die deutsche Rechtsgeschichte bietet sich hier die große Chance, alte Themen neu zu besetzen und die Europäisierung des Faches über den Vergleich mit Frankreich und Italien hinaus auszuweiten. Ob diese begrüßenswerte Wiederbelebung von dauerhaftem Nutzen sein wird, wird sich zeigen, wenn größere neuere Untersuchungen moderne Fragestellungen an die alten Rechtsprovinzen herantragen.

Frankfurt/Bern

Oestmann

Wolfgang Prange, Vom Reichskammergericht in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Urteile in Christian Barths Edition; Kammerboten und Zustellung der Gerichtsbriefe (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 42), Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2002, 184 S. – P. beschäftigt sich seit vielen Jahren mit schleswig-holsteinischen Reichskammergerichtsprozessen aus der Zeit vor 1550. 1998 legte er eine erste Bestandsaufnahme der archivalischen Überlieferung vor, die zugleich wertvolle Hinweise für die Prozeßrechtsgeschichte enthielt (hierzu ZVLGA 79 (1999), 426). In seinem nun erschienenen Buch faßt Verf. zwei weitere Studien zur Frühzeit des obersten Gerichts des Alten Reiches zusammen. Durch die Publikation in der angesehenen „grünen Reihe“ ist dem Werk überregionale Beachtung gewiß. Diese Aufmerksamkeit haben die Ergebnisse des Verf. vollauf verdient. Vor allem der erste Teil der Untersuchung wird sich für die weiterführende Reichskammergerichtsforschung als wegweisend erweisen. Verf. wendet sich dort der gedruckten Urteilssammlung des Reichskammergerichts für die Jahre 1495 bis 1587 zu, die der seinerzeitige Assessor Christian Barth 1604/05 veröffentlichte. In fünf dickleibigen Folianten edierte Barth nicht weniger als 46.529 Entscheidungen des Reichsgerichts. Allein diese

Masse läßt die traditionelle These von der Urteilsarmut des Kammergerichts brüchig werden. Höchste Bedeutung nimmt Barths Werk zudem deswegen ein, weil die zeitgenössischen Urteilsbücher zumeist verlorengegangen sind und die einzige Möglichkeit, Gerichtsurteile des 16. Jahrhunderts zu ermitteln, oftmals darin besteht, die gedruckte Urteilssammlung zu Hilfe zu nehmen. Die Handhabung der Edition will aber gelernt sein. Streng chronologisch geordnet mit anonymisierten Personennamen und ohne Sachregister macht es Barth seinem Leser nicht leicht. Genau an diesem Punkt setzt Verf. an. Er wählt sich als Gegenprobe 80 norddeutsche Reichskammergerichtsprozesse aus der Zeit bis 1544. 20 Fälle stammen aus dem Landesarchiv in Schleswig, einer aus Kopenhagen, die größte Zahl, nämlich 59, kommt aus Lübeck. Verf. zeigt, wie man die in den Akten lagernden Spezialprotokolle mit den gedruckten Urteilen verknüpfen kann, ja er entschlüsselt sogar die von Barth benutzte Methode zur Anonymisierung. Auf diese Weise wird deutlich, daß Barth in seiner Urteilssammlung die politisch gewichtigen Streitsachen überproportional berücksichtigt hat. So stammt die Hälfte der norddeutschen Urteile dieser Zeit aus nur sechs Prozessen, darunter das Verfahren zwischen dem kaiserlichen Fiskal und der Stadt Lübeck wegen der Entmachtung des alten Rates aus den Jahren 1533-1536. Solche Streitgegenstände scheinen Barth besonders interessiert zu haben. In einer von ihm selbst erstellten Konkordanz faßt Barth die zu jeweils derselben Streitsache gehörenden Urteile zusammen, so daß der Benutzer der Edition in die Lage versetzt wird, gezielt auf die Entscheidungen eines bestimmten Prozesses zuzugreifen. Vieles von dem, was Verf. über die Barth'sche Urteilssammlung mitteilt, ist demjenigen, der das Werk bereits benutzt hat, freilich nicht fremd. Schon 1974 hatte Heinrich Gehrke in seiner Arbeit über die privatrechtliche Entscheidungsliteratur auf Barth sowie auf das ältere Werk von Raphael Seiler hingewiesen. Dennoch schlugen zahlreiche Historiker und Rechtshistoriker um die fünf Folianten einen großen Bogen. Diese Berührungsgänge will Verf. abbauen. Nachdrücklich plädiert er für die Einbeziehung der gedruckten Urteile in die zukünftige Forschung und deutet auch Möglichkeiten für die inhaltliche Beschäftigung mit den Gerichtsurteilen an. In dieselbe Richtung zielen Äußerungen von Filippo Ranieri aus jüngster Zeit (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 119 (2002), 660). Wenn sich hier eine Blickerweiterung der Reichskammergerichtsforschung andeutet, wird sich P.s Werk in methodischer Hinsicht als wegweisend erweisen. Bedauerlich ist lediglich die eher sparsame Auswertung der neueren Literatur. Wenn Verf. einschlägige Arbeiten von Ralf-Peter Fuchs, Inge Kaltwasser, Manfred Hörner oder auch Filippo Ranieri stärker zu Rate gezogen hätte, hätte er seine thesenhaft formulierten Ergebnisse noch nachdrücklicher untermauern können. – Im Gegensatz zu dem grundlegenden Beitrag über die Urteilssammlungen ist die zweite Untersuchung des Verf. schwieriger zu beurteilen. Thematisch geht es dort um Reichskammergerichtsboten und die Zustellung von Gerichtsbriefen. Die Darstellung zerfällt in eine normengeschichtliche Grundlegung über die Verkündung kammergerichtlicher Schriftstücke im allgemeinen sowie über Schleswig-Holstein im besonderen. Anschließend widmet sich Verf. dem abenteuerlichen Lebenslauf des Kammergerichtsboten Konrad von Warendorf aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Im Rahmen dieser Einzelfallanalyse untersucht Verf. zudem sehr sorgfältig die Rechtsnatur der Reichsacht im 16. Jahrhundert. Regionalhistorisch interessant ist wiederum das starke Gewicht Lübecks innerhalb der norddeutschen Prozesse. Von den 264 Verkündungen zwischen 1495 und 1544 fanden 159

in der Hansestadt statt. Am Beispiel des Kammerboten Konrad von Warendorf verdeutlicht Verf. die Arbeitsleistung dieser Berufsgruppe. Manchmal reiste ein Bote in weniger als zwei Wochen über 400 km und nahm in dieser Zeit an 18 Orten 61 förmliche Verkündungen vor. Speziell Konrad von Warendorf war häufig im Reichsnorden unterwegs und weilte teilweise über sechs Wochen in Lübeck, so etwa im Winter 1526/27. Interessant ist der Lebensweg dieses Boten vor allem deshalb, weil es ihm als ehemaligem Kölner Bürger gelang, trotz einer gegen ihn verhängten Reichsacht am Kammergericht als Bediensteter akzeptiert zu werden. Trotz der Detailfreudigkeit dieser Untersuchung und ihrer Quellennähe fehlt dem zweiten Teil des insgesamt erfreulichen Bandes jedoch ein festes inhaltliches Zentrum. Die Kölner Wirkungszeit des späteren Kammerboten hätte man straffen, die rechtshistorisch bemerkenswerten Bezüge etwa zu Injurien vertiefen können. Dennoch bleiben die Einzelergebnisse wertvoll, so etwa eine Aufstellung der Lübecker Notare aus dem frühen 16. Jahrhundert (90-91). Ein Anhang faksimilierter Quellenauszüge weckt die Neugier des Lesers auf die Beschäftigung mit den Originalen. Genau darum scheint es Verf. zu gehen. Am besten gelungen ist ihm dies im ersten Teil seines Werkes.

Frankfurt/Bern

Oestmann

Angelo Pichierra, Die Hanse – Staat der Städte. Ein ökonomisches und politisches Modell der Städtevernetzung. Aus dem Italienischen übersetzt von Margaretha Breil (Stadt, Raum und Gesellschaft, Bd. 10, hg. v. Thomas Krämer-Badoni), Opladen: Leske + Budrich 2000, 133 S., 1 Tab., 3 Karten. – Bei der deutschen Überschrift handelt es sich nicht um die Übersetzung des Originaltitels. Der zweite Teil ist vielmehr eine Interpretation von P.s Text und umschreibt, was der in Turin lehrende Soziologe als Modell für ein geeintes Europa für möglich hält. Der Untertitel ist daher nicht falsch, aber als Teil des Ganzen doch – wie soll ein Staat eine Städtevernetzung bilden? Beim ersten Teil der Überschrift rätselt man, was da an Lektüre wohl auf einen zukommen mag. Da der Vf. jedoch ausdrücklich sagt, die Hanse sei kein Staat gewesen (117), geht die Überschrift wohl ebenso auf das Konto des Hg. wie die Verschlimmbesserung von „Hansen“ resp. „hansisch“ zu „Hanseaten“ und „hanseatisch“. Nicht nur wegen dieser Übersetzungen, sondern weil die Übersetzung allgemein und besonders im historischen Teil holperig und manchmal sogar unverständlich ist, hätte man den Text doch einem Historiker mal zur Durchsicht in die Hand drücken können. Trotz der provinziellen Machart möchte man Thomas Krämer-Badoni (Hg.) für die Mühen danken, die er auf sich genommen hat, denn die Lektüre lohnt sich und könnte die Diskussion der Historiker, wie denn die Hanse charakterisiert werden könnte, von der volkswirtschaftlich-sozialwissenschaftlichen Seite her sehr bereichern. – Die Überschrift des 1997 erschienen Werks lautet: *Città stato. Economia e politica del modello anseatico*. „Stadtstaat ist freilich auch nicht treffend. Gemeint ist hier die politische Eigen- und Selbständigkeit der hansischen Mitglieder, obwohl sie einem Territorialherrn unterstehen. Der zweite Teil der Originalüberschrift weist darauf, daß die Hanse als ein volkswirtschaftliches und politisches Modell vorgestellt werden soll. Modell ist hier im sozialwissenschaftlichen Sinne gemeint, d.h. es geht hier nicht um die Darstellung der Hanse in ihrer historischen Komplexität. Vielmehr konstruiert der Vf. ein Modell, mit dem er die Hanse auf die ihm wesentlich erscheinenden Faktoren des Erfolges und des Niederganges reduziert. Dieses Modell soll Hinweise oder sogar eine Anleitung für die Bewäl-

tigung ähnlicher Konstellationen ermöglichen (12f.). Dabei hat P. u.a. die Länder der Europäischen Union (EU) vor Augen. Die EU weise nämlich ähnliche Strukturen auf und könne daher „zu einem Prüfstein für die Anwendbarkeit des Modells“ dienen (13). P. übernimmt von Karl Marx den Begriff der „ökonomischen Gesellschaftsformation“, um die Hanse in ihrer volkswirtschaftlichen Funktion zu charakterisieren: Danach ist die Hanse „eine Seehandelsgesellschaft, die ihren Gewinn vorwiegend aus dem Fernhandel und nur zu einem geringen Teil aus der Produktion schöpft, und die folglich von der Klasse der Kaufleute dominiert wird“ (11). Diese Kaufleute hatten eine politisch-organisatorische Struktur geschaffen, in der sie, obwohl sie in weit von einander entfernten Städten wohnten und agierten, in der Verfolgung gemeinsamer oder verschiedener ökonomischer Ziele vereint waren. „Dieser Gesellschaftsformation ist es gelungen, auf ziemlich effiziente und dauerhafte Weise einige der grundlegenden Probleme der ökonomischen Effizienz und sozialer Integration zu bewältigen“ (11). Um seine italienischen Leser mit dem Stoff vertraut zu machen, liefert P. zunächst einen kurzen Abriss der hansischen Geschichte: „Raum, Zeit, Akteure und Ereignisse“ (15–36), fügt noch eine chronologische Tabelle der Ereignisse aus Dollingers Hansebuch (37–40) und drei Karten (41–45) hinzu. Sodann schildert er in den Kapiteln „Kollektive Identität“ (47–62), „Vielfältige Zugehörigkeiten“ (63–80) „Aufstieg und Innovation“ (81–97) die Faktoren, die zum Erfolg der Hanse und ihrer Langlebigkeit führten oder dazu beitrugen. Hinsichtlich der kollektiven Identität seien die kulturellen und ökonomischen Faktoren ausschlaggebend gewesen. Die ersten wären Vorbedingung für die Entstehung der Hanse wie das Ergebnis ihres Funktionierens. Gleichzeitig seien sie aber auch die Ursache für den Fortbestand einer hansischen(-hanseatischen) Identität, die noch heute Bestand hat. Die ökonomischen Faktoren, dazu rechnete P. auch das gemeinsame militärische Eingreifen zum Schutz der Kaufleute, erklären das pragmatische und opportunistische Handeln der Akteure, das kollektive Identität nach innen und außen stiftete (47). Während die italienischen Seerepubliken sich bis zur Erschöpfung bekämpften, setzten die Hansens ihr ganzes Geschick ins Verhandeln und kommunizierten auf regionaler, überregionaler und übernationaler Ebene über ihre Interessengegensätze (63). Dabei gerieten die Hansens nicht in die „Falle der einstimmigen Entscheidungen“. Der Entscheidungsstil war ein „variabler *mix* aus ‚Problemlösung‘ und ‚Verhandlung““ (80). Charakteristisch für die Hanse sei außerdem das Fehlen eines Machtzentrums, das Fehlen von Hierarchien, die geringe interne Strukturierung (Regional-, Hansetage), die Autonomie der Mitglieder sowie die mal vagen, mal intensiven Beziehungen der Mitglieder zur Organisation (63f.). In den Organisationswissenschaften spricht man daher von schwachen Bindungen. Die Organisation mit schwachen Bindungen erkläre die lange Lebensdauer der Hanse: Das System bricht nicht zusammen, wenn ein Teil des Systems ausfällt (69). Durch die Parallelität von lockeren (überregional) und engen (regional) Bindungen wurde ein Netz geknüpft, das durch seine Elastizität sehr stabil und belastungsfähig war. Die Zugehörigkeit zur Hanse hob ältere Bindungen (territoriale Zugehörigkeit) nicht auf und ließ die Zugehörigkeit zu anderen Städtebünden zu. Sie schloß auch die Konkurrenz der Mitglieder untereinander (Stapelzwang) ebenso wenig aus wie eine wirtschaftliche Spezialisierung (Hamburg ein Brauhaus, Stettin ein Fischhaus etc.). Die wesentlichen Gründe für die Stabilität der Netzstrukturen sieht P. in der kulturellen Identität und der effizienten Kommunikation (75ff.). Weitere Faktoren des Aufstiegs der Hanse seien Organisation (Konto-

re), Logistik (intermodaler Transport, Transportmittel) und Innovation (Produkte, Schaffung neuer Märkte, Verbesserung und Sicherung der Infrastruktur) gewesen. Hinsichtlich der Diskussion in der historischen Forschung über den Wendepunkt des Niedergangs der Hanse bietet P. das „Konzept des relativen Niedergangs“ an. P. setzt den Niedergang mit dem Stralsunder Frieden an. Seit diesem Zeitpunkt wäre das Wirtschaftswachstum der Hanse geringer gewesen als das der Konkurrenz, und damit hätte die Hanse ihre Überlegenheit verloren. Zudem habe sich die Hanse seitdem defensiv verhalten. Es wurden nicht mehr neue Positionen erobert, sondern bereits erworbene bewahrt und verteidigt. Die zunächst schwachen Signale hätten sich dann im Lauf der nächsten 200 Jahre verstärkt. Die Umsatzsteigerungen im 16. Jh., die gegen eine Deutung des Niedergangs angeführt werden könnten, waren nicht mehr Erfolge der Städtehanse, sondern einzelner Städte und Kaufleute. Ursache des Niedergangs sei gewesen, daß die Hanse in ihren ursprünglich innovatorischen Bereichen aufhörte, innovativ zu sein: Transportmittel, Erstarrung und Verfestigung der Organisationsstrukturen. Hinzukamen exogene Faktoren, u.a. das Erstarken der Monarchien, die ihre Städte zum Austritt aus der Hanse zwangen (97–100). – Über den hansischen Bereich hinaus könnte man über das Essay noch viel berichten, z.B. über den unverkrampften Umgang mit der volkswirtschaftlichen Literatur des 19. Jh.s, zu der nicht nur die Werke Max Webers zählen, sondern auch die von Karl Marx, oder über Konzepte kollektiver Identitäten im Zuge des Globalisierungsprozesses (7f.), wie Krämer-Badoni im Vorwort anmerkt, und natürlich über P.s. Schlußfolgerungen aus dem normativen Modell für die EU (115–127).

München

Meyer-Stoll

Hansische Geschichtsblätter, hrsg. v. *Hansischen Geschichtsverein*, 120. Jg. – Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2002, 392 S. – *Andreas Röpcke*, Nomen est Omen: Hinrich Biscop wird Bischof (1–32), rekonstruiert „eine Klerikerkarriere des 14. Jahrhunderts im Hanseraum“. Der streitbare und machthungrige Hinrich Biscop, bürgerlicher und scheinbar etwas „zweielichtiger“ Herkunft, wurde 1315 in Hamburg geboren, wurde Kleriker und Jurist und kam in päpstliche Dienste nach Avignon. Er erstritt sich Pfründen, einen Sitz im Bremer Domkapitel, erhielt das Domdekanat in Lübeck, wurde päpstlicher Generalkollektor für die skandinavischen Reiche und endlich Bischof von Schleswig. Nach vielen Streitereien und Prozessen, die seinem Machtausbau dienten, blieb er schließlich der Kurie Kollektengelder schuldig und wurde deswegen nach Ösel strafversetzt. Auch das dortige Domkapitel, unter der Drangsal des jähzornigen Mannes leidend, versucht ihn bald wieder los zu werden. Entmachtet (ver)endet er in der Kloake auf Ösel (1381). – *Franz Irsigler*, Messehandel – Hansehandel (33–50), kommt zu dem Ergebnis, daß die hansischen Kaufleute den Messehandel „am Rande des Hanseraumes“ durchaus zu schätzen wußten und auch durch ihren Besuch zum Aufstieg der Messen im Hochmittelalter beigetragen haben, daß sie aber in ihrem ureigensten Gebiet weder den Gasthandel noch das Stapelrecht und andere Monopole preisgeben wollten. Hier sei über Jahrhunderte erfolgreich als zentrales Prinzip der hansischen Handelspolitik die Wahrung der Marktfunktion für das Um- und Hinterland zu erkennen. *Jürgen Sarnowsky*, Märkte im mittelalterlichen Preußen (51–72), geht der Entwicklung der Wochen- und Jahrmärkte seit Verleihung des Marktrechtes an die preußische Ordensherrschaft im ersten Drittel des 13. Jh.s nach. Die in den Quellen ansatz-

weise erkennbare Ausweitung der Wochen- und Jahrmärkte seit der zweiten Hälfte des 14. Jh.s deutet er als wachsende Integration Preußens in das Geflecht des nordeuropäischen Handels. – *Herbert Eiden*, Die Hanse, die Leipziger Messen und die ostmitteleuropäische Wirtschaft (73–95), beleuchtet die Faktoren, die zum Aufstieg Leipzigs zum bedeutendsten Messeort in spät- und nachhansischer Zeit führten (80). Durch die Einbindung Leipzigs in die Handelsströme der frühen Neuzeit überholte es zunächst Nürnberg und gegen Ende des 17. Jh.s auch Frankfurt a.M. Die Voraussetzungen hatte die sächsische Regierung geschaffen durch die sächsisch-polnische Union einerseits, durch Handelsreformen wie den Erlaß von Makler- und Judenordnungen und die Einführung des Handelsgerichtes und die Verbesserung der Infrastruktur andererseits. – *Elisabeth Harder-Gersdorff*, Lübeck, die Kompanie der Novgorodfahrer und der Rußlandhandel vor der Gründung St. Petersburgs. Eine Untersuchung zum 17. Jahrhundert (97–147), geht den Faktoren nach, die die Aufschwungphase im Lübecker Rußlandhandel im Laufe des 17. Jh.s belegen resp. fragt, welche Faktoren hierbei eine Rolle spielten. Die Wiederbelebung der Kontore in Novgorod und Pleskau durch die Gesandtschaft von 1603 war für die Entwicklung des Handels nicht ausschlaggebend gewesen, und die Bestimmungen der Schra (Hofordnung), u.a. das Kreditverbot, erwiesen sich sogar als hinderlich. Das Kreditverbot wurde von den Kaufleuten umgangen und der Novgoroder Hof gemieden. Förderlich für den Handel waren die schwedischen Zollsenkungen im Baltikum und die Zuwanderung Lübecker Kaufleute nach Narva, die den Export der Juchten organisierten. Die Einfuhr von Juchten aus den ostbaltischen Städten hatte am Ende des 17. Jh.s in Lübeck enorme Bedeutung erlangt. 1690 betrug ihr Wert 36 Prozent des Gesamteinfuhrwertes, bis 1696 hatte sich dieser Wert noch einmal verdoppelt. Für Lübeck wirkte sich vorteilhaft aus, daß für dieses hochwertige Gut die Zahlung des Sundzolls entfiel, weil der Transitverkehr in den Westen über Land abgewickelt werden konnte. Die Kontore unterhielt die Hanse, solange die Machtbalance zwischen Stockholm und Moskau ungeklärt war. Nach dem Nordischen Krieg wurde diese Politik aufgegeben. – *Peter Hoffmann*, Anfänge von Stadt und Hafen Sankt Petersburg (149–179), erinnert anläßlich des 300. Jahrestages an die Umstände, Probleme und Schwierigkeiten der Stadtgründung, die Zwangsmaßnahmen, die Peter der Große ergriff, um die einst unbedeutende Siedlung an der Neva zur Hafen-, Haupt- und Residenzstadt zu machen und schildert die wirtschaftspolitische Entwicklung der Stadt unter den Nachfolgern Peters des Großen. – Nach Ausführungen zur Herstellung und Warenkunde von Teer, Pech und Asche teilt *Rolf Gelius*, Teer und Pech im Seehandel der Ostseeländer im letzten Jahrhundert der Hanse (1550–1650) (181–203), seine Ergebnisse über die Exportmengen im Pech- und Teerhandel aus dem Ostseeraum und Norwegens mit: 8250 Last/Jahr. Die Zahlen ermittelt G. nach den Angaben im Sundzollregister. Den regionalen Ostseehandel schätzt er auf zusätzliche 800 Last per anno. Das ist jedoch viel zu wenig. Allein Lübeck hat – wie die Auswertung der Zulagebücher in meiner Dissertation über die Lübecker Kaufmannschaft im 17. Jh. ergab – in den Jahren 1681/82 zwischen 600 und 800 Last/Jahr aus Schweden und Finnland importiert. Da Pech und Teer in der Ausfuhr Lübecks keine Rolle spielten, kann man davon ausgehen, daß mit dem Import der Eigenbedarf der Lübecker Werften resp. Schiffer gedeckt wurde. Ein Transithandel in großem Stil mit Pech und Teer von Lübeck über Land in den Westen ist angesichts des Gewichts der Produkte eher unwahrscheinlich. – Auf den Aufruf (223) von Carsten Jahnke von der Universität

Kiel, der um Mithilfe bittet, soll wenigstens ein Hinweis erfolgen. Er möchte eine Datenbank aufbauen zum Thema „Wechselkurse und Gewichtsrelationen im hansischen Wirtschaftsraum“. Die Anfänge kann man auf der Internetseite unter www.hansischergeschichtsverein.de unter der Rubrik „Hilfsmittel zur hansischen Geschichte“ ansehen.

München

Meyer-Stoll

Seerecht im Hanseraum des 15. Jahrhunderts. Edition und Kommentar zum Flandrischen Copiar Nr. 9, hrsg. v. Carsten Jahnke und Antjekathrin Graßmann (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck B 36), Lübeck: Schmidt-Römhild 2003, 148 S., 6 sw. Abb. mit farbiger Beilage. – Lübeck's große Zeit ist aufs engste verbunden mit dem spätmittelalterlichen hansischen Seehandel. Eine Quellenedition zum hansischen Seerecht des 15. Jahrhunderts führt damit mitten hinein ins Zentrum der hansischen und damit auch der Lübecker Rechtsgeschichte. Der sog. Flandrische Copiar Nr. 9, der nunmehr im Druck vorliegt, zählt zu den wertvollsten und künstlerisch bedeutendsten Stücken im Archiv der Hansestadt Lübeck, wie Antjekathrin Graßmann in ihrer Einführung voller Stolz betont. Entstanden im Brügger Hansekontor im späten 15. Jahrhundert, 1699 aus dem Antwerpener Hansehaus nach Lübeck gelangt, 1942 nach Sachsen-Anhalt ausgelagert, 1987 zurückgekehrt, ist bereits die Überlieferungsgeschichte ungewöhnlich bewegt. Gut die Hälfte des Copiars enthält seerechtliche Bestimmungen, insgesamt 119 Artikel, die im wesentlichen auf sechs Rechtsquellen zurückgehen. 32 Artikel sind aus den Hanserezessen der Zeit von 1434 bis 1447 entnommen. Zwei Vorschriften, die sog. Brügger Vigilie von 1485, regeln die Durchführung von Gedenkmessen. Die 30 Artikel umfassende Ordinancie enthält seerechtliche Gewohnheiten, die im Gebiet der Zuidersee entstanden, aber im Hanseraum ebenfalls verbreitet waren. Insbesondere wurde diese Ordinancie, so auch im Copiar Nr. 9, regelmäßig mit der sog. Vonnesse von Damme zusammengefaßt, einer flämischen Übersetzung der berühmten französischen Rôles d'Oléron. Es folgen acht Vorschriften über die Entlohnung von Seeleuten, falls die Schiffe einen Umweg fahren mußten. Zeitgenössisch sprach man hier vom Versegelgeld. Abgeschlossen werden die seerechtlichen Bestimmungen mit der vollständig übernommenen hansischen Schifferordnung von 1482 mit ihren 24 Artikeln. Die Edition von Carsten Jahnke beginnt mit einer hochdeutschen Inhaltsübersicht über die einzelnen Artikel. Daran schließt sich der mittelniederdeutsche Text an, jeweils mit Angabe anderer Veröffentlichungsorte. Auf diese Weise wird eine Konkordanz des Flandrischen Copiars mit dem Hansischen Urkundenbuch und der Edition der Hanserezeze hergestellt. Es folgt die hochdeutsche Übertragung, wiederum mit den hinzugefügten Überschriften, im Fußnotenapparat flankiert von kritischen Anmerkungen zu Lesarten bzw. einzelnen Worterklärungen. Götz Landwehr stellt sodann in einem quellenkundlichen Beitrag die Abhängigkeitsverhältnisse und Querverbindungen zwischen den einzelnen hansischen Rechtsquellen klar. Mit zahlreichen Tabellen gelingt die Einbindung des Flandrischen Copiars Nr. 9 in das auf den ersten Blick kaum entwirrbare Geflecht hansischer Rechtsquellen. Nach dieser Analyse wendet Albrecht Cordes den Blick von der äußeren auf die innere Rechtsgeschichte. In einem Kommentar zu den seerechtlichen Bestimmungen des Copiars versucht er, ausgehend von einzelnen Bestimmungen charakteristische Institute des hansischen Seerechts zu rekonstruieren. Hier kommt die rechtshistorische Annäherung oftmals

über Andeutungen und Plausibilitäten nicht hinaus. Wie Cordes zutreffend betont, rächt sich die Abkehr der Rechtshistoriker vom traditionellen Deutschen Privatrecht und von der Dogmengeschichte. Dieser ehemals zentrale Bereich deutscher Rechtsgeschichte muß heute erst mühsam wieder zugänglich gemacht werden. Die in den Fußnoten durchscheinende Mitarbeit zweier Doktorandinnen läßt aber hoffen, daß die Seerechtsgeschichte nicht in Vergessenheit gerät. Den Abschluß des Bandes bildet ein kurzer Beitrag von *Regina Röbner* über die Hanse und Brügge. Hier hätte man sich gern einen grundlegenden Aufsatz gewünscht. Der allerdings hätte von der Quellenedition weggeführt, die doch das Zentrum des Buches bleiben sollte. Daher ist die Selbstbeschränkung an dieser Stelle konsequent. Wer mehr über die Brügger Hansegeschichte wissen möchte, kann inzwischen auf Röbners Dissertation zugreifen (hierzu ZVLGA 82 (2002), 376-378). – Trotz der hochdeutschen Übersetzung und der in der Tat beeindruckenden farbigen Abbildungen handelt es sich vorliegend um eine Veröffentlichung, die sich an einen kleineren Kreis von Spezialisten richtet. Dies ist keine Kritik. Im Gegenteil: Die Ansprüche, die man an eine wissenschaftliche Textedition stellen muß, werden einwandfrei erfüllt, von der historisch-kritischen Textfassung über die quellenkundliche Einordnung bis zur Hinführung auf die einschlägige Sekundärliteratur. Etwas unprofessionell ist die Hintereinanderschaltung des mittelniederdeutschen und des hochdeutschen Textes. Die Benutzbarkeit der Quelle wäre erheblich erleichtert, wenn man die Edition zweispaltig in der Originalsprache und Übersetzung vorgenommen hätte. Bei der Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe hat sich dies bei lateinischen Texten bewährt, denn so erspart man dem Leser das ständige Hin- und Herbliättern. Auf das Sachregister konnte man bei der vergleichsweise kurzen Quelle dagegen zu Recht verzichten. Jetzt bleibt nur zu hoffen, daß die Edition zu weiteren seerechtshistorischen Arbeiten ermuntern wird. Wenn sich Forschungsfragen aus dem Vergleich von Forschungsstand und Quellenlage ergeben, ist die Ausgangslage jetzt günstiger denn je.

Frankfurt/Bern

Oestmann

Michael Gassert, Kulturtransfer durch Fernhandelskaufleute. Stadt, Region und Fernhandel in der europäischen Geschichte. Eine wirtschaftshistorische Untersuchung der Beziehungen zwischen wirtschaftlichen Vorgängen und kulturellen Entwicklungen anhand von Karten. 12. bis 16. Jahrhundert (Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 915), Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 2001; 377 S., 78 Karten, 13 Abb., 4 Tab. – Die Arbeit beruht auf annähernd 700 Karten, die Straßenverläufe und verschiedene thematische Informationen zur Wirtschafts-, Rechts- und Kulturgeschichte enthalten. 78 davon sind in dem Band wieder abgedruckt. Den räumlichen Schwerpunkt bildet Mitteleuropa. Der Untersuchungszeitraum reicht vom 12. bis zum 16. Jh. Methodisch will G. den „Interaktionen, Austauschbeziehungen und –prozesse[n] zwischen kulturell unterschiedlichen Regionen und Personengruppen“ anhand von wissenschaftlichem Kartenmaterial nachgehen (25f.). Da Handelsverbindungen für den Transfer von Kultur von herausragender Bedeutung waren, geht es „vorwiegend [um] privat organisierte[n] Kulturtransfer, der aus der ökonomischen und zunehmend auch politischen Tätigkeit einer besonderen Kaufmannsschicht resultiert“. Andere Personengruppen werden nicht behandelt. Dem Kapitel 'Eingrenzungen' folgen fünf weitere: 2. „Kultur und Kulturtransfer“ (31-122); 3.

„Die historisch-thematische Karte als Mittel der Darstellung raumbezogener Informationen“ (123-153); 4. „Wirtschaft und Handel im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit (155-221)“; 5. „Kommunikation der Kaufleute als notwendige Bedingung für Kulturtransfer“ (223-261); 6. „Die Beeinflussung des Kulturtransfers durch Transportprobleme“ (263-292). Eine Zusammenfassung/ Schlussbetrachtung (293-295) beschließt den Band. G. hat fleißig gearbeitet, aber der Rez. sieht den Erkenntnisfortschritt, der von einer Dissertation erwartet werden muss, leider nicht. Schon die Mehrheit der 78 Karten ist in der Wiedergabe für den Leser eine Zumutung: die Karten sind überwiegend zu klein (bes. Nr. 7, 9, 10, 26, 51), ursprünglich farbige in schwarz/weiß (und verkleinert) wiedergegeben, so dass sich die Lesbarkeit bisweilen auf Null reduziert (z. B. Nr. 12, 25, 35, 62). Farbige und größere Karten hätten das Buch sicherlich zu teuer gemacht, aber hätte sich das, was anhand dieser Karten erläutert wird, nicht anhand anderer darstellen lassen? Hier setzt die Frage nach der Methode ein: eigentlich hätte man erwarten dürfen, dass Karten intensiv hinsichtlich ihres Aussagegehalts zu bestimmten Arten des Kulturtransfers interpretiert werden. Es geschieht jedoch sozusagen das Gegenteil: denn nicht die Karten werden interpretiert, sondern schriftliche Abhandlungen zu einzelnen Themen werden mit Karten unterlegt. Das ist die in der historischen Literatur seit langem übliche Darstellungsweise. Z. B. wird der Abschnitt über die kaufmännische Ausbildung (91-97) mit einer Karte der Verbreitung spätmittelalterlicher Schulen in Schlesien (Nr. 11) und der „Deutschen Nation“ an der Universität Bologna im 13.-15. Jh. ‚bebildert‘; ähnliches geschieht im Abschnitt „Bücher und Buchdruck“ (106-116), während das Recht, wie der Buchdruck, als Beispiel der durch „Handel und Kaufleute vermittelten Kultur“ ausgewiesen, ohne Kartenbeispiel bleibt. Auch in den als Fazit genannten abschließenden Betrachtungen der einzelnen Kapitel spielen die Karten keine Rolle, und dieses Fazit, wie auch die Schlussbetrachtung, zeichnen sich durch eine Zusammenfassung bereits seit langem bekannter Erkenntnismöglichkeiten aus, wie z. B. dass „wirtschaftlich verknüpfte geographische Räume [...] durch ein mehr oder weniger dichtes Netzwerk an Handelsstraßen miteinander verbunden [sind], indem hierarchische Abstufungen zwischen Städten mit ihrem Einflussgebieten existieren“ (120f.) oder dass „die auf den Karten abgebildeten Handelsstraßennetze [...] nur das Ergebnis einer langwierigen Entwicklung“ sind (122). Am Ende erfährt man, dass „die verwendeten thematischen Karten [...] komplexe Zusammenhänge [abstrahieren]“ (293) bzw. im einzelnen, dass „raumbezogene Merkmalsdeutungen teilweise erst durch ihre Darstellung auf einer Karte“ sich erschließen lassen oder dass „Handelskarten [...] ein Netzwerk oder hierarchische Systeme zentraler Orte [visualisieren], indem Zentren und untergeordnete kleine Zentren dargestellt werden“ (ebd.). Die Feststellungen sind alle richtig, waren jedoch alle bereits bekannt. Die Texte zu den einzelnen Kapiteln haben das Niveau guter Seminararbeiten, die gezeigten Karten sind alle bekannt, und aus ihrer neuen Zusammenstellung in diesem Band ergibt sich kein Erkenntnisgewinn hinsichtlich des Kulturtransfers durch Fernhandelskaufleute.

Hammel-Kiesow

Norbert Angermann und Klaus Friedland (Hgg.), *Novgorod. Markt und Kontor der Hanse (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, Neue Folge Band 53)*. Köln, Weimar, Wien 2002, VIII, 246 S. – Zehn Jahre nach dem im Juni 1992 in Novgorod veranstalteten Kolloquium unter dem Titel „Der Rußlandhandel der Hanse und der

Großmarkt Novgorod“ liegen die damaligen Beiträge im Druck vor und setzen damit innerhalb der „Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte“ (Bergen 1970, London 1974, Visby 1984 und Brügge 1988) die Serie der Behandlung der hansischen Kontore fort. Das Kolloquium behandelte vier Themen, von denen drei im Band dokumentiert werden: „Die Handelswege und der Großmarkt Novgorod“ (5 Beiträge), „die Handelsgüter“ (2 Beiträge) und „die Handelsbeziehungen“ (4 Beiträge). Die hierzu stattgehabten Diskussionen sind im Band protokolliert (117f., 153, 237–239). Im Verlauf der Veranstaltung stellte sich, so *Klaus Friedland*, Novgorod – Markt und Kontor der Hanse (3f.), einleitend, immer wieder die Frage, wie es trotz des ungewöhnlich hohen Zuschußbedarfs beim Export vom Westen in den Osten zu dem besonderen Ansehen gekommen sei, das die Teilnehmer des Novgorodhandels genossen haben. Zur Einstimmung in das Thema gibt *Norbert Angermann*, Der hansische Rußlandhandel (5–12), einen hilfreichen Bericht zur Forschungslage in Rußland und Deutschland seit dem ausgehenden 19. Jh. bis zum Jahr 2001. – *Hugo Weczerka*, Hansische Handelswege in den nordwestrussischen Raum (15–24), schildert die Entwicklung des Wegenetzes entlang der Flüsse und die Zunahme der Bedeutung der Landwege im Zuge der Christianisierung des Ostens. – *Rolf Hammel-Kiesow*, Novgorod und Lübeck. Siedlungsgefüge zweier Handelsstädte im Vergleich (25–68), untersucht das Siedlungsgefüge der Städte und ihre Ausdehnung bis zur Herausbildung ihrer über Jahrhunderte gleichbleibenden Größe am Ende des 13. (Lübeck) resp. 14. Jh.s (Novgorod) sowie die Herausbildung des Grundstücks- und Baugefüges, die Sozial- und Berufstopographie und die sich wandelnden Eigentumsrechte an Grund und Boden, die Entwicklung der Grundstücksgrößen etc. Von den vielen interessanten Ergebnissen sei wenigstens eines genannt: In Lübeck wurden im Lauf der Jh.e die Grundstücke immer kleiner, während sie in Novgorod, zunächst ohnehin kleiner als in Lübeck, in ihrer Größe konstant blieben. Diese unterschiedliche Entwicklung führt H.-K. auf die anders geartete geldwirtschaftliche Durchdringung der beiden Wirtschaftsräume zurück. Die westeuropäische Geldwirtschaft habe eine zunehmende Differenzierung der Gewerbe gefördert und angesichts des Bevölkerungswachstums zu einem ständig wachsenden Abnehmerkreis geführt. Dies wiederum führte zur Erhöhung der Produktionszahlen, ließ größere Verdienstmöglichkeiten und eine breiter gestreute Vermögensbildung zu. Der Immobilienbesitz garantierte die Kreditfähigkeit und damit die Möglichkeit zu investieren. Die Konstanz der Grundstücksgrößen in Novgorod mag daher im Vergleich zu Lübeck in einer geringeren sozialen Differenzierung bei gleichzeitig wenig geförderten Eigentums- und Besitzrechten begründet sein. – *Valentin Lavrent'evic Janin*, Novgorod – die soziale Struktur (69–78), klärt aufgrund der Ergebnisse 60jährigen archäologischen Forschens Zeit und Umstände der Entstehung Novgorods. Die Forschungsergebnisse räumen mit einigen Gewißheiten, die man bisher auch aufgrund politisierter Ideen in der Forschung über die Entstehung zu wissen glaubte, auf. 1. Die ersten Siedler kamen aus dem südlichen Ostseeraum und nicht, wie bisher behauptet, aus dem Süden. Besonderheiten des Novgoroder Dialekts in Birkenrindenkunden weisen darauf hin. 2. Die frühesten archäologischen Funde stammen erst aus dem 10., nicht bereits aus dem 9. Jh. 3. Dagegen fanden sich Reste der Vorgängersiedlung Gorodisce, die auf Mitte des 9. Jh.s zu datieren sind. Diese Funde weisen unverkennbar einen skandinavischen Einfluß auf und damit sei die Glaubwürdigkeit der Chroniklegende über Fürst Rjurik bewiesen. Die Staatlichkeit Novgorods entstand im Verlauf

einer eigenständigen Entwicklung der ethnisch gemischten ortsansässigen Gesellschaft. Bisher hatte man angenommen, daß sie Ergebnis einer Wanderungsbewegung der Slaven vom Dnjeprgebiet nach Norden gewesen sei. Hinsichtlich der ökonomischen Grundlagen des Bojarentums sei nun gesichert, daß die Bojaren an der Eintreibung des fürstlichen Tributes beteiligt waren. Der Tribut wurde vorwiegend in Naturalien geleistet. Die Naturalien übergaben die Bojaren zur Weiterverarbeitung an die von ihnen abhängigen Handwerker weiter. Das höherwertige Produkt verkauften die Bojaren, zahlten aber dem Fürsten nur den zu leistenden Tribut und strichen den Gewinn allein ein. Als der Novgoroder Markt Ende des 11. Jh.s mit westeuropäischem Silbergeld gespeist wurde, wurde nicht mehr in Naturalien gezahlt. Zu diesem Zeitpunkt dürften die Bojaren bereits Privateigentümer gewesen sein, die nicht mehr die Handwerker, sondern die Bauern ausbeuteten. Die Forschung war bisher davon ausgegangen, daß es in Novgorod kein entwickeltes Handwerk gegeben hätte. Die Archäologen fanden, obwohl nur 2 % des städtischen Territoriums ausgegraben wurde, Überreste von ca. 150 Handwerksbetrieben aus dem Zeitraum vom 10.–15. Jh. Die Fundstücke legen nahe, daß das Novgoroder Handwerk dem westeuropäischen in nichts nachgestanden habe und die importierten Rohwaren der Herstellung von Handwerksprodukten dienten. Der Bojarenhof war autark. Auf jedem Hof lebten und arbeiteten Handwerker. Es hatte also keine, wie bisher angenommen worden war, Trennung von Bojaren und Handwerkern nach Stadtteilen gegeben. Die Bojaren waren, da sie den handwerklichen Überschuß auf dem Markt verkauften, stark mit dem städtischen Markt verbunden. Die Einbindung von Handwerkern in den Bojarenhof verhinderte einen Zusammenschluß von Handwerkern in Zünften. Kaufmännische Korporationen konnten sich nur außerhalb der bojarischen Strukturen entwickeln. – *Birte Schubert*, Hansische Kaufleute im Novgoroder Handelskontor (79–95), beschäftigt sich mit den Kaufleuten, die im Kontor offizielle Aufgaben übernahmen: den Älterleuten und Hofknechten und mit der Entwicklung dieser Ämter im Laufe der Jh.e. Im Gegensatz zu der Überlieferung in Bergen oder Brügge sind nur wenige Namen überliefert. S. entwirft anhand der Quellen ein lebendiges Bild der Tätigkeiten des Hofknechtes. Im letzten Drittel des 15. Jh.s erfährt das Amt eine Aufwertung und wird zum wichtigsten Amt auf dem Hof und zum „Streitapfel“ zwischen Reval und Dorpat. – *Norbert Angermann*, Deutsche Kaufleute in Novgorod im 16. und 17. Jahrhundert (97–115), beschreibt die wirtschaftspolitische Entwicklung des Novgoroder Handels nach der Schließung des Kontors 1494. Die Schließung bedeute zwar durchaus eine Zensur, aber nicht das Ende des hansischen Rußlandhandels. Im Laufe der folgenden beiden Jh. e wurden immer wieder Versuche unternommen von deutschlivländischer resp. russischer Seite das Kontor wieder aufzubauen und wieder zu beleben. Die rechtliche Basis hierfür bildete der Vertrag, den die Hanse mit Novgorod 1514 schloß. In der Folgezeit wurde der Handel fast ausschließlich von den Livländern getragen, mit denen die Hanser im Direktverkehr standen. – *Elena Aleksandrovna Rybina*, Früher Handel und westeuropäische Funde in Novgorod (121–132), wertet archäologische Grabungsfunde aus, da schriftliche Quellen weitestgehend fehlen, um etwas über den Handel in der frühen Zeit vom 10.–13. Jh. erfahren zu können. Buntmetallfunde aus jener Zeit lassen ebenso Rückschlüsse auf ihre Herkunft zu wie Münzfunde. Sie zeugen von Handelskontakten zu Westeuropa (südliche Ostsee, Dänemark, Visby, England), westslavischen Gebieten sowie zum Orient und ermöglichen auch die Bestimmung der sozialen Zugehörigkeit der einstigen

Bewohner freigelegter Haus- und Hofgrundstücke. – *Elisabeth Harder-Gersdorff*, Hansische Handelsgüter auf dem Großmarkt Novgorod (13.–17. Jh.): Grundstrukturen und Forschungsfragen (133–151), unterscheidet drei Phasen im russischen Hansehandel und charakterisiert die Grundzüge und den Wandel der Warenstruktur während dieser Zeit: Die erste Phase (12.–15. Jh.) ist gekennzeichnet durch den massenhaften Import von Pelzen und Wachs, durch den Export von Tuchen, Bunt- und Edelmetallen, Salz, Gewürzen etc. In der zweiten Phase (bis Mitte des 17. Jh.s) wurde überwiegend Hanf, Flachs und Talg importiert und die Einfuhr von Pelz und Wachs geht zurück. In der dritten Phase (17./18. Jh.) wurde die Einfuhr von Juchtenleder und Talg gesteigert. Die Lübecker exportierten nach wie vor ihr vielfältiges Sortiment. Doch waren die Russen von der hansischen Zufuhr nicht mehr abhängig, da sich die konkurrierenden westeuropäischen Nationen auf den russischen Märkten trafen. – *Arnd Reitemeier*, Sprache, Dolmetscher und Sprachpolitik im Rußlandhandel der Hanse während des Mittelalters (157–176), der auch die neueste Forschung berücksichtigt, fand heraus, daß es im 15. und 16. Jh. nur wenige Menschen gegeben habe, die zweisprachig waren, und daß es eine Besonderheit war, wenn Westeuropäer Russisch sprachen und es auch schreiben konnten. Hansische Kaufleute schickten ihre Söhne zum Russischlernen nach Novgorod, wenn sie an langfristigen Handelskontakten interessiert waren. Als 1494 das Kontor geschlossen wurde, wurden elf Sprachschüler aus dem hansischen Raum festgenommen. Diese Anzahl an Schülern zeige, welche Bedeutung die Kaufleute dem Spracherwerb beimaßen. Darüber hinaus versuchten die Hansen bereits seit Beginn des 15. Jh.s ihr Monopolwissen gegenüber der wachsenden holländischen Konkurrenz zu bewahren, indem sie holländischen Kaufleuten verboten, Estnisch und Russisch zu lernen. – *Harald Witthöft*, Der Smolensker Vertrag und die Überlieferung von Waage und Gewicht aus dem Novgoroder und dem Düna-Handelsraum (177–209), ermittelte, daß die hansischen Kaufleute bis zur zweiten Hälfte des 13. Jh.s in Novgorod – und zeitgleich in Brügge – durchgesetzt hatten, nach deutschem Brauch mit Schallwaagen und Schallgewichten wägen, kaufen und verkaufen zu dürfen. Entlang den Handelsrouten setzten die hansischen Kaufleute ihr Gewicht (Liespfund) im Etappenhandel durch. Das änderte sich mit dem Vordringen der holländischen Konkurrenz. Da wurde das hansische durch das holländische Troypfund verdrängt. Mit dieser Entwicklung mehrten sich die Klagen über Unregelmäßigkeiten und Manipulationen und auch die Bemühungen der Hansetage um ein einheitliches Maß und Gewicht. In der Regel hatten die Kaufleute nicht versucht zu betrügen, aber im Kontakt mit neuen Märkten und nichthansischen Schiffen gelangten neue Verpackungsgewohnheiten und andere rechnerische Größen in den Handel und breiteten sich aus. – *Anna Leonidovna Choroškevic*, Der Kredit im Hansehandel mit Pleskau nach den Materialien des Gesprächs- und Wörterbuches von Tönnies Fonne (211–226), analysiert die Kreditoperationen zwischen hansischen und russischen Kaufleuten mittelst der im Wörterbuch festgehaltenen Redewendungen und Sätze. Die darin beschriebenen Geschäfte gehen über das bislang durch juristische und diplomatische Quellen Bekannte hinaus. Eine große Wissenslücke wird kleiner. Entgegen der bisherigen Annahme der Kreditfeindlichkeit im Rußlandhandel waren Kreditgeschäfte im 14. Jh. im Pleskauer Binnenhandel durchaus üblich und wurden auch in den folgenden Jh.en weiter entwickelt. Vermutlich, so Ch., ähnelten sich sogar Art und Form der Dokumente, die die Hansen europaweit im Kreditgeschäft gebrauchten. – *Walter Stark*, Über marktbezogenen Warenver-

kehr und Handelsgewinne im hansischen Rußlandhandel (227–236), stellt anhand der Kaufmannsbücher der Familie Veckinchusen fest, daß im Rußlandhandel bei ausgeglichener Konjunktur und vorsichtigem Taktieren in Krisenzeiten jährliche Gewinne von 12–15 Prozent, in guten Jahren bis zu 20 Prozent möglich gewesen waren. Damit brauche der Handelszweig den Vergleich mit anderen hansischen Routen oder mit dem süddeutschen Raum nicht zu scheuen. Aber „überhöhte Extraprofite“ in der Art eines Kolonialhandels waren ausgeschlossen. – Den Tagungsband beschließen ein Bericht über die archäologische Exkursion (241f.) und eine Liste der Tagungsteilnehmer (243–246).
München Meyer-Stoll

Stephanie Irrgang, Peregrinatio academica. Wanderungen und Karrieren von Gelehrten der Universitäten Rostock, Greifswald, Trier und Mainz im 15. Jahrhundert. Stuttgart: Steiner 2002 (Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald 4). 310 S. – Die von Knut Schulz betreute Dissertation wurde im Wintersemester 2001/02 vom Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaft der Freien Universität Berlin angenommen. Sie steht in der Tradition der vor allem von Peter Moraw Mitte der 70er Jahre angeregten problem- und strukturorientierten Sozialgeschichte der deutschen Universität, die die Universität nicht mehr als weitgehend losgelöst von ihrem sozialgeschichtlichen Umfeld betrachtet, sondern gleichsam als „Seismographen sozialer Bedingungen – als Ort sozialer Beziehungen von Ungleichen“ – untersucht. Näherhin hat sie Anregungen durch die methodischen Ansätze der bahnbrechenden prosopographischen Arbeiten Rainer Christoph Schwinges' zu den deutschen Universitätsbesuchern des Mittelalters sowie verschiedene in derselben Tradition stehende vergleichende Fallstudien erfahren. Schwinges hat die mittelalterliche Universitätsgeschichte wohl endgültig von dem klischeebehafteten Mythos des fahrenden Scholaren, seines idealistischen *amor sciendi*, seiner besonderen sozialen Mobilität und akademischen Freiräume befreit. Ihm sind zahlreiche Studien, die anhand seiner Kriterien, das Verhältnis von sozialem Status und Studium sowie Studium und Karriere untersuchten, gefolgt. Danach wechselten im Mittelalter tatsächlich nur 10–20 % der Universitätsbesucher den Studienort, mehrfach sogar keine 5 %.- Methodisch Neues leistet die jetzt vorgelegte Untersuchung durch ihren komparatistischen Ansatz, der im Vergleich zweier unterschiedlicher ‚Bildungslandschaften‘ und anhand überschaubarer Personengruppen der Frage nach der Vernetzung von Universität, Studium und Gesellschaft näher zu kommen sucht. Das Korpus der prosopographischen Analyse bilden 95 Biographien der „akademischen Führungselite“, die in einem prosopographischen Anhang als Biogramme wiedergegeben werden. Die Wahl des Personenkorpus ergibt sich zweifellos aus der Quellenlage. I. will bewußt keine neue statistische Erhebung auf der Grundlage der Universitätsmatrikel über Mobilitätsfrequenzen, Zielorte und Rekrutierungsräume vorlegen. Sie interessieren vielmehr die inhaltlichen Bezüge, die „Motive und Voraussetzungen für individuelle Entscheidungen zur Migration“. Untersucht werden die Einzugsgebiete der Universitäten, die Wahl und die Häufigkeit des Wechsels der Studienorte, soziale Herkunft, Familie, Pfründenversorgung sowie Gruppenbildungen und Klientelverflechtungen der ausgewählten Personen, eingebettet in das politische und geistesgeschichtliche Umfeld der Hochschulen. Die Benutzung der Universitätsmatrikel reichte hierfür freilich nicht mehr aus, machte vielmehr umfangreiche und intensive Quellenrecherchen notwendig. Da für den Untersuchungszeitraum Selbstzeugnisse

nur in einem Fall vorlagen, mußten über die Sichtung der Universitätsarchive hinaus private Urkunden, Stadt- und Rentenbücher, Häuserregister, Memorabilienbücher, der private Buchbesitz etc. durchforstet werden. Das Quellenverzeichnis führt 20 besuchte Archive und Bibliotheken auf. Auch die Auswahl der vier Hochschulen ist zu begrüßen, da bisher kaum Forschungen zu ihrer Sozialgeschichte vorliegen. – Das Ergebnis hat den Aufwand wett gemacht und – gerade für Lübeck – Bemerkenswertes zu Tage gefordert. Rez. will sich hier auf die Ergebnisse zu den beiden Ostseeuniversitäten konzentrieren. Als wichtigstes Ergebnis ist festzuhalten, daß die untersuchte Rostock-Greifswalder Personengruppe trotz reger, wenn auch verhältnismäßig kleinräumiger Wandertätigkeit (Prag, Erfurt, Leipzig) nie den Kontakt zum Hanseraum verlor. Der hansische Universitätsbesucher entstammte in der Regel dem vermögenden Bürgertum. Er war in seiner Heimat einerseits über Kirchenpfründen, andererseits über Stiftungen sowie Renten aus Grundstücken und Dörfern im Umland finanziell abgesichert. Entscheidender noch für die enge Bindung an den heimatlichen Raum dürfte jedoch eine „gewisse hansische Exklusivität, eine Abgeschlossenheit“, gewesen sein, die es für die hansische Funktionselite in besonderer Weise erforderlich machte, der heimatlichen Klientel verhaftet zu bleiben. Auch in der Vielzahl privater Stiftungen kommt die heimatliche Bindung der hansischen Gelehrten zum Ausdruck. Nach Meinung der Autorin wird in diesem Zusammenhang die zentrale Funktion Lübeck bisher unterbewertet. Lübeck habe – wie etwa die Karriere von Dietrich Sukow zeigt – „wie eine Kontrollinstanz für die hansischen Gelehrten, ein Seismograph ihrer Karrieren“ gewirkt. Als Haupt der Hanse hatte Lübeck von Anfang an ein besonderes Interesse an hansischen Universitäten. Die beiden Hochschulen dienten mit einer den hansischen Bedürfnissen entgegenkommenden Ausbildung der Deckung des hansischen Bedarfs an Spitzenkräften in Verwaltung und Politik. Daß sie auch zur Verbreitung der lübischen Kanzleisprache und damit zur sprachlichen Vereinheitlichung im Hanseraum beitrugen, ist bekannt. Dem durch Stichproben und Zeitreihenanalysen gewonnenen Urteil („Pauschalurteil“), nur ein geringer Teil der Universitätsbesucher habe die Möglichkeit der *peregrinatio academica* ergriffen, hält I. die Ergebnisse ihrer Untersuchung der akademischen Funktionselite entgegen. Hier war die *peregrinatio academica* nicht die Ausnahme, sondern allgemein üblich. In jedem Fall wirkte sich der Hochschulwechsel karrierefördernd aus. Am Ende beschreibt I. die *peregrinatio academica* daher kurz und prägnant als „ein pfründenfundiertes, klientelgetragenes, statusbedingtes, kleinräumiges und durch gemeinsame geistige Interessen motiviertes Bewegungsmuster“.

Wurm

Harald Haarmann, *Geschichte der Schrift*. München: C.H. Beck 2002, 128 S., 25 Abb.- Die Sensation, die das Buch in sich birgt, kommt gleich zu Anfang: Nach bisherigem Schulwissen entstammen die ersten Schriftzeugnisse mit der Keilschrift dem Zweistromland. Durch Neudatierung archäologischer Funde der sogenannten Donauzivilisation sind seit kurzem allerdings die Anfänge der Schrift in der Zeit um 5300 v. Chr. in Südosteuropa zu suchen (8 f., vgl. R. Rudgley, *Lost civilisations of the Stone Age*. London, Sydney 1998). Es handelte sich dort um eine egalitär aufgebaute Gemeinschaft, die Ackerbau betrieb und urbane Großsiedlungen kannte. Infolge Erwärmung des Klimas nach dem Ende der letzten Eiszeit waren riesige Massen von Schmelzwasser in die südrussische Ebene geströmt und hatten die dort siedelnden

Menschen zur fluchtartigen Abwanderung in die Gegenden an der unteren Donau veranlaßt (17 ff.). – Schrift bietet eine Möglichkeit, Leben menschlicher Gemeinschaften zu organisieren. Schriftlose Kulturen sind nicht „primitiv“, sondern benutzen lediglich andere Verständigungsmittel, z.B. mündliche Erzählungen oder visuelle Symbole, die noch keinen Schriftcharakter besitzen. Ein eindrucksvolles Beispiel für die Verständigung zwischen Menschen mit Schriftkultur und Menschen mit Gebrauch visueller Symbole stellt der Vertrag von William Penn mit den Delaware-Indianern über Landerwerb der Weißen aus dem Jahr 1682 dar (12 ff. mit Abb. 1): Penn ließ den Vertrag handschriftlich aufsetzen und besiegeln, nicht jedoch ohne in der Kopfzeile das Ereignis ebenfalls in einem gemäldeartigen Bild festzuhalten. Die Indianer wählten drei Gürtel mit eingewebten Mustern (sog. wampum) als Darstellungsart. – Schrift wurde in der Antike fast ausschließlich von Eliten verwendet und diente nicht der Verbesserung des Informationsflusses für alle Mitglieder eines Gemeinwesens. Eine starke Bedeutung besaß auch der religiös-kultische Bereich, vor allem in den altorientalischen Reichen. Die von den Sumerern erfundene Keilschrift ist eine Silbenschrift und wurde auch für die Darstellung anderer Sprachen verwendet. Schrift vermittelte in der Alten, der Neuen Welt und auch in China zunächst Inhalte, d.h. Begriffe, nicht so sehr Wiedergabe von gesprochener Sprache. Allerdings werden auf der ganzen Welt nach anfänglicher Verwendung logographischer zunehmend phonetische Zeichen verwendet (44), was zur Abstraktion des Denkens beigetragen hat. Totale Entsprechungen von Laut zu Schrift sind Ausnahmen. – Die lautliche Umsetzung von Sprache in Schrift erfolgte durch Alphabetisierung, ein Prozeß, den die Keilschrift z.B. im Ugaritischen im 15. Jahrhundert v. Chr. erlebte. Eine wichtige Basis für die Entwicklung der Schriftgeschichte bot die freiwillige Adaption und Variation des Phönizischen mit seiner Alphabetschrift durch viele Völker des Mittelmeergebiets, z.B. der Römer und Griechen (vgl. Abb. 21 S. 88 f.). Das Lateinische und das Kyrillische sind Alphabetschriften, die den unterschiedlichen Lautreichtum der von ihnen dargestellten Sprachen verschieden berücksichtigen. Dank einer Menge diakritischer Zeichen hat sich das lateinische Alphabet „in der Moderne als äußerst flexibles System bewährt“, das sogar in der Lage ist, „eine Tonsprache wie das Vietnamesische ... zu schreiben“ (109). Wie groß hierbei der politische und wirtschaftliche Einfluß der die Schriften transportierenden Völker und Staaten in der jüngsten Zeit gewesen ist, kann zwischen den Zeilen manchmal nur erahnt werden (109, 112) und gehört auch nicht ernsthaft zum Thema des vorgestellten Sachbuchs. Beispielhaft für Einflußnahmen moderner Staatlichkeit werden die Alphabetisierungskampagnen innerhalb der viele Völker und Sprachen vereinigenden Sowjetunion und Indiens auf der Basis herkömmlicher Schriften dargestellt. Eine Sonderentwicklung bietet das Afrika-Alphabet, das zur „Verschriftung afrikanischer Sprachen“ verwendet wird (112 f.). – Im Kapitel über Schreibtechniken und Schriftträger (57-74) wird vielleicht am ehesten archaisches Grundwissen berührt, da die meisten Dokumente in Archiven des westlichen Kulturkreises aus den Beschreibstoffen Papier (67-70) und Pergament (65 f.) bestehen, während modernste Verwaltungsvorgänge zunehmend auf digitalisierten Datenträgern (71 f.) hergestellt und zukünftig wohl auch archiviert werden dürften. Mit einem dankbaren Nicken würdigt der rezensierende Archivar, daß die Beständigkeit elektronischer Datenspeicherung als „Problem“ formuliert wird, was im Widerspruch zur immensen Zunahme elektronisch verfügbarer Daten im Alltag überhaupt steht (70 f.). Mit dem Hinweis auf ein anderes Paradoxon

schließt das Buch, das komplexe Zusammenhänge sehr komprimiert, aber dennoch anschaulich wiederzugeben vermag: Während infolge des Buchdrucks im 16. Jahrhundert und infolge der Errichtung des allgemeinen Schulwesens im 18. Jahrhundert größere Kreise der Bevölkerung des Lesens und Schreibens teilhaftig wurden, fördert „die digitale Schriftlichkeit (und speziell das Internet) ... nicht unbedingt die Verbreitung der Schriftlichkeit, sondern macht lediglich eine spezialisierte Informationstechnologie für diejenigen nutzbar, die ohnehin im Milieu der traditionellen Schriftlichkeit leben“ (125). Eine traurige Bilanz für Europa, das – nach neuester Erkenntnis – einmal den Anfang im Gebrauch des kommunikativen Mediums Schrift lieferte? Aber viele Dinge haben ja bekanntlich (mindestens) zwei Seiten. Simon

Lübeck

Archiv der Bergenfahrerkompanie zu Lübeck und des Hansischen Kontors zu Bergen in Norwegen von (1278) bzw. 1314 bis 1853. Bearb. von Georg Asmussen, Ulrich Simon und Otto Wiehmann (Archiv der Hansestadt Lübeck, Findbücher 9), Lübeck: Schmidt-Römhild 2002, 424 S. – Es ist schon bewundernswert, in welcher raschen Folge es dem Archiv der Hansestadt seit der Rückführung der Altbestände aus der DDR und der UdSSR gelungen ist, neben der Erarbeitung einer ausführlichen Beständeübersicht immer wieder auch umfangreiche Findbücher zu zentralen Archivbeständen der Öffentlichkeit vorzulegen. Nun sogar zu dem gewaltigen Bestand der Bergenfahrerkompanie (15,6 lfm), einem der schwierigsten Bestände des Stadtarchivs, entbehrt er doch als ein von Privatleuten organisiertes Archiv der konsequenteren Systematik behördlicher Archive und ist er – und das macht die besondere Schwierigkeit aus – doch zur gleichen Zeit an zwei Orten, in Lübeck und im Bergener Kontor, entstanden. Die saubere Trennung der Provenienzen war daher auch nicht immer möglich. Darüber hinaus hatte der Bestand im Gegensatz zu anderen Altbeständen vor der kriegsbedingten Auslagerung keine archivische Erschließung erfahren. Durch die Auslagerung im Kalibergwerk in Bernburg (Sachsen-Anhalt) ging zudem die Ordnung von 1887 teilweise verloren, erlitten Teile des Bestandes Wasserschäden, in Einzelfällen sogar die vollständige Zerstörung oder wurden Akten mit anderen Beständen vermengt, in denen sie erst mühselig ermittelt werden mußten. Alles in allem machte der beschriebene Ordnungszustand es so nicht selten notwendig, bei der Verzeichnung bis auf die Einzelblattenebene hinabzugehen. – Die Bearbeiter haben den Inhalt des Bestandes unterteilt in Aufgaben des Bergenfahrerkollegiums für die Kompanie (Kap. 1-2) und bürgerschaftliche Aufgaben (Kap. 8). Die Überlieferung zu den Aufgaben für die Kompanie wurde trotz der schwierigen Unterscheidung der lokalen Provenienzen noch einmal getrennt in Unterlagen, die in Lübeck (Kap. 1), und solche, die in Bergen (Kap. 2) entstanden. Weitere Gliederungspunkte betreffen Angelegenheiten, die entweder für die Bergenfahrer insgesamt von Bedeutung waren (Kap. 3: „Privilegien, Erlasse, Verordnungen, Befehle und Verträge“, 4: „Verhandlungen und [auswärtige] Beziehungen“, 5: „Rezesse“) oder die sich weder Lübeck noch Bergen ausschließlich zuordnen ließen (Kap. 6: „Streitfälle“ sowie 7: „Schadensfälle durch Seeraub und Strandungen“). Neben den Protokollreihen, den Akten der Finanzverwaltung und Aufzeichnungen über Mitglieder und Funktionsträger haben zahlreiche von den Angelegenheiten der Kompanie unabhängige, private Geschäftsunterlagen Eingang in den Bestand gefunden. – Dem Ak-

tenteil vorangestellt sind ein Vorwort der Leiterin des Archivs der Hansestadt Lübeck Antjekathrin Graßmann und eine ausführliche Einleitung von Georg Asmussen mit hilfreichen Erläuterungen zum Bestandsbildner, zur Bestandsgeschichte und zu seiner Benutzung. Ergänzt wird die Einleitung durch eine Überarbeitung der Liste der Ältereute von Friedrich Bruns, Listen der Kontorprediger sowie Literaturhinweise. Die Einleitung leidet jedoch etwas darunter, daß sie sich weitgehend auf den von Asmussen verzeichneten Teil des Bestandes beschränkt. So wird die Klassifikation mit nur zwei Sätzen abgehandelt (27). Wünschenswerte Hinweise zu den von Otto Wiehmann verzeichneten Akten über die bürgerschaftlichen Aufgaben der Kompanie, etwa zu dem vom Rest des Bestandes abweichenden Ordnungssystem (alphabetisch nach Sachgruppen), sucht man vergebens. – Ansonsten wirkt sich der Umstand, daß der Bestand von verschiedenen Händen verzeichnet wurde, nur in der uneinheitlichen Verwendung von Quellentermini und von Enthält- und Darin-Vermerken sowie bei der Auswahl der Sachbegriffe für den Index aus, – dort allerdings derart, daß ein vollständiger Verzicht dem vorgelegten Sachindex fast vorzuziehen gewesen wäre. Zumindest hätte zur Vermeidung von Mißverständnissen in der Vorbemerkung zum Index auf die unsystematische Indizierung und unvollständige Erfassung der Sachbetreffende hingewiesen werden müssen. Unverständlich ist der Hinweis in der Vorbemerkung, der Index sei nach phonetischen Gesichtspunkten geordnet. Tatsächlich ist er nicht nach dem Laut-, sondern nach dem Buchstabenwert sortiert. Eher den persönlichen Verzeichnungsgrundsätzen des Rezensenten geschuldet sind die wenigen kritischen Anmerkungen zur Titelbildung. Hier hätte sich der Rezensent vor allem eine vorsichtigerere Verwendung des leicht zu Mißverständnissen führenden „Enthält u.a.“-Vermerks gewünscht. Unschöne Dopplungen wie „Protollkonzept für die Versammlungen [...] Enthält: Konzepte für Versammlungsprotokolle [...]“ hätten durch die Verwendung von „Enthält auch“-Vermerken vermieden werden können. Im übrigen muß es wohl richtig heißen: „Konzept(e) von ...“ (29-33). Quellentermini sollten nur in Anführungszeichen gesetzt werden, wenn ihr Inhalt nicht geklärt ist. Auch sollten heute unverständliche und fremdsprachliche Begriffe, so eine gesicherte moderne deutsche Bezeichnung dafür vorliegt, durch diese ersetzt oder zumindest ergänzt werden, zumal, wenn die Schreibweise nicht einmal mehr der aktuellen fremdsprachlichen entspricht (z. B. „Falissement“ für frz. faillite und dt. Konkurs, 194). – Findbücher von Berufskollegen zu kritisieren, fällt einem Archivar freilich nicht besonders schwer. Er erkennt zugleich aber auch, welch enorme Leistung mit der Erschließung eines so umfangreichen und schwierigen Bestandes in relativ kurzer Zeit verbunden ist, insbesondere wenn die Arbeiten zu einem großen Teil neben den täglichen Dienstgeschäften geleistet wurden. Die Verzeichnung ist von außerordentlicher Tiefe und Gründlichkeit. Die Titel sind ausführlich, ohne unübersichtlich zu werden; Einzelschreiben wurden häufig sogar mit dem Tagesdatum verzeichnet. Die Klassifikation erfaßt die Fülle des ausgebreiteten Quellenmaterials systematisch und übersichtlich und macht schon von daher einen Sachindex weitgehend überflüssig. – Die herausragende Bedeutung, die der Erschließung des Bestandes für die Wirtschaftsgeschichte Lübecks und der Hanse zukommt, muß hier nicht eigens betont werden. Sie liegt auch im besonderen Interesse der norwegischen Geschichte, da das Archiv der Stadt Bergen 1702 einem Brand zum Opfer fiel. – Das vorgelegte Findbuch vermittelt aufgrund der gründlichen und tiefgehenden Erschließung auch ohne Aktenstudium bereits einen lebendigen Eindruck von der Bedeu-

tung und dem Wirken der Lübecker Bergenfahrerkompanie. Zudem laden die ansprechende Gestaltung und der erschwingliche Kaufpreis (eine wichtige Tugend für ein Findbuch) Forscher und interessierte Laien zum Lesen und „Stöbern“ ein. Wurm

Der Wagen. Lübecker Beiträge zur Kultur und Gesellschaft, hrsg. von Alken Bruns, Lübeck: Hansisches Verlagskontor 2002, 282 S., 166 Abb. – Mehr als drei Jahrzehnte und 19 Ausgaben lang lag die Herausgeberschaft des „Wagens“ in den Händen von Rolf Saltzwedel, der mit großem Engagement und Geschick den Leser stets durch eine gelungene Mischung der Beiträge aus Unterhaltung und Wissenswertem zu erfreuen wußte. Mit der Ausgabe des Jahres 2002 ist die Stafette nun an Alken Bruns weitergegeben worden, der schon bisher erfolgreich redaktionell den umfangreichen lübeckischen Teil des Biographischen Lexikons für Schleswig-Holstein und Lübeck betreut hat. Dieser Wechsel hat seinen Niederschlag zunächst in einigen Äußerlichkeiten gefunden. So ist der Untertitel, der den „Wagen“ seit 1927 als „Ein Lübeckisches Jahrbuch“ auswies, in „Lübecker Beiträge zur Kultur und Gesellschaft“ geändert und konkretisiert worden. Im Layout fällt zudem die neue Einteilung der Seiten in zwei Spalten sofort ins Auge, die sich den modernen Lesegewohnheiten anpaßt und auch die reinen Textseiten optisch angenehm auflockert. Erst auf den zweiten Blick erschließt sich dagegen die vermehrte Verwendung von Farbabbildungen, wenn nahezu alle farbigen Vorlagen auch farbig gedruckt werden und so zahlreiche Beiträge eindrucksvoll illustrieren. Schließlich ist der Hrsg. dankenswerterweise wieder zu dem bewährten Halbformat zwischen DIN A5 und DIN A4 zurückgekehrt, nachdem die Ausgabe 2000 – wohl aus finanziellen Gründen – im kleineren Format DIN A5 erschienen war und somit als „Ausreißer“ im Bücherregal erkennbar bleiben wird. Unverändert geblieben ist dagegen auch unter dem neuen Hrsg. die gewohnte thematische Bandbreite der im vorliegenden Fall 16 Beiträge, wobei – was den Historiker freut und eine Rezension in dieser Zeitschrift geradezu gebietet – ein Schwerpunkt im Bereich der Geschichte festzustellen ist. – Jan Zimmermann, jüngst einem auch breiteren Publikum durch einen vergleichenden Bildband zur Vergangenheit und Gegenwart Lübecks bekannt geworden, beschäftigt sich in seinem Aufsatz „Es ist einer Stadt eine Zierde, wenn allerley Künste und handwercke darinne geübet werden“ (229-254) mit dem Barockmaler Michael Conrad Hirt, der zwischen 1637/38 und 1646 in Lübeck wirkte, und kann dabei biographische Mißverständnisse aufklären und zahlreiche Gemäldezuweisungen vornehmen. Der Geschlechtergeschichte und speziell dem Problem der Vergewaltigung sowie der rechtlich-moralischen Stellung der Frau gegenüber dem Mann geht Sylvina Zander in ihrem Beitrag „Die Schooner ist Schuld!“ (221-228) exemplarisch an einem Notzuchtprozeß in Lübeck aus dem Jahre 1828 nach. Theodor Storms Bildungserlebnis in Lübeck, d.h. sein Besuch auf dem Katharineum in den Jahren 1835 bis 1837 sowie die geistigen Einflüsse durch Lehrer, Mitschüler und das kulturelle Umfeld der Stadt, beleuchtet Walter W. Zimorski mit „Die Tore einer neuen Welt“ (255-272). Einen Teilaspekt dieses geistig-kulturellen Lebens behandelt dann Manfred Eickhölter in seiner Abhandlung „Goethe in der ‚Grünen Stube‘“ (53-79), in dem er anhand von 476 Nachlaßverzeichnissen der Klassikerlektüre oder, wie von E. richtig bemerkt, eher dem Besitz von Werken der klassischen Literatur in Lübeck von 1800 bis 1860 nachgeht; während sich relativ häufig einzelne Bücher oder kleine Sammlungen finden, gab es in jenen 60 Jahren nur 29 nachzuweisende Privathaushaltungen mit mehr als 50

Büchern; zwei kleine Irrtümer sind nebenbei zu korrigieren: die erste Karte des Gebietes vor dem Burgfeld von 1668 stammt von Simon Schneider, nicht von Simon Schmid (54), und Johann Friedrich Hach wurde 1769 geboren, nicht 1759 (74). Mit den Aufenthalten des preußischen Königs Wilhelm I. im Jahre 1868 und des deutschen Kaisers Wilhelm II. im Jahre 1891 in Lübeck beschäftigt sich *Antjekathrin Graßmann* in „Hoher und höchster Besuch in Lübeck“ (111-125) und vermittelt dabei neben heute kurios wirkenden Details ein lebendiges Bild lübeckischen Selbstverständnisses in einem sich verändernden politisch-staatsrechtlichen Umfeld. Auf der Basis zahlreicher und weit verstreuter Quellen zeichnet *Gerhard Ahrens* in „Eine böslliche Verlasserin ihres Ehemannes“ (8-26) die wahre Geschichte von Tony Buddenbrook und Bendix Grünlich nach und revidiert das in der literaturgeschichtlichen Forschung verbreitete Urteil über Elisabeth Mann und Ernst Elfeld, die Tante von Thomas Mann und deren ersten Ehemann, die dem Schriftsteller als Vorlage für zwei der berühmtesten Figuren in seinem Hauptwerk dienten; beider Ehepartner Lebensweg, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen zueinander werden rekonstruiert, so daß ein anschauliches Lebensbild entsteht. Etwas schemenhaft bleibt dagegen die Person von Wilhelm Bousset, einem aus Lübeck gebürtigen kulturprotestantischen Theologen im deutschen Kaiserreich, dessen religiös-sozialen Anschauungen *Angelika* und *Jendris Alwast* in ihrem Aufsatz (27-52) in erster Linie aus seinen Schriften zu rekonstruieren suchen. Einer im Bewußtsein der Öffentlichkeit wenig präsenten Parkanlage, dem Eschenburgpark, wendet sich *Michael Gehrke* in seinem Beitrag zu (97-110), wobei er die Geschichte der Anlage, ihre Besitzverhältnisse und gartenarchitektonische Gestaltung im Laufe zweier Jahrhunderte eingängig nachzeichnet und berechtigterweise den heute durch die sogenannte „ökologische“ Pflege bedingten verwilderten Zustand der Anlage beklagt, wodurch ein kulturgeschichtlich bedeutsames Denkmal des 19. Jh.s wahrscheinlich für immer zerstört worden ist. *Ortwin Pelc* lenkt mit seiner Studie die Aufmerksamkeit auf die Reste eines Denkmals für Carl Hans Lody an der Außenseite des Burgtors (132-138), das dort im Jahre 1934 im Zuge nationalsozialistischen Heldenverehrung angebracht und nach 1945 nur teilweise demontiert wurde; P. demaskiert dabei die Geschichtsklitterung der Nazis in Bezug auf die Person Lody und ihren inhaltsleeren Heroenkult. – Wie bereits in früheren Ausgaben des Wagen, so findet auch in der Ausgabe 2002 die Stadtbibliothek Lübeck die ihr gebührende Beachtung. *Robert Schweitzer* präsentiert vier fast skurril zu nennende Fundstücke aus der Bibliotheksgeschichte des 19. und 20. Jh.s in seiner „Bibliotheksgeschichtlichen Flaschenpost“ (199-212), in der er dem Leser Einblicke in fachliche und bis ins Private reichende Meinungsverschiedenheiten von Bibliothekaren und ihren Direktoren gewährt. Über die Restaurierung des „Scharbauseals“ und benachbarter Räume in den Jahren 1994 bis 2002 berichtet *Jörg Fligge* (80-96); neben dem eigentlichen Umbau mit Installierung einer neuen Heizung, Restaurierung der historischen Regalanlagen sowie der Sicherung der entdeckten Decken- und Wandmalerei, führten die Arbeiten auch zu neuen Erkenntnissen über die Zweckbestimmung der einzelnen Räume, so daß heute der alte „Scharbauseal“ als „Bibliotheksgründungssaal“ von 1616/22 anzusprechen ist und der alte „Konsistorialsaal“ nun als „Scharbauseal“. – Denkmalpflegerische Fragen regten *Martin Thoenes* zu seinem „Nachdenken über Lübecks Altstadt“ (213-220) an, wobei er insbesondere auf die drohende „Charakterstörung“ der „Stadt-Person“ Lübeck aufmerksam macht. – Bildenden Künstlern aus Lübeck widmen sich drei Beiträge:

Henning Repetzky untersucht die Bedeutung der „Marienkirche im Werk von Ernst Klahn“ (139-156), *Helmut Schumacher* erinnert im „Beziehungszauber“ an den 2001 verstorbenen Maler Horst Skodlerrak (157-198) und *Brigitte Heise* berichtet über „Neue Entwicklungen im künstlerischen Werk Peter Kleinschmidts“ (126-131). Schließlich läßt *Günter Zschacke* noch einmal „Drei Jahre Theater ohne Theater“, in denen das Haus in der Beckergrube saniert wurde, Revue passieren (273-280). – Alken Bruns kann zum gelungenen Auftakt seiner Herausgeberschaft nur gratuliert und für die künftigen Ausgaben eine ebenso glückliche Hand gewünscht werden. Hundt

Heiden und Christen. Slawenmission im Mittelalter, mit Beiträgen von Karl Heinz Brandt u.a., hrsg. von Manfred Gläser, Hans-Joachim Hahn und Ingrid Weibezahn (Ausstellungen zur Archäologie in Lübeck 5). Lübeck: Schmidt-Römhild 2002. 152 S., zahlr. Abb. – Vorliegender Katalog erschien anlässlich der gleichnamigen Ausstellung, welche im Jahr 2002 im Dom-Museum Bremen, im Wallmuseum Oldenburg/Holstein und im Kulturforum Burgkloster Lübeck gezeigt wurde. Wie im Vorwort erwähnt, ging die Initiative für diese Ausstellung zunächst vom Bremer Dom-Museum aus, welches mit umfangreichen Funden aus Ausgrabungen im Chorbereich des Bremer Doms eingerichtet ist. Die Idee einer Ausstellungsreihe über die ehemaligen Bistümer des Erzbistums Bremen-Hamburg führte zu Kontakten zu den einstigen Bistumssitzen Oldenburg und Lübeck bis hin zum Erarbeiten einer gemeinsamen Wanderausstellung, deren Grundlage die Funde der Ausgrabungen in Bremen, Oldenburg und Alt Lübeck sein sollten. – Der Ausstellungskatalog gliedert sich in zwei Teile, der erste berichtet in Aufsätzen verschiedener Autoren über Hintergründe der Slawenmission, die Bedeutung des Erzbistums Hamburg-Bremen dabei, über Bauten und Brauchtümer der Slawen sowie über die durchgeführten Ausgrabungsarbeiten. *Karl Heinz Brandt* schildert in seinem Artikel die Ausgrabungen im Bremer St. Petri-Dom. Die Grabungen Mitte der 1970er Jahre waren ursprünglich die Nebenerscheinung einer umfangreichen Restaurierung des Doms. Die Baugeschichte nur skizzierend, informiert der Aufsatz ausführlich über die Grablegen der Bischöfe und Erzbischöfe des Frühen Mittelalters bis in die Frühe Neuzeit sowie über die herausragenden Grabbeigaben, wie die Krümmen von Bischofsstäben, Kelche, Patenen und Fingerringe. Starigard/Oldenburg, einst bedeutender Herrschersitz der wagrischen Fürsten, steht im Mittelpunkt des Aufsatzes von *Ingo Gabriel*. Die Wagrier, ein Teilstamm der Abodriten, hatten hier ihre „große Landesburg“ errichtet. Das älteste Befestigungswerk von Oldenburg, während der zweiten Hälfte des 7. Jh.s entstanden, ist als Ringwall von 140 m Durchmesser ausgebildet. Die historische Bebauung des Fürstenhofes wird anhand von Skizzen und Abbildungen veranschaulicht. *Mieczyslaw Grabowski* behandelt in seinem Beitrag die 150jährige Grabungsgeschichte von Alt Lübeck. Die Burganlage von Alt Lübeck spielte gerade bei der Christianisierung der Slawen im 11. und 12. Jh. sowie als zeitweiliger Hauptort der Obotriten eine nicht unbedeutende Rolle. Schon bei der ersten durch den Verein für lübeckische Geschichte und Altertumskunde geförderten Grabung 1852 wurde eine Kirche aus Stein entdeckt. 1856 beschloss der Lübecker Senat, das Areal aus der landwirtschaftlichen Nutzung herauszunehmen, und so folgten 1882 weitere Ausgrabungen. Während der langjährigen Ausgrabungsgeschichte konnten die Hauptzüge der Entwicklung des Siedlungskomplexes Alt Lübeck und seine Gliederung deutlich werden sowie drei Siedlungsperioden herauskristallisiert werden, wie im Aufsatz

plastisch dargelegt. *Ingrid Weibezahn* führt in ihrer Arbeit die Bedeutung des Erzbistums Hamburg-Bremen und seinen Missionsauftrag im Norden Europas aus. Im Jahr 787 wurde das Bistum Bremen gegründet. Ausführlich werden die missionarischen Aufgaben der Bischöfe und Erzbischöfe illustriert, insbesondere des in Skandinavien als Heiligen verehrten Erzbischofs Ansgar, welcher sich mit seinen Kirchengründungen fern der eigenen Diözese als einer der bedeutendsten mittelalterlichen Missionare erwies. Die Slawenmission in den schriftlichen Quellen untersucht *Manfred Gläser*. Neben den Annalen und Chroniken können Viten Überlieferer der Missionsgeschichte sein. Besonders ergiebig erwiesen sich Widukinds Sachsen Geschichte, die Überlieferung des deutschen Geschichtsschreibers Thietmar von Merseburg, die Berichte des Chronisten Adam von Bremen sowie die um 1170 entstandene Chronik des Helmold von Bosau. Letzter pflegte den intensivsten Kontakt zu den Slawen, in den Jahren seiner Niederschrift lebte er in ihrem Land. Den Hauptorten und Bistümern des Slawenlandes widmet sich die Abhandlung von *Torsten Kempke*. Der Autor streift die Anfänge des slawischen Burgenwesens bis zum 8. Jh., befasst sich mit den ottonischen Bistumsgründungen im Osten, zieht Vergleiche zwischen den Burgen Oldenburg und Alt Lübeck. *Doris Mührenberg* entführt uns in ihrem Beitrag in die Welt der slawischen Kulturlandungen und Bräuche, deren schriftliche Überlieferung, wie sie eingangs erwähnt, durch christliche Moralvorstellungen geprägt und gewertet ist. Im einzelnen beleuchtet sie u.a. Bestattungsriten, die slawischen Götter und ihre Kultbilder (Götterstatuen). Auch Orte der Kulturlandungen und Kultgegenstände werden beschrieben, so dass ein eindrucksvolles Bild der slawischen Kultur und Lebensweise gezeichnet wird. – Die leicht fasslichen einzelnen Beiträge, durch farbige Abbildungen wirkungsvoll illustriert, weisen jeweils am Ende die Literaturangaben auf. Die Wahl der Abfolge der Aufsätze des ersten Teils kann nicht nachvollzogen werden. – Der zweite Teil, ein Katalog der Exponate, stellt selbige ausführlich und, wie immer in den Veröffentlichungen des Bereiches Archäologie, meisterlich fotografiert vor. Mit dieser Schrift ist eine weitere gelungene Publikation in der Reihe „Ausstellungen zur Archäologie in Lübeck“ entstanden. Letz

Svenskt Diplomatarium (Diplomatarium Suecanum) hrsg. vom Riksarkivet, Bd. 10, Heft 3. 1374 Juli-1375, bearb. von Claes Gejrot, Roger Andersson, Jan Axelson, Peter Stahl. Stockholm 2002. – Die vorgestellten knapp dreihundert Dokumente umfassen einen eininhalbjährigen Zeitraum. Es stammen hierin mit insgesamt 26 Stücken nicht ganz zehn Prozent aus dem Archiv der Hansestadt Lübeck. Es handelt sich im einzelnen um

| | | |
|----------|-------------------------|-----------------------------|
| Nr. 8611 | Niederstadtbuch 2 | S. 255 Nr. 1 |
| Nr. 8612 | “ | S. 255 Nr. 5 |
| Nr. 8613 | “ | S. 255 Nr. 4 |
| Nr. 8614 | “ | S. 256 Nr. 2 |
| Nr. 8618 | Interna 277 | |
| Nr. 8619 | Niederstadtbuch 2 | S. 257 Nr. 1 |
| Nr. 8641 | “ | S. 264 Nr. 4 |
| Nr. 8659 | Testament 1374 Okt. 6, | Kerstine Thydemanni Langhen |
| Nr. 8667 | Testament 1374 Okt. 18, | Peter Helmborghessone |
| Nr. 8669 | Niederstadtbuch 2 | S. 266 Nr. 4 |
| Nr. 8670 | “ | S. 266 Nr. 5 |

| | | | |
|----------|---|--------------|-------|
| Nr. 8671 | Oberstadtbuch II pag. 145 (fol. 73 Nr. 8) | | |
| Nr. 8681 | Niederstadtbuch 2 | S. 272 Nr. 4 | |
| Nr. 8685 | " | S. 273 Nr. 4 | |
| Nr. 8686 | " | S. 273 Nr. 5 | |
| Nr. 8702 | Anglicana 45 b | | |
| Nr. 8731 | Niederstadtbuch 2 | S. 283 Nr. 4 | |
| Nr. 8742 | Danica 168 a | | |
| Nr. 8803 | ASA Interna Cancellaria 17 (Copiarius Cynnendorp fol. 83 r.-v.) | | |
| Nr. 8807 | Suecica 153 | | |
| Nr. 8818 | Interna 279 | | |
| Nr. 8837 | Niederstadtbuch 2 | S. 302 Nr. 4 | |
| Nr. 8846 | " | S. 304 Nr. 1 | |
| Nr. 8852 | " | S. 305 Nr. 4 | |
| Nr. 8861 | " | S. 308 Nr. 1 | |
| Nr. 8880 | Oberstadtbuch II pag. 193 fol. 97 r Nr. 4 | | Simon |

Michael Lutterbeck, Der Rat der Stadt Lübeck im 13. und 14. Jahrhundert. Politische, personale und wirtschaftliche Zusammenhänge in einer städtischen Führungsgruppe. (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B. Bd. 35). Lübeck: Schmidt-Römhild 2002, 491 S.- Der Katalog der Ratsherren der Stadt Lübeck bis zum Jahre 1400 bildet das Herzstück dieser Arbeit (175-445). Nach einer chronologischen Übersicht werden 311 Ratsherren in alphabetischer Reihenfolge vorgestellt. Mit der schon im Kieler Arbeitskreis erfolgreich erprobten Gliederung werden dann die wesentlichen Informationen zur Person geboten. Hervorzuheben ist die Fülle der Informationen zur Ratslaufbahn und besonders auch zur wirtschaftlichen Lage der Herren. Sowohl zur Beschreibung der persönlichen Verhältnisse wie auch zu den wirtschaftlichen Verhältnissen zieht L. erfolgreich und methodisch sicher die reiche ungedruckte Lübecker Überlieferung heran (insbesondere Testamente und Niederstadtbücher). Die beigegebenen Abbildungen der Siegel tragen deutlich zur Individualisierung bei. Methodisch und inhaltlich überzeugt dieser Katalog völlig. – L. stellt seine eigene Arbeit zu Recht mit der detaillierten Besprechung früherer Sammlungen (und dem Abdruck der Oldenborchschen Ratslinie am Schluß) in die lange, schon im Mittelalter beginnende Reihe der Lübecker Ratslinien. Informativ sind die statistischen Übersichten (39, 43). Zu seinen methodisch gut abgesicherten Beobachtungen zur Rangordnung der Herren (58-66) ist zu überlegen, ob nicht die Sitzordnung auf der jeweiligen Bank zu rekonstruieren wäre. – Ebenso überzeugen die gut abgesicherten Aussagen zu den persönlichen Verhältnissen der Ratsherren (67-118). Zu unterstreichen ist die Beobachtung, daß die Karrieren einiger Lübecker Neubürger nicht nur aus den Überlieferungen der Travestadt zu beschreiben sind, sondern auf familiären Konstellationen beruhen (103). – Die Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse überzeugt durch ihre Quellennähe und die klaren Definitionen. Besonders gelungen ist die Herausarbeitung der von den Ratsherren bevorzugten Wohnlagen in der Stadt und die Nachzeichnung der Bewohner des Hauses Ecke Mengstraße und „gegenüber den beiden Türmen der Marienkirche“ (149f.). Die Folgerungen für innerstädtische ratsherrliche Repräsentation liegen auf der Hand. Das in den letzten Jahren stärker bearbeitete Phänomen der Memoria in dem Kapitel „Stiftungen“ ist gerade im Blick auf das im Katalog bereitgestell-

te Material etwas knapp geraten. L. hat dennoch eine gründliche, auf breiter Kenntnis der Überlieferung beruhende Arbeit vorgelegt, die methodisch überzeugend das Kriterienbündel herausarbeitet, auf dem die Aufnahme in den Lübecker Rat im 13. und 14. Jahrhundert beruhte. Die hier erzielten Ergebnisse für den Rat des „Hauptes der Hanse“ haben Bedeutung weit über die hansische Gemeinschaft hinaus.

Münster

Poeck

Christina Dahlhede, Handelsfamiljer på Stormakttidens Europamarknad. Stockholm: Warne 2001. 526 S. in 2 Bden. Mit vielen Karten, Bildern, Diagrammen und Tabellen und einer CD-ROM mit Beilagen.- D.s Interesse gilt seit ihrer Augsburger Dissertation über „Oberdeutsche in Schweden“, 1992 in Augsburg erschienen, in der sie sich mit „Studien zum Handel und Bergwerk, zur Herkunft und sozialen Verflechtung während der Zeit der Glaubensspannungen in Augsburg und der schwedischen Großmachtzeit“ beschäftigte, der Verflechtung von Handelsinteressen im europäischen Bereich in der frühen Neuzeit. Sie hat den Ansatz ihrer Dissertation 1998 fortgesetzt in ihrer Arbeit über „Augsburg und Schweden in der frühen Neuzeit. Europäische Beziehungen und soziale Verflechtungen. Studien zu Konfession, Handel und Bergbau“. Ihre jüngste Bemühung auf diesem Feld ist hier anzuzeigen: „Handelsfamiljer på Stormakttidens Europamarknad. Resor och resande i internationella förbindelser och kulturella intressen. Augsburg, Antwerpen, Lübeck, Göteborg och Arboga.“ Mit diesem erweiterten geografischen Ansatz kann sie den Verflechtungen auf dem europäischen Markt der frühen Neuzeit wesentlich breiter nachgehen. Im Zentrum der Untersuchung stehen Handelsfamilien aus den genannten Städten, ihre sozio-ökonomischen und geografischen Verbindungen, aber auch ihre kulturellen Interessen. Die Auswahl der Städte, die hier zur Diskussion stehen, begründet die Verf. mit deren Bedeutung für den europäischen Markt und ihrer ähnlichen Situation, nämlich damit, daß sie nicht nur an Wasserverkehrswegen liegen, die ein Einzugsgebiet erschließen, sondern auch jeweils an Grenzen: Augsburg am Lech und an der Grenze zwischen Schwaben und Bayern, Antwerpen an der Schelde an der Grenze zwischen Flandern und Brabant, Lübeck mit der Trave und dem Stecknitzkanal und seiner Ausrichtung auf das nichtdeutsche Ostseegebiet, Göteborg mit dem Göta-Älv und seinem Handel von Schweden nach Lübeck und Westeuropa und schließlich Arboga, gelegen am Arbogafluß und an der Grenze zwischen Bergslagen und dem von Stockholm beherrschten Mälargebiet. Für alle diese Städte bieten sich damit Möglichkeiten, durch ihren Handel über die unmittelbare Umgebung hinauszusehen. Daß selbst die Wahl Arbogas in die Reihe dieser Städte ihre Berechtigung hat, zeigt, daß der gebürtige Augsburger Nicolaus Perner im 17. Jahrhundert einer der führenden Eisenhüttenpatrone im Bergslagen ist. Der Verf. sind innerhalb der untersuchten Fernhandelsfamilien Beziehungen von europäischer Internationalität deswegen besonders wichtig, weil sie schließlich der Frage nachgehen will, wie weit die Fernhändler dieser Zeit auch als Kulturträger und Kulturvermittler zwischen den Regionen auftreten. Der zeitliche Schwerpunkt der Arbeit liegt in der zweiten Hälfte des 16. und dem 17. Jh.- Das Werk bietet eine erdrückende, aber beherrschte Fülle von Material, die hier nur auszugsweise besprochen werden kann. Für alle Städte werden zunächst die Fernhandelsverbindungen der führenden Häuser rekonstruiert, danach das gesellschaftliche Engagement der Träger und schließlich deren kulturelle Interessen, sowohl privater als auch „kollektiver“ Art, wie

die Verf. dies nennt. Für uns steht Lübeck im Mittelpunkt: Die Rekonstruktion der internationalen Handelskontakte Lübecker Firmen geschieht anhand von Material des Lübecker Archivs, der Zulagebücher, die für Lübecker Warensendungen 194 Europahäfen nennen und damit einmal mehr die Stadt als Zentralort des Handels auch im 17. Jahrhundert ausweisen. Da nicht alle Jahrgänge der Zulagebücher erhalten sind, kombiniert die Verf. paralleles Göteborger Material mit den Lübecker Beständen und kann auf diese Weise Lücken der Lübecker Überlieferung verkleinern. In unserem Zusammenhang ist besonders wichtig das Kapitel V: Familjer i Lübeck (179- 221). Umfangreiche Tabellen über Zielorte des Handels, Schiffsbewegungen, Warenmengen und -eigner usw. machen die Struktur des Lübecker Kontaktnetzes durchsichtig. Noch eingehender schlüsselt die Verf. die Handelsbeziehungen zwischen Lübeck und Schweden in Tabellen auf. Gesellschaftliches und kulturelles Engagement der Lübecker Fernhändler sieht die Verf. einmal in der Mitgliedschaft in den verschiedenen Kaufleutenkompanien, aber auch in Stiftungen für kirchliche und mildtätige Institutionen. Als wichtiges Indiz für die kulturellen Interessen der Fernhandelskaufleute wertet D. die Gründung der Stadtbibliothek 1618- 1622 durch den Lübecker Rat, den sie durch eben diese Kaufleute und die Zirkelgesellschaft bestimmt sieht. Sie referiert die Gründungsgeschichte der Bibliothek anhand der Arbeit von Günther Wiegand (Günther Wiegand, Zur Frühgeschichte der Stadtbibliothek Lübeck, in: ZVLGA 61, 1981, S. 51-79). Sie weist darauf hin, daß von 1622 bis 1640 im ganzen 239 Bände durch Zukauf und private Gaben in die Bibliothek eingestellt wurden, darunter allein 193 Bände aus der Hinterlassenschaft des Bürgermeisters Alexander Lüneburg, und sieht in der frühen Geschichte der Stadtbibliothek eine ähnliche Initiative wie die protestantischer Kaufleute in Augsburg, die 1582 das Augsburger St.-Anna-Kolleg mit einer Bibliothek ausstatteten. Neben dieser „kollektiven“ Aktion der Bibliotheksgründung zieht sie als Beleg für literarische Interessen Lübecker Nachlaßinventare heran, so die von Hinrich Köhler (1530), Wolter von Holsten (1575), Tönnies Bellinghagen, Johann Kruse (1598), Hermann Reimers (1604) und des Notars Jonas Emme (1648), aus dessen Bibliothek in seinem Nachlaßverzeichnis allein 96 Titel genannt werden. Dies hält sie für durchaus nennenswerte Zahlen, wenn sie auch den Vergleich etwa mit Fuggerschen Bibliotheksbeständen naturgemäß nicht bestehen. In Göteborg ist die Quellenlage hinsichtlich literarischer Interessen der Kaufmannschaft wesentlich besser. Hier wird anhand vieler überlieferter Titel deutlich, daß vor allem durch Drucker, Buchbinder und Buchführer, aber auch durch Kaufleute viele Einkäufe auf Wege über Lübeck weisen, ein Beleg für die Verf., daß über Fernhandelskaufleute auch das geistige Leben in den Zielgebieten des Handels beeinflußt wird, nicht nur auf literarischem, sondern auch auf den Gebieten der bildenden Kunst und der Musik, wie die Warenregister zeigen. Wenn der Leser dabei etwas vermißt, dann allenfalls Aussagen zur Bildungsbereitschaft der verschiedenen Familien, die sich am Universitätsbesuch der jeweils jüngeren Generation festmachen ließe. – D.s Arbeit gründet auf modernen Netz- und Flechtwerktheorien sozialer, wirtschaftlicher oder kultureller Art, ein Bemühen, auf das hier nicht weiter eingegangen werden kann. Sie hat mit einer nie versagenden Gründlichkeit in ihrem Werk – zunächst für fünf Städte – einen Grundriß von europäischen Handelsverflechtungen vorgelegt, der nach einer Erweiterung auf andere wirtschaftliche Zentralorte ruft. Für die Hanseschichtsschreibung ist dieser Ansatz höchst produktiv, stellt er doch die Geschichte hansischer Beziehungen in den größeren europäischen Zusammenhang und

nimmt damit eine Sichtweise ein, die nicht nur ausbaufähig, sondern auch dringend erwünscht ist.

Uelzen

Vogtherr

Georg Asmussen, Die Älterleute der Lübecker Bergenfahrer (1401-1854). Eine Führungsposition in Lübeck im Vergleich über mehrere Jahrhunderte, in: Menschenbilder – Menschenbildner. Individuum und Gruppe im Blick des Historikers. Hrsg. von Stephan Selzer und Ulf-Christian Ewert, Berlin: Akademie Verlag 2002, S. 112-152, 3 Abb.- Ausgehend von der Neuverzeichnung des Bestandes der Bergenfahrerkompanie im Archiv der Hansestadt Lübeck wird die bisher wichtige Arbeit von Friedrich Bruns über die Bergenfahrer von 1900 in Teilen korrigiert, ergänzt und die Liste der Älterleute bis zum Ende der Bergenfahrerkompanie 1854 erweitert. – Lübecker Kaufleute sind seit 1248 und 1250 als Bergenfahrer nachweisbar, die Kompanie ist 1380 oder kurz davor gegründet worden; sie hatte den letzten Schütting bis 1807 in der Breiten Straße 67 und war 1853 in der Lübecker Kaufmannschaft aufgegangen. In der Zeit von 453 Jahren sind genau 100 Älterleute nachweisbar, die in einer Liste genannt werden. Die meisten von ihnen, deren Herkunft ermittelt werden konnte, stammen aus Lübeck. In knapper Form werden die gesellschaftlichen Verflechtungen der Älterleute in Lübeck überprüft: verwandtschaftliche Beziehungen, Eheschließungen, Bürgschaften, Testamentsvollstrecker, weitere kaufmännische Aktivitäten, Aufgaben in der Bergenfahrerkompanie und Ratsmitgliedschaften. Eine große Zahl der Älterleute war in der Zirkel-Gesellschaft, vertrat die Stadt als Gesandte oder Flottenführer, beteiligte sich an den geistlichen Korporationen, u. a. als Mitbegründer und Mitvorsteher des St. Annenklosters. Als Letztes werden die Wohnungen, nach Straßen geordnet, aufgelistet und in einem Stadtplan markiert, wobei die Mengstraße, die Alfstraße, die untere Fischergroße, die Breite Straße mit Koberg und Große Burgstraße häufig erscheinen.

Malente

Günter Meyer

Antjekathrin Graßmann, Amt oder Korporation? Bemerkungen zum Lübecker Amt der Pferdekäufer, in: Ein gefüllter Willkomm – Festschrift für Knut Schulz zum 65. Geburtstag, Aachen: Shaker 2002, S. 579-593. – Mit der hohen Zahl von 32 Beiträgen zu dieser Festschrift wird der Berliner Historiker Knut Schulz geehrt, der vor allem mit wirtschafts- und sozialhistorischen Arbeiten hervorgetreten ist. Unter den Beiträgen findet sich auch die hier anzuzeigende Arbeit von Antjekathrin Graßmann, deren Thema sicher nicht nur das Interesse des Jubilars findet. Verf. möchte hierin vielmehr die Anregung geben, in der Forschung zur Geschichte Lübecks sich auch mit der Geschichte des Lübecker Landverkehrs und Landtransportwesens zu befassen – beispielsweise ist der für Lübeck doch so existentiell wichtige Landverkehr nach Hamburg noch nicht untersucht, wir wissen z.B. nichts über seine Träger. Mit der vorliegenden Skizze zur Geschichte des Lübecker Amtes der Pferdekäufer ist ein erster Schritt dazu getan, zu einem Amt, das im Handel und in der Verteidigung der Stadt eine Rolle gespielt hat. – Zunächst geht Verf. den frühesten Spuren im 14. Jahrhundert nach und macht dann für das 15. Jahrhundert zwei religiöse Pferdekäuferbruderschaften aus, die in der Stadt auch Verteidigungsaufgaben wahrnahmen. 1682 stellten die Pferdekäufer wesentliche Teile der städtischen Reiterei. Im 15. Jahrhundert wird schon ein Amt der Pferdekäufer erwähnt. 1638 gab es eine Ordnung des Amtes, aus deren Einleitung eine ältere Ord-

nung zu erschließen ist. 15 Jahre später datiert eine Neufassung, die bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gegolten hat, als das Amt abgeschafft wurde. Diese Ordnung wird von Verf. erläutert und am Schluß des Aufsatzes abgedruckt. Zusammengefaßt zeigen die Quellen, daß sich eine mittelalterliche Bruderschaft der Pferdekäufer in ein Amt wandelt, in seiner Verfaßtheit aber eine Stellung zwischen den Korporationen der Großkaufleute und den Ämtern der Handwerker behält. Aufgelöst wird es schließlich, weil sich das gesamte Verkehrswesen im 19. Jahrhundert umstrukturiert.

Uelzen

Vogtherr

Marie-Louise Pelus-Kaplan, Une Bourgeoisie „seconde“ dans une ville hanséatique. Les Artisans Lubeckois au XVIe et XVIIe siècles, in: Philippe Gignet (Hg.), Le peuple des Villes dans l'Europe de Nord-ouest (Fin du moyen-âge -1945). Vol. I. Lille 2002, S. 147-166.- Mit einem sehr interessanten Forschungsansatz verleiht P. der bisher stiefmütterlich behandelten Gewerbegegeschichte Lübecks auf dem verfassungsmäßigen und sozialgeschichtlichen Sektor neue Impulse. Sie geht aus von der Frage, warum das soziale Gefüge und die verfassungsmäßige Ordnung Lübecks durch eine auffällige Konservativität gekennzeichnet ist, denn trotz der augenscheinlich geringen Beteiligung am Regiment der Stadt haben sich die Handwerkerkreise in den sozialen Konflikten der Travestadt selten besonders aggressiv gezeigt. Es kann nicht nur eine Art von Indifferenz als Erklärung ins Feld geführt werden, eine Art Furcht vor politischer Verantwortung, die den Handwerksmeister in Zeiten günstig auszunutzender Konjunktur (z.B. 1550-1650) für sein Geschäft kennzeichnete. Auch die Angst vor Repressalien kann nicht der Grund gewesen sein. Eine gewisse Beteiligung an der Finanzverwaltung war überdies vorhanden. Andererseits stand der Rat wiederum hinter den von den Meistern gewünschten Restriktionen für die Erringung einer Meisterstelle. P. setzt nun in einem neuen Denkmodell die Qualität des Bürgers ins Zentrum ihrer Argumentation. Ebenso wie die im Großhandel tätigen oder als Rentner lebenden Kaufleute erwarben auch die Handwerksmeister das Bürgerrecht, leisteten den Bürgereid, zahlten den Schoß, kamen für die Verteidigung der Stadt auf. Kaufleute und Handwerksmeister bildeten also eine privilegierte Gruppe. Zu Anfang des 17. Jh.s kam es zu einer Reform des Bürgerrechts, wodurch nach Zahlung eines geringeren Betrags, als es das Bürgergeld war, sog. Geschworene Einwohner eine gewissen Anerkennung im sozialen Gefüge der Stadt erhalten konnten (und zwar durch die Leistung militärischer Aufgaben als sog. Soldatenbürger). War es zuerst noch möglich, durch Zuzahlung Vollbürger zu werden, wurde diese Möglichkeit 1622 abgeschafft, wodurch diese Bürger zweiter Klasse – P. findet hierfür die Bezeichnung 'Bourgeoisie „seconde“' – nicht mehr integriert, sondern auf die Dauer ausgegrenzt wurden. Die soziale Grenze lag also nicht zwischen Bürgern, seien es Kaufleute, seien es Handwerksmeister, sondern zwischen den Vollbürgern und Bürgern minderen Rechts. Zudem kann P. anhand von Lübecker Quellen ausführen, daß der Abstand zwischen Handwerksmeister und Kaufmann ohnehin nicht scharf gewesen ist. Handel, ja auch in größerem Rahmen, wurde von vielen betrieben, von Juristen, Krämern, Brauern, Schiffern, ja, Bäcker produzierten für die Ausfuhr, ein Gerber führte große Mengen Leders ein, ein Hutmacher verwaltete sein umfangreiches Geschäft mit der für Kaufleute üblichen Buchführung. Es wird also eine Gemeinsamkeit von Interessen zwischen mittleren Kaufleuten und Handwerksmeistern ganz deutlich. P. resümiert, die Qualität des Bürgers mit den

darausfließenden Privilegien ließ Aufstieg zu. So lag zwischen Kaufmann und Handwerksmeister kein Zündstoff zur sozialen Auseinandersetzung, sondern man fühlte sich (gemeinsam) als Vollbürger gegenüber den „Einwohnern“ privilegiert. Ja, P. kann auch nachweisen, daß es eher im Bereich der Handwerksmeister zu einer Polarisierung kam: die prosperierenden Handwerker näherten sich den Kaufleuten an, sie selbst drängten in Form des sog. Verlagssystems weniger erfolgreiche (oder kleinere, bzw. weniger einträgliche Gewerbe ausübende) Handwerksmeister in die Abhängigkeit. Mit diesen überlegenswerten Thesen könnte P., die zugleich auf die reichen, wenn auch nicht immer einfach auszuwertenden Quellenbestände des Archivs der Hansestadt Lübeck hinweist, die Diskussion zum Verhältnis von Kaufmann – Handwerker – Unselbständige/Unterschicht in den Hansestädten neu angeregt haben. Graßmann

Christine Loytved, Hebammen und ihre Lehrer. Wendepunkte in Ausbildung und Amt Lübecker Hebammen (1730-1850) (Frauengesundheit Bd. 2), Osnabrück: Universitätsverlag Rasch 2002, 342 S., zahlr. Abb. – Thema der vorliegenden Untersuchung sind die Anfänge der Hebammenausbildung in der Hansestadt Lübeck durch die Mediziner außerhalb der etablierten Hebammenschulen als der Nahtstelle zwischen der Wissensweitergabe von der Hebamme zu ihrer Schülerin und dem verpflichtenden Schulbesuch. Zielsetzung dieser Arbeit ist die Herausarbeitung der Momente in der Geschichte der Lübecker Hebammenausbildung durch die Mediziner, welche eine grundlegende Änderung im Hebammenwesen andeuten. – Im Vorfeld wertet die Autorin gründlich den bisherigen Forschungsstand aus, um die eigene Arbeit abgrenzen und definieren zu können. Nach einer allgemeinen Einführung in die Geschichte Lübecks widmet sich ein Kapitel dem Beginn des Lübecker Hebammenwesens und der Entstehung der ersten und lange gültigen Hebammenordnung von 1646. – Die Darstellung im Hauptteil der Studie gliedert sich nach den Hebammenlehrern und ihren Amtszeiten. Jedes Kapitel wurde in zwei Abschnitte unterteilt, welches zum einen die Arbeit der einzelnen Hebammenlehrer einschließlich eines Lebenslaufes und zum anderen die Situation der Hebammen in der entsprechenden Zeit betreffen. Bei den Analysen wurden biographische Details und allgemeine Züge in der Geschichte gegenübergestellt, L. konzentrierte sich auf zwei Aspekte: die individuelle Ebene, d.h. die konkrete Person der Hebamme und des Hebammenlehrers und dann die Ebene der Verhandlungen. Die Arbeit lässt Platz für biographische Angaben und lehnt sich damit an alltags- und kulturgeschichtliche Forschungen an. – Hebammenlehrer waren im untersuchten Zeitraum Jacob Leonhard Vogel (1694-1781), Adolf Friedrich Vogel (1748-1785), Heinrich Wilhelm B. Danzmann (1759-1843), Jacob August Schetelig (1764-1833), Christian Jochim Carstens (1781-1814), Matthias Ludwig Leithoff (1778-1846), Johann Christian J. Martini (1787-1841) und William Henry Newman-Sherwood (1812-1872); ihre Lebensläufe wurden unter spezieller Beachtung der geburtshilflichen Ausbildung und ihrer Arbeit als Hebammenlehrer genauer beleuchtet. Demgegenüber stehen die Untersuchungen zu den Hebammen. Wenn möglich wurden konkrete Geburtsschilderungen oder Äußerungen der Hebammen selbst ausgewertet. Die Erforschung der Lebensläufe insbesondere der Hebammen anhand der personenstandsbezogenen Unterlagen im Archiv der Hansestadt Lübeck stellt eine gehörige Fleißarbeit dar. Jedoch sei dahin gestellt, ob man im gegebenen Rahmen auch Vermutungen äußern oder nur bewiesene Fakten darlegen sollte. Zusammenfassend und daraus resultierend wurden in

einem speziell erarbeiteten Schema übersichtlich die Abhängigkeiten und der Wandel in den „Machtverhältnissen“ in den verschiedenen Zeiträumen dargestellt und Fragen der Kompetenzverteilung bei der Hebammenausbildung zwischen Obrigkeit, Hebammenlehrer und Hebammen ausführlich diskutiert. – Schlussfolgernd konnte festgestellt werden, dass sich im untersuchten Zeitraum die Hebammenausbildung von einer rein hebammengeleiteten Lehre zu einer ärztlich geleiteten Ausbildung wandelte. Vor 1730 standen in Lübeck nur die examinierten Hebammen unter staatlicher Aufsicht, dann wurde der theoretische Unterricht eingeführt. Den entscheidenden Wendepunkt fand die Hebammenausbildung, als der Hebammenlehrer (Carstens) die Schülerinnen auswählte und zur praktischen Ausbildung in eine Entbindungsanstalt schickte, von diesem Moment ab waren Theorie und Praxis der Hebammenarbeit durch die Hebammenlehrer geprägt. Die präzise Auswertung der umfangreichen Quellen, die komplexe Gliederung und das Ziehen wesentlicher Schlussfolgerungen kennzeichnen diese empfehlenswerte, jedoch nicht unparteiische Schrift. Ihr eingangs erwähntes Ziel ist erreicht. Letz

Casimir Katz, Jeder sah es anders. Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend im dritten Reich. Gernsbach: Casimir Katz Verlag, 2. Aufl. 2001, 244 S. - 1925 in eine großbürgerliche Familie hineingeboren, der Vater leitete die Holzhandelsfirma Katz und Klumpp, Lübeck, hat K. schon vor sechs Jahren eine ca. 600 Seiten umfassende Darstellung mit dem Titel „Wahrheit und Dichtung. Berichte und Erinnerungen an eine bewegte Zeit“ herausgebracht. Das vorliegende um mehr als die Hälfte dünnere Buch ist sicher – nicht zu seinem Nachteil – überall ein wenig gekürzt, insbes. fehlen die ausführlichen Darstellungen zum Gernsbacher Familienzweig. Die scharfe Beobachtungsgabe des Autors, die nie verletzend ist und von Humor zeugt, nimmt den Leser gefangen. Auch der persönliche Blickwinkel ist sympathisch. Dazu kommt die Fähigkeit des Autors, plaudernd – dabei auch über das allgemeine Zeitgeschehen gut informiert – zu berichten. Das Buch sei jedem empfohlen, der die Zeitstimmung im Lübeck der 1920er und 1930er Jahre bis in die Nuancen genau erleben möchte. Sie wird lebendig in der Schulzeit des Autors, in seiner Jugendzeit, in seinem Umgang in der Familie, in seinem erwachenden Interesse für das Zeitgeschehen. So ist auch die Darstellung unbedingt lesenswert, auf welche Weise die nationalsozialistische „Unterwanderung“ den normalen Alltag zuerst unbemerkt, dann allmählich zunehmend, aber dennoch auch nicht völlig umgreifend eroberte. Freud und Leid des jungen Menschen sind zeitlos. Die Firma, der familiäre Zusammenhalt (über die Großmutter floß ein Teil jüdischen Blutes in des Autors Adern), die Mitarbeiter, die Hausangestellten – dies alles wird mit Abstand, aber mit Wärme ohne apologetischen Tenor aus dem Nachhinein erzählt. Erfreulich ist auch, daß im Rückblick keine willkürliche Entrüstung, keine Larmoyanz aufscheint. Dabei rücken die Folgen des Zweiten Weltkrieges, zuerst noch in der Ferne, immer näher, als die ersten Kriegstoten im Bekanntenkreis zu beklagen sind. Der Bombenangriff 1942 auf Lübeck, die Schwierigkeiten bei Nahrungsmittel- und Heizmaterialbeschaffung in den letzten Kriegsjahren werden sachlich dargestellt, lassen den Lübecker Leser aber nicht unberührt, kennt er die Örtlichkeiten doch aus eigener Anschauung. Die meisten Druck- und Hörfehler (entstanden wahrscheinlich durch das Diktat des Textes) des ausführlicheren Berichts sind übrigens in der gekürzten Fassung ausgemerzt. Wer eine treffende Darstellung über Alltag und Atmosphäre

des Dritten Reiches sucht, die durch ihre persönliche Färbung manche der zahlreichen wissenschaftlichen Erörterungen in gewisser Weise überholt – hier liegt sie vor.

Graßmann

Bernd Hartwig, Die Dinge lagen damals anders. Ein Bericht über die Hitler-Zeit 1933-1945, Aachen: K. Fischer Verlag, 2000, 211 S. – Verf. – Jahrgang 1926, promovierter Jurist, zuletzt als Referatsleiter in der Rüstungsabteilung des Bundesverteidigungsministeriums tätig – berichtet aus seiner in Lübeck verbrachten Jugendzeit. Dies sind keine Lebenserinnerungen herkömmlicher Art, sondern chronikalisch aneinandergereihte Impressionen aus dem Alltag, vorwiegend mit Bezug auf die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen. Als Sohn von Dr. phil. Julius Hartwig (1876-1945), dem Leiter des Statistischen Amtes und Vorsitzenden des Kirchenvorstands der Domgemeinde, gehörte er zum lübeckischen Großbürgertum. Obwohl national eingestellt, hatte der Vater 1934 seinen Posten räumen müssen und fand später eine bescheidene Anstellung als Hilfskraft im Staatsarchiv. (Lange Jahre hat er dem Vorstand unseres Geschichtsvereins angehört). In Schlaglichtern beschreibt der Verfasser die immer stärkere Durchdringung des täglichen Lebens durch den Nationalsozialismus. Seine Erinnerung untermauert er durch zahlreiche Zitate zeitgenössischer Autoren sowie Auszüge aus Gesetzen und amtlichen Verlautbarungen. Auch Nachweise aus Veröffentlichungen der Nachkriegszeit – insgesamt sind es 195 Anmerkungen – finden Eingang in die Darstellung seiner Jahre in der Hitlerjugend, beim Arbeits- und schließlich im Wehrdienst. Das Buch liest sich wie eine sehr persönliche Rechtfertigung vor sich selbst und dem Leser. „Daß wir von Hitler fasziniert waren, (...) ist unbestreitbar“, heißt es am Schluß. Auch spätere Generationen hätten sich da nicht anders verhalten, „ja, mancher, der an unserem Verhalten laut Kritik übt, hätte es im Dritten Reich zu Amt und Würden gebracht“ (beide Zitate S. 192). Ein solch unreflektiertes Resümee wirkt erschreckend schlicht und ziemlich hilflos.

Ahrens

Beate Behrens, Mit Hitler zur Macht. Aufstieg des Nationalsozialismus in Mecklenburg und Lübeck 1922-1933, Rostock: Neuer Hochschulschriftenverlag 1928, 209 S., Abb. – Für diese Arbeit benutzte die Autorin keine Archivalien, denn das Quellen- und Literaturverzeichnis enthält nur gedruckte Quellen und Literatur. So ist ihr auch ein wichtiger Aktenbestand im Lübecker Archiv entgangen: Das Neue Senatsarchiv, besonders die Akte über die NSDAP 1923-1933 und die Akten über die Änderungen der lüb. Landesverfassung. Für Lübeck wurde in erster Linie nur die Veröffentlichung von Oskar Schweichler, Die NSDAP – Kreis Lübeck, Werden und Wachsen (Die Kampfjahre), Lübeck 1937, ausgewertet. Auch die Lübeck betreffenden Abbildungen stammen aus dieser Schrift. So bringt diese Arbeit für Lübeck nichts Neues. Die Kurzbiographien regionaler NS-Funktionäre enthalten bei den Lübeckern Fehler, auch fehlen die Angaben zum Todestag, die hier berichtigt bzw. ergänzt werden: Bei Emil Bannemann muß es heißen: geb. zu Drevenak/Niederrhein und nicht Dresden und „Staatssekretär“ ist zu ändern in „Staatskommissar“; B. verzog 1937 nach Kronshagen bei Kiel. Ulrich (nur mit einem l) Burgstaller starb am 2.8.1935 in Lübeck. Werner Daitz nahm sich am 5.5.1945 im Wald bei Ratekau das Leben. Dr. Otto H. Drechsler beging am 2.5.1945 in Mölln Selbstmord. Herbert Fredrich, Direktor des Arbeitsamtes Lübeck, geb. 3.8.1895, gest. 22.2.1982 Groß Grönau, war vor 1933 Bürobeamter. Friedrich

Hasselhorst, geb. 28.7.1898, starb am 1.5.1966 in Lübeck. August Kosegarten, geb. 26.5.1897 Owendorfer Hof, Krs. Eutin, wurde 1933 Betriebssekretär bei der Strafanstalt. Walter Schröder starb am 31.10.1973 in Lübeck. Dr. Georg Wähler fiel am 9.8.1941 im Osten als Major. Kurt Wegner, von Beruf Kaufmann, starb 1940. Zu der im Anhang abgedruckten Aufstellung „Staatsverwaltung Mecklenburg und Lübeck 1934/35“ ist – was im Buch irreführend dargestellt ist – zu bemerken, daß der Senat, die Landesregierung, aus dem Präsidenten des Senats, Bürgermeister Dr. Drechsler, den Senatoren Bannemann, Dr. Böhmcker, Burgstaller und Schröder sowie dem Staatsrat Helm bestand. Sonst ist die Veröffentlichung in drei Kapitel (Vorläufer und Anfänge der NSDAP 1919-1924; Neugründung und Festigung der Hitlerpartei 1925-1929; Aufstieg zur Massenpartei und Machtantritt 1930-1933) gegliedert und mag die Situation in Mecklenburg treffend darzustellen, für Lübeck jedoch wird leider der Anspruch nicht erfüllt, den der Titel verheißt. Wiehmann

Alexander Steenbeck, LBC Lübeck-Blankensee. Von der Fliegerstation zum Regionalflughafen. Geschichte des Lübecker Airports seit 1916. Lübeck: Steintor-Verlag 2002, 168 S., zahlr. Abb. – Nach ersten Ansätzen der Lübecker Luftfahrt auf dem Exerzierplatz in Wesloe und dem Flugfeld in Karlshof an der Travemünder Allee wurde seit 1914 der kombinierte Land- und Seeflughafen auf dem Priwall eingerichtet, der später zum großen Verkehrsflugplatz der Luft Hansa und Erprobungsstelle-See der Luftwaffe ausgebaut wurde. Auf Anfrage des Kriegsministeriums an den Senat nach einem geeigneten Gelände für die Einrichtung einer Fliegerschule begann 1917 der Flugbetrieb auf dem Gelände des heutigen Regionalflughafens Blankensee. – Nach dem Ersten Weltkrieg verwilderte das Flugfeld und wurde nur gelegentlich für einige Flüge genutzt, u. a. für die Flugtage von 1925 bis 1929. Ab 1935/36 wurde Blankensee zum Militärflughafen ausgebaut und blieb mit wechselnden Mannschaften und Flugzeugtypen Ausbildungs- und Einsatzflugplatz bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Aus dieser Zeit stammen die Reste der Kasernen, Abstellflächen, Rollfelder und die Start- und Landebahn. Unter englischer Leitung wurde der Platz vor allem in der Zeit der Berliner Luftbrücke von August 1948 bis September 1949 in rund 2600 Tag- und Nachteinsätzen intensiv genutzt und die Landebahn ausgebaut. Nach dem Abzug der Engländer dienten die Gebäude des Flughafens bis Juli 1959 als Lager für bis zu 5000 Sowjetzonenflüchtlinge, die hier auf die Umsiedlung nach Nordrhein-Westfalen warten mußten. Erst nach der Freigabe des Modellflugzeugbaues und des Segelfliegens ab 1951 übernahm der neugegründete Aero-Club von Lübeck 1952 die Nutzungsrechte für das Gelände vom Bundesvermögensamt für den Segelflugsport. Mit der Zulassung für den deutschen Motorflug ab 1955 konnte sich der wiederbegründete Lübecker Verein für Luftfahrt (mit der Satzung von 1908) verstärkt mit Motorflugzeugen durchsetzen, denen bald unterschiedliche Nutzungen des Geländes für die Sportflieger und die gewerbliche Kleinluftfahrt folgten. Mit der Gründung der Betriebsgesellschaft Flugplatz Lübeck-Blankensee mbH im August 1958 unter Mehrheitsbeteiligung der Stadt hatte Lübeck das ganze Flugfeld vom Bundesvermögensamt übernommen in der Hoffnung, durch den Ausbau der Anlagen, Lübeck zu einem Verkehrsflugplatz ausbauen zu können. – Außer Flugtagen, Rallyes und Flügen für die Bundeswehr konnte sich bis in die 90er Jahre keine regelmäßige Verkehrsverbindung halten. Nach der Öffnung des Luftraumes an der DDR-Grenze verbesserten sich die Chancen, Blankensee in das Luftver-

kehrnetz für den Zubringerdienst und Charterlinienverkehr einzubinden. Allerdings mußten dafür erhebliche Geldmittel in den Ausbau der Rollwege, Anflugbefeuerung und Flugabfertigung investiert werden. Seitdem die Ryanair einen regelmäßigen Linienerverkehr nach England und Charterflüge nach Mallorca, Teneriffa und Gran Canaria anbietet, ist die Zahl der Passagiere im Jahr 2000 auf 184 000 gestiegen und soll für 2010 fast eine Million erreichen. – Da der Flughafen Blankensee lange Zeit unter verschiedener Kontrolle stand, gibt es kein zentrales Archiv. Die Darstellung stützt sich daher auf ungleiche Quellen und vor allem auf Material und Befragungen von weit verstreut lebenden Zeitzeugen, über die wohl der größte Teil der reichhaltigen Abbildungen beschafft worden ist. An manchen Stellen gerät die Darstellung ins Anekdotenhafte (Briefausschnitte, Flugzeugabstürze), an anderen Stellen vermißt man genauere Angaben (z. B. über die Gründer der Luftsportvereine nach 1945 und die Anfänge des Segelflugs), Lagepläne für die verschiedenen Ausbauphasen oder Übersichten über die Flugverbindungen. So ist zwar keine vollständige, gründlich fundierte Arbeit entstanden, sie bietet aber zum ersten Mal einen detailreichen Überblick über die Entwicklung des bedeutendsten Regionalflughafens in Schleswig-Holstein.

Malente

Günter Meyer

Lübecker Friedhöfe. Burgtorfriedhof, hrsg. vom Bürgermeister der Hansestadt Lübeck. Bereich Friedhöfe, Lübeck 2002, 75 S., mehrere farb. Abb. u. 1 Grundriss. – Die hier anzuzeigende Broschüre kommt gewiss einem Bedürfnis nach historischer Information entgegen. Denn der Burgtorfriedhof gilt als „gefragte Adresse“. Die Grablegen sind auch heute, 170 Jahre nach der Einweihung des „Allgemeinen Gottesackers vor dem Burghthore“, begehrt; allein 12 der insgesamt 17 lübeckischen Ehrengräber liegen hier. In diesem Heft werden von den derzeit insgesamt ca. 8000 rund 60 Grabstätten „bedeutender Personen“ ausgewählt und deren Wirken stichwortartig skizziert. Über die Auswahl ließe sich durchaus streiten, doch nicht über zahlreiche Ungenauigkeiten: Die Aufklärung ist eine Bewegung des 18. (nicht des 17.) Jh.s (8), Lübeck wurde 1813 (nicht 1812) von französischer Herrschaft befreit (9). Geibel ließ sich 1868 (nicht 1865) in seiner Vaterstadt nieder (35). Syndicus Curtius war Gesandter beim Bundestag (nicht beim Reichstag, 21), Wilhelm Brehmer wurde als Nachfolger seines Vaters in den Senat (nicht in das Bürgermeisteramt) gewählt (18). Fritz Behns „Panther“ steht im Schulgarten (nicht im Eschenburgpark, 13). In die Bürgerschaft wurde man auch seinerzeit gewählt (und nicht berufen), eine Prokura wurde erteilt (nicht übernommen). Dietrich Fey (nicht E. Fey) nahm höchste Ehrungen für die Restaurierung der mittelalterlichen Wandmalereien in der Lübecker Marienkirche entgegen und nur die vollständig neu von Lothar Malskat geschaffenen und von Dietrich Fey als mittelalterliche Malerei bezeichnete Ausmalung der Flächen unter den Fenstern im Obergaden des Chors wurden entfernt, die von Malskat zum Teil ergänzten mittelalterlichen Malereien im Obergaden des Langhauses dagegen sind erhalten geblieben (49). – Im Vorwort heißt es: „Die Broschüre erhebt keinen wissenschaftlichen Anspruch.“ Bedeutet das einen Freibrief für sachliche Unrichtigkeiten solcher Art? Eine überarbeitete Neuauflage bzw. die sehr wünschenswerte Fortführung der Reihe sollte in dieser Hinsicht selbstverständliche Standards erfüllen. Form und Aufbau der Broschüre sind sehr ansprechend und übersichtlich gestaltet, wozu auch die sparsame Bebilderung und der abschließend eingefügte Lageplan, dessen Nummern auf die beschriebenen Grabstätten verweisen, beitragen.

Kruse

Adolf Clasen, *Verkannte Schätze. Lübecks lateinische Inschriften im Original und auf Deutsch. (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, hg. v. Archiv der Hansestadt, Reihe B, Bd. 37) Lübeck: Schmidt Römhild 2002, 232 S., zahlr. Abb.-CONCORDIA DOMI FORIS PAX* – wer Lübeck von Westen her erreicht, liest diese Zeile in klassischen Lettern an der Außenseite des Holstentores und hat eben Zeit, sein Schullatein für die Übersetzung zu bemühen (Eintracht drinnen, draußen Friede) und den humanistischen Geist der hansischen Vorfäter zu bewundern, bevor er auf der Stadtseite des Wahrzeichens das wiederum klassische SPQL sieht, jetzt eingefaßt von den „verräterischen“ Daten 1477 und 1871. Tatsächlich sind die lateinischen Inschriften am Holstentor die jüngsten, die sich in Lübeck finden, auch wenn die erste eine ähnliche aus dem späten 16. Jahrhundert ersetzte. Die Zahl der erhaltenen lateinischen Inschriften ist in Lübeck immer noch beträchtlich. Sie finden sich vor allem in den Kirchen: Kapellen, Pfeiler, Epitaphien, Gedenk- und Grabplatten, Spruchbänder, Bauinschriften, Widmungen, Stifterhinweise und Texte zu Pastorenporträts sprechen so zum Betrachter. Hinzu kommen Portal- und Hausinschriften an Spitälern, Klostergebäuden und Wohnstiftungen. Selbst wer noch über leidliche Lateinkenntnisse verfügt, wird wegen der altertümlichen Schrift, der Verwitterungen und der rätselhaften Abkürzungen häufig bei dem Versuch kapitulieren, diese Texte zu entschlüsseln. Dabei sollte ihnen gerade die lateinische Sprache ein dauerhaftes Erinnern sichern. Seit dem 17. Jahrhundert gab es auch verschiedene handschriftliche Sammlungen dieser Inschriften, wenn auch offenbar keine umfassende gedruckte, wie sie für Hamburg Theodor Anckelmann zuerst 1663 unternahm (erweitert 1706). Jetzt hat Adolf Clasen die erhaltenen lateinischen Inschriften Lübecks liebevoll zusammengetragen – insgesamt 105 vom frühen 14. bis ins spätere 19. Jahrhundert, geordnet nach den fünf Kirchen sowie den übrigen Haus- und Gebäudeinschriften der Altstadt. Die Arbeit läßt in ihrer Sorgfalt keine Wünsche offen: Allen Texten ist eine Übersetzung beigegeben, bei Versinschriften folgt diese dem Metrum. Für jede Inschrift ist der Fundort angegeben, folgen Erläuterungen und Literaturhinweise. Dem gesamten Band sind zudem Register der Personen, religiöser Begriffe und der zitierten Gedichtanfänge angehängt sowie eine Zeittafel, die zeigt, daß die Mehrzahl der Inschriften von der Mitte des 16. bis ins späte 18. Jahrhundert entstand. Das Buch erschließt dem Historiker wie dem Heimatfreund eine vielfach fremd gewordene Materie, und es zeigt seinen Erfolg, daß bereits eine Neuauflage notwendig geworden ist.

Hamburg

Postel

Geschichte in Schichten. Wand- und Deckenmalerei im städtischen Wohnbau des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Internationales Symposium 2000 in Lübeck. Hrsg. von Annegret Möhlenkamp, Ulrich Kuder, Uwe Albrecht. (Denkmalpflege in Lübeck 4) Lübeck: Schmidt-Römhild 2002. 247 S., Abb. – Die Publikation dokumentiert die Ergebnisse des vom Kunsthistorischen Institut der Christian-Albrechts-Universität Kiel und dem Bereich Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck in der Zeit vom 26. - 28. Mai 2000 durchgeführten Symposiums, dessen Thematik sich eines über lange Zeit von der Kunstgeschichte vernachlässigten Gebiets annahm, der Raumdekoration in profanen Gebäuden im Mittelalter und in der frühen Neuzeit im Bereich des mittleren und nördlichen Europa. Ziel der Veranstaltung, die insgesamt neunzehn Referenten aus sechs Ländern Europas am Tagungsort versammelte, war, die in den letzten Jahrzehnten ge-

rade in der Stadt Lübeck in großer Zahl entdeckten und dokumentierten Zeugnisse mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Wand- und Deckenmalerei in das Bewußtsein weiterer Kreise zu bringen. Dafür, daß dies über den Rahmen des Veranstaltungsortes hinaus ebenfalls geschieht, sorgt die vorliegende, in der von Horst Siewert, dem Leiter des Bereichs Denkmalpflege, für die Hansestadt Lübeck herausgegebenen Reihe „Denkmalpflege in Lübeck“ erschienene Veröffentlichung der im Rahmen des Symposiums gehaltenen Vorträge. – Die drei Herausgeber des Bandes erläutern das Vorhaben der Veranstaltung im Vorwort und weisen darauf hin, daß es mittlerweile nahezu 200 Beispiele für figürliche und ornamentale Raumdekorationen für die Zeit vor 1530 in etwa 50 Häusern der Hansestadt gibt, verweisen aber auch darauf, daß sich aus dieser Tatsache in vielen Fällen Probleme ergeben, die durch die Verortung solcher Befunde im privaten Wohnbereich und die daraus entstehende Nutzung entstehen. Zur konservatorischen Betreuung der zahlreichen Befunde fehlt häufig die fachlich ausreichende Kompetenz bei den „Betroffenen“, den Architekten wie den Eigentümern und Nutzern der Häuser. Auf die fehlende Restauratorenstelle im Bereich Denkmalpflege und deren Notwendigkeit wird an dieser Stelle – wie an mehreren anderen und in der Resolution am Schluß des Buches – verwiesen.

Annegret Möhlenkamp führt im Anschluß in ihrem Beitrag in das Thema der Veranstaltung ein. Ausgehend von den reichen Beständen in der Stadt Lübeck schildert sie die – eher bescheidene – Rezeptionsgeschichte seit den ersten Entdeckungen mittelalterlicher Raumdekorationen im profanen Bereich im späteren 19. Jahrhundert. Eine erste zusammenfassende Publikation erfolgte erst 1993 in Band 4 der Reihe „Häuser und Höfe in Lübeck“, der, herausgegeben von Manfred Eickhölder und Rolf Hammel-Kiesow, die Ausstattungen Lübecker Wohnhäuser thematisierte. Das seit den sechziger Jahren wachsende Interesse der historischen Wissenschaften an der Alltagsgeschichte hat dazu beigetragen, daß auch die alltägliche Umgebung der Menschen im städtischen Bereich – den ländlichen Bereich hatte die Volkskunde bereits für und durch ihre Forschung erschlossen – thematisiert wurde. Die baulichen Voraussetzungen zur Erhaltung der bedeutenden Bestände an Raumdekoration werden in der Folge kurz angesprochen; viele erhaltene Dekorationsbefunde finden sich im Bereich der Brandmauern zwischen den Häusern, die beiden Hauseigentümern gemeinsam zu eigen waren und bei späteren Umbauten und Veränderungen der Häuser gewöhnlich beibehalten wurden. Bestehende Wanddekorationen wurden durch neue, meist darüberliegende ersetzt – so entstand das, was thematisch als Motto über dem Symposium stand, „Geschichte in Schichten“. Die heute oft sich aus dem Umgang mit diesen Überresten der Vergangenheit gerade im privaten Bereich ergebenden Probleme werden ebenfalls angesprochen; die moderne Nutzung führt gewöhnlich zu extremen Veränderungen des Raumklimas, die großen Schaden an den freigelegten Dekorationen anrichten können. Problematisch ist die Finanzierung konservatorischer Maßnahmen für viele Hausbesitzer, da die fachliche Betreuung und – möglichst – ständige Überwachung des Zustandes solcher Befunde unter den Bedingungen zeitgemäßer Nutzung hohe Kosten verursachen, die nur wenige aufzubringen bereit sind – abgesehen von der Tatsache, daß in manchen Fällen die ästhetische Dominanz der alten Dekoration für den täglichen Umgang durchaus als Belastung empfunden werden kann. Nicht jeder Hausbesitzer ist bereit, mit der Vergangenheit zu leben. – In einem zweiten Beitrag liefert die Autorin eine Art „Auswahlkatalog“ von Wand- und Deckendekorationen in Lübecker Häusern

vom späten 13. bis ins späte 17. Jahrhundert am Beispiel ausgewählter Befunde und gibt damit einen interessanten Überblick über die Entwicklung vor allem der Wandmalerei im profanen Bereich. Hier finden sich auch beachtliche Beispiele aus der Neuzeit, die die fortwirkende Tradition malerischer Wand- und Deckengestaltung erkennen lassen. In einigen Fällen kommt es zu etwas seltsamen Bezeichnungen dargestellter Personen: So wären die „Männer beim Abendgebet“ in der Königstraße 58, die neben der bisher einzigen Darstellung eines Heiligen in einem Lübecker Haus – immerhin der hl. Christophorus, dessen Schutzfunktion gegen unvorbereiteten Tod ihn zu einem der am häufigsten bildlich dargestellten Heiligen des späten Mittelalters werden ließ und den man nicht ungern „im Hause“ hatte – erscheinen, aufgrund ihrer Darstellung und der ihnen beigegebenen Sinnsprüche auf den Schriftbändern wohl besser neutral als „Drei biblische Gestalten“ oder möglicherweise als „Die drei Lebensalter“ charakterisiert – von Beten kann bei keinem der drei die Rede sein; im Fall des „Parisurteils“ in der Aegidienstraße 35 die drei Göttinnen Hera, Athene und Aphrodite als die „drei Grazien“ zu bezeichnen, ist vollends daneben: Jene Damen hießen Aglaia, Euphrosyne und Thalia und hatten nun wirklich nichts mit dem Ausbruch des trojanischen Krieges zu tun.

Die Restauratorin beim Landesamt für Denkmalpflege, *Birgit Löffler-Dreyer*, erörtert in ihrem Aufsatz die Probleme der konservatorischen Arbeit vor Ort. Als Maltechnik herrscht die Seccomalerei vor, d.h. die Arbeit auf dem trockenen Putz; dadurch ergeben sich in vielen Fällen Bedrohungen des Bestandes durch „innere“, d.h. der verwendeten Technik und ihrer Mittel immanente, wie „äußere“ Komponenten: Nutzung mit Veränderung von Raumklima und Beleuchtung, Staub etc. Besonders die mit der Heizung von Räumen verbundene Senkung der Raumfeuchte führt häufig zum Auskristallisieren der im Mauerwerk gebundenen Salze mit schlimmen Folgen für den Malgrund. Zusammenfassend formuliert die Referentin die Notwendigkeit interdisziplinärer Kontakte zwischen Naturwissenschaftlern, Architekten, Restauratoren und Kunsthistorikern wie Historikern. Ihre Aussagen konkretisiert sie in der Folge anhand von vier speziellen Beispielen aus der Stadt und schließt mit dem Hinweis auf die bei jeder Freilegung älterer Dekorationselemente entstehende „Pflegebedürftigkeit“ in der Zukunft.

Thomas Brockow erörtert unter der Überschrift „Spätmittelalterliche Wandmalereien in Bürgerhäusern der hansischen Ostseestädte“ die reichen Lübecker Befunde im Bezug zum allgemeinen historischen wie regionalen Kontext. Er referiert die frühen Entdeckungen von mittelalterlicher Wandmalerei in der Stadt seit 1866, verweist auf die vermutlich starken Verluste durch die Zerstörung im Zweiten Weltkrieg und führt seine Betrachtungen bis in die Gegenwart, die durch die Vielzahl von Befunden seit den siebziger/achtziger Jahren geprägt ist. – Im Bereich der „wendischen“ Städte ist auch im Bereich der profanen Raumdekoration der zentrale Anspruch Lübecks zu erkennen – hier gibt es bei weitem die größte Anzahl von erhaltenen Befunden. Im Anschluß erörtert der Autor die vorhandenen Malereien geordnet nach ihrer Thematik; dabei verwundert es nicht, daß ein großer Teil der Malereien christliche Themen verarbeiten. Bezüge zu Malereien im sakralen Bereich zeigt er im Fall des Schöpfungszyklus im Haus Königstraße 28 auf; hier gibt es formal Vergleichbares zu den Darstellungen in den Arkadenzwickeln im Chorbereich von St. Marien, das durch die beteiligten Personen – der Sohn des Hauseigners war Angehöriger des Domkapitels und Pfarrer an

St. Marien – einen zusätzlichen Konnex erhält. Die vergleichbaren Befunde in den übrigen wendischen Städten werden jeweils herangezogen und in Beziehung zu den Lübeckischen gesetzt. Probleme sieht Rez. bei der Interpretation der Malereien im Haus Königstraße 51: Hier bei den drei nimbiierten Halbfiguren einen Bezug zu den Psalmen zu erkennen, fällt bei aller Bemühung einigermaßen schwer. Ob bei der Darstellung des jungen Mannes auf dem Schriftband aus der dem Photo nach einigermaßen ruinösen Schrift wirklich auf „COMPLETVRIVM VIRUM“ geschlossen werden kann – wobei es richtigerweise „completorivm“ heißen müßte – steht dahin; zu vermuten wäre eher ein Sinnspruch, der den Sprüchen „Post pirum vinum (erg.: bibe, si non vis morte perire)“ und „O dives dives, non omni tempore vives“, welche den beiden übrigen Figuren zugeordnet sind, in seiner Aussage entspräche. Hinweise auf die Psalmen jedenfalls kann Rez. nicht entdecken; es handelt sich eindeutig um Mahnungen, die die Lebenshaltung des Menschen betreffen, und nicht um biblische Texte. Damit sind die drei Gestalten aus ihrer eindeutigen Funktion als biblische Gestalten in den Bereich des alltäglichen Menschen hineingezogen – nicht nur durch ihre Darstellung im Haus eines Bürgers, sondern stärker noch durch die ihnen beigegebenen Sinnsprüche. Dies unterstützt des Autors These, die christliche Thematik im profanen Wohnhaus nicht vorrangig als Hinweis auf die konkrete Frömmigkeit des Auftraggebers, sondern im Sinn einer gewissen Repräsentation im Zusammenhang mit der gesamten, durch das Christentum und die Kirche bestimmten Gesellschaft zu sehen. Ähnliches gilt für die Darstellung der „Einhornjagd“ im Haus Königstraße 28, die im Profanbereich gänzlich ihrer religiösen Bezüge entkleidet als rein erotisches Thema figuriert, allenfalls mit dem üppigen Rankenwerk und der Eule als Verkörperung nächtlicher Laster noch leise an das Paradies und den Sündenfall gemahnt.

Seltener finden sich literarische oder mythische Themen in den norddeutschen Städten; von der Bildung des Auftraggebers zeugt jedenfalls in Lübeck das Parisurteil in der Aegidienstraße 35, dessen moralisierender Unterton auf schönste die allerzierlichst gemalten „Nuditäten“ an der Wand rechtfertigte. Häufig finden sich Wappenreihen im Bereich des Wanddekors, bei denen es im Fall von territorialen Wappen möglicherweise sich um Hinweise von Handelsbeziehungen des jeweiligen Hauseigentümers handeln könnte. Am häufigsten finden sich ornamentale Dekorationen; schon früh werden die Wände mit gemalten Quaderungen in roter Farbe verziert, auch Ranken finden sich bereits im 14. Jahrhundert. Diese werden gegen Ende des Mittelalters üppiger und naturalistischer in ihren Formen. – Die Wandmalereien finden sich ausschließlich in den großen Dielenhäusern der Hansestädte, deren Besitzer gewöhnlich zur Oberschicht der jeweiligen Stadt gehörten und sich mit Vorliebe an den Lebensgewohnheiten des niederen Adels orientierten. Dabei wurde meist die Diele als repräsentativer Raum mit einer gewissen Öffentlichkeitswirkung dekoriert, jedoch auch in den Wohnräumen in den Flügelnbauten zeigen häufig Wand- und Deckendekorationen den Anspruch auf Repräsentation. Diesem entsprach in vielen Fällen auch die Qualität der Malerei, deren frühere Einschätzung durch die Kunstgeschichte – wenn sie denn überhaupt erfolgte – meist durch den oft fragmentarischen Erhaltungszustand der Befunde eindeutig zu geringerschätzt ausgefallen ist.

In den weiteren Beiträgen werden Raumdekorationen in Flandern, Süddeutschland, der Schweiz – hier ein sehr interessantes Beispiel figürlicher Malerei aus dem Wohnhaus einer jüdischen Familie um 1330 in Zürich – sowie aus den baltischen Städten

Tallinn und Riga dokumentiert. – Von besonderem Interesse ist der Beitrag des Schweizer Mediävisten *Eckard Conrad Lutz* von der Universität Fribourg, der äußerst lesenswerte Gedanken zur Rezeption von Bildern im Mittelalter durch das Gespräch formuliert und diese in die Tradition des antiken Dialogs stellt. Bedauerlicherweise sind gerade im Rahmen dieses Beitrags drei Abbildungen „verunglückt“, die eine ist seitenverkehrt wiedergegeben, was das Lesen des dargestellten Dialogs unmöglich macht (Abb.1), und zwei (Abb. 3 und 6) liegen auf der Seite. Dies bleibt allerdings die Ausnahme: Die Qualität der Abbildungen in der Publikation ist durchweg sehr erfreulich und vermittelt gut sicht- und lesbare Eindrücke der häufig recht fragmentarisch erhaltenen Malereien. – *Jürgen Pursche* vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege zieht ein Resumé seiner Erfahrungen als Restaurator im Bereich der Wandmalerei und mahnt seinerseits den vorsichtigen Umgang mit den erhaltenen Beständen an. Abschließend referiert *Steffi Roetgen/Münster* über die Kontakte zwischen Nord- und Südeuropa im Mittelalter in den Bereichen Politik, Handel und Kunst, die zu wesentlich intensiverem und häufigerem Austausch geführt haben, als die deutsche Kunstgeschichte seit dem 19. Jahrhundert wahrhaben wollte. – Mit dem Symposium zur Wandmalerei ist in Lübeck ein wichtiges Kapitel der Kunstgeschichte aufgenommen worden, und der vorgelegte Band ist eine Fundgrube für den an Kunst und Raumdekoration interessierten Leser. Kleine „Unebenheiten“ im Text sind – wie in der Gegenwart häufig – der Arbeit am Computer zu „verdanken“, im übrigen ist die Gestaltung der Veröffentlichung ansprechend und gelungen.

Göttingen

Brinkmann

Heinz-Joachim Draeger, Lübeck anschaulich. Geschichte erleben in einer alten Stadt. Hamburg: Convent Verlag 2003, 79 S., zahlreiche Illustrationen. – Das Buch bietet einen neuen, fröhlichen Zugang zur Geschichte Lübecks. Vorwiegend entlang den Baudenkmalern der Stadt führt der Weg, nicht in Form einer trockenen städtebaulichen und bautechnischen Wissensvermittlung, sondern in ausdrucksvollen kolorierten Zeichnungen und stets mit einem vergnügten Augenzwinkern. Wo wissenschaftliche Texte oft Seiten trockener Beschreibung benötigen, genügen dem Kunstpädagogen D. wenige Zeichnungen und kurze Texte um Zustände, Entwicklungen und Zusammenhänge wirkungsvoll ins Bild zu setzen. Dadurch kommt das Buch dem Trend der Zeit entgegen, wieder viel über die Augen (und weniger über das Wort) aufzunehmen und (auch komplizierte) Zusammenhänge in wenigen Strichen auf das Wesentliche zu reduzieren. Das hat für das vielschichtige soziale und bauliche Gefüge einer mittelalterlichen Großstadt, wie Lübeck es war, einen großen Vorteil: Nach ca. 70 Seiten von ungefähr DIN A4-Format mit farbigen Illustrationen kennen Leserin und Leser, sowohl Kinder als auch Erwachsene, die Grundzüge der räumlichen Stadtentwicklung von Alt Lübeck bis heute (6-11), die unterschiedlichen Arten der Stadtbefestigungen und -tore (12-17), Bautypen und wesentliche Ausstattung der fünf Lübecker Kirchen (19-35), die Gebäude und Gliederungskriterien der bürgerlichen Stadt (36-56), Heilig-Geist-Hospital und Klöster (57-63), Hafen und Handel (64-68), Kulturinstitutionen in Gebäuden von historischer Bedeutung (69-71) und schließlich – sozusagen als gezeichnete Form der Verlaufsgeschichte – zwei Seiten mit 'Lübecks Freud' und 'Lübecks Leid im Laufe seiner Geschichte' mit jeweils neun Ereignissen und je einer erläuternden Textseite (74-77). Für jedes der Einzelthemen in diesen Gruppen genügt eine Seite, in

wenigen Fällen (z. B. bei der Marienkirche) gibt es mehr. – Die Souveränität mit der D. mit seinem Thema umgeht, besticht. Auf S. 7 z. B. blickt Graf Adolf II. 1143 von einem fiktiven erhöhten Standort über die Halbinsel Buku bis zum Priwall und den Anfängen der Lübecker Bucht und sieht im Grunde nur Wald und Wasser. Auf S. 10 hat der Leser Adolfs Platz eingenommen und blickt vom gleichen Standort heute (bzw. im Jahr 2005) auf das dichtbesiedelte Lübecker Becken ebenfalls bis zur Ostsee mit Autobahn, Eisenbahntrassen, Schnellstraßen und bereits fertiggestelltem Herrtentunnel. Auf den dazwischenliegenden zwei Seiten wird im topografisch verkleinerten Ausschnitt in vier Jahresschnitten um 1200, um 1400, um 1700 und um 1900 die Siedlungsentwicklung der Stadt dargestellt. Diese vier Seiten sind an Prägnanz in punkto räumliche Entwicklung der Stadt kaum zu überbieten. Eine weitere Stärke des Bandes ist sein Abwechslungsreichtum: (Rekonstruktions-)Zeichnungen mit kurzen erläuternden Texten, fiktive Elemente wie eine Seite aus dem erdachten Skizzenbuch des Ratsbaumeisters Hinrich Helmstedt über das Holstentor (14) oder wie die Unterhaltung zwischen den Franziskanerbaumeistern und der Hl. Katharina über die fehlende Symmetrie der Katharinen-Kirche (60) oder auch die Erläuterungen eines mittelalterlichen Priesters von St. Marien an eine staunende Gruppe von Gläubigen über die Symbolik des Kirchengebäudes – und ganz nebenbei hält der Priester, mit der Rechten ins Gewölbe der Hauptschiffs zeigend, mit der Linken einen Teufel fest im Griff (24). Bestechend ist die Leichtigkeit, mit der wesentliche Informationen vermittelt werden: z. B. die Herkunft des Doppelturmtors und die Funktion und bauliche Feinheiten des Holstentors im bereits erwähnten Skizzenblatt oder die baulichen Veränderungen an den Türmen von St. Jakobi und St. Petri, bei denen die Patrone der beiden Kirchen miteinbezogen sind (27). Überhaupt lernt der Leser durch D.s Zeichnungen die Architektur der Stadt zu lesen: der Unterschied zwischen Traufenhaus und Giebelhaus samt den Bezeichnungen für architekturhistorische Details verschiedener Baustile dürften nach S. 44 kein Problem mehr sein, genauso wenig wie die für das Baurecht des lübischen Rechts typische Bauweise auf Kommunmauern, die auf der gleichen Seite schlagend illustriert ist. Selbst von Baustilkunde genervte Schülerinnen und Schüler finden die kleine Stilkunde (48f., 52f.) toll – vor allem die den jeweiligen Stilmerkmalen entsprechende Kleidung der zeitgenössischen Figuren. An zweiter Stelle in der Beliebtheitsskala dieser Lesergruppe (kleine, persönlich durchgeführte Befragung des Rezensenten) folgen übrigens die zeichnerischen Erläuterungen zu den Straßennamen (42f.). Weiterhin findet man eine Sozialgeschichte des Wohnens vom Kaufmanns- über das Handwerkerhaus bis zur Gangbude, das die Seiten 45 und 46 bieten, und, und, und... Dazu kommen die Details: beim Vergleich der beiden Zeitschnitte 'um 1700' und 'um 1900' auf S. 9 wird wohl jedem Betrachter klar, warum die nördliche Wallhalbinsel so heißt; klar und aufschlussreich sind auch die kleine Gewölbekunde auf S. 23 und die Seite über den Aufbau der Altäre, wo man nebenher auch noch über die Bezeichnung der Bestandteile des priesterlichen Ornaments aufgeklärt wird. Klar, ab und zu hat der Druckfehlerteufel zugeschlagen (auf S. 62 oben gehört zu Anna Selbdritt Jesus und nicht Josef und auf S. 53 muss der Höxterdamm mit ü geschrieben sein) und in den sehr kurz gehaltenen Texten ist an einigen Stellen die Kürze zur falschen Aussage geworden (ein 'hansisches Obergericht' gab es nicht (37) und Lübeck war auch nicht von 1460 bis 1864 von dänischem Territorium umgeben (76)), irrtümlich sind auch Kaak und Finkenbauer als ein und dasselbe dargestellt (40). Der Kaak war jedoch der Schandpfahl, der einige Meter

von Butterbude mit Finkenbauer entfernt auf dem Markt stand. Das sind jedoch alles Kleinigkeiten, die bei der zweiten Auflage geändert werden können. Wichtig ist, dass es D. gelungen ist, die Begegnung mit den noch vorhandenen Zeugnissen der Geschichte der Hansestadt Lübeck facettenreich, unterhaltsam, amüsant und präzise darzustellen. Er hat damit ein rundum gelungenes Buch vorgelegt, dem es sicherlich gelingen wird, Menschen den Zugang zur Geschichte ihrer Stadt und ihren alten Bauwerken zu öffnen, die daran bislang kein Interesse hatten. Hammel-Kiesow

Thorsten Albrecht, Lübeck. Schwarz-Weiss. Photofachmann Wilhelm Castelli 1901-1984. Begleitpublikation zur Ausstellung vom 20.1.2002 bis zum 5.5.2002 im Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck, Behnhaus/Drägerhaus. Lübeck 2002, 168 S., 130 Abb. – Das vorliegende Begleitbuch hat sich – mit Erfolg – zum Ziel gesetzt, das fotografische Werk W. Castellis darzustellen und zu würdigen. C. wurde als ältestes Kind von vier Geschwistern des Kaufmanns W. Castelli, Besitzer der Drogerie J. J. Struwe-Castelli, geboren. Der Vater erwarb die Handlung im Mai 1901 von dem Kaufmann Friedrich H. Bluhme-Jebesen, der danach ein ähnliches Geschäft in der Sandstr. weiterführte. Die Familie C. stammte aus Sachsen, der Großvater, der Gärtner Carl Heinrich C., ließ sich 1870 in Lübeck nieder. W. besuchte von 1908 bis 1917 das Johanneum, das er mit dem „Zeugnis über die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst“ im März verließ, um danach in Hamburg eine Lehre als Fotograf zu beginnen. Von 1921 bis 1923 besuchte er die Staatliche Fachschule für Fototechnik in München. Es folgten Jahre der Praxis in Dresden, Düsseldorf und Berlin, die 1927 mit der Heimkehr nach Lübeck und Eintritt in die väterliche Firma endeten. Entscheidend für den weiteren Lebensweg war die Zusammenarbeit mit dem Museumsmann Carl Georg Heise. – Das Gesamtwerk C.s zu charakterisieren, ist nicht ganz einfach. Zu seinen bekanntesten Werken gehören die Aufnahmen zu den Veröffentlichungen: Carl Georg Heise, Fabelwelt des Mittelalters. Phantasie- und Zierstücke lübeckischer Werkleute aus drei Jahrhunderten. Berlin 1936; C. G. Heise, Die Gregorsmesse des Bernt Notke, Hamburg 1941; Hans Schröder, Lübeck (in der Reihe Deutsche Lande – Deutsche Kunst) Berlin 1940; Hans Arnold Gräbke, Die Wandmalereien der Marienkirche zu Lübeck, Hamburg 1951; Max Hasse, Das Triumphkreuz des Bernt Notke im Lübecker Dom, Hamburg 1952. Dazu kamen Ansichtskarten, Fotomappen u. a. C.s Archiv ging 1942 beim Luftangriff verloren. Die 1970/71 vom Museum für Kunst und Kulturgeschichte erworbenen Glasplattennegative stammen also aus der Zeit nach 1942. Die hier vorgestellten Tafeln zeigen Fotografien im Stil der neuen Sachlichkeit (Landschaft, Natur und Porträts) (1-9). Ansichten von Lübeck vor der Zerstörung 1927-1942 (10-56), Skulpturen, Puppen und Gegenstände (57-95) und Zerstörung, Wiederaufbau und das „moderne“ Lübeck, 1942-1970 (96-130). Der Anhang (162-166) enthält die wichtigsten Angaben zu den Fotos wie Titel, Datierung, Maße, Herkunft. Der Leser ist zu einem aufmerksamen Betrachten der Bilder eingeladen. So möchte der Rez. einiges richtigstellen: z. B. Taf. 96 Sandstein-Epitaph Tidemann im Dom: das Jahr ist in 1965 zu ändern, da erst nach 1963 mit der Instandsetzung des Ostchores begonnen wurde; Taf. 97: Die rechte Schildmauer im Dom fiel 1946 bei einem Sturm auf das unbeschädigte Paradies, so daß das Foto unmöglich um 1950 entstanden sein kann; Taf. 107 zeigt das alte Sparkassengebäude vom Jahre 1912, das 1969 dem heutigen Nachfolgebau weichen mußte. Wichmann

Thomas Baltrock, Kunsthandwerk in Lübeck.- Ders., Kirchen in Lübeck.- Ders., Klöster in Lübeck.- Sabine Spatzcek, Der Museumshafen.- Karl-Heinz Augsten, 1:3,5 F 5 F = 5 cm.- Ders., 1:2, 8 F = 35 mm ~ 135 mm.- Ingwer Seelhoff, Die Brüder Mann in Lübeck.- Rosemarie Bouteiller, 815 200 45 40.- Manfred Eickhölder, Die Mengstraße.- Kai-Uwe Meyer, Clubs in Lübeck / Riders Café.- Karl-Heinz Augsten, Eine Reise durch die Region.- Hrsg. von MIKADO Team für Marketing und Werbung GmbH und Klassik Altstadt Hotel. Lübeck: Schmidt-Römhild 2000-2002.- Die farbenprächtige Reihe hat es innerhalb von zweieinhalb Jahren auf elf Hefte gebracht. Sie ist offen nach allen Seiten, die Themen sind beliebig, was die Autoren liefern, wird offenbar veröffentlicht. Die drucktechnische Ausführung (Schmidt-Römhild) ist brillant, die gestalterische Umsetzung (MIKADO) eher gewöhnungsbedürftig. Neben seriösen Brocken findet sich mancher Happen Lübecker Allerlei, leicht verdaulich aufbereitet und schick präsentiert, auch mal bedeutungsschwanger formuliert (was sollen die albernem Insidertitel?). Fotos werden gewollt originell verfremdet, verbindende Texte salopp formuliert. „Die Seychellen, Mallorca und sogar der Himalaja sind heutzutage selbstverständliche Urlaubsziele geworden. Wir kennen heute die weite Ferne besser als die nähere Umgebung“, so beginnt – nur ein Beispiel – das letzte Heft einer nostalgischen Mokickfahrt durch Ostholstein. „Witzig“ plazierte Fotos illustrieren den schlichten Begleittext auf dem Niveau eines Schulaufsatzes. Dabei lernen wir, daß die verschwommenen Bilder auch eine Funktion haben. „Unschärfe bedeutet Weichheit, Andeutung, Übergang, Bewegung.“ Wem so etwas gefällt, ist hier gut bedient. Es tut ja nicht weh, aber wozu soll das eigentlich gut sein? Mit einem Wort: Die Serie ist ein herrliches Produkt des Zeitgeistes, schön, unverbindlich, großspurig. – Warum alle Hefte auf dem Umschlag das offizielle Logo der Hansestadt Lübeck verwenden (dürfen?) bleibt unerfindlich. Mit Blick auf das ganze Unternehmen spricht der frühere Bürgermeister Michael Bouteiller von einer Qualität, die in der Hansestadt Lübeck ansonsten leider kaum zu finden ist, und reiht dann auch gleich den Initiator Karl-Heinz Hingsten, Chef der Werbeagentur MIKADO, „mit seinen stimmungsvoll komponierten und oft hintergründigen Bildern in die Reihe der ganz großen Fotografen Lübecks ein“ (Lübecker Stadtzeitung vom 8.10.2002). Kommentieren muß man solchen Freundes-Schmus wirklich nicht, aber er paßt so gut zu dem ganzen Projekt.

Ahrens

Lübecker Beiträge zur Familien- und Wappenkunde. Hrsg. vom Arbeitskreis für Familienforschung e.V. Lübeck, Heft 51 (2003), 48 S. – Nach den Mitteilungen des Vorstandes dieses 1966 als Tochtergesellschaft der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit gegründeten Vereins stellt *Helmut Sobieski* die Möglichkeiten zur Familienforschung im Internet durch Angabe relevanter URLs und Abbildung von screenshots vor (8-10). Die von *Thorsten Sick* bearbeitete Edition der „Volkszählung von 1815“ gibt das Ergebnis des fünften Bezirks der ersten Lübecker Volkszählung nach der Franzosenzeit aus dem Bestand Altes Senatsarchiv Interna des AHL wieder (11-37). Die übersichtlich angeordneten Einträge erfassen die Einwohner des Städtchens und Kirchspiels Travemünde mit den Dörfern Brodten, Gneversdorf, Teutendorf, Rönnau, Ivendorf, Pöppendorf sowie der zum Kirchspiel Ratekau gehörenden lübeckischen Dörfer Pöppendorf, Dummersdorf, Waldhusen, Herrenwyk, Kücknitz, Siems und Dänischburg. Bedauerlicherweise fehlt bei der Wiedergabe der Ta-

belle die laufende Nummer, auf die das im Anschluss an die Tabelle publizierte Namensregister der erfassten Personen (38-45) verweist. Dennoch ist die Edition dieser 441 Einträge sicherlich eine wertvolle familien- und auch sozialgeschichtliche Quelle, vor allem für die Nutzer, die die ungewohnte Handschrift des Originals aus dem Anfang des 19. Jh.s nicht zu entziffern vermögen. – Der Band schließt mit einer Liste nach Herkunftsorten sortierter Namen von Ortsfremden im Kirchenbuch Leussow 1672 bis 1800 (mit den Orten Göhlen, Klein Krams, Lauckmühle, Laupin, Leussow und Loosen; wo sich diese Orte befinden, ist leider nicht angegeben), zusammengestellt von *Anna Schwarm* (46-48). Erfasst sind nur die Familiennamen, Daten oder Grund der Eintragung fehlen. Kruse

Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Begründet von Wolfgang Stammer, fortgeführt von Karl Langosch. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter hrsg. von Burghart Wachinger u.a. Bd. 11, Lieferung 3. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2002, Sp. 642-960. – Auch diese Lieferung des wichtigsten Nachschlagewerks über die deutsche Literatur des Mittelalters enthält Beiträge zu Lübecker Quellen. *Václav Boks* Artikel ‚Johannes von Lübeck‘ (Sp. 781-784) gilt dem um 1430 wohl in Lübeck geborenen und 1502 in Prag gestorbenen Theologen, der 1467 nach Prag kam, sich den Hussiten anschloß und mindestens 30 Jahre an der Prager Universität lehrte. Der Artikel umreißt seine nicht edierten, jedoch handschriftlich überlieferten lateinischen Werke (Vorlesungen, Traktate über die hussitische Lehre der Eucharistie, Predigten sowie einen Psalmenkommentar u.a.) und ‚Dat Boeken van deme repe. De uthleggginge ouer den louen‘ (Druck Lübeck, um 1482), eine niederdeutsche Übersetzung zweier Werke des Jan Hus, dessen Name jedoch ebenso ungenannt bleibt wie der des Übersetzers. – In ihrem fein differenzierenden Artikel ‚Lübisches Recht‘ (Sp. 932-938) skizziert *Angelika Lampen* das in Lübeck im Verlauf des 12. Jh.s entstandene Stadtrecht, das im Unterschied zu dem nur innerhalb der Stadtmauern geltenden ‚lübeckischen Recht‘ ‚in Lübeck selbst und in den ca. 100 Städten des lübischen Rechtskreises gegolten hat, sowie dessen spätere Ergänzungen durch Rechtsweisungen und Entscheidungen des Lübecker Rats‘ (Sp. 932). Der Beitrag enthält die notwendigen Daten zur Überlieferung sowie zu den lateinischen und mittelniederdeutschen amtlichen Handschriften und der wissenschaftlichen Literatur und gliedert sich darüber hinaus in die Rubriken Herkunft/ Entstehung, Textentwicklung, Inhalt, Verbreitung und Organisation.

Hamburg

Freytag

Rita Schlusemann, Wechselseitige niederdeutsch/ niederländische Literaturbeziehungen in der frühen gedruckten Erzähldichtung. Mit einer Edition des Magdeburger Drucks der ‚Historie van twen kopluden‘ (um 1495), in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 125 (2002), S. 97-130. – In ihrer Übersicht der frühen niederdeutsch/ niederländischen gedruckten Erzählliteratur registriert S. verschiedentlich Lübecker Frühdrucke wie die ‚Historie van Alexander‘ (Lucas Brandis, ca. 1478), die ‚Melusina‘ sowie die ‚Griseldis‘ (beide Drucker der ‚Melusina‘, ca. 1478), *Guidos de Columna* ‚Historie van der verstorynge der stat Troye‘ sowie die ‚Historie van den soven wysen meisteren‘ (beide Lucas Brandis, ca. 1478), ‚Reynke de vos‘ (Mohlkopf-

druckerei 1498), ‚Historie van twen kopluden (Matthaeus Brandis, ca. 1494), ‚Dat narren schyp‘ (Mohnkopfdruckerei 1497) und ‚De pape van Kalenberghe (Steffen Arndes, ca. 1500) (Sch., S. 102-104). Weiter vermerkt S., daß die Buchproduktion bis 1480 auf wenige Drucker zurückgeht und etwa Gheraert Leeu und Lucas Brandis etwa zeitgleich in Gouda und in Lübeck die gleichen Werke drucken, ohne daß sich konkrete Geschäftsbeziehungen zwischen ihnen belegen ließen (105). Für den Februar 1491 weist sie hingegen einen Kontrakt zwischen Leeu und Lübeck nach, dem zufolge der Goudaer Drucker gemeinsam mit einem Handelsagenten des niederländischen Buchhändlers Joos van Brüssel ‚zwei Tonnen Bücher von Antwerpen über Gouda und Amsterdam nach Lübeck‘ schickte (106). – Im Anhang verzeichnet Sch. die Überlieferung der ‚Historie van twen kopluden‘ im Deutschen und Niederländischen und gibt eine Synopse der Gliederung der Ausgaben (116f.).

Hamburg

Freitag

Gernot Michael Müller, *Die ‚Germania generalis‘ des Conrad Celtis. Studien mit Edition, Übersetzung und Kommentar (Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext 67)*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2001, XVII, 536 S. Abb. – Im Zentrum der ausgezeichneten Münchener Dissertation steht die *Germania generalis* (GG), die Conrad Celtis (1459-1508) gemeinsam mit dem dritten Kapitel seiner Norimberga, einer Stadtbeschreibung von Nürnberg, seiner Wiener Edition der Germania des Tacitus hinzugefügt hat. Wenige Jahre später gab Celtis die GG dem Nürnberger Druck seiner Amores von 1502 bei. – Der erste Teil der Dissertation enthält Vorarbeiten zur Editions-geschichte der GG. Hiernach folgen Untersuchungen zur Überlieferung der acht Drucke und des einen handschriftlichen Zeugen, zur Charakteristik der von Celtis selbst besorgten Druckausgaben sowie der Textgeschichte der Überlieferung nach seinem Tod und eine Analyse der Sprache und Metrik der Dichtung (3-87). Hierauf beruht die historisch-kritische Edition der knapp dreihundert lateinischen Hexameter der GG, der M. seine deutsche Prosäübersetzung zur Seite stellt (89-109). Dem schließt sich der kapitelweise angeordnete Stellenkommentar an (110-184). M. konzentriert sich hier auf die geographischen und historischen Realia sowie auch die literarischen Quellen für einzelne Elemente der GG. – Der erste Teil (1-184) bildet die fundierte Grundlage für den zweiten Teil der Dissertation (185-483), in dem M. seine aspektreichen Studien zu Celtis' Konzeption einer historisch-geographischen Darstellung Deutschlands entfaltet. Darüber hinaus charakterisiert er mit der *Italia illustrata* des Flavio Biondo und der Deutschlandbeschreibung, wie Enea Silvio Piccolomini sie in verschiedenen Werken gibt, die zu der Zeit maßgebenden Leit- und Vorbilder für eine humanistische Landeskunde, von denen er das Modell des Celtis nach einem systematischen Vergleich augenfällig absetzt. – Weil die GG als der früheste deutsche Entwurf bereits die wesentlichen historischen und geographischen Gesichtspunkte von Celtis' Deutschlandkonzeption enthält (188), steht ihre Interpretation im Zentrum der Untersuchungen. Von diesem Text ausgehend, umreißt M. das von Celtis immer wieder beschworene, aber zu keinem Zeitpunkt verwirklichte Vorhaben einer *Germania illustrata*. Mit den *Amores* und der *Norimberga* bezieht er dabei aus dem Gesamtwerk des Humanisten namentlich die Texte in seine Studien ein, die sich neben der GG als Vorläufer der Deutschlandkonzeption verstehen lassen, die Celtis in Auseinandersetzung mit Biondos *Italia illustrata* entwickelt hat. –

Für die Leser dieser Zeitschrift ist M.s Arbeit nicht zuletzt deshalb von Interesse, weil er vor allem in seinem Kommentar zur *GG* verschiedentlich auf Lübeck zu sprechen kommt. Diese Stellen seien im einzelnen notiert. Zu Vers 57 (123f.) bemerkt M., die Wendung *in Arcton* (für das Sternbild des großen und kleinen Bären) bedeute den Norden von Deutschland; ähnlich umschreibt Celtis an anderer Stelle Lübeck. Zur Wendung *De quatuor lateribus Germanie* als der Überschrift von Kapitel 4 der *GG* verweist M. (134) auf den ähnlichen Werktitel von Celtis' vier Büchern der *Amores*. Die vier Schauplätze dieser Dichtung sind nach den vier Himmelsrichtungen hin gelegene deutsche Städte – im Norden ist es das nahe der Ostsee gelegene Lübeck (Zu Lübeck in Celtis' *Amores* vgl. ZVLGA 82 (2002) 416). Dieses Meer heißt *mare Codoneum* (Vers 132), eine Bezeichnung, die Celtis von den dort ansässigen Goten ableitet, wie M. durch verschiedene Belege nachweist (144f.). In seiner Note zu Vers 137 bemerkt M. (146), daß Barbara, die in Lübeck wohnhafte Geliebte des lyrischen Ichs der *Amores*, das sich Celtis nennt, auch dänisch spreche. – Außerhalb seines Kommentars kommt M. auf die Hansestadt zu sprechen, wenn er den auf das Jahr 1500 datierten Brief, den ein wohl fiktiver Syndikus aus Lübeck namens Quirinus an Celtis schreibt, zitiert (445).

Hamburg

Freytag

Ulrich Ernst, *Der ‚Gregorius‘ Hartmanns von Aue. Theologische Grundlagen – literarische Strukturen – Überlieferung im geistlichen Schrifttum (Ordo. Studien zur Literatur und Gesellschaft des Mittelalters und der frühen Neuzeit 7)*, Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2002, XIII, 285 S. – E. legt mit dem Band eine Gesamtinterpretation des ‚Gregorius‘ Hartmanns von Aue vor. Seine Abhandlung gliedert sich in zwei Abschnitte: einen umfangreichen ersten Teil (1-213), in dem er die theologischen Grundlagen der Dichtung zu bestimmen versucht, und einen kleineren zweiten Teil, in dem er prüft, ob sich aus der Überlieferung des ‚Gregorius‘ Vermutungen über seine literarische Gattungszugehörigkeit ergeben (215-261). Ein Vorzug der zumal im ersten Teil geleisteten umfassenden Interpretation der Dichtung liegt darin, daß E. den mittelhochdeutschen Text kontinuierlich mit seiner altfranzösischen Quelle, der ‚*Vie du pape Grégoire*‘, sowie auch den ‚*Gesta Gregorii Peccatoris*‘ vergleicht. Letztere hat Arnold von Lübeck, der erste Abt des 1177 gegründeten Benediktinerklosters St. Johannis, im Auftrag Wilhelms von Lüneburg, des jüngsten Sohnes Heinrichs des Löwen, zwischen 1209 und 1214 aus dem Oberdeutschen ins Lateinische übertragen. In der zweiten Studie weist E. nach, daß die mittelalterlichen Sammelhandschriften und frühneuhochdeutschen Drucke von Hartmanns ‚Gregorius‘ ebenso wie die ‚*Vie*‘, die ‚*Gesta*‘ und weitere, zumal volkssprachige Bearbeitungen im Unterschied zu seinem Artusepos ‚*Iwein*‘ von Beginn an nicht in höfischen, sondern in geistlichen Gemeinschaften und ausschließlich im Kontext von Legenden und anderer lehrhafter theologischer Literatur überliefert sind. – In seine Untersuchung bezieht E. wiederholt Lübecker Bearbeitungen des ‚Gregorius‘ ein, die gleichfalls legendenähnlich konzipiert und überliefert sind. Das gilt über Arnolds ‚*Gesta*‘ (240) hinaus für die mittelniederdeutsche Prosa-Legende ‚*Gregorius de grote sunder*‘ im zweiten Mohnkopfflenar von 1492 (243). Und gleichermaßen gilt es für das ebenfalls 1492 in Lübeck, und zwar bei Steffen Arndes gedruckte ‚*Passional*‘, und die ihrerseits wohl hiervon abhängige, in die erste Hälfte des 16. Jh.s datierte isländische ‚*Gregorius*‘-Legende ‚*Gregorius saga biskup*‘ (vgl.

„Reykjahólabok“. Islandske Helgenlegender, ed. Agnete Loth [Editiones Arnarnæ A 16], Bd. II, Kopenhagen 1970, S. 1-30), welche E. jedoch nicht in seine Untersuchungen einbezieht.

Hamburg

Freitag

Von Rittern, Bürgern und von Gottes Wort. Volkssprachige Literatur in Handschriften und Drucken aus dem Besitz der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg. Eine Ausstellung in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg vom 26. September bis 23. November 2002, hrsg. von Eva Horváth und Hans-Walter Stork (Schriften aus dem Antiquariat Dr. Jörn Günther, Hamburg, 2), Kiel: Ludwig 2002, 166 S., zahlr. Abb. – Der nicht zuletzt durch die meisterhaften farbigen und Schwarzweißabbildungen ansprechende Katalog enthält jeweils auf einer Doppelseite einen fein illustrierten Beitrag zu den 53 Exponaten (20-127); Anmerkungen bringen überlieferungsgeschichtliche und literaturhistorische Hinweise (128-149). Der Band „Von Rittern, Bürgern und von Gottes Wort“ gibt einen Eindruck von der vielfältigen Überlieferung der deutschsprachigen Texte sowie von dem Reichtum an literarischen Gattungen und auch dem Leseinteresse im späten Mittelalter. Der durch fünf Verzeichnisse und Register (150-166) vorbildlich erschlossene Katalog präsentiert aus Anlaß der Rückgabe wichtiger, in Folge des Zweiten Weltkriegs in die Sowjetunion ausgelagerter Bände am Beispiel Hamburger, durch Leihgaben u.a. aus Kopenhagen und Wolfenbüttel ergänzter Exemplare, einen Ausschnitt aus der in Handschriften und Frühdrucken überlieferten literarischen Produktion des 15. Jh.s. Zwar überwiegen hierbei Erzeugnisse der Buchkunst des Elsaß und vom Oberrhein, aber auch solchen aus Offizinen in Lübeck, dem zu der Zeit herausragenden Zentrum des Buchdrucks in Nordeuropa, wird der Katalog gerecht, wie vier Beispiele aus Beständen der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg zeigen; vgl. Nr. 5: Niederdeutscher Psalter. Pergamentdruck, Lübeck: Lucas Brandis, 1473 (28f., 129f.); Nr. 11: Mittelniederdeutsches Plenar [Lübeck]: [Steffen Arndes], 1493 (40f., 133); Nr. 36: Thüring von Ringoltingen, Melusine (niederdeutsch) [Lübeck]: [Lucas Brandis], um 1478 (92f., 145); Nr. 50: Henselin [Lübeck: Mohnkopfdruckerei], [nicht vor 1497, nach 1500 (?)] (120f., 148). Zum „Henselin“ sei angemerkt, daß der Druck sicher nicht das Fastnachtspiel von 1484 wiedergibt und daß die drei Mohnköpfe nicht als das Wappen „der Familie Ghotan“, sondern als das der van Ghetelen identifiziert worden ist (121 mit Anm. 306); ferner ist das Entstehungsjahr des in derselben Offizin gedruckten Buchtotentanzes, dem einige im „Henselin“ wiederverwandte Holzschnitte entnommen sind, zu korrigieren (1489 bzw. [zweite Auflage] 1496).

Hamburg

Freitag

Auf das Phänomen des Hanseatentums in seiner Ausprägung, wie Thomas Mann es sah, geht Franz Rudolf Veget in seinem Beitrag ein (*Thomas Mann und das Hanseatentum*, in: Rainer Hering/Rainer Nicolaysen (Hgg.), *Lebendige Sozialgeschichte. Gedenkschrift für Peter Borowsky*. Wiesbaden 2003, S. 735-747). V. entwickelt die These, Thomas Mann habe Lübeck nicht nur in seinem berühmten Vortrag „Lübeck als geistige Lebensform“ (1926) als Nährboden für seine Schriftstellerin bezeichnet, sondern auch, daß dort ganz „allgemein das Hanseatische durchschlüge“ (736). Ja, Thomas Mann habe sein Werk „als Repräsentation des Hanseatentums“

verstanden wissen wollen. Aufgrund des „urbanen Flairs des Hanseatisch-Patrizischen“ sei es daher bei Kennern und Kritikern in den Blick genommen worden. Die drei Hansestädte galten also für Thomas Mann dank ihres einheitlichen Kultur- und Erlebnisraums als „hanseatisch“. Allerdings, so weist V. nach, werden Hamburg und Bremen in „Buddenbrooks“ noch als „Bedrohung“ für Lübeck angesehen, was den wirtschaftlichen Veränderungen zu Anfang des 19. Jh.s, als Lübeck von den beiden anderen Hansestädten auf diesem Sektor überholt wurde, zuzurechnen sei. Auch der Beitritt zum Zollverein, laut V. der Beginn einer „Verpreußung“ (!?) Lübecks, und auch seine Schwierigkeiten bei der Eisenbahnverbindung ins Reich hätten hierzu beigetragen. Auch sei Hamburg z.B. als Ort der Sittenlosigkeit aufgefaßt worden, und Tony Buddenbrook habe das „Negativerlebnis Hamburg“ (742) überstehen müssen. Erst im „Zauberberg“ habe sich Thomas Mann von der Bezogenheit des Hanseatischen nur auf Lübeck gelöst und seinen Protagonisten Hans Castorp durch sein Hanseatum in einer Herausforderung mit Europa charakterisiert, als Deutschland seinen Platz – weder ganz dem Westen, noch ganz dem Osten zugehörig – (745) habe finden müssen.

Graßmann

Sonstige Lübeck-Literatur

(zusammengestellt von Antjekathrin Graßmann und Robert Schweitzer)

Adamek, Jürgen: Mich interessiert die Welt.... der Lübecker Maler, Grafiker, Fotograf und Bildhauer Gunther Fritz, 2002, 21 S., Ill.

Archäologische Untersuchungen auf dem Lübecker Stadthügel. Befunde und Funde, Bonn 2002, 522 S., Ill., graph. Darst., Kt.

Blöcker, Karsten: Tony Buddenbrook in Esslingen am Neckar, in: Spuren 58, September 2002. Marbach 2002.

Bohlmann, Heinz: 150 Jahre Lübeck-Büchener Eisenbahn. Die Geschichte einer holsteinischen Privatbahn, in: Lauenburgische Heimat 161/2002, S. 41-60, Abb.

Brietzke, Dirk: Armut und Protestverhalten in den norddeutschen Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck. Zum Widerstand gegen die Verfolgung von Bettlern im 17. und 18. Jh., in: Zeitenwende. Herrschaft, Selbstbehauptung und Integration zwischen Reformation und Liberalismus. Festgabe für Arno Herzig zum 65. Geburtstag, hg. von Jörg Deventer u.a. (=Geschichte 39), Münster/Hamburg/London 2002, S. 463-480.

Bürgerschaftswahl 2003. Endgültiges Ergebnis; die Kommunalwahl am 2. März 2003. Hrsg.: Hansestadt Lübeck- Der Bürgermeister, Bereich Statistik und Wahlen. Lübeck 2003, 44 S., graph. Darst.

Cordes, Albrecht: Rechtsgewohnheiten in lübischen Gesellschaftsverträgen, in: Ders. u. Bernd Kannowski (Hgg.), Rechtsbegriffe im Mittelalter (=Rechtshistorische Reihe 262). Frankfurt/M. u. a., Frankfurt/M. u. a. 2002 S. 29-41.

Deggim, Christa: Zeit- und Lohnregelungen in norddeutschen und skandinavischen Seerechten des 13. und 17. Jh.s, in: Deutsches Schiffsarchiv 24 (2001), S. 299-331.

Dodendantz: Lübeck 1520. Faksimileausgabe mit Textabdruck, Glossar und einem Nachwort, hg. von Timothy Sodmann. Vreden 2001. VIII, 74 S.

Einzelhandelsatlas Lübeck. Zahlen und Fakten zum Einzelhandelsstandort Lübeck, Bearb.: Björn P. Jacobsen. Lübeck 2002, 19 S., graph. Darst., Kt.

Fehring, Günter P.: Lübeck: Die Entstehung von Stadt und Hafen im Lichte neuerer archäologischer Erkenntnisse, in: Deutsches Schiffsarchiv 25 (2002), S. 117-133.

Fischer, Joachim, Musikhandschriften und Briefe aus dem Familienarchiv Avé-Lallemant (=Patrimonia 197), Lübeck 2001.

Fitschen, Jürgen und Volker Probst: Die Gemeinschaft der Heiligen: der Figurenzyklus an der Katharinenkirche zu Lübeck und das monumentale Werk Ernst Barlachs. Bremen 2001, 175 S., Abb.

Fligge, Jörg: Kulturnoe nasledie i zadaci bibliotenoego komplektora. Vortrag auf dem 5. Internationalen Symposium Bibliotheca Baltica, in: Peterburgskaja bibliotecnaja skola, Lübeck 2002, S. 59-68.

Friedrich, Jörg: Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945. München 2002. (Lübeck berücksichtigt.)

Gläser, Manfred: Der Hausbau im mittelalterlichen Lübeck, in: Rünno Vissak und Ain Mäesalu (Hg.), The Medieval Town in the Baltic: Hanseatic History and Archaeology II, Tartu 2002, S. 37-52.

Gläser, Manfred: Spielzeug und Spielen im mittelalterlichen Lübeck, in: Ebd., S. 119-125.

Hammel-Kiesow, Rolf: Lübeck and the Baltic Trade in Bulk Goods for the North Sea Region 1150-1400, in: Lars Berggren u.a. (Hg.): Cogs, Cargoes and Commerce. Maritime Bulk Trade in North Europe 1150-1400, 2002, S. 53-91.

Hammel-Kiesow, Rolf: Die Hanse. 2. Aufl. Stuttgart 2002.

Hansestadt Lübeck-Travemünde. Travemünde hat immer Saison; Natur, Erholung und Sport, Hrsg.: Amt für Lübeck-Werbung und Tourismus der Hansestadt Lübeck. Fotos: Herbert Jäger. Lübeck [o. J.], 27 S., zahlr. Ill., Kt.

Happach-Kasan, Christel: Der Elbe-Lübeck-Kanal. Denkmal oder moderne Wasserstraße? Stichworte und Bilder, in: Mitteilungen des Canal-Vereins 22 (2002), S. 183-204, Abb.

Havemann, Willy: Die Grabower Vorfahren der Schriftsteller Thomas und Heinrich Mann, in: Stier und Greif. Blätter zur Kultur- und Landesgeschichte in Mecklenburg-Vorpommern 2001, S. 125-129, Abb.

Henn, Volker: Städtische Geschichtsschreibung in Köln und im Hanseraum, in: Georg Möhlich u.a. (Hg.): Spätmittelalterliche städtische Geschichtsschreibung in Köln und im Reich. Die „Koelhoffsche“ Chronik und ihr historisches Umfeld. Köln 2001, S. 29-55.

Höltge, Dieter: Straßen- und Stadtbahnen in Deutschland. Band 8: Schleswig-Holstein. Freiburg/Br. 2002. (Lübeck: S.104-147).

Hubrich-Messow, Gundula (Hrsg.): Sagen und Märchen aus Lübeck. Husum 2002, 127 S.

Hundert Jahre, hundert Menschen. Zum Jubiläum der *Volksbank* erzählen hundert Lübecker Geschichten aus ihrem Leben. Lübeck 2002, 116 S., zahlr. Ill.

Hundert Jahre *LBV Phönix*. Festschrift. o.O. 2003, 62 S.

Hundert Jahre *Segel-Verein Trave* (SVT). 1902-2002, Red.: Volkmar Rosink. Bad Schwartau 2002, 109 S. zahlr. Ill.

Hunecke, Irmgard, Die Farbe Rot. Erkenntnisse während der Restaurierung von Wandmalereien an der Nordwand der Kirche des Heilig-Geist-Hospitals, in: *DenkMal! Schleswig-Holstein/Zeitschrift für Denkmalpflege Schleswig-Holsteins* 2001, S. 70-76, Abb.

Jacobs, Hans Joachim: Die hochgotischen Chorbauten der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Stralsund. Zur Bestimmung ihrer kirchenrechtlichen und formengeschichtlichen Voraussetzungen, in: *Nordelbingen* 71 (2002), S. 11-31.

Kopitzsch, Franklin: „Spiegel und Modell“ – Johann Peter Willebrandts „Grundriß einer schönen Stadt“. Arno Herzig zum 65. Geburtstag, in: *Hamburger Arbeitskreis für Regionalgeschichte. Mitteilungen* 39 (Aug. 2002), S. 38-48.

Kotka, Lübeck. Hrsg.: Deutsche Auslandsgesellschaft e.V. Lübeck. Lübeck 2002, 20 S., Ill., Kt., Texte teilw. finn.

Krüger, Claudia (Red.), Turngemeinschaft Rangenberg; Festschrift der TG Rangenberg e.V. 1953-2003, Hrsg.: TG Rangenberg. Bad Schwartau 2003, 31 S., Ill.

Loytved, Christine: Der Schritt von der Hebammenlehre zum Unterricht beim Mediziner, in: *Dies. (Hg.): Von der Wehmutter zur Hebamme. Die Gründung von Hebammenschulen mit Blick auf ihren politischen Stellenwert und praktischen Nutzen. Osnabrück 2001 (=Frauengesundheit 1)*, S. 91-106.

Mührenberg, Doris: Zum Verhältnis Mensch und Umwelt im mittelalterlichen Lübeck, in: *Rünno Vissak und Ain Mäesalu (Hg.): The Medieval Town in the Baltic: Hanseatic History and Archaeology II, Tartu 2002*, S. 37-52.

Mührenberg, Doris: Das Handwerk in einer Hansestadt. Archäologische Befunde und Funde aus Lübeck, in: *Ebd.*, S. 83-98.

Oestmann, Peter: Ferdinand Frensdorff (1833-1931), Professor, in: *Niedersächsische Juristen. Ein historisches Lexikon mit einer landesgeschichtlichen Einführung und Bibliographie*, hrsg. v. J. Rückert und J. Vortmann, Göttingen 2003, S. 252-258.

Otte, Anna-Lena, Die Entwicklung der Petrikerkirche zu Lübeck. Technische Universität Braunschweig. Institut für Bau- und Stadtgeschichte 2002, 74 Bil., Abb.

Pelc, Ortwin: Berufe in Lübeck 1798, in: *Rundbrief des Arbeitskreises für Wirtschafts- und Sozialgeschichte* 85 (2002), S. 21-33.

Pettke, Sabine und Karl-Heinz Kirchhoff: Münster-Lübeck-Schwerin. Ein Bericht zur Situation nach der Eroberung Münsters im Sommer 1535 aus dem Archiv des Herzogs von Mecklenburg, in: Westfälische Zeitschrift 151/152 (2001/2002), S. 69-79.

Platana, Michael: Lasbek. Geschichte der Gemeinde und ihrer Ortsteile. Lasbek 2002.

Sandberger, Wolfgang (Hg.) Bach, Lübeck und die norddeutsche Musiktradition. Bericht über das Internationale Symposium der Musikhochschule Lübeck April 2000. Kassel 2002, 288 S., Abb., Noten.

Schwanke, Horst P.: Wind und Wasser, Graupen und Grütze. Schlutups Wind- und Wassermühlen – eine Spurensuche, Lübeck 2002, 128 S., zahlr. Abb.

Scior, Volker, Das Eigene und das Fremde. Identität und Fremdheit in den Chroniken Adams von Bremen, Helmolds von Bosau und Arnolds von Lübeck, Berlin 2002, 375 S.

Skovgaard-Petersen, Karen: Et håndskriftfund i Lübeck ca. 1620. Om den spinkle overlevering af to norske nationalklenodier, in: Fund og forskning i Det Kongelige Biblioteks samlinger, Kopenhagen 2002, S.[107]-127.

Städtebaulicher Ideenwettbewerb Entwicklung Hochschulstadtteil Lübeck. Ausschreibung. Hrsg.: Der Senat der Hansestadt Lübeck, Baudezernat. Bearb.: Annette Bartels-Fließ. Lübeck [o. J.], 71 S, zahlr. Ill, graph. Darst., Kt.

Steppuhn, Peter: Aufregende Glasfunde des 12. bis 18. Jh.s aus der Altstadt von Lübeck. in: DGG (Deutsche Glastechnische Gesellschaft) – Journal, 2/2002, 32 S.

Thiemann, Michael: Hieroglyphen der Trauer. Johann Friedrich Overbecks „Beweinung Christi“, in : Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 28 (2001), S. 191-234.

Trübe, Gert Wilhelm: Steffen Arndes und das „Missale Sleswicense von 1486“, in: Beiträge zur Schleswiger Stadtgeschichte 47 (2002), S. 13-20.

Voss, Peter: French Atlantic Coastal Trade in the Eighteenth Century: The Case of Bordeaux, in: Johan Armstrong und Andreas Kunz: Coastal Shipping and the European Economy 1750-1980. Mainz 2002. S. 163-179, Lübeck: S. 177 ff.

Vofß, Ursula: Für das Vaterland zu wirken, werde ich nicht aufhören. Arnold Brecht – Demokrat, Denker, Menschenfreund, Hamburg 2002, 29 S.

Wahl zum Deutschen Bundestag am 22. September 2002 im Wahlkreis 11 – Lübecks endgültiges Ergebnis und Analysen. Hrsg.: Hansestadt Lübeck- der Bürgermeister, Bereich Statistik und Wahlen. Lübeck 2002, 39 S., graph. Darst.

Zschacke, Günter (Red.), Festschrift zum 775jährigen Jubiläum von St. Aegidien, St. Jakobi und St. Petri zu Lübeck. Hrsg. von den Gemeinden St. Aegidien und St. Jakobi und dem St. Petri-Kuratorium. Lübeck 2002, 72 S., zahlr. Ill.

Hamburg, Bremen

Michael Hundt (Hrsg.), *Geschichte als Verpflichtung. Hamburg, Reformation und Historiographie. Festschrift für Rainer Postel zum 60. Geburtstag (Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte, Bd. 28)*, Hamburg: Krämer 2001, 316 S. – H. besorgte die Festschrift aus Anlaß des 60jährigen Geburtstages des Hamburger Historikers Rainer Postel im Jahre 2001. Entsprechend den weit gefächerten wissenschaftlichen Interessen und Arbeitsgebieten des zu Ehrenden reichen die dort gesammelten 12 Beiträge von der römischen Geschichte bis hin zur Rezeption der Weberschen Vorstellungen über den Zusammenhang von Protestantismus und Kapitalismus in der wissenschaftlichen Literatur. Hier sind nur die Beiträge anzuzeigen, die sich mit dem historischen Raum Lübeck und seiner Umgebung beschäftigen. – Helmut Stubbe da Luz schildert in seinem Beitrag „Hanseatische Parteipolitik in der Weimarer Zeit und in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg“ (183-213). Er untersucht, so der Untertitel, „Die Sammlungs- und Bürgerblock-Bestrebungen des Hanseatischen Volksbundes sowie der Deutschen Sammlung (Lübeck), der Bremer Demokratischen Volkspartei und des Vaterstädtischen Bundes Hamburg“ und stellt damit eine politisch vergleichbare Entwicklung innerhalb des breiten Bandes des liberalen Bürgertums in den Hansestädten während der Weimarer Republik und der ersten Zeit nach 1945 vor. Hier soll nur die Entwicklung in Lübeck herausgegriffen werden. Der Verf. stellt dar, daß sich 1924 die DVP, das Zentrum und der Bürgerbund zu einem Wahlblock und einer gemeinsamen Fraktion verbanden, aus der 1926 das Zentrum ausschied, die DNVP aber hinzutrat. Das gemeinsame Interesse bestand darin, die großbürgerlichen politischen Vorstellungen zu sichern durch „Überparteilichkeit“ gegen eine „ideologische Parteipolitik“, als die die Politik der SPD und KPD ausgemacht wurde. 1926, anläßlich des Sturzes des Lübecker Bürgermeisters Johann Neumann wegen dessen Kontakten zum Alldeutschen Verband, bildete sich aus diesen Kreisen der Hanseatische Volksbund (HVB), ein Block von Parteien, die organisatorisch weiterhin fortbestanden. Hauptsächliche Träger des Bundes waren Vertreter der DVP, also des rechten, großbürgerlichen, vor allem kaufmännisch orientierten Liberalismus. Der Block endete 1933, nachdem er schon vorher handlungsunfähig geworden war, da eine gemeinsame Haltung gegenüber dem Aufkommen der Nationalsozialisten nicht zu vereinbaren war. Nach 1945 scheiterte der Versuch des Lübecker Rechtsanwaltes Dr. Hans Ewers, diese politische Tradition mit der geplanten Gründung einer „Deutschen Sammlung“ wiederaufzunehmen, am Veto der Briten, die stattdessen eine Zweigstelle der Deutschen Konservativen Partei zuließen. Deren und Ewers' Weg endeten schließlich in der Deutschen Partei. – Insgesamt bemüht sich der Verfasser um eine verständliche Darstellung eines sehr komplizierten Abschnittes der norddeutschen Parteiengeschichte: Die Zersplitterung des deutschen politischen Liberalismus seit der Bismarckzeit strahlte in Lübeck, Hamburg und Bremen bis in die unmittelbare Zeit nach 1945 aus. – Antjekathrin Graßmanns Beitrag zur Festschrift unter dem Titel „Neun Obligationen und ein wenig klingende Münze ... Vom Ende der Hansekasse 1855“ (215-228) beruht auf dem heute intensiveren Interesse an der Spätzeit der Hanse, einem Forschungsgebiet, dem sich die Verf. besonders verpflichtet fühlt. 1851 fanden sich im Hachschen Hause in Lübeck eine Lade mit neun Schuldverschreibungen hansischer Städte und rund 300 m lüb an Bargeld, die sich als der Überrest der hansischen Kasse herausstellten, aus der seit der

zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts laufende Ausgaben für „die Zwecke des Bundes und die Erhaltung der Niederlassungen des Auslandes“ (218) bestritten wurden. Der Inhalt der Lade wurde bereits 1855 vom Lübecker Senat als historisches Dokument angesehen und dem damaligen Staatsarchiv übergeben (heute: AHLASA Externa Hanseatica 197) und hat dort die wechselnden Schicksale der Bestände geteilt, sehr zum Nachteil des Bargeldbestandes, der heute nur noch in Bruchteilen vorhanden ist. Die Verf. geht den Wegen der Finanzierung hansischer Aufgaben in der Spätzeit der Hanse anhand eines Gutachtens über den Inhalt der Lade nach, das der damalige Staatsarchivar Winckler 1852 im Auftrage des Senats angefertigt hatte. Sie schildert das verwickelte System, in dem die nötigen Ausgaben durch jährliche Abgaben und die Zinsen von Schuldverschreibungen auf die Städte umgelegt wurden, die noch an hansischen Belangen interessiert waren. Die mangelhafte Zahlungsmoral der Städte erwies sich allerdings auch hier als hinderlich – ein Kontinuum der hansischen Geschichte bis in die hier behandelte Spätzeit des Bundes. Selbst der letzte Hansestag von 1669 hatte sich noch mit diesem Problem zu befassen. Danach blieb einzig noch die Aufsicht zweier Lübecker Ratsherren über die funktionslos gewordene Kasse bis 1811 bestehen – „ein Denkmal Lübecker Verwaltungskontinuität“ (225). Da heute hansische Erinnerungen „auf mancherlei Weise“ wiederbelebt werden, steht am Ende des Beitrags das Bedauern der Verf., daß sich finanzielle Mittel aus dieser Kasse „leider nicht mehr über die Jahrhunderte bis heute [haben] retten lassen“.

Uelzen

Vogtherr

Ortwin Pelc, Hamburg – Die Stadt im 20. Jahrhundert. Hamburg: Convent Verlag 2002, 224 S., Abb. - Es ist immer eine Freude, ein interessantes und schönes Buch über die befreundete Nachbarstadt in die Hand zu nehmen, und dazu noch ein so gelungenes, obwohl das außerordentlich vielfältige 20. Jh., in dem sich die dynamische Hafen- und Handelsstadt zu einer Weltmetropole entwickelte, beileibe nicht einfach zu fassen ist. Selbstverständlich nehmen die aus einer Fülle sehr gut ausgewählten Fotos den Leser unseres visuell bestimmten Zeitalters sofort gefangen. Aber erfreut und dankbar vertieft man sich in die Texte, wobei es dem Herausgeber gelungen ist, für Spezialgebiete Fachleute zu gewinnen. Jedem Kapitel ist ein Vorspann vorgeschaltet, in dem die jeweiligen Stichworte genannt werden, so daß man auf diese Weise durch die Vielfalt der Informationen hindurchgeleitet wird. Die chronologische Abfolge vom Kaiserreich ins 20. Jh. wird in Etappen vorgestellt: 1. Weltkrieg, Weimarer Republik, Herrschaft der Nationalsozialisten, 2. Weltkrieg, Besatzungszeit und Nachkriegszeit, junge Bundesrepublik, Wiederaufbau und Wirtschaftswunder, Konsumgesellschaft, Zeit der Proteste 1968, Wende und Ende des Millenniums. Geschickt werden aber außerdem zentrale Themen eingestreut: der Hafen, die Theaterstadt, Bildung in Hamburg, Modernisierung (Verkehr und Bau), die Wohnstadt, die Medienstadt, die Musikstadt, Hamburg am Wasser, Ausländer in Hamburg, Architektur und schließlich gibt es noch einen Ausblick mit dem Titel „Visionen“. Essayhafte – zwar kurze, aber treffende Beiträge gehen mit dem Bild eine gute Symbiose ein und bringen dem Leser alle Aspekte des Lebens der Stadt und ihrer Menschen nahe von der Wirtschaft zur Kultur, zu den Medien, zu Lebensverhältnissen und zum Stadtbild. Es ist eine herausgeberische Leistung, diese zahlreichen Aspekte unter einen Hut gebracht, und ein Wagnis, dieses Kaleidoskop in der Momentaufnahme festgehalten zu haben. Rez. sieht die zeitliche Nähe des Lesers

zu den dargestellten Jahren eher als Vorteil. Denn, nimmt man die sachliche Präsentation der Geschehnisse einerseits über den Intellekt wahr, so vertiefen die persönlichen Erfahrungen den Eindruck andererseits über das Gefühl und aktivieren die Aufnahmefähigkeit des Lesers in hohem Maße. Die Verantwortung für die Gestaltung der Ausstellung „Hamburg im 20. Jh.“ im Museum für hamburgische Geschichte hat P. sicher die außerordentlich enge Vertrautheit mit seinem Stoff vermittelt und ihn, den Museumsmann, zugleich befähigt, vom Medium Exponat seine Informationen in das Medium Buch so anschaulich zu übertragen. Lübeck kann auf solche Veröffentlichung angesichts der vielen gutgemeinten, aber doch mehr seichten „Bilderbücher“, die das Wesen der Travestadt zu fassen meinen, nur neidisch sein. Graßmann

Hans Walden, Stadt – Wald. Untersuchungen zur Grüngeschichte Hamburgs (Beiträge zur Hamburgischen Geschichte 1), Hamburg: dobu-Verlag 2002, 738 S., Abb. und 1 Karte. – In dieser ungeheuer materialreichen Studie (2000 als Diss. der philos. Fakultät der Univ. Hamburg angenommen) schlägt W. einen Bogen vom Mittelalter bis in die Gegenwart und charakterisiert den Wald als Reservoir für Bau-, Nutz- und Brennholz sowie im Dienste ernährungswissenschaftlichen Nutzens. Zugleich untersucht er die nachweisbaren Waldgebiete des Hamburger Raums und geht ausführlich auf den Waldbesitz geistlicher Institutionen und weltlicher Eigentümer (Adelsfamilien/ Bürger/Stadt) ein. Auch die Anfänge der Hamburger Forstverwaltung gegen Ende des 17. Jh.s sind sein Thema, wie auch die für Lübeck interessante Darstellung des Konflikts um den Mitbesitz der beiden Hansestädte am Sachsenwald nach dem Perleberger Vertrag 1420. Aber nicht nur die z.T. biologisch-naturwissenschaftlichen Hinweise und die geschichtliche Darstellung ordnen das Phänomen Wald in den Rahmen einer städtischen Verwaltung ein, W. wendet sich ausführlich der Nutzung des Waldes zu und den aus der Übernutzung und Ausbeutung des Waldes folgenden Überlegungen zur aktiven Waldpflege im 18. Jh. Vom Ende jenes Jahrhunderts bis 1820 finden sodann aktive, bewußte Planung und die Würdigung forstlicher Aktivitäten statt. Auch das Forstwesen im Konflikt zwischen fachlicher Verwaltung und politischem Willen wird thematisiert. Dabei spielt insbes. die finanzielle Bedeutung der Forsten eine wesentliche Rolle. Die politischen Aspekte treten noch mehr in der Zeit des Zweiten Weltkriegs hervor, als das Institut für ausländische und koloniale Forstwirtschaft von der forstlichen Hochschule Tharandt bei Dresden als Reichsinstitut nach Hamburg verlegt worden war. Die Nachkriegszeit steht verständlicherweise unter dem Thema „Kahlschlag und Wiederaufforstung“. Kulturgeschichtliche, ja romantische Aspekte nimmt W. im zweiten Teil der Arbeit unter der Überschrift „Der Weg zum Erholungswald“ ins Visier. Es seien nur die Stichworte Waldeslust, Lustwald, der Drang ins Grüne, Gartenkunst, Spaziergehölze, Waldausflugsziele und Waldsehnsucht genannt. Eine ausführliche Zusammenfassung bündelt die stoffreiche Arbeit, ein Orts- und ein Personenregister hilft bei der Befragung dieses umfangreichen interdisziplinär fundierten Kompendiums zur Waldgeschichte im Rahmen eines Stadtstaates, das eine Lücke füllt. Denn die Erforschung der Forstgeschichte wandte sich bisher eher herrschaftlichen Wäldern und dem süddeutschen Raum zu. Graßmann

Ursula Becker, Kaffee-Konzentration. Zur Entwicklung und Organisation des hanseatischen Kaffeehandels (Beiträge zur Unternehmensgeschichte, Band 12), Stutt-

gart: Franz Steiner 2002, 371 S., 19 Abb., 2 Fotos, 6 Ill. – Die in Münster 1996 vorgelegte und bis zum Jahr 2001 aktualisierte Dissertation ist, um es gleich vorweg zu nehmen, sehr informativ. Ich habe viel gelernt. Und sie ist, was ausdrücklich lobend erwähnt werden muß, konzentriert, knapp und sehr gut geschrieben. Die Autorin schränkt ihr Thema auf die Darstellung des Kaffeehandels in Hamburg und Bremen im 19. und 20. Jh. ein, wobei der Schwerpunkt jedoch eindeutig beim hamburgischen Handel und seiner Kaffee(termin)börse liegt. Neunzig Prozent des von Deutschland importierten Kaffees werden über die beiden Nordseehäfen eingeführt und dort in Großröstereien verarbeitet. Die restlichen zehn Prozent gelangen von den Niederlanden über den Rhein bis nach Süddeutschland. Die Quellenlage scheint denkbar ungünstig: Die Firmenarchive der im Hamburger Freihafen ansässigen Kaffeehändler wurden im Krieg zerstört und auch das Handelskammerarchiv in Hamburg mußte bekanntlich im 19./20. Jh. immer wieder Verluste hinnehmen. Überliefert sind aber die Materialien des 1884 gegründeten Vereins der am Kaffeehandel beteiligten Firmen in Hamburg und dessen deutschlandweite Nachfolgeorganisation, des Deutschen Kaffee-Verbandes sowie die Bestände der (Reichs-)Verwaltungen in den Bundesarchiven bezüglich der staatlichen Kaffeeverversorgung in Kriegs- und Nachkriegszeiten. B. beginnt mit einer kleinen Kulturgeschichte des Kaffees, seiner Einführung und Verbreitung in Europa durch den Adel und die Kaffeehäuser, bis er seinen Siegeszug in die privaten Haushalte nach dem II. Weltkrieg nahm. Mit Kaffee war zwischen 1850 und 1950 in der Regel jedoch noch nicht Bohnenkaffee, sondern seine unglaublich vielfältigen Surrogate (43f.) gemeint. Kaffee wurde im 17. Jh. fast ausschließlich aus Arabien importiert. Heute kommt er aus den Anbaugeländen Südamerikas, Afrikas und Asiens, vorwiegend aus Brasilien, weltweit bedeutendster Kaffeelieferant, dann v. a. aus Kolumbien, das heute an dritter Stelle steht. Vietnam ist jetzt an den zweiten Platz aller Kaffee exportierenden Länder gerückt. Der Direkthandel in Kaffee war den deutschen Kaufleuten zunächst verwehrt, so wurde er über die Kolonialmächte bezogen. Dabei wurde London nach 1789 zum wichtigsten Bezugshafen für Hamburg und Hamburg der wichtigste Vermittler für die skandinavischen Länder, deren Kaffeeverbrauch weltweit am höchsten ist. Die Mittlerrolle zwischen dem Londoner Kaffeemarkt und dem skandinavischen Absatzmarkt verlor Hamburg erst nach dem II. Weltkrieg, als sich die Infrastruktur der skandinavischen Länder erheblich verbesserte. Im Zuge der englischen Freihandelsära (seit den 1820er Jahren) schlossen die Hansestädte zwischen 1827 und 1861 Verträge mit 14 Überseestaaten, darunter auch Kaffeeproduzenten wie Brasilien oder Costa Rica, mit Meistbegünstigungsklauseln. Diese Handelsverträge sowie der Zollanschluß an das Deutsche Reich 1888 und der gleichzeitig beginnende Ausbau der (Frei-)Hafenanlagen kamen dem Kaffeehandel unmittelbar zugute. Zwischen 1861 und 1900 verdoppelte sich der Kaffeeimport von 950 auf 1950 Millionen Pfund pro Jahr. Die Kaffeebranche erlebte eine weitere große Blütezeit (1881–1914). Es entsteht eine Kaffeeindustrie: Großkaffeeröstereien werden gegründet. Das hat zur Folge, daß die bisherige strikte Trennung von Kaffeehandel und Kaffeerösterei nach und nach aufhörte und Kaffee nicht mehr zuhause oder beim Kolonialwarenhändler gebrannt wurde. Erntezyklus und Preisentwicklung waren (und sind es immer noch) großen Schwankungen unterworfen. Die Preisentwicklung ist abhängig von der Qualität und Menge der Ernte, von Klima- und Witterungsverhältnissen, vom Schätzpreis der zukünftigen Ernte, der Höhe des Konsums, den Lager-

vorräten und der staatlichen Regulierung in den Anbauländern, den Zoll- und Steuersätzen. Um sich gegen dieses Preisrisiko abzusichern und auch die Bedeutung Hamburgs als Kaffeemarkt zu erhalten, gründeten die Hamburger Kaffeehändler 1887 die Kaffeeterminbörse – im Anschluß an die Gründungen in New York und in Le Havre (1882). Die Autorin hat sich, auch das soll ausdrücklich lobend hervorgehoben werden, an das sehr schwierige Kapitel des Kaffeeterminhandels herangewagt. Mittels ihrer Technik, geschickt Zitate aus der älteren Forschungsliteratur zusammenzustellen, gelingt es ihr, die richtige Erklärung, was eigentlich Produkteterminhandel ist und wie er funktioniert, anzubieten. Dennoch hat B. nicht wirklich verstanden, was Terminhandel ist (107, 128, 130, 135). Das hat zur Konsequenz, daß die Darstellung der Handelsentwicklung nach dem II. Weltkrieg zum Teil ausgeblendet wird. Der Unterschied zwischen einem Lieferungsgeschäft auf Zeit und einem Börsentermingeschäft ist, daß bei letzterem ein Terminmarkt vorhanden sein muß, auf dem völlig identische (standardisierte) Verträge über fungible Werte (Wertpapiere oder Waren) „massenhaft“ abgeschlossen werden – wie Max Weber es formulierte – und diese Verträge an typischen Erfüllungstagen und Fristen realisiert werden. Hierbei kommt es nicht so sehr auf die (effektive) Lieferung zum Termin an, sondern vielmehr darauf, daß der Händler einen völlig identischen Vertrag in der Gegenrichtung abschließt. Der Unterschied von Geschäft und Gegengeschäft liegt im unterschiedlichen Preisabschluß. Am Erfüllungstag werden die Verträge mit Hilfe der (Waren-)Liquidationskasse untereinander ausgeglichen und die Preisdifferenz bezahlt. Man spricht daher auch von „Papierkaffee“, da der eigentliche Handel in Verträgen stattfindet. Damit klärt sich z.B. auch, warum „61 Millionen Sack Kaffee“ auf Termin gehandelt wurden, „obgleich nur eine Ernte von 6 Millionen Sack“ erwartet worden war (135) und warum die Liquidität und Kreditwürdigkeit der Kaffeehändler eine notwendige Voraussetzung für die Börsenmitgliedschaft war resp. schwächere Händler unerwünscht waren (116). Die Kaffeehändler bedienen sich dieser Spekulationsgeschäfte in der Hoffnung, das Risiko, das mit den großen Preisunterschieden verbunden ist, gering halten zu können. Da es bis heute nicht gelungen ist, die Preise stabil oder auf einem bestimmten Niveau zu halten, sind die Kaffeehändler nach wie vor auf Terminabschlüsse angewiesen. Der Markt hierzu findet sich vor allem in New York. Daneben hat auch der Terminmarkt in London noch eine gewisse Bedeutung. Auch hier hat ein Konzentrationsprozeß stattgefunden (im 19. Jh. hatte es 5 bedeutende europäische Kaffeeterminbörsen gegeben), der für den Hamburger Handel von Bedeutung und für die Kaffeebranche wesentlich ist und wenigstens hätte erwähnt werden müssen. Statt dessen wird der irrige Eindruck erweckt, daß auch in New York keine amtlichen Notierungen mehr stattfinden würden und die deutsche Kaffeebranche ohne Terminmarkt auskäme (328f.), was mitnichten der Fall ist. Ein Blick auf die Website des Deutschen Kaffeeverbandes gibt darüber Auskunft. – Mit dem I. Weltkrieg kam der freie Kaffeehandel zum Erliegen. Die Hamburger Kaffeebörse wird geschlossen. Sie wird zwar 1925 wieder eröffnet, erlangte aber keinerlei Bedeutung mehr. Die Versorgung der Bevölkerung mit Kaffee erfolgte bis 1921 durch staatliche Stellen. Bereits seit 1934 wurde der Kaffeeimport erneut Beschränkungen unterworfen. Mit Kriegsbeginn wurden sofort die Lagerbestände beschlagnahmt, ab 1940 die Einfuhr aus dem politischen Ausland im Personenverkehr auf 5 Kilogramm pro Person begrenzt. Damit wurde das Ende des Kaffee Großhandels per Gesetz verordnet. Bis 1955 blieb der Kaffeehandel

wegen des Mangels an Devisen unter staatlicher Kontrolle. Der Kaffee war so hoch besteuert worden, daß ein Schwarzhandel vorhersehbar war. Steuereinnahmen blieben nahezu aus. Dem Handel gelang es erst 1953, eine Herabsetzung der Steuern durchzusetzen. In dem Augenblick, in dem der Kaffee wieder erschwinglich war, endete auch der Schwarzhandel. Erneut wurde der Versuch unternommen, die Terminbörse für Kaffee zu etablieren. Es wurde sogar ein neuer Börsensaal gebaut. Doch kamen Notierungen nur noch auf künstlichem Wege zustande. Die Börse besteht de jure heute noch. Doch fehlen in Hamburg die risikobereiten Spekulanten. Durch die Veränderungen am Markt fanden sich Röster und Händler 1953 zu einem Verein zusammen und gründeten den Deutschen Kaffee-Verband. Er nimmt die Interessen seiner Mitglieder im In- und Ausland wahr. Hatte der Verband 1970 noch 450 Mitglieder, so sind es heute nur noch 98. Mit einer anhaltenden Tendenz zur Konzentration der Firmen, wie z.B. der Fusion von Tchibo und Eduscho, rechnet man in der Branche angesichts stetig sinkenden Kaffeekonsums und fallender Preise durch Billiganbieter wie Vietnam. Langfristig geht der Deutsche Kaffee-Verband davon aus, daß es zu einer Unterversorgung des deutschen Marktes mit hochwertigem Kaffee kommt. Darüber hinaus schildert B. auch die Politik der Kaffee exportierenden Länder, die Anbaumethoden, die Versuche, Preisregelungen und -absprachen zu treffen, die Zollprobleme und -politik sowie die Entwicklung des Konsums in Deutschland und die derzeitige Werbekampagne der Kaffeebranche. – Und noch einige Fehler und Ungenauigkeiten: Die Hinwendung Hamburgs zum Überseehandel bewirkte freilich „eine größere Freiheit“ im Makler- und Auktionswesen. Allerdings wurde diese Freiheit nicht mit dem Gesetz, betreffend die Aufhebung des Instituts der beeidigten Makler [...] vom 20. Dezember 1871, bestätigt (75), sondern beschnitten, da die Einführung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs in Hamburg 1866 eine Anpassung an dessen Vorgaben notwendig machte. Irrig ist auch die Behauptung, 1888 habe ein Kaffeehändler höchstens 1000 Sack Kaffee an der Börse erhalten (136). Hier kann nur die Schlußeinheit eines Terminkontraktes gemeint sein, später wurde die Schlußeinheit auf 500 Sack festgelegt. Doch konnte jeder Händler ein Vielfaches davon ordern. Das Hamburger Kaffee-Engrosgeschäft heißt Emden & Drishaus (nicht Emden & Driehaus 90, 127), der Berliner Kaffeehändler heißt Oehme, nicht Oelme (137). Die Börsenenquêtekommission tagte von April 1892 bis November 1893, nicht von 1893–1896 (137, 140). Sie war selbstverständlich nicht befugt, der Reichsregierung einen „Entwurf eines Reichsbörsengesetzes“ (137) vorzulegen. Ihr Auftrag lautete, die Mißstände an den Börsen zu ermitteln und Reformvorschläge für das Börsenwesen zu formulieren. Gesetzentwürfe konnte nur die Reichsregierung dem Parlament vorlegen. Die Überschriften der Abbildungen sind nicht immer genau resp. fehlen Angaben über die (Mengen-)Einheiten (Nr. 5, Nr. 13–15).

München

Meyer-Stoll

Bremisches Jahrbuch 81 (2002), 266 S., Abb. – Anknüpfend an das diesjährige „Titelbild“ („Esst mehr Früchte. Einhundert Jahre Fruchthandelsplatz Bremen, 9-18) wirft *Konrad Elmshäuser* einen informativen Blick auf dieses jüngere Bremer Handelsgut (nach Tabak, Wein, Kaffee, Baumwolle und Getreide) und untersucht die Umstände der Gründung der „Fruchthandelsgesellschaft mbH“ im Jahr 1902. Protektionistische Autarkiebestrebungen der Nationalsozialisten bedingten Einfuhrbeschränkungen für

ausländisches Obst und führten 1944 dann zur völligen Einstellung der Südfrüchte- und Bananenimporte. - *Lydia Niehoff* bringt einen gelungenen Überblick über die „550 Jahre verfaßte Kaufmannschaft in Bremen“ (19-40), den man sich ebenso für Lübeck wünschte. - Analogieerkenntnisse für die Travestadt sind auch in dem Beitrag von *Andreas Schulz* (Stadtbürgertum und Wissensgesellschaft im 18. und 19. Jh., 41-54) zu finden. Dies steigert sich zu konkreten Lübeckbezügen, die im Aufsatz von *Franklin Kopitzsch* (Kommerz, Kultur und Bürgersinn in Bremen. Ein Überblick, 83-96) genannt werden, z.B. bei den in den Hansestädten gegründeten Lesegesellschaften und dem Industriellen und Stifter Lübecks Emil Possehl, oder auch der Sparkasse zu Lübeck, die von der „Gemeinnützigen“ ganz im Sinn der „eigenen und reichen Tradition der Kulturförderung“ der Hansestädte gegründet wurde. - *Hartmut Roth* sichtet „Bremens Wirtschaft im Wandel 1850-2000 (55-82) und setzt, fast programmatisch, den Untertitel darunter „Oder Bremen – ein notorischer Spätzünder?“. R. schlägt einen großen Bogen über 150 Jahre Wirtschaftsgeschichte „eines besonderen Wirtschaftsstandorts“ (55). Vom Zollanschluß, Eisenbahnanschluß, Industrialisierung, die Gründerjahre, die goldenen Jahre des Handels vor dem Ersten Weltkrieg, – hier lassen sich viele Parallelen zur lübeckischen Wirtschaft erkennen. Nach dem Ersten Weltkrieg erreicht Bremen allerdings sehr schnell – anders als Lübeck – Vorkriegsniveau, und konnte auch nach dem Zweiten Weltkrieg – ebenfalls anders als die Zonenrandstadt – Hafen und Industrie ausbauen. Erst um die Mitte der 1970er Jahre kam es zu starken Einbrüchen im wirtschaftlichen Wachstum Bremens. – Ein Thema, dessen Behandlung Rez. auch für Lübeck ins Auge gefaßt hatte, handelt *Hartmut Müller* ab (Bremen und die Türken zur Zeit des Osmanischen Reiches, 97-125). M. greift bis ins Mittelalter zurück und schließt mit einem Blick in die Gegenwart, in der über 25000 Türken und Türkinnen in der Weserstadt leben und seit 1996 eine Städtepartnerschaft zwischen Bremen und Izmir besteht. – Lesenswert ist auch der Beitrag von *Carsten Linne* über die „Bremer Baumwollhändler in den besetzten sowjetischen Gebieten 1941-1944“ (126-155), ein Thema, das noch wenig wissenschaftliche Berücksichtigung erfahren hat und daher noch fast ganz aus den Quellen des Bundesarchivs und des Bremer Staatsarchivs gearbeitet ist. Zwei Miszellen beschließen den Band: „Die Herkunft Bernhards von Seehausen und Kolonisation im Niedervieland“ (*Adolf Hofmeister*, 156-175) und „Der Autor und sein Verleger – Aspekte der Korrespondenz zwischen Johann Georg Kohl und Johann Georg von Cotta“ (*Thomas Elsmann*, 176-188). Graßmann

Schleswig-Holstein und Nachbargebiete

Schleswig-Holstein von den Ursprüngen bis zur Gegenwart. Eine Landesgeschichte. Hrsg. von *Jann Markus Witt* und *Heiko Vosgerau*, Hamburg: Convent 2002, 415 S., zahlr. Abb. (Karten, Tabellen usw.), 20 S. Farbb.- Die Autoren vorliegender Landesgeschichte haben sich entschlossen, ein „wissenschaftlich fundiert(es), aber verständlich geschrieben(es)“ Buch zu schreiben, das sich „in erster Linie an ein breites Publikum“ wendet (Vorwort 7). Es ist ihnen dabei gelungen, weder ihr Leben aufs Spiel zu setzen, alles sofort wieder zu vergessen noch in geistige Verwirrtheit zu geraten, wie es dem Bonmot des englischen Premierministers Lord Palmerston (1859-1865) zufolge leicht hätte passieren können. Mit diesem Bonmot hebt natürlich das Vorwort an, doch hängt von der Darstellung der Geschichte der sich hier zu Wort meldenden Autoren

auch nicht so viel unmittelbare Wirkung ab wie in der Zeit Palmerstons, als nicht nur die Verfassungsbewegung die legitimistisch eingestellten Großmächte Europas beunruhigte, sondern auch die Erbfolge im dänischen Gesamtstaat. Wie einfach die einzelnen Entwicklungsstränge erscheinen, wenn niemand gezwungen ist, daraus sofortige politische Handlungen abzuleiten, beweisen *Heiko Vosgerau* und *Frank Lubowitz* in Kapitel VI, „Zwischen Dänemark und Preußen – zwischen Nationalismus und Modernisierung: Schleswig-Holstein 1815-1920“ (271-316), besonders unter der Überschrift „Die >Successionsfrage< in den Herzogtümern“ (277 f.): Im Königreich Dänemark galt seit der unter König Friedrich III. 1665 erlassenen sog. „Lex Regia“ auch die weibliche Erbfolge, im Herzogtum Holstein die im Heiligen Römischen Reich geltende männliche Erbfolge auf Grundlage des salischen Erbrechts. Daß gerade dieses Kapitel der Geschichte, das zum Krieg von 1864 führte, in einer modernen geschichtlichen Gesamtdarstellung des Landes nachzulesen ist, begrüßt der Rez. nachdrücklich, weil es in der von *Olaf Klose* herausgegebenen Geschichte Schleswig-Holsteins leider immer noch nicht vorliegt (erschienen sind bisher nur Heft 1 und 2 des Bandes 7).- Wohltuend in der didaktischen Gesamtkonzeption fallen neben der rein geschichtlichen Darstellung (schwarze Schrift auf weißem Grund) lexikonartige Einschübe auf grauem Untergrund auf, die daher leicht ins Auge springen. Kein gebildeter Mensch, der nicht Geschichte studiert hat, muß sich schämen, wenn er den Unterschied zwischen Ur- und Frühgeschichte (Geschichtsepoche ohne Schriftquellen, Geschichtsepoche mit spärlich fließenden Schriftquellen) nicht kennt: Er wird ihm auf Seite 12 f. erklärt. Ein Leser kann hier spielend historisches Allgemeinwissen auftanken, ohne den roten Faden der schleswig-holsteinischen Geschichte zu verlieren. Und zu den Autoren ist zu sagen, daß nur derjenige einen wissenschaftlichen Stoff einfach und anschaulich erklären kann, der ihn auch durchdrungen hat. – Insgesamt gibt es sieben Hauptkapitel, die jeweils Epochen umschließen. Innerhalb der Hauptkapitel findet jeweils ein weiteres Spezialthema Berücksichtigung; für das Früh- und Hochmittelalter, das für Schleswig-Holstein von *Jann M. Witt* beschrieben wird (71-110), sind es Lübeck und die Hanse, dargestellt von *Rolf Hammel-Kiesow* (111-120). Im Kapitel über die Ur- und Frühgeschichte von *Michael Gebühr* (11-62) wird der archäologische Fund des Bootes aus dem Nydam-Moor in Nordschleswig ausführlich beschrieben. Im selben Zusammenhang stehen die Fundplätze von Ejsbol und im Tal der Illup-Au bei Aarhus (54). Die Funde deuten auf Kampfhandlungen hin, in die die Bevölkerung des nördlichen Schleswig durch von See her eindringende Krieger verwickelt worden ist. Die Ereignisse spielten sich im 3. und 4. Jahrhundert n.Chr. ab. Hiermit scheint ein historischer Kern der Ursprungssage des sächsischen Stammes getroffen zu sein, wie ihn *Walther Lammers* (Die Stammesbildung bei den Sachsen, zuerst erschienen in: Westfälische Forschungen 10, 1957, S. 25-57, neu abgedruckt in: Vestigia Mediaevalia. Ausgewählte Aufsätze zur mittelalterlichen Historiographie, Landes- und Kirchengeschichte = Frankfurter Historische Abhandlungen 19, Wiesbaden 1979, S. 124-171, bes. S. 127 mit Anm. 20.) aufgrund des Berichts Widukinds von Korvey (Die Sachsengeschichte des W. v. K., ed. H. E. Lohmann und Paul Hirsch, Scriptores rer. germ. i.us. schol. 1935, I, 3 S. 5) immer vermutet und mithilfe von archäologischen und sprachgeschichtlichen Quellen zu erhärten versucht hat. Daß Jütland und das heutige Bundesland Schleswig-Holstein somit im Frühmittelalter einmal unter sächsischem Einfluß standen, erwähnt *Gebühr* allerdings (leider) nicht. Im Spezialkapitel für diese Epoche be-

schäftigt sich *Hildegard Elsner* mit Haithabu – Handelszentrum der Wikingerzeit (63-70). Aus der Feder von *Jann M. Witt* stammen weiterhin die Kapitel über das Spätmittelalter (121-157) und über die Zeit von 1721-1815 unter der Überschrift „Frieden, Wohlstand und Reformen“ (221-261) sowie das Spezialthema über „die schleswig-holsteinische Schifffahrt im 18. Jahrhundert“ (262-270). Das Spezialkapitel über die Verfolgung von Hexen und Zauberern in der Zeit von 1530 bis um 1700 mit Höhepunkt zwischen 1610 und 1630, das *Martin Rheinheimer* (158-166) vorstellt, erscheint darum interessant, weil dieses Phänomen in den geistlichen Territorien Süd- und Westdeutschlands eher beheimatet zu sein scheint. Recht anschaulich beschreibt *Jörg Rathjen* das ungewöhnliche Nebeneinander von königlichen und herzoglichen Territorien unter dem Titel „Die geteilte Einheit – Schleswig-Holstein zwischen König und Herzog“ 1490-1721 (167-211) als Ergebnis der Nachfolgeregelung nach dem Tod Christians I. 1481. Dem Thema der sozialen Unterschichten aus der Gutswirtschaft, die vor allem den Osten des Landes erfaßt hatte, und der beginnenden Industrialisierung widmet sich *Jan Klußmann* (317-326), der sich an anderer Stelle über die in den Jahren 1635-1639 zur Anknüpfung von Handelsverbindungen unternommene Gesandtschaftsreise im Auftrag des Gottorfer Hofes nach Persien ausläßt (212-220). Berichterstatter war Adam Olearius (1599-1671). Das 20. Jahrhundert, dargestellt von *Michael Legeband* (327-383), mit dem Spezialkapitel über die Vertriebenen von *Uwe Carstens* (384-390) umfaßt das gesamte Jahrhundert. Eine wissenschaftliche Erfassung der jüngsten Vergangenheit ist erfahrungsgemäß unratsam, da „Entwicklungslinien ... erst ... mit dem Abstand von Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten an Klarheit und Stringenz“ gewinnen (391), doch die Darstellung der Schneekatastrophe (1978/79) (374 f.), die Protestbewegung gegen das Atomkraftwerk Brokdorf (375 ff.), die Barschel-Affäre (379 ff.) und die Anschläge Rechtsradikaler in Mölln und Lübeck (381 ff.) gehören für viele Leser zur erlebten Vergangenheit und damit zu Recht in dieses Buch, das zur Identifizierung der Bewohner mit ihrem Land sicher einen wichtigen Beitrag leistet. Das von beiden Hrsg. verfaßte Schlußkapitel „Die Zukunft ist offen“ (391 f.) scheint unverhalten und skeptisch abgefaßt. Literaturangaben, Stammtafeln der dänischen Könige, Herzöge von Schleswig und Grafen von Holstein, Zeitleiste, Register und Übersichtskarte (393-415) schließen das gelungene Werk ab. Das Konzept des Buches dürfte realisiert werden; über zahlreiche Druckfehler, wohl ein Ergebnis wegfallender Korrekturarbeit bei Verlag und Druckerei infolge EDV, muß hinweggesehen werden.

Simon

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte Bd. 127, 2002, Neumünster: Wachholtz-Verlag, 359 S. – Erich Hoffmann, Beiträge zur Geschichte der Angeln in Britannien (7-33), gibt einen Überblick (mit Literaturverzeichnis) über Einwanderung, Herrschaftsbildung und Namengebung für ganz Britannien durch die Angeln. Ähnlich wie im Süden sächsische (s. Sussex) hatten sich englische Kriegerverbände in gefolgschaftlicher Organisation im 5. Jh. als Föderation oder Plünderer im Osten Englands (Norfolk, Suffolk, Mercia) mit Hilfe seegehender Boote (Typ Nydamboot) festgesetzt. Bei der Herrschaftsbildung über Britannier, Sachsen und Skandinavier setzten sich die Tradition und Bindung an die kontinentalen Könige der Schleswiger Angeln durch, so daß sich alle germanischen Bewohner Britanniens als Angeln bzw. Engländer bezeichneten. – Günter Bock, Die Stormarner Overboden und der Beginn

der mittelalterlichen Ostsiedlung (35-74). Nicht die Eroberung Plöns 1139, sondern die Einnahme des slawischen Lütjensee um 1093 durch den als Stormarner Overboden bezeichneten Tymmo leitet die Ostsiedlung nördlich der Elbe ein. Die von Tymmo gebaute Wehranlage am Lütjensee bestand bis 1350 und kann als älteste adelige Motte in Schleswig-Holstein gelten. Die ursprünglich mächtigen Overboden Stormarns – durch umfangreichen Besitz und verwandtschaftliche Beziehungen zu sächsischen Adeligen – sind erst unter Graf Adolf III. (1164-1203/1225) in den Holstein-Stormarner Lehnsadel, die Ritterschaft, eingeordnet worden. – *Wolfgang Prange*, Kloster Cismar 1330. Schulden, Zahlungsunfähigkeit, Zwangsvergleich (75-140), untersucht fast in Form einer betriebswirtschaftlichen Prüfung das Klostergut und Einkünfte mit Zukäufen und Verkäufen von 1303 bis 1330. Nach zwanzig Jahren umfangreicher Käufe von Dörfern u. a. um Wismar und auf Poel mit Hilfe von Kapitalaufnahmen über Rentenverkäufe folgten neun Jahre Verkäufe mit einer wachsenden Summe von Schulden aus Renten, Leibrenten und Darlehen, die das Kloster aus den normalen Einkünften nicht mehr tilgen konnte, so daß die Gläubiger, überwiegend Lübecker Bürger und Institutionen, vor dem Hof des Bischofs Heinrich Bokholt in Lübeck einen Vergleich erzwangen, der dem Kloster einen Kernbesitz um Cismar und den Bungsberg zwar beließ, aber einen großen Teil der Einkünfte unter fremde Verwaltung stellte. Die 17 Aktenstücke des Verfahrens werden im Anschluß veröffentlicht; sie waren erst 1990 an das Lübecker Archiv zurückgekehrt. – *Thomas Heye*, Herzog Johann der Ältere von Schleswig-Holstein-Hadersleben (1521-1580). Zwei unbekannt lateinische Gedichte des Bordesholmer Gymnasiums auf seinen Tod (141-168), veröffentlicht zwei humanistische lateinische Gedichte mit deutscher Übersetzung: Das Bordesholmer Kloster war 1566 aufgehoben und in ein fürstliches Gymnasium umgewandelt worden. In Anlehnung an Distichen von Ovid werden in den Gedichten, gedruckt im Jahre 1581, die Leistungen des Herzogs und die Bedeutung des Gymnasiums für die kirchen- und bildungspolitischen Ziele im Herzogtum betont, um eine Bestandsgarantie auch unter den Nachfolgern zu erreichen. – *Stefan Wendt*, *Ars Gymnastica und Turnkunst*. Nachforschungen zu den dominanten Ausdrucksformen der Körperkultur zwischen Elbe und Königsau in den Jahren 1774-1844 (169-241). Ende des 18. Jahrhunderts wurden von den Philanthropen Johann Bernhard Basedow und Johann Christoph Friedrich Guthsmuths Leibesübungen in die pädagogischen Reformprogramme und Lehrpläne für die Schulen aufgenommen. Nach 1811 wurden diese Ziele durch Friedrich Ludwig Jahns Turnübungen ergänzt. Zu den wenigen Städten nördlich der Elbe, in denen Leibesübungen nach den neuen Vorstellungen in die Praxis umgesetzt wurden, gehört auch Lübeck mit Turnübungen und Schwimmen an der von der reformierten Gemeinde begründeten Schule von 1805 bis 1812 und am Erziehungsinstitut Friedrich Bernhard Wickedes, das als Philantropin zwischen 1778 und 1789 vor der Übersiedlung nach Plön in Lübeck bestand. 1817 wurde ein öffentlicher Turnplatz eingerichtet. – *Peter Wulf*, Überlieferung der nationalen Werte. Versuche zur Gründung einer „Konservativen Partei“ in Schleswig-Holstein (243-262). Gegenüber der straffer Organisation und flexibleren Programmatik der CDU konnten sich die ehemaligen Mitglieder der DNVP mit einer Neugründung ihrer Partei ab August 1945 nicht erfolgreich behaupten. In Lübeck hatte sich im Sommer 1945 unter Führung des Senators a. D. Hans Ewers die 'Deutsche Sammlung' gebildet, die zwar im Mai 1946 zugelassen wurde, sich dann aber 1947 teilweise der 'Deutschen Partei' angeschlossen hatte. – *Heinrich*

Bodensieck, Wolga-Kolonisten aus Schleswig-Holstein. Die Saratower Listen der Einwanderer und Ansiedler. Anmerkungen zur Edition (263-278), weist auf die Herkunft von Ansiedlern aus Schleswig-Holstein hin, die in den Neugründungen an der Wolga ab 1764 etwa 5% der Bewohner stellten.

Malente

Günter Meyer

Wolfgang Prange, Beiträge zur schleswig-holsteinischen Geschichte. Ausgewählte Aufsätze. Als Festgabe zum 70. Geburtstag hrsg. von der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte und dem Landesarchiv Schleswig-Holstein unter Mitarbeit von Henning Unverhau, Angela Lange, Carsten Jahnke (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 112), Neumünster: Wachholtz Verlag 2002, 610 S. – Der umfangreiche Band enthält 28 Aufsätze der 147 im Schriftenverzeichnis (573-581) aufgeführten Arbeiten des Jubilars. Sie sind gegliedert nach den hauptsächlichsten Arbeitsgebieten: Siedlung und Verfassung (1-164), Adliges Gut und Leibeigenschaft (165-358), Recht und Gericht (359-414), Geistlichkeit und Kirche (415-516), und anderes (517-572). Ausgehend von der gründlichen Analyse, werden die Quellen in einer faszinierenden Gedankenkombination interpretiert und in einer klaren, übersichtlichen Sprache zum Lesevergnügen umgesetzt. Neben den sorgfältig herausgearbeiteten Details, die den Alltag des Mittelalters oder der Neuzeit lebendig erkennen lassen, entsteht zugleich eine deutliche Struktur der Herrschaft, der gesellschaftlichen Beziehungen oder der Übergänge zu neuen Formen, ohne daß den Quellen eine vorgefaßte Meinung oder modische Theorie aufgezwungen wird. Ländliche Siedlungsformen und Verfassungsfragen stehen neben rechtlichen Auseinandersetzungen im Vordergrund. Das Untersuchungsgebiet umfaßt zwar ganz Schleswig-Holstein, berücksichtigt jedoch stärker die ostholsteiner und lauenburgische Region. Verblüffend ist jedesmal die genaue topographische Kenntnis, eingestreute Flurkarten und Meßtischblattausschnitte ergänzen die Texte. Die Untersuchungen gehen von einem zunächst begrenzten Aktenbestand aus und erweitern sich dann mit einer eindeutigen Begriffsbildung zu allgemeinen Aussagen, so daß man diese Auswahl als wichtiges Nachschlagewerk für größere schleswig-holsteinische Strukturprobleme zur Siedlungs- und Agargeschichte betrachten kann. Dies um so mehr, weil eine Reihe der Beiträge an weniger gut zugänglichen Orten veröffentlicht war. Die Herausgeber haben die ursprüngliche Seitenzählung im Text vermerkt, die Abkürzungen und Archivsignaturen in den Abkürzungen vereinheitlicht und am Ende der Texte den ursprünglichen Druckort benannt. – In subjektiver Weise soll besonders auf die folgenden Arbeiten hingewiesen werden. Die Entwicklung und innerer Aufbau des Gutes Bramstedt (200-250), Das Adlige Gut in Schleswig-Holstein im 18. Jahrhundert (305-324), Landesherrschaft, Adel und Kirche in Schleswig-Holstein 1523 und 1581. Die Zahl der Bauern am Ende des Mittelalters und nach der Reformation (125-164). Die Anfänge der Obergerichtsbarkeit in Schleswig-Holstein im 16. Jahrhundert (387-398). Für Lübeck sind besonders interessant und wichtig: Das Lübecker Domkapitel (417-442), Herrscherwechsel im Hochstift Lübeck (487-508). Die Tiergärten Johanns des Jüngeren (519-534) (behandelt u. a. Reinfeld und Ahrensböck) und Magd – Köchin – Haushälterin. Frauen bei Lübecker Geistlichen am Ende des Mittelalters (455-472). – Ein Verzeichnis der Siglen und Abkürzungen und Indices für Orte und Sachen erleichtert die Lektüre.

Malente

Günter Meyer

Frank Schwedler, Ulrike Schwedler, Jürgen H. Ibs, Björn Ahrens, *Interaktiver Historischer Atlas Schleswig-Holstein 1867-2000 (CD-ROM)*, im Auftrag von der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte hrsg. von Eckart Dege u.a., Neumünster 2002. – Vorliegende CD-ROM ist eine Ergänzung zu den zwei bisher veröffentlichten Bänden des insgesamt auf drei Bände angelegten Projekts „Historischer Atlas Schleswig-Holstein“ der Christian-Albrechts-Universität Kiel. Entsprechend finden sich in der digitalen Fassung Verweise auf die gedruckten Bände. Dem Nutzer zur Verfügung gestellt werden etwa 200 digitale Karten, die auf Grundlage der für die gedruckte Publikation angelegten umfangreichen Datenbank erarbeitet worden sind. Verschiedene Kombinationsmöglichkeiten erlauben eine individuelle Gestaltung und dadurch eine Visualisierung historischer Entwicklungen, die in der gedruckten statischen Form nicht erreichbar ist. Thematisch orientiert sich die CD-ROM an den Schwerpunkten der analogen Atlanten, erschlossen werden alle Bereiche, die für Schleswig-Holstein eine raumzeitliche Aussage und Bedeutung haben (u.a. Demographie und Siedlungsstruktur, Wirtschaft und Verkehr, Politik und Verwaltung, Deutsche und Dänen, Aspekte der Nachkriegszeit). – Die Funktionen sind wie bei einer gewohnten Windows-Anwendung über zwei Menübalken abrufbar, darunter sind links die Rubriken „Angezeigte Karten“, „Informationen“ und „verfügbare Karten“ aufklappbar, die rechte Bildschirmhälfte zeigt die größenvariablen Karten einzeln, überlappend oder nebeneinander an. Ein über die Hilfefunktion wählbares Tutorium führt in die Benutzung ein. – Nach erfolgreicher Installation erscheint überraschenderweise neben dem erwarteten Icon „Interaktiver Historischer Atlas“ zusätzlich die Schaltfläche „Entwicklung des Eisenbahnnetzes“ auf dem Desktop, das zu dem Programm „Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Schleswig-Holstein 1844-1999“ führt. Diese interaktive Animation bietet zum Beispiel die Möglichkeit, sich den raschen Ausbau der Schienenwege in Schleswig-Holstein als Film abspielen zu lassen. Die Veränderungen zeigen sich auf einer größenvariablen Karte, Zustände eines jeweiligen Jahres werden mit Hilfe einer Zeitleiste am unteren Bildrand angewählt. Hier sind dann Informationen zu bestimmten Streckenabschnitten abfragbar, wie etwa über den Zeitraum der Nutzung für den Personen- und/oder Güterverkehr. Die Funktion „Chronik“ bietet historische Hintergrundfunktionen zum jeweiligen Zeitraum, für die Anzeige der jeweiligen Streckenlängen des gesamten Netzes mit den Rubriken „Personen/Güter“, „ausschl. Güter“ und „Schmalspur“ existiert ein weiterer Tool. Auch diese Darstellung überzeugt durch gut anwendbare, übersichtliche Funktionen – ein Schanker! nicht nur für Eisenbahnfans!

Kruse

Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt, *Lübisch und Schleswig-Holsteinisch Grob Courant. Waren-, Handels- und Geldbeziehungen zwischen Lübeck und den Herzogtümern Schleswig und Holstein im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit (Handel, Geld und Politik vom frühen Mittelalter bis heute. Publikation der Vortragsreihe zur Ausstellung im Burgkloster zu Lübeck: Pfeffer & Tuch für Mark & Dukaten. Waren und Geld des Hansekaufmanns im Spiegel des großen Lübecker Münzschatzes)*, Lübeck: Schmidt-Römhild 2003, 31 S., 8 Abb. – Um die Bedeutung des lübischen Münzsystems vom frühen Mittelalter bis zur frühen Neuzeit darzulegen, schildert L.-S. zunächst die Handelsbeziehungen Lübeck mit Schleswig und Holstein. Eine Großstadt wie Lübeck (um 1300: 15.000, um 1640: 30.000 Einwohner) konnte ihren Eigenbedarf an Lebensmit-

teln, Brennmaterialien, Roh- und Halbfertigprodukten nicht selbst decken. Vielmehr bedurfte sie zur Deckung der alltäglichen Bedürfnisse des Zuflusses aus dem unmittelbaren Umland. Umgekehrt war Lübeck für die Kleinstädte im Umland das Versorgungszentrum für Importwaren. Es lieferte z.B. schwedisches Osemund (Stangeneisen) für die Schmiede, Tuche aus England oder Butter aus Riga etc. Die Bedeutung Lübecks als Versorgungszentrum ließ nach, als die schleswig-holsteinischen Städte selbst in den Fernhandel einstiegen. Bedeutung und Bedeutungsverlust spiegeln sich natürlich auch im Münzwesen. 1226 erhielt Lübeck, 1239 Hamburg das Privileg, eigene Münzen zu prägen. Die Basis für die Lübecker Münzprägung war die Kölner Mark, die zu jener Zeit das maßgebliche Silbergewicht in Norddeutschland bildete. Hamburg und Lübeck einigten sich bereits 1255 vertraglich auf einen gemeinsamen Münzfuß. An dieser Münzpolitik hielten die beiden Städte über die Jahrhunderte hinweg bis in die Neuzeit fest. Die handelspolitische Bedeutung der Hansestädte Lübeck und Hamburg führte dazu, daß Dänemark, Schleswig und Holstein ihren Münzfuß dem lübischen Münzfuß anpaßten. Für die Stabilität des Münzfußes im Umland der Städte sorgten Hamburg und Lübeck z.B. auch durch den Erwerb von Pfandherrschaften. So wurde das Gebiet, in dem die in beiden Städten ausgeprägten Münzen in Geltung waren, nach und nach umfangreicher. Der rege Handelsaustausch mit Dänemark, Schleswig und Holstein bewirkte deren Gültigkeit und die Annahme des Münzfußes auch dort. Als jedoch der Geldbedarf des dänischen Königs stieg, war es mit der Einigkeit und Stabilität im Münzwesen vorbei. Wegen des hohen Silbergehaltes der Mark lübisch kaufte die dänische Münze die hansestädtische Münzen im großen Stil auf, schmolz sie ein und prägte mit niedrigerem Münzfuß und mit Gewinn wieder aus. Dies führte immer wieder zu Inflationszeiten, zu neuen Münzordnungen seitens der Städte und wiederholten Versuchen, Dänemark und die Herzogtümer Schleswig und Holstein an diese Münzordnungen zu binden. Dies gelang Lübeck, als es an wirtschaftlicher Bedeutung verlor, immer weniger. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung im 17. Jh. übernahm Hamburg die geldpolitischen Aufgaben Lübecks. Die Versuche Hamburgs, das Münzsystem in Ordnung zu halten, führten u.a. 1619 zur Gründung der ersten Hamburger Bank, zu verschiedenen Münzordnungen und schließlich sogar zum Handelskrieg mit Dänemark. Der dänische König erließ 1726 ein Handelsverbot, das allen Untertanen Dänemarks, also auch den schleswig-holsteinischen, den Handel mit Hamburg verbot, so daß Hamburg schließlich einlenken mußte. Spätestens seit 1774 lösten sich Dänemark und die beiden Herzogtümer von dem lübischen Münzsystem ab. Die Landesherren versuchten, landeseigene Münzen in Umlauf zu bringen und zu halten. 1813 führte das ungeordnete Finanzwesen Dänemarks (eine Folge der zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen seit 1775 und der Kontinentalsperre) zum Staatsbankrott. Nach der Neuordnung der Finanzen wurde die dänische Reichsbankmünze eingeführt. Weil die Umrechnung zur gewohnten schleswig-holsteinischen Courantmünze sehr kompliziert war, blieb die schleswig-holsteinische Courantmünze in allen privaten Rechnungen weiterhin Rechnungseinheit, alle offiziellen Rechnungen dagegen wurden in Reichsbankmünze ausgestellt. Nach den Kriegen 1864/66 wurde in den beiden Herzogtümern die preußische Währung verbindlich, doch wurden private Rechnungen lange noch, auch nach der Einführung der Mark im Deutschen Reich 1873, in schleswig-holsteinisch Courant geführt.

Demokratische Geschichte. Jahrbuch für Schleswig-Holstein 14 (2001), Malente: Schleswig-Holsteinischer Geschichtsverlag, 320 S., Abb.- Sowohl von thematischer und konzeptioneller Vielfalt als auch spannend zu lesen sind alle der nun anzuzeigenden 10 Beiträge: *Thomas Riis* geht unter dem Titel „1848 – und seine Kehrseite“ (9-14) zu den Themen „Das nationale Erwachen“, „Konstitutionelle Demokratie“ und „Menschen und Menschen“ der Frage der Umsetzung der von der internationalen Aufklärung geforderten rechtlichen Gleichstellung aller Menschen nach. Er kommt zu dem Ergebnis, dass dieses Ideal auch in Schleswig-Holstein zu Gunsten der rechtlichen Bevorzugung einzelner Gruppen aufgegeben worden ist. – Einen Aspekt der historischen Frauen- und Geschlechterforschung schildern fünf Autorinnen in ihrem Beitrag über die Zusammenhänge zwischen den privaten Lebensumständen und der Tätigkeit in Lehre und Forschung der ersten Wissenschaftlerinnen an ausgewählten Fakultäten der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU, 15-54). Die neun ausgewählten Frauen, darunter die Kunsthistorikerin *Lilli Martius* (1885-1976), waren allesamt weibliche Pioniere auf dem Gebiet der Kieler Kulturwissenschaften: 1908 wurden Frauen an der CAU überhaupt erst zum Studium zugelassen, 1920 erhielten sie die Erlaubnis zur Habilitation. – Der Rezeptions- und Forschungsgeschichte der Jahre 1870-1945 zum Werk des friesischen Nationaldichters und Berufsrevolutionärs *Harro Harring* (1798-1870) widmet sich der Aufsatz von *Frank Hethy* (55-97). – Der biografische Ansatz, der Schwerpunkt dieser Aufsatzsammlung, zeigt sich wieder im Aufsatz über den Historiker, Juristen und Politiker *Andreas Ludwig Jacob Michelsen* (1801-1881) von *Enno Bünz* (99-109). – Dass in Schleswig-Holstein Flüchtlinge aus Ostpreußen nicht nur in Folge des Zweiten, sondern bereits während des Ersten Weltkriegs aufgenommen und versorgt worden sind, schildern *Nils Köhler* und *Rüdiger Möller* (111-138). Thematisiert werden der Ursachen und die Auswirkungen dieses auf zwölf holsteinische Landkreise verteilten Zuzugs von 20.000 Menschen kurz nach Ausbruch des Krieges am Beispiel Norderdithmarschens. – Die folgenden vier Beiträge befassen sich mit der Geschichte des Nationalsozialismus und seiner Aufarbeitung: Erster Gegenstand ist die sogenannte „Sägebock-Aktion“ in Münsterdorf, Kreis Steinburg. *Hermann Schwichtenberg* berichtet über das Vorgehen von Mitgliedern der SA während der Zerschlagung von gegnerischen Vereinigungen kurz nach der „Machtergreifung“ 1933 (139-148). Zum Zweck der Auflösung der Ortsgruppe des Reichsbanners haben SA-Leute – hier wie auch in Itzehoe, Kellinghusen und Elmshorn – im Juli 1933 Razzien in Häusern von Sozialdemokraten durchgeführt, mehrere Menschen verhaftet und gefoltert, um Aussagen über den Verbleib von Material zur Herstellung von Flugblättern oder Waffen zu erpressen. Aufschlussreich ist auch der Abschnitt über die Anerkennung eines 1945 verstorbenen Betroffenen als Opfer des Nationalsozialismus acht Jahre nach Antragstellung durch seine Witwe und die Form der Entschädigung: eine einmalige Zahlung von 100 DM. – Einen Einblick in die Geschichte der Darstellung von Biographien deutscher Künstler hinsichtlich ihres Verhältnisses zum Nationalsozialismus gibt *Uwe Danker* in seinem Beitrag über *Emil Nolde* in der NS-Zeit (149-188). – Mit der Wandlung in der Beurteilung des deutschen Widerstands gegen Hitler aus dänischer Sicht beschäftigt sich der Kopenhagener Historiker *Karl Christian Lammers* (189-205). – Diesen Themenbereich schließt die Edition des Protokollbuchs der Schutzpolizei Neumünster, Abteilung Ausländerüberwachung 1944/45 von *Sebastian Lehmann* (207-256). – In den Bereich

der jüngsten Geschichte gehört die Bilddokumentation einer Ausstellung zur „Konfliktgeschichte“ des Atomkraftwerks Brokdorf anlässlich des 25. Jahrestages des Baubeginns im Sommer 2001 (257-319).
Kruse

Gerhard Paul, Bettina Goldberg, Matrosenanzug – Davidstern. Bilder jüdischen Lebens aus der Provinz (Quellen und Studien zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung Schleswig-Holsteins, hrsg. von Gerhard Paul, Bd. 3), Neumünster: Wachholtz Verlag 2002, 373 S., zahlr. Abb. – Vorliegender Band ist eine Dokumentation jüdischen Lebens zwischen 1871 und heute in Schleswig-Holstein und Hamburg. In acht Kapiteln werden – auch übergreifend – die Biografien zahlreicher Menschen nachgezeichnet, u.a. in den Fotoalben von Familien aus Flensburg, Friedrichstadt, Kiel und Rendsburg. Aus Lübeck begegnen uns neben vielen anderen die Familien von Arnold und Rosa Adlerstein, des Rabbiners Dr. Joseph Carlebach sowie seines Nachfolgers Rabbiner Dr. David Alexander Winter, schließlich die in der Uhlandstraße 5 wohnhaft gewesene Familie von Jean und Erna Hofmann. Die Quellen – zu 90% Fotografien überwiegend aus Privatbesitz, zu 10% schriftliche Dokumente – werden durch ausführliche Unterschriften und Begleittexte erklärt. Dieses sehr sorgfältig gestaltete Buch fesselt den Leser durch die neue Art der Betrachtung der Geschichte jüdischen Lebens in Schleswig-Holstein. Es handelt nicht nur von Verfolgung und Leid, sondern von den alltäglichen, normalen Gegebenheiten aus der Zeit vor, während und nach dem Nationalsozialismus. Dabei geht es vor allem auch um den Wandel des Selbstverständnisses vieler Juden weg von der Bemühung um Anpassung und Integration – symbolisiert durch den Matrosenanzug – hin zur Suche nach der eigenen Identität und Heimat durch den Zionismus – symbolisiert durch den Davidstern.
Kruse

„Ausländereinsatz in der Nordmark“ Zwangsarbeitende in Schleswig-Holstein 1939-1945. Hrsg. Uwe Danker u. a. Bielefeld, Gütersloh: Verl. für Regionalgeschichte 2002, 619 S., Abb., Diagramme. – Zur Jahreswende 1999/2000 trat die schleswig-holsteinische Landesregierung an das Institut für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte (IZRG) mit der Anfrage heran, ob es möglich sei, eine umfangreiche auf das Land bezogene historische Statuserhebung zur Zwangsarbeit, beziehungsweise Ausländerbeschäftigung, während des Zweiten Weltkrieges vorzunehmen. Als Quellen standen für das zu erstellende Gutachten zur Verfügung: Tabellierungen des Reichsarbeitsministeriums, Kriegsgefangenen-Meldungen des Oberkommandos der Wehrmacht an das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, Krankenversicherungskarten der AOK Schleswig sowie Unterlagen des Internationalen Suchdienstes (ITS) des Roten Kreuzes in Bad Arolsen. Als Ergebnis dieses Projektes liegt nur dieser Sammelband zum Thema Zwangsarbeitende in Schleswig-Holstein 1939-1945 vor. Die Beiträge im einzelnen: *Robert Bohn*, (Ausländische Zwangsarbeitende in der NS-Kriegswirtschaft, 9-31) gibt eine Einführung in die Thematik: 1. Begriffe und Definitionen, 2. Wege in die Zwangsarbeit, 3. Zur Organisation des „Ausländereinsatzes“, 4. Forschung. Von jedem in das Reich kommenden Ausländer mußte von der zuständigen Polizeibehörde eine Aufenthaltsanzeige gefertigt werden. Jedoch haben sich von den ca. 25000 sich während des Weltkrieges in Lübeck aufhaltenden Ausländern nur 481 Aufenthaltsanzeigen erhalten. Von *Uwe Danker* werden folgende Themen behandelt: Ausländer im „Arbeitseinsatz“ in Schleswig-Holstein 1939-1945 – Quellen, Daten, Zahlen und Ent-

wicklungen: „Arbeitseinsatz in Schleswig-Holstein“ – Überdurchschnittliche Partizipation: Schleswig-Holstein und das „Groß“-Deutsche Reich im Vergleich – Vertiefte Daten: Fremdarbeit am Beispiel des Kreises Schleswig, Lohnstrukturen und Abgaben. – Die von *Nils Köhler* und *Sebastian Lehmann* zusammengestellte Übersicht „Lager, Ausländerunterkünfte und Kriegsgefangenenkommandos ... 1939-1945“ benennt über 1000 Lager u.a. Für Lübeck werden 77 Lager nachgewiesen, wobei das Lager Anton in Brandenbaum allerdings zweimal genannt wird. Aus der Übersicht ist auch zu entnehmen, daß Lübecker Rüstungsbetriebe ihre Arbeiter z. T. in benachbarten Gemeinden (Bad Schwartau, Stockelsdorf) unterbrachten. – *Christian Rathmer*, „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer“, Zwangsarbeit in Lübeck 1939-1945 (394-417) schildert den Alltag der Fremdarbeiter auf der Basis Hunderter Lebensberichte ehemaliger Fremdarbeiter. Die weiteren Aufsätze, darunter Regionalstudien über den Ausländereinsatz in Heide, Rendsburg und Kiel, können hier nicht vorgestellt werden, werden aber dem Leser zur Lektüre empfohlen. Den Schluß bildet ein Aufsatz von *Klaus Fischer*. Zur Entschädigung von in Schleswig-Holstein eingesetzten Zwangsarbeitern (534-571), worin er das Stiftungsgesetz einer juristischen Analyse unterzieht. Wer sich mit dem Zwangsarbeitereinsatz befaßt, darf an diesem instruktiven Sammelband nicht vorübergehen. Dem Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen. Wiehmann

„Wir empfehlen Rückverschickung, da sich der Arbeitseinsatz nicht lohnt“. *Zwangsarbeit und Krankheit in Schleswig-Holstein 1939-1945*. Hrsg. v. *Uwe Danker u. a.* (IZRG-Schriftenreihe Bd. 6). Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2001, 339 S., Abb., Diagramme, Faksimiles. – Für die hier veröffentlichten Aufsätze standen den Verfassern – Studenten und Doktoranden der Universität Flensburg – serielle Quellen zur Verfügung: die Versichertenkartei der Geschäftsstelle Schleswig der AOK Schleswig-Holstein, Auflistungen von Institutionen des Gesundheitssystems beim Internationalen Suchdienst in Bad Arolsen (ITS), sowie in einzelnen Archiven aufgefundene Originalunterlagen aus Krankenhäusern, sowie Patientenakten von Ausländern, die in die Schleswiger Psychiatrische Klinik eingewiesen wurden. Die regionalhistorische Studie unter dem speziellen Aspekt „Zwangsarbeit und Krankheit“ wird eingeführt von *Uwe Danker* „Ausgangspunkt, Methode, Fragestellungen und Vorgehen.“ In dem Überblick „Zwangsarbeitende in Schleswig-Holstein 1939 bis 1945“ kommt D. zum Ergebnis, daß Schleswig-Holstein mit signifikanter Abweichung überdurchschnittlich an der NS-Zwangsarbeit partizipierte. *Annette Grewe* (Krankheit als Alltag und Schicksal. Die medizinische Versorgung Zwangsarbeitender in Schleswig-Holstein) stellt fest, daß die vorstationäre medizinische Versorgung der erkrankten Ausländer, vor allem die der „Ostarbeiter“, unzureichend war. Zwangsarbeiter litten unter all den Krankheiten, die auch die deutsche Bevölkerung belasteten, zudem waren sie in stärkerem Maße von Tuberkulose sowie von Seuchen, wie Paratyphus und Fleckfieber, betroffen. Auch die Verletzungen waren vermutlich unter den Bedingungen der Kriegswirtschaft auf Arbeitsunfälle, mangelnden Arbeitsschutz, kurzes Anlernen und lange Arbeitszeiten zurückzuführen. *Michael Ruck* stellt die Rahmenbedingungen vor, innerhalb derer die Allgemeinen Ortskrankenkassen ihre Funktion im „Reichseinsatz“ der „Fremdarbeiter“ wahrzunehmen hatten. *Michael Dahl* („... werden die Ostarbeiter in Zweifelsfällen genau auf ihren Arbeitswillen und ihre Arbeitsfähigkeit praktisch überprüft“. Zwangsarbeit und Krankheit aus der Perspektive der staatlichen Behörden so-

wie der Krankenkassen) führt aus, daß die beteiligten Behörden Krankheit bei Zwangsarbeitern „als ärgerliche Störung des Arbeitseinsatzes“ werteten. Im Vordergrund stand die Sorge, kranke ausländische Arbeiter könnten die Gesundheit der deutschen Bevölkerung gefährden und deren Krankenversorgung beeinträchtigen. *Frank Hethey* (Zwangsarbeit und Krankheit. Die Perspektive der schleswig-holsteinischen „Volksgemeinschaft“ kommt zu dem Ergebnis, daß die Haltung deutscher Patienten gegenüber ausländischen und insbesondere „fremdvölkischen“ Leidensgenossen die gesamte Kriegszeit hindurch mehr oder weniger negativ blieb, wobei für das letzte Kriegsdrittel sogar noch ein spürbarer Anstieg kritischer Äußerungen zu verzeichnen ist. *Nils Köhler* („Krankheit in Schleswig-Holstein“. Die Perspektive der Zwangsarbeitenden) kommt zu dem Ergebnis, daß auf Grund der zumeist unbefriedigenden hygienischen Bedingungen, langer Arbeitszeiten, unzureichender Arbeitskleidung und der phasenweise mangelhaften Ernährung in den Lagern, in denen Arbeiter aus Osteuropa untergebracht waren, die Wahrscheinlichkeit, daß diese Menschen erkrankten, deutlich höher lag, als bei ihren deutschen Arbeitskollegen. *Sebastian Lehmann* („... stärkste Befürchtungen, daß das Kind doch der Allgemeinheit zur Last fällt“. Schwangerschaft und Zwangsarbeit in Schleswig-Holstein) arbeitet heraus, daß Schwangerschaften und der Umgang damit für die Organisatoren des Arbeitseinsatzes auch in der Provinz ein großes Problem darstellten und daß viele Frauen unter dem konkreten Zwang durch Lagerführer und Arbeitgeber und unter den strukturellen Zwängen des Arbeitseinsatzes eine Abtreibung über sich ergehen lassen mußten. *Miriam Ströh* (Fleckfieber und Zwangsarbeit) stellte fest, daß die hygienischen Bedingungen in den Lagern fast ausnahmslos zu wünschen übrig ließen; auch die Zahl der gemeldeten Fleckfieberfälle in Schleswig-Holstein, gemessen an den Zahlen für das Deutsche Reich, sehr hoch war. *Mandy Jacobzyk* (Das Tuberkuloseproblem bei Zwangsarbeitern in Schleswig-Holstein) zeichnet nach, wie sich mit dem Einsatz von Zwangsarbeitern die Tuberkulosehäufigkeit im Dritten Reich erhöhte. *Claudia Trüter* (Zwangsarbeiter in der Psychiatrie. Die Landesheilanstalt Schleswig-Stadtfeld 1940-1945) hat anhand der Patientenakten persönliche Geschichten nachgezeichnet und einen signifikanten Wandel in der psychiatrischen Behandlung von Zwangsarbeitern herausgearbeitet. *Nils Berger* (Der Einsatz von „Fremdarbeitern“ in der Krankenversorgung) kommt zu dem Ergebnis, daß der Mangel an deutschen Arbeitskräften zu der Entscheidung führte, auch in der medizinischen Versorgung Ausländer einzusetzen. Die Krankenversorgung der Zwangsarbeiter durch Zwangsarbeiter entsprach auch den sicherheitspolitischen Ansprüchen. Die Herausgeber kommen zu einem zentralen Fazit, dem man nur beipflichten kann: Der Umgang mit erkrankten Zwangsarbeitern und ihre Behandlung entsprechen den generellen Intentionen, „Regeln“, Strukturen und Handlungsmustern des „Arbeitseinsatzes“.

Wiehmann

Karsten Dölger, „Polenlager Jägerslust“. *Polnische „Displaced Persons“ in Schleswig-Holstein 1945-1949 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins Bd. 110)*, Neumünster: Wachholtz Verlag 2000, 404 S., 46 Abb. – Zur Hinterlassenschaft des Dritten Reiches gehörten auch die Millionen „Displaced Persons“ (Zwangsarbeiter), die – wenn sie aus West- bzw. Nordeuropa stammten – nach der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht meist nach wenigen Wochen heimkehren konnten. Von den Zwangsarbeitern aus osteuropäischen Ländern (Polen, Baltikum, Ju-

goslawien) wollten viele wegen der Stalinisierung ihrer Länder nicht zurück gehen. Sie lebten fortan in Ausländerlagern, die z. T. erst Anfang der 1960er Jahre aufgelöst wurden. Über die DP-Lager in Schleswig-Holstein liegt bisher noch keine Arbeit vor. Das ist aber auch durch die ungünstige Quellenlage bedingt. So mußte der Verf. 18 Archive im In- und Ausland befragen, Akten ermitteln und Unterlagen sichten. Neben den einschlägigen Akten des Landesarchivs Schleswig-Holstein spürte er als wichtigste Quellen Unterlagen im Public Record Office (Kew/London) und im United Nations Archives (New York) auf. Eine weitere Quelle bilden die Korrespondenzen und die auf Tonträger aufgezeichneten Interviews mit ausgewanderten oder repatriierten Personen. Des Weiteren wurden die fünf im Lager „Jägerslust“ erschienenen Zeitungen, die in den Archiven in Warschau, London, New York, Stanford und in Privatbesitz erhalten geblieben sind, ausgewertet. Die langjährige Existenz des Lagers mit seinen bedeutenden Institutionen gaben den Ausschlag, „Jägerslust“ zum Untersuchungsgegenstand zu machen. In dem einleitenden Kapitel „Die Vorgeschichte“ berichtet der Verf. über den Ölhof Flemhude am Nordostseekanal und die beiden zugehörigen Lager, Marinegemeinschaftslager und das Lager für sowjetische Kriegsgefangene, den Lebensverhältnissen und der Arbeit der darin untergebrachten Personen und das Kriegsende in den beiden Lagern. Der Hauptteil, die eigentliche Geschichte des Lagers, wird von einigen biographischen Skizzen eingeleitet, deren Studium dem Leser als erster Einstieg in die Lektüre der Arbeit empfohlen wird. Weiter gliedert sich dieser Teil in folgende Abschnitte: Die Lagergesellschaft und die politischen Rahmenbedingungen, ihre Struktur, die britische DP-Verwaltung und die Hilfsorganisationen (Salvation Army, UNNRA und IRO). Institutionen des Lagerlebens (Polnische Lagerleitung, Schulzentrum, Kirche), das Lagerleben (Unterkunft, Ernährung, Kleidung, Gesundheitswesen), DP-Kriminalität, Wahrnehmung des Polenlagers durch die Deutschen und die Briten sowie die Auflösung des Lagers. – Der mit dieser Arbeit unternommene Versuch, sich dem täglichen Leben der polnischen DPs am Beispiel eines Lagers zu nähern, ist sehr gut gelungen, gleichwohl meint der Verf., durch einen Vergleich mit einem Lager oder einer Lagergruppe etwa in Lübeck, wo im September 1945 18 Lager mit zusammen fast 32.000 DP bestanden, ließe sich ein tieferer Einblick gewinnen. Allerdings sind hierfür die Quellen dürftig, wie ein Blick in das gedruckt vorliegenden Findbuch des Lübecker Archivbestandes Hauptamt 1945-1970 kund gibt.

Wiemann

Die Bestände des Landeshauptarchivs Schwerin Bd. 1. Urkunden- und Aktenbestände 1158-1945, bearb. von Peter-Joachim Rakow, Christel Schütt und Christa Sieverkropp (Findbücher, Inventare und kleine Schriften des Landeshauptarchivs Schwerin Bd. 4, hrsg. von Andreas Röpcke), Schwerin 1999, 536 S., zahlr. Abb. – Die Bestände des Landeshauptarchivs Schwerin Bd.2. Staatliches Archivgut 1945-1990, bearb. von Klaus Baudis, Sigrid Fritzlar und Siegfried Schlombs (Findbücher, Inventare und kleine Schriften des Landeshauptarchivs Schwerin Bd. 8, hrsg. von Andreas Röpcke), Schwerin 2002, 324 S., zahlr. Abb. – Gleich an den Anfang sei ein Glückwunsch an das Landeshauptarchiv Schwerin für diese zwei Bände der im Resultat dann drei Bände umfassenden Beständeübersicht gestellt: eine überzeugende Leistung! Die Bedeutung einer verfügbaren und aktuellen Beständeübersicht in einem Archiv ist außerordentlich: nicht nur hat der künftige Benutzer die Möglichkeit, sich schon vor seiner Arbeit mit den Archivalien darüber zu informieren, welches Quellenmaterial ihn im Archiv

erwartet, auch für die Mitarbeiter ist sie Hilfe bei der täglichen Arbeit, u.a. eine große Erleichterung bei der Beratung der Benutzer. So weiß jeder Archivar, dass sich die mühselige Arbeit, welche hinter so einem Unterfangen steht, nur lohnen kann! Das Bemühen um eine Beständeübersicht im Schweriner Landeshauptarchiv geht in seinen Anfängen bis 1966 zurück, in deren Ergebnis 1975 ein umfangreiches Manuskript entstanden war. Gegliedert nach Gesellschaftsepochen und mit einem Register versehen diente es Mitarbeitern und Benutzern viele Jahre als Arbeitsexemplar. Die Archivalienrückführung 1987 gab den Anstoß für die Wiederaufnahme an den Arbeiten zur Beständeübersicht. Die Gesamtstruktur der Bestände wurde nach landes-, verwaltungs- und archivgeschichtlichen Maßstäben neu gefasst, hinzugekommene Bestände eingefügt und schließlich wurde die Beständeübersicht des eine lange Geschichte vorweisenden Schweriner Archivs fertiggestellt. – Denn schon das älteste herrschaftliche Urkundenregister im Landeshauptarchiv Schwerin kann als Beginn der Geschichte desselben gelten. Der Kanzler des Herzogs Albrecht II. von Mecklenburg (reg. 1335-1379), Hans von Kröpelin, legte nämlich ein Register über Abschriften der in den Jahren 1358 bis 1362 erfolgten Belehnungen, Verkäufe, Verpfändungen, Schenkungen usw. an. Ein erstes „Hauptbuch“ über den Gesamtbestand der Briefschaften und Urkunden der Landesfürsten legte 1582 der Jurist Samuel Fabricius an, das „Repertorium Fabricianum“, welches lange Zeit einziges Findhilfsmittel für den Altbestand war. Die seit Beginn des 17. Jh.s „in der Cantzley Gewölb“ abgelegten Akten wurden, bedingt durch die politischen Wirren im 17. und 18. Jh., erst durch den Advokaten Carl Friedrich Evers, der 1754 als Sekretär an das herzogliche Archiv berufen wurde, systematisch geordnet. 1778 wurde die bereits von Evers vorgedachte institutionelle Vereinigung von Urkundenarchiv und Aktenarchiv vollzogen. Die Wandlung des Schweriner Archivs zu einer wissenschaftlichen und der Öffentlichkeit verpflichteten Institution seit Mitte des 19. Jh.s ist vor allem dem Wirken der Archivare Georg Christian Friedrich Lisch und Hermann Grotefend zu verdanken. Im 20. Jh. führten die staatlichen und gesellschaftlichen Umbrüche zu häufig wechselnden Bezeichnungen und Bestimmungen des Archivs (u.a. 1918 „Geheimes und Hauptarchiv“, 1950 „Mecklenburgisches Landeshauptarchiv“, 1965 „Staatsarchiv Schwerin“ – zuständig für die Bezirke Schwerin und Neubrandenburg, 1997 mit dem Landesarchivgesetz „Landeshauptarchiv Schwerin“). Das Archiv erhielt in dieser Zeit einen enormen Zuwachs an Unterlagen. Zu den bedeutendsten vor 1945 gehören das Archiv der Landstände (1000 lfm), 1924 aus Rostock übernommen, und 1935 das Strelitzer Archiv (2000 lfm). Das Archiv blieb vor größeren Kriegsverlusten bewahrt, endgültig konnten dann 1987 die zu Kriegszeiten im Kalibergwerk Grasleben ausgelagerten Altbestände wieder in den Bestand eingearbeitet werden. Heute besitzt das Landeshauptarchiv Schwerin aus der Zeit von 1158 bis 1994: 18.000 Urkunden, 22.700 lfm Akten und Amtsbücher, über 100.000 Karten und Pläne, 63.500 Bilddokumente sowie zunehmend moderne Datenträger, welche nun durch die vorliegende Beständeübersicht aufbereitet wurden. – Aufbau und Anlage der Übersicht folgen der leicht nachvollziehbaren Tektonik des Archivs, insgesamt gliedert sie sich in 17 Hauptgruppen. Bd. 1 umfasst die Urkunden und Aktenbestände von 1158 bis 1945 (Hauptgruppen 1-5 und Hauptgruppe 9 mit den nicht-mecklenburgischen Behörden und Einrichtungen), Bd. 2 das Staatliche Archivgut von 1945 bis 1990 (Hauptgruppen 6-8), mit Bd. 3 sollen das nichtstaatliche Archivgut und die archivischen Sammlungen folgen. Die einzelnen Bestände werden nach einem ein-

heitlichen und übersichtlichem Schema vorgestellt: Die Bestandsbezeichnung und -signatur entsprechend der Tektonik wird vorangestellt; es folgen Angaben zur Behörden- und Bestandsgeschichte. Diese Angaben wurden zum Teil für Bestandsgruppen zusammengefasst. Sehr ausführlich wird dann der Bestandsinhalt dargestellt, meist in Form von Sachwortblöcken, bei denen es sich um die ungefähre Wiedergabe der Bestandsgliederung aus den Findhilfsmitteln handelt. Folglich finden sich hier die umfangreichsten Daten, teils mehrere Seiten zu einem Bestand umfassend. Den Abschluss bilden Angaben zum Bestandsumfang, zur Laufzeit und der Art der Findhilfsmittel, sie wurden kursiv hervorgehoben. Literaturangaben zum Bestand (allgemeine Literaturhinweise befinden sich am Anfang der Übersicht) und Verweise zu anderen Beständen vervollständigen die komplexen Aussagen. – Die 34 Seiten in Bd. 1 umfassenden Indices beinhalten einen sehr umfangreichen Orts- und Personennamenindex und einen Index der Sachbegriffe, welcher sich leider aufgrund der Schlagwortfülle auf Bestandsbezeichnungen, die aus ihnen resultierenden Sachthemen sowie die Hauptgruppen der Bestandsinhalte beschränken musste. So sind die Indices übergreifend und in Verbindung mit dem Inhaltsverzeichnis zu benutzen. Die Indices in Bd. 2 umfassen 30 Seiten (hier aber größere Schrift), ebenfalls gegliedert in Orts- und Personennamenindex und Sachindex. Der Sachindex erfasst hier alle Ebenen der Bestände. Die gute Papierqualität des 1. Bandes ließ sich vermutlich aus Kostengründen leider nicht für den 2. Band weiterführen, doch in beiden Bänden lockern interessante Abbildungen, wie zum Beispiel die Einleitung der Kirchberg-Chronik von 1378, das informative Nachschlagewerk auf. Diese beiden Bände der Beständeübersicht sind ein Glück für jeden Archivbenutzer und Beispiel für andere Archive; die Anstrengungen der Schweriner Archivare haben sich bezahlt gemacht, und wir warten neugierig auf Band 3.

Letz

Hans-Konrad Stein-Stegemann, Inventar der Mecklenburger Reichskammergerichtsakten (Findbücher, Inventare und kleine Schriften des Landeshauptarchivs Schwerin 6/Inventar der Akten des Reichskammergerichts 28), Schwerin 2001, 2 Bände, 1280 S. – 1981 erschien der erste Band einer modernen Verzeichnung von Reichskammergerichtsakten. Dahinter stand eine für die frühneuzeitliche Rechtsgeschichte wegweisende Überlegung: Die Tätigkeit des höchsten deutschen Gerichts zwischen 1495 und 1806 sollte durch eine nach einheitlichen Richtlinien vorgenommene Inventarisierung der Forschung zugänglich gemacht werden. Inzwischen haben 28 Archive diese Verzeichnisse erstellt und veröffentlicht. Mit dem jetzt vorliegenden Schweriner Repertorium sind die norddeutschen Reichskammergerichtsakten vollständig in gedruckten Inventaren erfaßt. Nach Stade, Oldenburg, Schleswig, Lübeck, Hamburg und Bremen sind jetzt auch die Mecklenburger Prozesse nach modernen Kriterien verzeichnet. Auf ein pommersches Repertorium aus Stettin wird man freilich noch warten müssen. S., der bereits die Bestände in Schleswig, Lübeck und Hamburg verzeichnete, hat in Schwerin gut 1720 Akten erfaßt. Im Gegensatz zu anderen Archiven war die Inventarisierung im Mecklenburger Landeshauptarchiv besonders schwierig, weil zahlreiche Akten in verstreute Bestände eingeordnet sind und erst im Repertorium wieder zusammengeführt werden. So findet man Reichskammergerichtsprozesse etwa in den Grenzsachen der Regierung Ratzeburg, in denen es um die Konflikte mit Lübeck um Fischereirechte im Dassower See geht (Nr. 1281-1283). Andere Akten gehören

zum Bestand Auswärtige Beziehungen. Dort entdeckt man zahlreiche Streitigkeiten mit dem Lübecker Rat (Nr. 1258-1270). Daß die Schweriner Bestände für die Lübecker Rechtsgeschichte eine wichtige Quelle sein würden, war zu erwarten. Die Reichhaltigkeit der Querverbindungen ist aber doch eine Freude. 79 Schweriner Akten handeln von Lübecker Ratsherren und dem Lübecker Rat, in 89 Prozessen geht es um Lübecker Einwohner, in 24 Fällen um Lübecker Kaufleute. Das vorbildliche Ortsregister (1058) ermöglicht den gezielten Zugriff auf diese Streitigkeiten, die für die frühneuzeitliche Lübecker Rechtsgeschichte unverzichtbar sind. Das Sachregister (1240) listet 18 Prozesse auf, in denen es spezifisch um Fragen des lübischen Rechts ging. Der Lübecker Oberhof war in 54 Prozessen zwischen 1518 und 1662 Vorinstanz, bevor die Einschaltung des Reichskammergerichts erfolgte, davon aber nur dreimal im 17. Jahrhundert (1198). Teilweise befinden sich in den Akten wörtliche Auszüge aus dem revidierten Lübecker Stadtrecht von 1586 (Nr. 66, 267). Die Konkurrenz zwischen lübischem Recht und rezipiertem römischem Recht erkennt man etwa an einem Prozeß von 1558 zwischen den Erben des Rostocker Bürgermeisters. Hier war streitig, ob in Rostock bei der Abschichtung der Kinder im Falle der Wiederheirat eines Elternteils das lübische Recht beachtet werden müsse. In einer Entscheidung soll das Speyerer Reichskammergericht sich für die Anwendung des römischen Rechts ausgesprochen haben (Nr. 145). Auch aus der Spätzeit des Gerichts sind interessante Konflikte überliefert. So erfährt man aus der Akte Nr. 1256, daß noch 1804 das Lübecker Heiligen-Geist-Hospital Steuerfreiheit für seine ehemaligen Untertanen in vier Dörfern der Ostseeinsel Poel beanspruchte. Als die Mecklenburger Regierung auf Poel Steuern erheben wollte, klagte der Bevollmächtigte der Poeler Untertanen in Wetzlar und erhielt ein obsiegendes Mandat. 1808, zwei Jahre nach dem Ende des Alten Reiches, wurde dem Heiligen-Geist-Hospital die Akte zur weiteren gerichtlichen Verwendung ausgehändigt. Derartige Schlaglichter können nur andeutungsweise erfassen, welche farbige Lebenssachverhalte und teilweise grundlegenden Rechtsprobleme sich in den Reichskammergerichtsakten verbergen. Die Arbeiten zur frühneuzeitlichen mecklenburgischen Geschichte im besonderen, aber auch zur norddeutschen Geschichte im allgemeinen, sind um ein wichtiges Hilfsmittel reicher geworden.

Frankfurt/Bern

Oestmann

Georg Christian Friedrich Lisch (1801-1883). Schweriner Nachlaß und Briefe in auswärtigen Institutionen (Findbücher, Inventare und kleine Schriften des Landeshauptarchivs Schwerin, Bd.7), Schwerin 2001, 251 S. - Vorliegende Veröffentlichung entstand als ein Gemeinschaftsprojekt zwischen dem Landeshauptarchiv Schwerin und dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. In Anbetracht des 200. Geburtstages des bekannten Mecklenburger Gelehrten Friedrich Lisch wurde sein im Landeshauptarchiv Schwerin verwahrter Nachlaß endgültig bearbeitet sowie ein institutionenübergreifendes Inventar von Lisch-Briefen außerhalb dieses Archivs mit sehr hoher Erschließungsintensität erstellt. Lisch war viele Jahre im Archivdienst tätig, seit Gründung des „Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde“ im Jahr 1835 bis zum Jahre 1880 erster Vereinssekretär desselben, Bibliothekar und Landeskonservator. Ein kurzer Lebenslauf deutet seine umfangreichen Interessen an. Genaueres über ihn ist den in den Literaturhinweisen genannten Veröffentlichungen zu entnehmen. Die vielen beruflichen Tätigkeitsfelder Lischs und sein vielseitiger For-

scherdrang auf unterschiedlichen Gebieten bergen natürlich Schwierigkeiten bei der Abgrenzung seiner Unterlagen, bei der Ermittlung von Provenienzen sowie der Bildung der einzelnen Akten, die gut gemeistert worden sind. Eine allgemeinverständliche und klare Systematik, eindeutige Aktentitel mit zum Teil sehr ausführlichen Enthält-Vermerken und gewissenhaft verzeichnete Korrespondenzakten, geordnet nach den Partnern, kennzeichnen diese gelungene Verzeichnungsarbeit. Insgesamt wurden 1213 Akten aus dem Landesarchiv Schwerin aufgeführt, dem folgen detaillierte Inhaltsangaben der Lisch-Briefe auswärtiger Institutionen, geordnet alphabetisch nach ihrem Standort. Die umfangreichen Indices umfassen beide Bereiche, das Register ist aufgeteilt in ein Personen-, Geographisches und Sachregister. Die Bestandsbearbeitung erfolgte mit Hilfe der Archivverzeichnungs-Software Faust, der Hinweis darauf ist dankenswert. Eine Nachfahrentafel im Anhang vervollständigt dieses wirklich achtenswerte Werk.

Letz

Nadja Stulz-Herrnstadt, Berliner Bürgertum im 18. und 19. Jahrhundert. Unternehmerkarrieren und Migration, Familien und Verkehrskreise in der Hauptstadt Brandenburg-Preußens, die Ältesten der Korporation der Kaufmannschaft zu Berlin (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Band 99), Berlin-New York: Walter de Gruyter 2002, VIII, 378 S., 10 Tab., 4 Graph. – S. möchte mit der Studie nachweisen, daß die Entstehung bürgerlicher Schichten und Gruppen in Brandenburg-Preußen nicht erst mit der „Übergangsperiode“ einsetzte, sondern schon deutlich vorher seit dem zweiten Drittel des 18. Jh.s (13). Dabei interessiert sie besonders die in den letzten Jahren viel debattierte Frage der Kontinuität resp. Diskontinuität der Entwicklung des Schichtbildungsprozesses. Zu diesem Zweck untersucht sie die Wanderungsbewegungen bürgerlicher Mittel- und Oberschichten hinsichtlich ihrer geographischen, sozialen und beruflichen Herkunft (1f.). Als Ausgangspunkt ihrer Untersuchung dienen ihr zehn nach Berlin zugewanderte, im Jahre 1848 amtierende Älteste des (21 Mitglieder umfassenden) Ältestenkollegiums der Kaufmannschaft von Berlin. S. stellt hierzu deren geographische Herkunft vor. Sie stammen fast ausschließlich aus Klein- und Mittelstädten mit zentraler Funktion für ihr Umland. S. beschreibt ihr soziales, familiäres und familiales Umfeld (45–90), ihr Heiratsverhalten, die Ansässigkeit und geographische Mobilität (219–246). Sie beleuchtet die Entwicklung der Karrieren und Firmen (91–218). Und schließlich versucht sie noch durch einen Vergleich mit drei hamburgischen und einer Bremer Unternehmerkarriere (250–270), die Bedeutung der Berliner Ergebnisse einzuordnen. – Mit Hilfe der Methode der erweiterten Familienrekonstruktion gelingt es der Autorin in beeindruckendem Maße, die Verkehrskreise der Familien dieser zehn Ältesten über drei Generationen (1730/50–1869/70) zu verfolgen und darzustellen. Die Quellenbasis schuf S. sich durch die Auswertung von Berliner und auswärtigen Kirchen- und Adreßbüchern. Mit enormem Fleiß wurde eine Kartei von 35 000 Personen zusammengestellt. Über die Taufbücher ermittelte S. die Paten der Kinder und Kindeskinde. Der große Kreis der Paten ermöglichte es, einen Teil des über den familiären Rahmen hinausgehenden sozialen Verkehrskreises der Zuwanderer-Ältesten in Berlin und in ihren Herkunftsorten zu erschließen. Über die Adreßbücher ließ sich nicht nur die berufliche Tätigkeit verfolgen, sondern auch ihr soziales, nachbarschaftlich-familiales Umfeld, ihre Wohn- und Eigentumsverhältnisse. Bereits das erste

Ergebnis der Untersuchung scheint eine Überraschung zu sein: Nur vier von den 21 im Jahr 1848 amtierenden Ältesten gehörten Familien an, die bereits in dritter Generation in Berlin lebten. Zehn waren selbst zugewandert, sieben bereits in Berlin geboren und also in zweiter Generation erst ansässig. Kaufleute sind bekanntermaßen konservativ, traditionsbewußt und achten sehr auf die Kreditfähigkeit ihrer Geschäftspartner. Wie kommt es also, daß in dieses exklusive kaufmännische Gremium so viele „Fremde“ hineingewählt wurden? Naheliegend scheint einerseits, daß sich im Ältestenkollegium der allgemeine Zuwanderungstrend spiegelte. Die Einwohnerschaft Berlins vervierfachte sich im Zeitraum von 50 Jahren (1800: 100 000, 1849: 410 000). Andererseits erfolgte die Zuwahl der meisten Zuwanderer-Ältesten in den Vorstand in den ersten beiden Jahrzehnten nach der Gründung der Korporation im Jahre 1820. Ob dieses Ergebnis ein Ergebnis der Gründungsjahrzehnte der Ältesten ist oder über den Zeitraum des 19. Jh.s konstant blieb, wird leider durch keine weitere Stichprobe geprüft. Die Korporation der Kaufmannschaft von Berlin ging aus den früheren, altständischen Kaufmannsgilden und der Börsenkorporation hervor. Die Frage, ob die alteingesessenen Berliner Bankiers und Kaufleute der neuen Einrichtung skeptisch oder gar ablehnend gegenüber standen und womöglich zur Kandidatur gar nicht bereit waren und sich somit den Zuwanderern die Chance bot, zugewählt zu werden, stellt sich S. nicht. Die Antwort der Autorin auf das Phänomen lautet: Die Zuwanderer-Ältesten waren integrationsfähig, weil sie der gleichen sozialen Herkunft entstammten wie die gebürtigen Berliner Ältesten, dem Honoratiorentum der Klein- und Mittelstädte. Sie hatten hervorragende Startchancen aufgrund ihrer sozialen Herkunft und ihres Beziehungsnetzes. Die meisten Zuwanderer-Ältesten hatten bereits vor ihrem Zuzug nach Berlin soziale Kontakte dorthin. Sei es, daß ein Zuwanderer einem Bruder nach Berlin folgte oder daß Paten oder die Familie der Ehefrau oder sonstige Verwandte dort lebten. In Berlin lebten die Verwandten in unmittelbarer Nähe beieinander, in derselben Straße oder sogar auf benachbarten Grundstücken. Die Bindungen an die Heimatorte resp. zu Verwandten, die es an andere Orte zog, rissen nicht ab, sondern wurden über mehrere Generationen gepflegt, wie die Patenschaften bei den Kindern ausweisen. Die klein- und mittelstädtische Oberschicht verfügte damit über ein überregionales Beziehungsnetz. Darüber hinaus hatten alle Zuwanderer-Ältesten in ihren Herkunftsfamilien Mitglieder, die den Freimaurern angehörten. In den Logen trafen sich die bürgerliche Oberschicht und der liberale [Klein-?]Adel. Die soziale und berufliche Anbindung an die Wirtschaftselite in Berlin, insbesondere zu potentiellen Kreditgebern, bereits vor dem Zuzug nach Berlin erleichterte gleichfalls den Karrierestart. Dieses Beziehungsgeflecht war nicht branchenspezifisch ausgerichtet, sondern erfaßte das gesamte Spektrum der Berliner bürgerlichen Elite. Auch fanden Pfarrer- und Beamtenöhne Zugang zur Berliner Führungsgruppe. S. folgert daraus, nicht der Beruf sei das die Schichtzugehörigkeit in erster Linie bestimmende Kriterium gewesen, sondern die Zugehörigkeit zu einer Familie aus der oberen Mittel- bzw. Oberschicht. Infolgedessen sei es zur sozialen Abschließung nach unten gekommen. Die soziale Exklusivität zeigte sich auch deutlich im Heiratsverhalten. Man heiratete unter sich. So verheirateten z.B. Geschäftspartner ihre Kinder, Nichten und Neffen untereinander, und die Spitzenkräfte der Firma wurden durch Heirat und Patenschaften gleichfalls in die Familien eingebunden. Aufgrund dieser Resultate formuliert S. ihre These: „[...] die Herausbildung dieser markanten Sozialbeziehungen und ihre Funktion im Gruppen- und Schichtenbil-

dungsprozeß“ sei ein „offenkundig seit dem zweiten Drittel des 18. Jh.s sich vollziehender sozialer Konzentrationsprozeß im oberen Teil des Stadtbürgertums bei gleichzeitig markanter Beteiligung früher wirtschaftsbürgerlicher Gruppen. [...] Es will scheinen, daß die offenkundig bereits im frühen 18. Jh. allmählich einsetzende, soziale Konzentration im oberen Drittel der städtischen bürgerlichen Oberschicht eine spürbare Segmentierung gerade auch ihres wirtschaftsbürgerlichen Teils zur Folge hatte. Die Zugangschancen auf sozialer Ebene zu jenen sich intergenerationell schrittweise abschließenden und durch bilaterale Verbindungen ständig stabilisierenden Führungsschichten und -gruppen verringerten sich gleichermaßen deutlich. Damit erhöhte sich zwangsläufig der Wert dieser Sozialbeziehungen, die in Gestalt von potentiellen multivariablen Kapitalbeziehungen für den Neubürger-Unternehmer, der in aller Regel Unternehmensgründer war, stets nutzbringend sein mußten und den Start wie auch die sich anschließenden Phasen der wirtschaftlichen und sozialen Integration beeinflussen konnten.“ Das Beispiel des Berliner Neubürgers Heinrich Friedrich Fetschow, der 1755 geboren wurde, einer frühkapitalistischen Unternehmerfamilie angehörte und bereits „von den sozialen Beziehungen zu den in Berlin bereits niedergelassenen Teilen seiner Herkunftsfamilie profitieren“ konnte, bestätige das Resultat (123 u. 125). Auch beim Vergleich mit Beispielen der Familien des Georg Heinrich Eimbcke, Heinrich Wilhelm Christian Eimbcke und Carl Philipp Heinrich Möring aus Hamburg sowie Jean Louis Isaac Gabain aus Bremen findet S. ihre Ergebnisse der Selbstrekrutierung der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht bestätigt. Dabei werden die Hamburger Beispiele (250–258) im Gegensatz zum bremischen (258–270) ziemlich oberflächlich behandelt, und die Ergebnisse von Martin Reißmann über die Hamburger Kaufmannschaft im 17. Jh. außer Acht gelassen. Das ist bedauerlich, da S. durch diese wie auch bei weniger selektiver Lektüre der Arbeit von Ruth Prange über die Bremer Kaufmannschaft im 16. und 17. Jh. die Kontinuität der von ihr beschriebenen Phänomene hätte entdecken können. Eine soziale Abschließung der bürgerlichen Eliten hatte es Jahrhunderte zuvor schon gegeben, deswegen sprechen wir von Patriziat, Honoratioren oder bürgerlichen Eliten. Der Gruppen- und Schichtbildungsprozeß hatte doch spätestens mit dem Frühkapitalismus eingesetzt. Die „Wanderungserfahrung und die Wanderungstradition“ ist nicht erst eine im 18. und 19. Jh. „tradierte Generationserfahrung“, die die Mittel- und Oberschicht „prägte“. (274) Im hansischen Raum (und selbstverständlich auch außerhalb desselben) war auch die geographische Mobilität der bürgerlichen Elite, wie sie von S. beschrieben wird, immer eine Selbstverständlichkeit gewesen. Nur drei der 1848 amtierenden Ältesten stammten nicht aus ehemals hansischem Gebiet. Das Interessante an S.s Arbeit ist, und das macht sie so lesenswert, daß die Momente wie Selbstrekrutierung, exklusives Heiratsverhalten, geographische und berufliche Mobilität, Unternehmensgründungen, die Unternehmensformen, die Netzwerke der Wirtschaftselite, die massenhaften Patenschaften, die man den Kindern als Starthilfe mit auf den Weg gab, daß all dies ungebrochen ins 19. Jh. tradiert wurde und das altständische Bürgertum mit seinen alten Mustern im Bürgertum der Neuzeit aufging. – En detail gibt es an dieser Arbeit im Theoretischen wie im Praktischen viel auszusetzen: So schreibt S., die Schichtzugehörigkeit sei dominant gewesen. Sie wäre „Ausgangspunkt und Voraussetzung für die Sozialbeziehungen zu Berliner Wirtschaftseliten“. Der Beruf habe sekundäre Bedeutung gehabt (108). Nun ist der Beruf nur ein Faktor neben anderen wie Ausbildung, Vermögen, Teilnahme am Informationsnetz,

Zugang zu Machtpositionen etc., die eine „Schicht“ bestimmen. Was ist hier dann gemeint? Bei der Analyse der Verkehrskreise der Zuwanderer-Ältesten werden die feinen Unterschiede innerhalb der oberen Mittel- bzw. Oberschicht überhaupt nicht beschrieben oder wahrgenommen. Es ist doch aber ein sehr großer Unterschied, ob einer Bankier ist und Schickler heißt und als solcher geboren wurde, oder ob einer Sohn eines Pfarrers einer Kleinstadt war und zum bedeutenden Unternehmer in Berlin aufsteigt, oder ob einer Schiffsmakler ist. Er mag mit bedeutenden Objekten makeln und sehr gut verdienen, aber er ist ein Makler und kein Kaufmann. Die die Schichtzugehörigkeit bewertenden Faktoren hätten wenigstens mal bedacht werden müssen. Auch über die Bedeutung der Paten erfahren wir nichts, obwohl über die Patenschaften die Verkehrskreise erschlossen werden. Erst auf S. 233 wird angedeutet, daß die Paten im Notfall Verantwortung für die Waisen übernehmen müßten. Aber stimmt das denn auch in den Fällen, in denen bürgerliche Eltern Adelige als Paten für die Kinder bestimmen und kein weiterer Kontakt mehr nachweisbar ist (283)? Hat Patenschaft hier nicht die Funktion, das soziale Ansehen zu heben und Ansprüche zu demonstrieren? In den Tabellen werden die Zuwanderer-Ältesten grundsätzlich nach dem Eintrittsjahr angeordnet. Warum? Illustrationen zu den komplizierten Familienbindungen hätten dem Leser eine Hilfe sein können. Die eine im Buch enthaltene (124) ist dem Leser nicht in allem einsichtig. Grammatik und Satzbau sind unnötig kompliziert, zum Teil völlig unverständlich und haben mich oft verärgert. Ein Beispiel mag das neben dem oben schon Zitierten demonstrieren: „Als Teil der mobilisierbaren Ressourcen war ihre Basis mit der insofern zum Modell werdenden Mehrdimensionalität der Familie gegeben. Die regionalen Herkunftsbeziehungen führten zur Herausbildung von spezifischen, generationsübergreifend nutzbaren Kontaktzonen. So beispielsweise im Rahmen der Fernwanderung zu preußisch-schweizerischen Beziehungen. [...] Am Beispiel der schichtenidentischen Familiengruppen wurde erkennbar, daß die bürgerlichen Stadthierarchien seit dem frühen 18. Jh. in den deutlich akzelerierenden Vorgang von geographisch großflächig angelegten und zeitlich stufenweise versetzten Migrationsbewegungen eingeschlossen waren.“ (275). Was soll hier gesagt werden? Es fehlt ein Abkürzungsverzeichnis, so wird zum Beispiel die NDB mehrfach aufgelöst, aber nicht bei der ersten Nennung (136, Fn. 97, 161, Fn. 14, 265, Fn. 91). Im Literaturverzeichnis fehlen die Angaben der in den Anmerkungen verwendeten Kurztitel, so daß man manche zitierten Titel nicht finden kann. Hilfreich sind dagegen die ausführlichen Register: Orts-, Personen- und Firmen- sowie ein Sachregister (325–377).

München

Meyer-Stoll

Verfasserregister

Aarma 292, Abraham-Thisse 296, Ahrens, B. 357, Ahrens, G. 317, Albrecht, Th. 336, Albrecht, U. 330, Alttoa 293, Alwast 317, Anepaio 298, Angermann 291, 307, 308, 309, Asmussen 314, 323, Augsten 337, Baltrock 337, Bastman-Bühner 291, Baudis 363, Becker 348, Behrens 327, Behrmann 294, Berger 362, Bock, G. 354, Bodensiek 356, Bohn 360, Bonsdorff, v. 292, Bou-teiller 337, Brandt 318, Brakensiek 289, Brockow 332, Bruns 316, Bünz 359, Carstens, U. 354, Choroskevic 310, Clasen 330, Cordes 305, Czaja 296, Dahl 361, Dahlbäck 292, 295, Dalhede 321, Danker 359, 360, 361, Denzel 289, Dölger 362, Draeger 334, Dübeck 298, Ebel 291, Eckert 297, 298, Edgren 293, Ehalasu 293, Eickhölder 316, 337, Eiden 304, Elias 292, Elmshäuser 351, Elsmann 352, Elsner 354, Ernst 340, Fahlbusch 294, Fischer, K. 361, Fleischmann 288, Fligge 317, Fouquet 289, Freytag 292, Friedland 307, 308, Fritzlar 363, Gabriel 318, Gassert 306, Gebühr 353, Gehrke 317, Gelius 304, Gläser 318, 319, Glöckner 298, Goldberg 360, Grabowski 318, Graßmann 288, 297, 305, 317, 323, 346, Greve 296, Grewe 361, Grosmane 293, Haarmann 312, Häberlein 288, Hackmann 291, Hahn, H.J. 318, Hahn, P.M. 289, Hammel-Kiesow 293, 294, 308, 353, Hansert 288, Harder-Gersdorff 304, 310, Hartmann 288, Hartwig 327, Hattenhauer 298, Heise 318, Henn 294, Herborn 288, Hethey 359, 362, Heye 355, Hiekkanen 293, Hietala 292, Hoffmann 304, Hoffmann 354, Hofmeister 352, Holbach 289, Horváth 341, Hundt 346, Ibs 357, Irrgang 311, Irsigler 296, 303, Jacobzyk 362, Jahnke 305, Janin 308, Jenks, Stuart 296, Jenks, Susanne 297, Kala 292, Kallioinen 292, Katz 326, Kazantsev 298, Kekkonen 299, Kempke 319, Kivimäe 291, Klubmann 354, Knothe 298, Knuutila 293, Köhler 359, 361, 362, Kopitzsch 352, Kreem 292, Krötzl 292, Kuder 330, Küster 287, Lammers 359, Lampen 338, Landwehr 298, 305, Lavery 290, Legeband 354, Lehmann 359, 361, 362, Leitane 292, Letto-Vanamo 298, Linne 352, Löffler-Dreyer 332, Lorenzen-Schmidt 357, Loytved 325, Lubowitz 353, Luts 298, Lutterbeck 320, Lutz 334, Mänd 292, Meyer, K.-U. 337, Modeér 297, 299, Möhlenkamp 330, 331, Möller, R. 359, Moraw 294, Mührenberg 319, Müller, G.M. 339, Müller, H. 352, Niehoff 352, Nilsén 298, Noflatscher 289, North 295, Paravicini 296, Paul 360, Pelc 317, 347, Pelus-Kaplan 324, Petermann 293, Pichierra 301, Pihlajamäki 298, Po-eck 295, Prange 299, 355, 356, Pursche 334, Rakow 363, Rasche 292, Rathjen 354, Rathmer 361, Reimo 292, Reinle 289, Reitemeyer 310, Repetzky 318, Rheinheimer 354, Riis 295, 359, Risthein 293, Roettgen 334, Rogg 289, Röhrkasten 297, Röpcke 303, Rößner 306, Roettgen 334, Roth 352, Ruck 361, Rybina 296, 309, Salminen 292, Sarnowsky 303, Scheler 289, Schelling 291, Schlombs 363, Schlusemann 338, Schubert 299, Schubert 309, Schulz, A. 352, Schulz, G. 288, Schumacher 318, Schütt 363, Schwedler 357, Schweitzer 291, 317, Schwichtenberg 359, Seelhoff 337, Sick 337, Siever-

kropp 363, Simon 291, 294, 314, Sobieski 337, Spatzek 337, Spufford 295, Stark 310, Steenbeck 328, Stein-Stegemann 365, Stevnsborg 298, Storjohann 296, Stork 341, Ströh 362, Stubbe da Luz 346, Stulz-Herrnstadt 367, Tamm 298, Thoemmes 317, Trüter 362, Ungern-Sternberg 292, Vaget 341, Volodin 292, Vosgerau 352, 353, Wachinger 338, Walden 348, Weber 299, Weczerka 308, Weibezahn 318, 319, Wendt 355, Wensky 288, Westermann 289, Wiehmann 314, Witt, J.M. 352, 353, 354, Witthöft 310, Wulf 355, Zander 316, Zimmermann 316, Zimorski 316, Zschacke 318.

Jahresbericht 2002

Wie in den Vorjahren wurden auch im Jahr 2002 zahlreiche Veranstaltungen angeboten, an denen die Mitglieder und Freunde des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde gerne teilnahmen.

8. Januar 2002 Vortrag von Herrn Prof. Dr. Günter P. Fehring, Lübeck, über „Stadtentwicklung des Mittelalters in Zentraleuropa“
9. Januar 2002 Vortrag von Frau Dr. Birgit Noodt, Wheaton, USA, über „Die Ehe von Margarete und Hildebrandt Veckinghusen zu Anfang des 15. Jahrhunderts“ (unter dem Motto „Wente du bist ein Wyf van dynes sulves wylle also my gesecht is...“)
23. Januar 2002 Im Rahmen des „Kleinen Gesprächskreises“ sprach Herr Stadtamtmann Otto Wiehmann über das Thema „Auf dem Weg zum Eisenbahnanschluß in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Bemerkungen zur Lübecker Eisenbahngeschichte“.
14. Februar 2002 Ebenfalls im Rahmen des „Kleinen Gesprächskreises“ sprach Herr Gert Koppe, Kaltenkirchen, über das Thema „Von der Trave an den Main – Der Handel zwischen Lübeck und Frankfurt im 14. Jahrhundert“
20. Februar 2002 Vortrag von Herrn Prof. Dr. Franklin Kopitzsch, Hamburg, über das Thema „‘Trunken von dem himmlischen Anblicke’. Travemünde im Kreise der frühen deutschen Seebäder“. Dieser Vortrag wurde im Anschluß an die Jahresmitgliederversammlung gehalten.
5. März 2002 Vortrag von Frau Doris Mührenberg M. A., Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck, über „Spielen und Freizeit im Mittelalter“
10. März 2002 Führung durch die Ausstellung „Lübeck – Schwarz-Weiß“. Photofachmann Wilhelm Castelli 1901-1984“ unter Leitung von Herrn Dr. Thorsten Albrecht, Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck
17. April 2002 Führung durch Herrn Dr. Ortwin Pelc, Hamburg, durch die Ausstellung „Hamburg im 20. Jahrhundert“ im Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg

1. Juni 2002 Wissenschaftliche Exkursion nach Altenkrempe und Neustadt unter Leitung von Herrn Studiendirektor a. D. Günter Meyer
2. Juli 2002 Führung durch die Ausstellung „Die Macht des Handels“ im neugestalteten Holstentor durch Frau Dr. Hildegard Vogeler. Die Präsentation geschah im Rahmen der durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz angeregten Schau unter dem Leitthema „Gebrannte Größe – Wege zur Backsteingotik“- , die aber anders als die in den Nachbarstädten Wismar, Rostock, Greifswald und Stralsund angebotenen Ausstellungen in Lübeck auf die Dauer zu sehen sein wird.
28. August 2002 „Vom sumpfigen Wiesengrund zur Zierde der Stadt“ – Ein Spaziergang durch die Geschichte des Stadtparks und die angrenzenden Straßen unter Leitung von Herrn Dr. Michael Hundt
31. August 2002 Wissenschaftliche Exkursion in das ehemalige Fürstentum Ratzeburg und Schönberg, nach Gadebusch und nach Vietlübbe unter der Leitung von Herrn Studiendirektor a. D. Günter Meyer, Prof. Dr. Keiling und Herrn Eggert
4. September 2002 Führung durch das Haus Langer Lohberg 49 (nach weitgehend abgeschlossener Sanierung) durch Herrn Dr. Michael Scheftel. Dasselbe Haus hatten die interessierten Mitglieder des Vereins im Jahr zuvor während der Bauarbeiten unter baugeschichtlichen Hinweisen ebenfalls Herrn Scheftels erkunden können.
22. Oktober 2002 Vortrag von Herrn Prof. Dr. Gerhard Ahrens „‘Eine bössliche Verlasserin ihres Ehemannes’. Die wahre Geschichte von Bendix Grünlich und Tony Buddenbrook“
28. Oktober 2002 Herr Claus Ahlborn berichtete im Rahmen des „Kleinen Gesprächskreises“ über das Thema „Was Wochenbücher und andere Archivalien vom Leben im Burgkloster berichten“
- 14.–16. Nov. 2002 Mit einer wissenschaftlichen Exkursion nach Bremen setzte der Verein die Städtefahrten an einem verlängerten Wochenende fort, und zwar unter Leitung von Herrn Studiendirektor Meyer a. D., Malente, und Herrn Uwe Bölts, Bremen.

20. November 2002 Vortrag von Frau Dr. Brigitte Heise, Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck, mit dem Thema „Edvard Munch, Max Linde und Lübeck“
10. Dezember 2002 Die beiden Restauratorinnen des Archivs Frau Antje Stubenrauch und Frau Enke Huhsmann, berichteten unter Vorführung von Objekten „Von der Rückführung in die Benutzung: Archivalienrestaurierung und -erhaltung im Archiv der Hansestadt Lübeck“

Wie in den Vorjahren hatten die Mitglieder auch wieder Gelegenheit, an den Vortragsveranstaltungen „Handel, Geld und Politik. Vom frühen Mittelalter bis heute“ teilzunehmen, die unter Leitung von Herrn Dr. Rolf Hammel-Kiesow, Forschungsstelle für die Geschichte der Hanse und des Ostseeraums, angeboten wurden.

Die Zeitschrift für das Jahr 2002 wurde den Mitgliedern zu Weihnachten ausgeliefert. Auch dieser umfangreiche Band konnte nur mit finanzieller Hilfe der Possehl-Stiftung, der Sparkasse zu Lübeck, der Hansestadt Lübeck (Bereich Denkmalpflege), der C. W. Pauli-Stiftung und von Herrn LN-Verleger Jürgen Wessel erscheinen. Verbindlichster Dank sei auch den Mitgliedern ausgesprochen, die den Jahresbeitrag freundlicherweise etwas großzügiger ausfallen ließen. Nur auf diese Weise ist es möglich, die satzungsgemäßen Ziele des Vereins zu erfüllen und den Mitgliedern durch Vorträge, Führungen und Exkursionen Einblick in die aktuelle Forschung zur lübeckischen Geschichte und Altertumskunde zu geben. Großenteils verzichteten die Vortragenden und die Initiatoren von Führungen und Exkursionen freundlicherweise auf ein Honorar, wie es auch die Verfasser von Aufsätzen unserer Zeitschrift taten. In diesem Zusammenhang sei überdies auf die freundlich gewährte Spende von Herrn Claus Ahlborn hingewiesen, der in großzügiger Weise einen namhaften Betrag zur Restaurierung eines bedeutenden Lübecker Archivals zur Verfügung stellte. Ebenso sei noch weiteren Mitgliedern gedankt, die anlässlich eines „runden“ Geburtstags oder aufgrund jahrzehntelanger Vereinszugehörigkeit namhafte Beträge spendeten.

Die Vorarbeiten für Band 12 des „Biographischen Lexikons für Schleswig-Holstein und Lübeck“, dessen Mitherausgeber der Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde bekanntlich ist, gehen weiterhin unter der Ägide des Redakteurs Dr. Alken Bruns voran; auch dieser Band wird wiederum fast zur Hälfte Lübecker Biographien enthalten und voraussichtlich im Jahr 2003 erscheinen.

In das Jahr 2003 geht der Verein mit 394 Mitgliedern, 21 Personen traten dem Verein bei, 8 verließen ihn, darunter unser Ehrenmitglied Dr. Werner

Neugebauer durch Tod. Die Beitritte im Einzelnen: Herr Harald Landt, Frau Birgit Graack, Herr Jürgen Schütt, Herr Theo Dräger, Herr Frank Bischoff, Frau Maryvonne Finke, die Gesellschaft Weltkulturgut Lübeck, Herr Günter Wolff und Frau, Frau Karin Prott, Frau Angela Schlegel, Herr Ulrich Büning, Herr Michael Bielfeldt, Herr Hans-Dieter Barg, alle Lübeck. Aus näherer und weiterer Ferne: Frau Cordula Fernges, Eutin, Frau Dr. Andrea Boockmann, Göttingen, Herr Hans-Joachim Draeger, Stockelsdorf, Herr Uwe Jürgens, Bielefeld, Herr Hans-Jürgen Tams, Hamburg, das Historische Seminar der Universität Münster, Frau Prof. Dr. Sibylle Einholz, Berlin, Herr Prof. Dr. Albrecht Cordes, Frankfurt. Den Verein verließen: Herr Dr. Norbert Ohler, Horben, Kulturhistoriska Föreningen, Lund, Herr Hermann Rau, Travemünde, aus Lübeck: Herr Harald Hamann, Frau Dr. Hella Ostermeyer, Frau Ingeborg de la Barre und Herr Uwe Kröger.

Im Vorstand des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde ergab sich in dem Sinn eine Änderung, als Dr. Michael Hundt neu in den Vorstand gewählt wurde, dagegen die Vorstandsmitglieder Prof. Dr. Graßmann, Herr Günter Meyer, Dr. Hammel-Kiesow, Herr Peter Sahlmann und Dr. Manfred Gläser, deren dreijährige Amtszeit abgelaufen war, wiederum erneut für drei Jahre in den Vorstand gewählt wurden.

Lübeck, den 6.1.2003

– Prof. Dr. Antjekathrin Graßmann –

Systematisches Verzeichnis der Aufsätze der ZVLGA 61 (1981) – 83 (2003)

Inhaltsübersicht

Allgemeines 1-4

Ortskunde 5-16

Beschreibungen. Reisebeschreibungen 5-7
Ansichten von Lübeck; Statistik 8-16

Bevölkerung 17-52

Bevölkerungsgeschichte 17-26
Einzelne Personen; Familien 26 a-52

Geschichte 53-99

Allgemeines 53-55
Stadtarchäologie 56-71 a
Geschichte 12.-20. Jahrhundert 72-92
Lübecks Beziehungen zu anderen Städten und Ländern 93-99

Recht und Staat 100-123

Siegel; Rechtsgeschichte; Verfassung 100-108
Verwaltung 109-116
Rechtswesen 117-123

Wirtschaft 124-161

Wirtschaftsgeschichte 124-126
Münzwesen; Maße und Gewichte 127-135
Handel 135a-148
Schifffahrt 149-155
Gewerbe 155a-160
Verkehr 161

Sozialpolitik 162-168

Medizinalwesen 169-171

Bauwesen 172-187

Geistiges und kulturelles Leben 188-248

Schul- und Bildungswesen 188-190
Archiv 191-193
Bibliothek 194-196
Museen 197-199
Bildende Künste 200-211
Denkmalpflege 212-225 a
Musik; Theater; Literatur 226-238
Buchdruck; Buch- und Zeitungswesen 239-248

Kirche und Religion 249-271

Kirchengeschichte 249-252

Einzelne Kirchen und Einrichtungen 253-271

Landgebiet und territoriale Nachbarn 272-275

Bistum Lübeck 276-280

Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 281-306

Vereinsgeschichte 281-282

Jahresberichte; Satzung; Mitgliederverzeichnis 283-306

Register S. 401-408

Allgemeines

1. *Pitz, Ernst*: Lübeckische Geschichte – eine Summe stadtgeschichtlicher Forschung. Z 69/1989, S. 309-314.
2. *Paravicini, Werner*: Rettung aus dem Archiv? Eine Betrachtung aus Anlaß der 700-Jahrfeier der Lübecker Trefse. Z 78/1998, S. 11-46.
3. *Hammel-Kiesow, Rolf*: Die Hanse in der wechselnden Betrachtung der Generationen. Überlegungen zur jüngsten Gesamtdarstellung ihrer Geschichte. Z 77/1997, S. 209-225.
4. *Offen, Claus-Hinrich*: Neuere Arbeiten zur Geschichte des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein. Z 63/1983, S. 283-290.

Ortskunde

Beschreibungen; Reisebeschreibungen

5. *Spies, Hans-Bernd*: Garlieb Merkels unmittelbarer Rückblick vom 19. Januar 1799 auf seinen Lübeck-Besuch, zugleich ein Beitrag zur Chronologie seiner beiden längeren Lübeck-Aufenthalte von 1798/99. Z 77/1997, S. 101-113.
6. *Spies, Hans-Bernd*: Garlieb Merkels zweiter Reisebericht über Lübeck. Z 74/1994, S. 149-166.
7. *Hauschild-Thiessen, Renate*: Lübeck zu Beginn des 19. Jh. Tagebuchaufzeichnungen von Ferdinand Beneke. Z 69/1989, S. 151-158.

Ansichten von Lübeck; Statistik

8. *Sahlmann, Peter*: Die Ausgaben der großen Ansicht von Lübeck des Elias Diebel (1552). Z 70/1990, S. 223-227.
9. *Freytag, Hartmut*: Diebels historische Stadtansicht von Lübeck als Wandschmuck bei Overbeck in Rom. Z 81/2001, S. 377-378.

10. *Freytag, Hartmut*: Über das Stadtlob des Zacharias Orth auf Stralsund (1562) und das Stadtlob des Peter Vietz auf Lübeck (1552). Eine literaturhistorische Skizze. Z 77/1997, S. 29-48.
11. *Freytag, Hartmut*: Lübeck im Stadtlob und Stadtporträt der frühen Neuzeit. Über das Gedicht des Petrus Vincentius und Elias Diebels Holzschnitt von 1552. Z 75/1995, S. 137-174.
12. *Freytag, Hartmut*: Quid Lubecensia dicam/Oppida Pulcra. „Darf ich die schöne Stadt Lübeck besingen?“ Über ein Lobgedicht auf Lübeck aus dem Jahr 1573. Z 76/1996, S. 285-289.
13. *Meyer, Gerhard*: Lübeck und seine Umgebung in der Darstellung von topographischen und Seekarten des späten 18. und frühen 19. Jh. Z 63/1983, S. 259-270.
14. *Sahlmann, Peter*: Ein Manuskriptplan Lübecks aus der ersten Hälfte des 18. Jh. Z 77/1997, S. 245-249.
15. *Sahlmann, Peter*: Ansichten von Lübeck auf Land- und Wandkarten, Z 71/1991, S. 369-374.
16. *Kühl, Uwe*: Materialien zur Statistik der freien und Hansestadt Lübeck vom Beginn des 19. Jh. bis 1914 (Tabellen S. 197ff.). Z 64/1984, S. 177-220.

Bevölkerung

Bevölkerungsgeschichte

17. *Koppe, Wilhelm*: Von den „van Sost“ in Lübeck von den 1280er Jahren bis zum Knochenhaueraufstand von 1384. Z 62/1982, S. 11-29.
18. *Koppe, Wilhelm*: Die Frauen „van Sost“ im 14. Jahrhundert. Z 68/1988, S. 11-19.
19. *Noodt, Birgit*: Illegitime Geburt im 14. Jh.: Uneheliche Kinder und ihre Mütter in Lübecker Quellen des 14. Jahrhunderts. Z 81/2001, S. 77-103.
20. *Stein, Hans-Konrad*: Der Grundbesitz der vermögenden Lübecker und Hamburger Oberschicht im 16. bis 18. Jh. Z 65/1985, S. 87-117.
21. *Lorenzen-Schmidt, Klaus-J.*: Die Vermögens- und Berufsstruktur Lübecks im Jahre 1762. Materialien zur Sozialtopographie. Z 62/1982, S. 155-194.
22. *Graßmann, Antjekathrin*: Scheidung auf Lübeckisch. Zur Auswertung der Lübecker Konsistorialgerichtsakten um 1800. Z 80/2000. S. 295-313.

23. *Koppetsch, Axel*: Ehekonflikte als Gegenstand diplomatischer Korrespondenz. Quellen zur frühneuzeitlichen Geschichte der Ehe in den Externa des Alten Senatsarchivs. Z 77/1997, S. 232-238.
24. *Schweitzer, Robert*: Lübecker in Finnland: Historischer Hintergrund und Auswanderung in der Autonomiezeit. Z 71/1991, S. 125-220.
25. *Ibs, Jürgen H.*: Die Kriegs-Volkszählung 1916. Z 82/2002, S. 249-264.
26. *Wiehmänn, Otto*: Zwangsarbeiter in Lübeck 1940-1944. Z 82/2002, S. 361-364.

Einzelne Personen; Familien

- 26a *Meyer, Günter*: Dr. Olof Ahlers (1913-1996). Z 77/1997, S. 290-291.
27. *Meinardus, Otto F. A.*: Die Franziskaner in Bethlehem: Bruder Battista aus Lübeck. Z 71/1991/ S. 349-351.
28. *Schult, Herbert*: Ein ungewöhnliches Frauenleben (Trommler Ludwig Bauer, † 1734). Z 67/1987, S. 305-307.
29. *Hassenstein, Friedrich*: Ernst Curtius als Prinzenerzieher am Hohenzollernhof. Z 69/1989, S. 171-197.
30. *Neugebauer, Werner*: Dr. Heinrich Dräger. Z 66/1986, S. 281-284.
31. *Spies, Hans-Bernd*: Der Flötist Friedrich Ludwig Dulon in Lübeck (1783). Z 76/1996, S. 291-297.
- 31a *Graßmann, Antjekathrin*: Dr. Gerhard Gerkens 1937-1999. Z 79/1999, S. 370-373.
32. *Koppe, Wilhelm*: Der Lübecker Kaufmann Bertram (van) Heydebu zwischen Livland, Soest und Schleswig. Z 70/1990, S. 9-26.
33. *Hundt, Michael*: Johann Friedrich Hach (1769-1851). Eine biographische Skizze. Z 81/2001, S. 249-282.
34. *Meinardus, Otto F. A.*: De Petro Heylingo Germano Lubecensi. Z 68/1988, S. 139-157.
35. *Wriedt, Klaus*: Karl Jordan 1907-1984. Z 64/1984, S. 301-304.
36. *Zimmermann, Friedrich*: Wolfgang Jürgens 1934-1981. Z 62/1982, S. 301-302.
37. *Lumpe, Adolf*: Joachim Jungius und Lübeck. Z 67/1987, S. 79-89.
38. *Friedland, Klaus*: Prof. Dr. Wilhelm Koppe. Z 66/1986, S. 285-286.

39. *Bickelmann, Hartmut*: Verzeichnis der Schriften Johannes Kretzschmars. Z 69/1989, S. 325-333.
40. *Wiehmann, Otto*: Aus dem Haushaltsgesamtbuch der Christina Elisabeth Lang (1718-1775). Z 81/2001, S. 369-376.
41. *Gläser, Manfred*: Werner Neugebauer (1908-2002). Z 82/2002, S. 365-367.
42. *Spies, Hans-Bernd*: Georg Berend Niemann (1762-1821). – Leben und Wirken eines lübeckischen Verlagsbuchhändlers. Eine kultur- und sozialgeschichtliche Studie. Z 61/1981, S. 129-153.
43. *Luchmann, Fritz*: Christian Adolf Overbeck: Jugendjahre in Göttingen – Bremen – Lübeck 1773-1781. Z 73/1993, S. 247-293.
44. *Spies, Hans-Bernd*: Elisa von der Recke und Lübeck (1794). Z 80/2000, S. 381-392.
- 44a *Ahrens, Gerhard*: Bürgermeister Roecks Goldenes Senatsjubiläum im Jahre 1864. Ein Bericht des Hamburger Archivars Otto Beneke. Z 67/1987, S. 167-177.
45. *Harder, Jürgen*: Calixtus Schein 1529-1600. Ein Juristenleben in Lübeck am Ende des 16. Jh. Z 73/1993, S. 139-161.
46. *Jürgensen, Kurt*: Siegfried Schier 1953-1984, Z 64/1984, S. 305-306.
- 46a *Graßmann, Antjekathrin*: Bernhard Schlippe 1922-1998. Z 78/1998, S. 483-485.
47. *Hassenstein, Friedrich*: Kurd von Schlözer. Z 74/1994, S. 209-224.
48. *Graßmann, Antjekathrin*: Senator a. D. Gerhard Schneider 22. April 1904 – 20. Januar 1988. Z 68/1988, S. 233-239.
49. *Kommer, Björn R.*: Die Goldschmiedefamilie Schramm und ihre Beziehungen zu den Goldschmieden Jürgen Schenk (1749-1763) und Hans Hinrich Herbst (1764-1798). Z 72/1992, S. 131-160.
50. *Neugebauer, Werner*: Schulrat a. D. Wilhelm Stier 19. Juni 1883-13. August 1987. Z 68/1988, S. 225-231.
51. *Kommer, Björn R.*: Ludwig Suhl: Sammlung einiger selbstbiographischer Bemerkungen. Z 69/1989, S. 121-149.
52. *Spies, Hans-Bernd*: Walther von der Vogelweide und Lübeck. Z 82/2002, S. 337-347.

Geschichte

Allgemeines

53. *Hammel, Rolf*: Nachbemerkenungen zu meinen Aufsätzen „Lübeck, Frühe Stadtgeschichte und Archäologie“ (ZVLGA 64, 1984) und „Alt Lübeck. Archäologische Ergebnisse zur Siedlungsgeschichte...“ (ZVLGA 65, 1985). Z 66/1986, S. 271-274.
54. *Hammel-Kiesow, Rolf*: Neue Aspekte zur Geschichte Lübecks: von der Jahrtausendwende bis zum Ende der Hansezeit. Die Lübecker Stadtgeschichtsforschung der letzten zehn Jahre (1988-1997). Teil 1: bis zum Ende des 13. Jh. Z 78/1998, S. 47-114.
55. *Hammel-Kiesow, Rolf*: Neue Aspekte zur Geschichte Lübecks: Von der Jahrtausendwende bis zum Ende der Hansezeit. Die Lübecker Stadtgeschichtsforschung der letzten 10 Jahre (1988-1999). Teil 2: »Verfassungsgeschichte« »Bürger, Rat und Kirche « » Außenvertretung « und » Weltwirtschaftspläne «. Z 80/2000, S. 9-61.

Stadtarchäologie

56. *Hammel, Rolf*: Lübeck. Frühe Stadtgeschichte und Archäologie. Kritische Betrachtungen aus der Sicht eines Historikers. Z 64/1984, S. 9-38.
57. *Hammel, Rolf*: Alt Lübeck. Archäologische Ergebnisse zur Siedlungsgeschichte und Überlegungen zur Stellung der Siedlung im Abotritenreich. Z 65/1985, S. 9-51.
58. *Stephan, Hans-Georg*: Die frühe Siedlungsgeschichte der Stadt aus archäologischer Sicht. Stellungnahme zu „kritischen Betrachtungen“ eines Historikers. Z 66/1986, S. 45-56.
59. *Falk, Alfred*: Materielle Kultur und soziale Struktur. Erfahrungen und Ergebnisse archäologisch-historischer Arbeiten in Lübeck. Z 67/1987. S. 9-30.
- 59a *Falk, Alfred*: Knochengерäte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bodenfunde aus Lübeck. Z 63/1983, S. 105-128.
60. *Erdmann, Wolfgang*: Archäologische Befunde zur Lübecker Hafenerweiterung unter Heinrich dem Löwen? Z 65/1985, S. 311-314.
61. *Andersen, H. H.*: Alt Lübeck und die Geschichte. Z 63/1983, S. 243-250.
62. *Andersen, H. H.*: Die Tore von Alt Lübeck. Z 65/1985, S. 307-309.
63. *Falk, Alfred*: Archäologische Denkmalpflege in Lübeck. Bericht 1993-1994. Z 74/1994, S. 279-306.

64. *Mührenberg, Doris*: Zehnter Bericht der Archäologischen Denkmalpflege für das Jahr 1994/95. Z 75/1995, S. 317-333.
65. *Mührenberg, Doris*: 11. Bericht der Archäologischen Denkmalpflege für das Jahr 1995/96. Z 76/1996, S. 255-273.
66. *Mührenberg, Doris*: 12. Bericht der Archäologischen Denkmalpflege für das Jahr 1996/1997. Z 77/1997, S. 250-268.
67. *Mührenberg, Doris*: 13. Bericht der Archäologischen Denkmalpflege für das Jahr 1997/98. Z 78/1998, S. 433-451.
68. *Mührenberg, Doris*: 14. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 1998/99. Z 79/1999, S. 273-300.
69. *Schalies, Ingrid*: 15. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 1999/2000. Z 80/2000, S. 315-340.
70. *Schalies, Ingrid*: 16. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 2000/2001. Z 81/2001, S. 307-328.
71. *Schalies, Ingrid*: 17. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 2001/2002. Z 82/2002, S. 295-314.
- 71a *Schalies, Ingrid*: 18. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 2002/2003. Z 83/2003, S. 207-228.

Geschichte 12.-20. Jahrhundert

72. *Andersen, H. H.*: „De morte Crutonis.“ – Zum Machtwechsel im Abodriten-Staat 1093. Gedanken zu neuen Grabungsergebnissen. Z 66/1986, S. 265-270.
73. *Gaethke, Hans-Otto*: Kämpfe und Herrschaft Heinrichs von (Alt)- Lübeck und Lothars von Supplingenburg im Slawenland 1093/1106-1125. Z 80/2000, S. 63-163.
74. *Hoffmann, Erich*: Der Aufstieg Lübecks zum bedeutendsten Handelszentrum an der Ostsee in der Zeit von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jh. Z 66/1986, S. 9-44.
75. *Walther, Helmut G.*: Als aus Liubice Lubeke wurde. Z 73/1993, S. 9-24.
76. *Walther, Helmut G.*: Heinrich der Löwe und Lübeck. Z 76/1996, S. 9-25.
77. *Boockmann, Hartmut*: Barbarossa in Lübeck. Z 61/1981, S. 7-18.
78. *Walther, Helmut G.*: Kaiser Friedrich Barbarossas Urkunde für Lübeck vom 19. September 1188. Z 69/1989, S. 11-48.

79. *Herrmann, Rainer*: Lübeck und die Päpste (1201-1267). Z 75/1995, S. 9-52.
80. *Müller, Christian*: Lübeck und der Rheinische Städtebund 1254-1256. Formen und Möglichkeiten städtischer Politik an der Wende zum Spätmittelalter. Z 80/2000, S. 165-184.
81. *Vogtherr, Hans-Jürgen*: Der Lübecker Hermann Messmann und die lübisch-schwedischen Beziehungen an der Wende des 15. zum 16. Jh. Z 75/1995, S. 53-135.
82. *Vogtherr, Hans-Jürgen*: Die Geldgeber Gustav Vasas 1522 und die Lübecker Außenpolitik. Z 82/2002, S. 59-110.
83. *Jahnke, Carsten*: Politische Nachrichten aus Lübeck aus den Jahren 1531 bis 1535: „desse lofflike stadt henget nu Inn eyenn sydenn fadenn“. Z 79/1999, S. 119-145.
- 83a *Lavery, Jason*: Kaiser Maximilian II. in Lübeck während des Nordischen Siebenjährigen Krieges (1563-1570). Z 83/2003, S. 83-100.
84. *Weber, Karl-Klaus*: Die Hansestadt Lübeck und die Generalstaaten. Die Beziehungen zwischen der Stadt als Haupt der Hanse und der Republik von ihrer Gründung 1579 bis zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel niederländischer Quellen. Z 81/2001, S. 201-248.
85. *Orzschig, Johannes †*: Christophe Brosseau. Ein französischer Diplomat in hansestädtischen Diensten um die Wende zum 18. Jh. Z 77/1997, S. 75-86.
86. *Stubbe da Luz, Helmut*: „Ein zweites Tyros im Norden“. Charles de Villers' Zukunftsvision für die „Bonne ville de Lubeck“ im Dezember 1810. Z 82/2002, S. 199-226.
87. *Hundt, Michael*: Die Wiederherstellung der lübeckischen Eigenstaatlichkeit in den Befreiungskriegen 1813-1815. Z 72/1992, S. 161-198.
88. *Bei der Wieden, Helge*: Eine Stellungnahme aus Lübeck zum preußischen Erbkaisertum (1849). Z 63/1983, S. 271-278.
89. *Wickmann, Lars/Branting, Hjalmar*: Deutschlands Sozialdemokraten auf dem Parteitag in Lübeck 1901. Z 76/1996, S. 181-222.
90. *Krogel, Wolfgang G.*: Die Stadt als bürgerliche Heimat. Eine Untersuchung zum Geschichtsbild der mittelalterlichen Stadt in der 700-Jahrfeier der Reichsfreiheit Lübecks. Z 74/1994, S. 225-278.
91. *Cassebaum, Hans-Ulrich*: Das Ende der Bündischen Jugend und die „bündische Phase“ des Deutschen Jungvolks in der Hitler-Jugend in Lübeck. Z 75/1995, S. 215-290.

92. *Hauschild-Thiessen, Renate*: Lübeck am 23. April 1942, Tagebuchaufzeichnungen von Luise Solmitz, geb. Stephan. Z 77/1997, S. 184-190.

Lübecks Beziehungen zu anderen Städten und Ländern

93. *Pelus-Kaplan, Marie-Louise*: Das Archiv der Hansestadt Lübeck als Quellenreservoir für Frankreich. Z 78/1998, S. 317-322.
94. *Harder-Gersdorff, Elisabeth*: Lübeck und Hamburg im internationalen Handel mit russischem Juchtenleder in der Frühen Neuzeit (1650-1710). Z 67/1987, S. 91-146.
- 94a *Harder-Gersdorff, Elisabeth*: Lübeck und Rußland. Quellen zur frühen Neuzeit im Archiv der Hansestadt Lübeck. Z 78/1998, S. 281-316.
95. *Vogtherr, Hans-Jürgen*: Spuren der schwedischen Geschichte im Lübecker Archiv. Z 78/1998, S. 221-270.
- 95a *Erslund, Geir Atle*: Die Hanse-Archive aus Bergen. Z 78/1998, S. 381-390.
96. *Vandewalle, André*: Das Archiv der Hansestadt Lübeck und das Brügger Hansekontor, Z 78/1998, S. 271-279.
97. *Hammel-Kiesow, Rolf*: Hansekaufleute in Brügge. Zu den Publikationen des Kiel-Greifswalder Brügge-Projekts. Z 80/2000, S. 361-379.
98. *Prange, Wolfgang*: Trittau in lübischer Hand. Z 79/1999, S. 146-163.
99. *Wurm, Johann Peter*: Fehmarn unter lübischer Pfandherrschaft 1437-1491. Z 79/1999, S. 94-118.

Recht und Staat

Siegel; Rechtsgeschichte; Verfassung

100. *Goetze, Jochen*: Zur Bedeutung der lübeckischen Schiffssiegel. Z 61/1981, S. 229-237.
101. *Ebel, Friedrich*: Eine bislang unbekannte Handschrift des Lübischen Rechts. Z 77/1997, S. 226-231.
102. *Harder, Jürgen*: Die Revision des lübischen Rechts in den Jahren 1579 bis 1585 und die Mission des Bürgermeisters Schabbelt aus Wismar im Juli 1585. Z 77/1997, S. 49-74.
103. *Vogel, Klaus A.*: Herrschaft und Autonomie. Die Beziehungen zwischen Rat und Handwerksämtern im spätmittelalterlichen Lübeck. Z 66/1986, S. 57-89.
104. *Hasse, Max*: Der Lübecker Rat und die Marienkirche. Z 64/1984, S. 39-50.

105. *Bruns, Friedrich* †: Die Bezüge der Lübecker Ratsherren. Z 68/1988, S. 83-112.
106. *Bei der Wieden, Helge*: Lübecker Rangverhältnisse in der Zeit zwischen dem Abschluß des Bürgerrecesses und dem Ende des Heiligen Reichs. Z 68/1988, S. 159-179.
107. *Ahrens, Gerhard*: Vom alten Rath zum neuen Senat. Aufzeichnungen des Senators Hermann Wilhelm Hach aus dem Jahre 1860. Z 65/1985, S. 223-251.
108. *Wiehmann, Otto*: Die Einführung des Wahlrechts für Frauen in Lübeck (mit Kurzbiographien der weiblichen Bürgerschaftsmitglieder 1919-1933). Z 72/1992, S. 231-240.

Verwaltung

109. *Pettke, Sabine*: Zwei Lübecker Mandate aus der Reformationszeit. Z 65/1985, S. 327-331.
- 109a *Kruse, Meike*: Burspraken, Luxusordnungen und Mandate: Überlieferung und Erschließung lübeckischer Policeynormen im Archiv der Hansestadt. Z 83/2003, S. 157-167.
110. *Spies, Hans-Bernd*: Die Falkensteuer der Reichsstadt Lübeck. Z 79/1999, S. 325-336.
111. *Kohlmorgen, Günter*: Ein Niedergerichtsprozeß aus dem Jahre 1647 wegen des Zehnten Pfennigs. Z 62/1982, S. 293-294.
112. *Kommer, Björn R.*: Steuer in Lübeck im Jahr 1840. Z 70/1990, S. 175-191.
113. *Kröger, Uwe*: Eichamt Lübeck, Entstehung und Entwicklung einer kleinen Behörde in der Hansestadt Lübeck. Z 77/1997, S. 114-139.
114. *Spies, Hans-Bernd*: Das Staatsarchiv Lübeck und die Vernichtung von Akten des dortigen Landesversorgungsamtes im Jahre 1923. Z 70/1990, S. 229-235.
115. *Spies, Hans-Bernd*: Die Nicht-Beflaggung des Staatsarchivs Lübeck am Verfassungstag 1922. Z 72/1992, S. 283-289.
116. *Kühl, Uwe*: Die Gründung des ersten kommunalen Elektrizitätswerks Deutschlands in Lübeck. Z 79/1999, S. 237-271.

Rechtswesen

117. *Jörn, Nils*: Die Auseinandersetzungen zwischen Hanse und Merchant Adventurers vor den obersten Reichsgerichten im 16. und 17. Jh. Z 78/1998, S. 323-348.

118. *Freitag, Tobias und Jörn, Nils*: Lübeck und seine Bewohner vor den obersten Reichsgerichten in der Frühen Neuzeit. Z 81/2001, S. 161-200.
119. *Harder, Jürgen*: Relationen (Rechtsgutachten) für den Lübecker Rat am Ausgang des 16. Jh. (Relationes causarum civilium et criminalium). Z 75/1995, S. 175-214.
120. *Harder, Jürgen*: Relationen (Rechtsgutachten) für den Lübecker Rat am Ausgang des 16. Jh. (Relationes causarum civilium et criminalium) Z 76/1996, S. 91-129.
121. *Oestmann, Peter*: Lübecker Rechtspraxis um 1700: Der Streit um die Entführung der Catharina Lefever. Z 80/2000, S. 259-293.
122. *Goetze, Jochen*: Der Anteil Lübecks an der Entwicklung des Seerechts. I. Das Mittelalter bis 1530. Z 63/1983, S. 129-143. (Mehr nicht erschienen.)
123. *Schaal, Katharina*: Schiffbruch in der Rechtsprechung des Lübecker Rats im Spätmittelalter. Z 70/1990, S. 71-101.

Wirtschaft

Wirtschaftsgeschichte

124. *Kattinger, Detlef*: Zum Charakter der sog. „Gotländischen Genossenschaft“. Z 79/1999, S. 9-23.
125. *Jenks, Stuart*: Der Liber Lynne und die Besitzgeschichte des hansischen Stalhofs zu Lynn. Z 68/1988, S. 21-81.
126. *Prange, Wolfgang*: Die Lehmkuhler Gelder. Geschichte eines Kapitals in fünf Jahrhunderten. Z 62/1982, S. 69-81.

Münzwesen; Maße und Gewichte

127. *Witthöft, Harald*: Über den lübischen und andere norddeutsche Münzfüße nach metrologischen Sach- und Schriftzeugnissen des 12. bis 14. Jh. Z 69/1989, S. 75-120.
- 127a Emendanda zum Aufsatz von *Harald Witthöft* (Über den lübischen und andere norddeutsche Münzfüße nach metrologischen Sach- und Schriftzeugnissen des 12. und 14. Jahrhunderts) (in: ZVLGA 69/1989, S. 75ff.), Z 70/1990, S. 237/238.
128. *Stefke, Gerald*: „Goldwährung“ und „lübisches“ Silbergeld in Lübeck um die Mitte des 14. Jh. Z 63/1983, S. 25-81.

129. *Dummler, Dieter*: Die Reichsmünzordnung von 1551 und der Rat von Lübeck. Z 79/1999, S. 196-207.
130. *Dummler, Dieter*: Moskauer Gegenstempel auf Lübecker Münzen. Z 76/1996, S. 299-301.
131. *Kröger, Uwe*: Vom Pfund und Lot in Lübeck bis zum Kilogramm. Z 66/1986, S. 185-203.
132. *Kröger, Uwe*: Der Lübecker Scheffel, ein Getreidemaß in früherer Zeit. Z 65/1985, S. 333-340.
133. *Kröger, Uwe*: Der Lübecker Scheffel, ein Getreidemaß in früherer Zeit. Z 79/1999, S. 353-357.
134. *Kröger, Uwe*: Ein Lübecker Maß für Kohlen 1872. Z 75/1995, S. 365-368.
135. *Kröger, Uwe*: Frühere Längenmaße in Lübeck. Z 81/2001, S. 379-383.

Handel

- 135a *Weissen, Kurt*: Briefe in Lübeck lebender Florentiner Kaufleute an die Medici (1424-1491). Z 83/2003, S. 53-81.
136. *Fouquet, Gerhard*: Ein Italiener in Lübeck: Der Florentiner Gherardo Bueri († 1449). Z 78/1998, S. 187-220.
137. *Jahnke, Carsten*: Die hamburg-lübeckischen Pfundgeldlisten von 1458/59 und 1480-1487. Z 76/1996, S. 27-53.
138. *Vogtherr, Hans-Jürgen*: Der Eigenhandel des schwedischen Reichsvorstehers Sten Sture des Älteren über Lübeck Ende des 15. Jh. Z 79/1999, S. 75-93.
139. *Bei der Wieden, Helge*: Lübeckische Islandfahrt vom 15. bis 17. Jahrhundert. Z 74/1994, S. 9-29.
140. *Graßmann, Antjekathrin*: Die Statuten der Kaufleutekompanie von 1500. Z 61/1981, S. 19-35.
141. *Pelus-Kaplan, Marie-Louise*: Zu einer Geschichte der Buchhaltung im hansischen Bereich: Die Handelsbücher der Lübecker Kaufleute vom Anfang des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Z 74/1994, S. 31-45.
142. *Vogtherr, Hans-Jürgen*: Hamburger Faktoren von Lübecker Kaufleuten des 15. und 16. Jh. (Register S. 121ff.) Z 73/1993, S. 39-138.
143. *Harder-Gersdorff, Elisabeth*: „Datt harte brendt my tho der wahre“: Beitrag eines hansischen Sprachführers (1607) zur „Zivilität“ der Umgangsformen zwischen Russen und Deutschen zu Beginn der Neuzeit. Z 70/1990, S. 153-173.

144. *Angermann, Norbert*: Johann von Gohren. Ein Lübecker Rußlandkaufmann des 17. Jh. Z 64/1984, S. 97-114.
145. *Pelus, Marie-Louise*: Eine Hansestadt im Planetensystem des Sonnenkönigs: Der Handel mit Frankreich und seine Bedeutung für die lübeckische Wirtschaft in der Epoche Ludwigs XIV. Z 65/1985, S. 119-142.
146. *Dorosenko, Vasilij V.* und *Elisabeth Harder-Gersdorff*: Ost-Westhandel und Wechselgeschäfte zwischen Riga und westlichen Handelsplätzen: Lübeck, Hamburg, Bremen und Amsterdam (1758/59). Z 62/1982, S. 103-153.
147. *Kommer, Björn R.*: Die Lübeck-Artikel im „Almanach général des Marchands“ 1774-1786. Z 62/1982, S. 295-299.
148. *Boettcher, Holger* u. *Loose, Henning*: Hansestadt im Interzonenhandel. Lübecks Beziehungen zu Mecklenburg 1947-1950. Z 68/1988, S. 181-213.

Schifffahrt

149. *Gläser, Manfred*: Der Lübecker Hafen des 12. und 13. Jh. Grabungsergebnisse und Rekonstruktionen. Z 69/1989, S. 49-73.
150. *Bei der Wieden, Helge*: Schiffe in Lübecker Winterlage im Frühjahr 1628. Z 82/2002, S. 111-119.
151. *Christensen, Margrit* und *Hammel-Kiesow, Rolf*: Die Schifferlisten aus den Jahren 1661-1665 im Archiv der Hansestadt Lübeck. Z 82/2002, S. 121-182.
152. *Dalhede, Christina*: Vom westschwedischen Göteborg nach Hafenstädten im südlichen Ostseeraum. Zu sozial-wirtschaftlichen Beziehungen bei Handelsfahrten in der zweiten Hälfte des 17. Jh. Zwischenbilanz eines Europa-Projektes. Z 78/1998, S. 349-379.
153. *Ostersehlte, Christian*: Der Bugsierdienst der Handelskammer zu Lübeck. Z 71/1991, S. 221-310.
154. *Schult, Herbert*: Der Schoner „Emanuel Geibel“. Auch ein Beitrag zum Geibeljahr. Z 64/1984, S. 297-300.
155. *Ostersehlte, Christian*: Der Eiswinter 1929 in Lübeck. Z 77/1997, S. 140-183.

Gewerbe

- 155a *Noodt, Birgit*: Die „naringe“ Lübecker Frauen im 14. Jahrhundert: Frauenarbeit in Handel und Handwerk. Z 83/2003, S. 9-51.

156. *Ichikawa, Yoriko*: Die Stellung der Frauen in den Handwerksämtern im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lübeck. Z 66/1986, S. 91-118.
157. *Hasse, Max*: Das Verhalten der Lübecker Maler und Bildschnitzer während der Krisenzeit zu Anfang des 16. Jh. nebst einem Verzeichnis der damaligen Mitglieder des Lübecker Maleramts. Z 62/1982, S. 49-68.
158. *Jaschkowitz, Tanja*: Das Lübecker Schuhmacheramt vom 14. bis zum 16. Jh. Z 79/1999, S. 164-195.
159. *Schwark, Thomas*: „Allerhand unradt dorch mannigfalt der Krüge“. Erfassung und Reglementierung der Schankstuben im frühneuzeitlichen Lübeck. Z 73/1993, S. 163-183.
- 159a *Pelc, Ortwin*: Handwerksförderung in Lübeck um 1800: die Kreditkasse für Professionisten. Z. 82/2002, S. 183-198.
160. *Röhl, Heinz*: Die Mühlen- und Brauzeichen der Lübecker Brauer. Z 79/1999, S. 358-369.

Verkehr

161. *Spies, Hans-Bernd*: Die lübeckisch-schwedische Postkonvention von 1848 und ihre Aufhebung 1852. Z 73/1993, S. 295-306.

Sozialpolitik

162. *Meyer, Gunnar*: Milieu und Memoria. Schichtspezifisches Stiftungsverhalten in den Lübecker Testamenten aus dem 2. Viertel des 15. Jh. Z 78/1998, S. 115-141.
163. *Jensen, Carsten Selch*: Drei spätmittelalterliche Gasthäuser in Lübeck. Z 78/1998, S. 165-186.
164. *Kohlmorgen, Günter*: Aus der Geschichte von Zerrentiens Armenhaus. Z 64/1984, S. 51-79.
165. *Pelc, Ortwin*: Die Armenversorgung in Lübeck in der ersten Hälfte des 19. Jh. Z 66/1986, S. 143-184.
166. *Boettcher, Holger*: Arbeitsbeschaffung und Erwerbslosenfürsorge nach dem Ersten Weltkrieg in Lübeck. Z 67/1987, S. 197-229.
167. *Kulenkampff, Angela*: Das Paulische Familienstipendium in Lübeck: Ein Beitrag zur hansestädtischen Stiftungsgeschichte mit einer Liste der Stipendiaten von 1732-1923. (Register S. 244ff.) Z 73/1993, S. 185-245.

168. *Foerster, German*: Dr. Carl Böse und seine Stiftung. Z 67/1987, S. 179-196.

Medizinalwesen

169. *Reger, Karl-Heinz*: Psychiatrie in der Hansestadt Lübeck im 19. Jahrhundert. Lübeck als Beispiel eines Stadtstaates. Z 74/1994, S. 189-207.
170. *Möhle, Martin*: Dr. Leithoffs orthopädisches Institut in Lübeck. Ein Grundriß aus dem Jahr 1832. Z 76/1996, S. 157-179.
171. *Frentz, Therese*: Frühe Tierheilkundige in Lübeck. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Tierärztestandes. Z 75/1995, S. 291-316.

Bauwesen

172. *Erdmann, Wolfgang*: Aspekte der Baugeschichte des Lübecker Rathauses (mit einer Bestandszeichnung von *Jens Christian Holst*). Z 68/1988, S. 113-137.
173. *Erdmann, Wolfgang*: Die Ausbildung der Lübecker Plätze im 12. und 13. Jahrhundert sowie Anmerkungen zu deren Ikonologie. Z 71/1991, S. 9-54.
174. *Mührenberg, Doris*: Der archäologische Beitrag zur Kontroverse um den Lübecker Markt. Z 71/1991, S. 337-348.
175. *Erdmann, Wolfgang*: Zum staufischen Saalgeschoßbau Kleine Burgstr. 22 zu Lübeck, dem sogenannten „Cranenkonvent“. Z 63/1983, S. 9-23.
176. *Erdmann, Wolfgang*: Zur geplanten „Sanierung“ des Lübecker Gertrudenspitals (Gasthaus des Heiligen-Geist-Hospitals). Große Gröpelgrube 8. Z 70/1990, S. 61-69.
177. *Holst, Jens Christian*: Ein Bürgerhaus als Geschichtsquelle: Koberg 2. – Erster Bericht der Bauforschung. Z 61/1981, S. 155-188.
178. *Wulf, Imke*: Spätreformatorische Wandmalerei in Lübecker Bürgerhäusern. Eine Raumausmalung im Haus Wahnstraße 33. Z 80/2000, S. 185-258.
179. *Clasen, Adolf*: Heiligenbilder und trinkfrohe Sprüche. Das Frömmigkeitszeugnis eines Lübecker Kaufmanns in der Königstraße 51. Z 76/1996, S. 55-90.
- 179a *Brinkmann, Jens-Uwe*: Backsteingotik an der südlichen Ostseeküste. Zu einer Publikation. Z 83/2003, S. 279-285.

180. *Möhle, Martin*: „Barocke“ Staffelgiebel in Lübeck – Zur Wertschätzung älterer Architekturformen im 18. Jh. Z 77/1997, S. 191-208.
181. *Kommer, Björn R.*: Das Buddenbrookhaus in der Mengstraße zu Lübeck. Einige Bemerkungen und Gedanken. Z 70/1990. S. 207-222.
182. *Christensen-Streckebach, Margrit* und *Frontzek, Wolfgang*: Das „Etagenmiethaus“ An der Untertrave 96. Raumgefüge und Innenraumausstattung eines Lübecker Fachwerkhauses von 1569. Z 65/1985, S. 53-86.
183. *Christensen-Streckebach, Margrit* und *Scheffel, Michael*: Kleinhausbebauung in Lübeck im 16. Jh. – Zusammenhänge zwischen Eigentumsentwicklung und Baustruktur. Z 63/1983, S. 145-169.
184. *Kohlmorgen, Günter*: Die Döncker und die getünchten Schornsteine. Z 63/1983, S. 253-257.
185. *Reichstein, Renate*: Wohnen in Lübeck um die Mitte des 17. Jh. – Drei Nachlaßinventare Lübecker Bürger. Z 61/1981 S. 37-50.
186. *Reichstein, Renate*: Schildereyen und Conterfeite. Wohnnutzung im Spiegel von Kleinkunst: Eine kurze Analyse von Nachlaßinventaren. Z 62/1982, S. 215-224.
187. *Kommer, Björn R.*: „Specification der getheilten Mobielien des Wohlseeligen Herrn Senat.s Joh:Thom. Otto.“ Ein Beitrag zur Lübecker Kulturgeschichte des ausgehenden 18. Jh. Z 64/1984, S. 115-175.
- 187a *Hundt, Michael*: Vom sumpfigen Wiesengrund zur Zierde der Stadt. Die Entstehungsgeschichte des Stadtparks zu Lübeck und seiner Randbebauung. Z 83/2003, S. 169-205.

Geistiges und kulturelles Leben

Schul- und Bildungswesen

188. *Kühl, Jürgen*: Zwei Recheneinschreibebücher aus Lübeck. Z 81/2001, S. 329-350.
189. *Offen, Claus-Hinrich*: Der Unterrichtsplan von 1810 und die Geschäftsordnung des Schulkollegiums. Zwei Quellen zur Reform des niederen Schulwesens in der Hansestadt Lübeck. Z 67/1987, S. 147-166.
190. *Pelc, Ortwin*: Herkunft und Ausbildung der Schüler der Lübecker Navigationsschule 1808-1827. Z 62/1982, S. 195-213.

Archiv

191. *Simon, Ulrich*: Von Trese und Kanzlei zum Zweckbau: Aspekte zum Archivgebäude. Z 78/1998, S. 401-418.
192. *Loose, Hans-Dieter*: Das Archiv der Hansestadt Lübeck und die heutigen stadtstaatlichen Archive. Z 78/1998, S. 391-399.
193. *Graßmann, Antjekathrin*: Das Archiv der Hansestadt Lübeck an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Konsolidierung und Perspektiven. Z 78/1998, S. 419-432.

Bibliothek

194. *Wiegand, Günther*: Zur Frühgeschichte der Stadtbibliothek Lübeck. Z 61/1981, S. 51-79.
195. *Gottschall, Dagmar*: Die Handschrift Lübeck, Stadtbibliothek, Ms. theol. lat. 92 als Textzeuge für das „Elucidarium“ des Honorius Augustodunensis. Z 73/1993, S. 307-313.
196. *Tiemann, Barbara*: Die Butendach-Bibliothek in der Reformierten Kirche zu Lübeck. Der Sammler und seine Sammlung. Z 65/1985, S. 143-221.

Museen

197. *Gerken, Gerhard*: Zehn Jahre Tätigkeit in Lübecks Museum für Kunst und Kulturgeschichte. Rückblick und Ausblick. Z 75/1995, S. 335-364.
198. *Gerken, Gerhard*: Reflexionen zu einer historischen Ausstellung: „Der Lübecker Kaufmann“. Z 73/1993, S. 339-345.
199. *Hasse, Max*: Der neue Katalog des St. Annen-Museums. Z 62/1982, S. 279-284.

Bildende Künste

200. *Hasse, Max*: Neue Beiträge zur lübeckischen Kunst des späten Mittelalters. Z 61/1981, S. 238-243.
201. *Freytag, Hartmut*: Meint der Lübecker Totentanz von 1489 (1496) einen historischen Domherrn? Z 68/1988, S. 215-224.
202. *Schmidt-Hoffmann, Sabine*: Zwei Madonnen in Lübeck. Bemerkenswerte Funde der Grabung auf dem Schranken (1992). Z 74/1994, S. 307-322.
203. *Hupasch, Verena*: Gesehen, zugeschrieben und doch nicht gefunden – eine verschollene Bildtafel des Thomas-Altars im St. Annen-Museum zu Lübeck. Z 82/2002, S. 29-44.

204. *Löcher, Kurt*: Ein wiedergefundener Flügel vom Maria Magdalenen-Altar der Lübecker Bruderschaft der Schneider. Z 73/1993, S. 25-37.
205. *Löcher, Kurt*: Ein weiterer Flügel vom Maria Magdalenen-Altar der Lübecker Bruderschaft der Schneider. Z 74/1994, S. 323-328.
206. *Vogeler, Hildegard* und *Freytag, Hartmut*: Schlüssel zur Ewigkeit. Über mittelalterliche Stifterbilder in Lübeck. Z 82/2002, S. 9-28.
207. *Kauder, Rita*: Die drei protestantisch geprägten religiösen Bilder Hans Kemmers im Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck. Z 62/1982, S. 83-101.
208. *Jaacks, Gisela*: „Die Suche nach der Gerechtigkeit“. Forschungsbericht zu einem wiederentdeckten Lübecker Gemäldefragment. Z 64/1984, S. 81-95.
- 208a *Westermann, Stephanie*: Die Vertäfelung des sogenannten Fredenzimmers von 1572/1583 im Haus der Kaufmannschaft zu Lübeck. Beschreibung und historische Daten. Z 83/2003, S. 101-155.
209. *Gerken, Gerhard*: Dreifarbige Schlange – Dreiköpfiges Ungeheuer. Zu einem Familienbild von Johann Baptist Hauthmann. Z 72/1992, S. 199-208.
210. *Heise, Brigitte*: Ein Bild im Behnhaus – Richtig zugewiesen. Leopold Schulz, Gotische Kirchenruine am Mittelmeer 1842. Z 74/1994, S. 329-338.
211. *Buske, Ursula*: „Betrachtungswerthe alte Ägyptische Mumie“. Z 74/1994, S. 167-188.

Denkmalpflege

212. *Siewert, Horst H.*: Überlegungen zur Denkmalpflege. Ein Zwischenbericht. Z 69/1989, S. 297-307.
213. *Wilde, Lutz*: Bericht des Amtes für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1980/81. Z 61/1981, S. 189-227.
214. *Wilde, Lutz*: Bericht des Amtes für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1981/82. Z 62/1982, S. 225-278.
215. *Wilde, Lutz*: Bericht des Amtes für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1982/83. Z 63/1983, S. 189-241.
216. *Wilde, Lutz*: Bericht des Amtes für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1983/84. Z 64/1984, S. 221-276.
217. *Wilde, Lutz*: Bericht des Amtes für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1984/85. Z 65/1985, S. 253-306.

218. *Wilde, Lutz*: Bericht des Amtes für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1985/86. Z 66/1986, S. 205-263.
219. *Wilde, Lutz*: Bericht des Amtes für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1986/87. Z 67/1987, S. 231-303.
220. *Hunecke, Irmgard*: Jahresbericht des Amtes für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1996/97. Z 77/1997, S. 269-289.
221. *Hunecke, Irmgard*: Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1997/98. Z 78/1998, S. 453-482.
222. *Hunecke, Irmgard*: Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1998/99. Z 79/1999, S. 301-324.
223. *Hunecke, Irmgard*: Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 1999/2000. Z 80/2000, S. 341-359.
224. *Hunecke, Irmgard*: Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 2000/2001. Z 81/2001, S. 283-306.
225. *Hunecke, Irmgard*: Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 2001/2002. Z 82/2002, S. 315-336.
- 225a *Hunecke, Irmgard*: Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 2002/2003. Z 83/2003, S. 229-254.

Musik; Theater; Literatur

226. *Ahrens, Gerhard*: Das Erste norddeutsche Musikfest in Lübeck. Ein Bericht Otto Benekes aus dem Jahre 1839. Z 69/1989, S. 159-170.
227. *Spies, Hans-Bernd*: Vier neuentdeckte Briefe Dietrich Buxtehudes. Z 61/1981, S. 81-93.
228. *Spies, Hans-Bernd*: Anfänge der Theaterkritik in Lübeck. Z 63/1983, S. 171-188.
- 228a *Bei der Wieden, Helge*: Die Nennung der Städte Lübeck und Rostock im Werk des Paracelsus. Z 83/2003, S. 255-260.
229. *Kühl, Jürgen, Reick, Christian H. und Scholz, Jochen*: Entschlüsselung eines kodierte[n] Ehrengedichtes aus dem 17. Jh. Z 79/1999, S. 344-352.
230. *Spies, Hans-Bernd*: Besuch Lübecks und der Sammlungen Jacob von Melles durch den Frankfurter Gelehrten Zacharias Conrad von Uffenbach (1710). Z 81/2001, S. 351-368.
231. *Bruns, Alken*: Christan Ludwig Liscows Lübecker Satiren, Z 61/1981. S. 95-127

232. *Luchmann, Fritz*: „Wechselgespräch“. Eine Hamburger Freundschaftsgabe an Christian Adolf Overbeck vom 18. März 1807. Z 77/1997, S. 87-100.
233. *Brinkmann, Jens-Uwe*: „... der Wahrheit durch das Gewand der Schönheit Herzen zu gewinnen ...“. Zu einigen Briefen von Johann Friedrich Overbeck an einen jungen Künstler. Z 72/1992, S. 209-229.
234. *Bei der Wieden, Helge*: Die Begegnung Emanuel Geibels mit Viktor Strauß im Jahre 1846 in Berlin. Z 64/1984, S. 287-295.
235. *Ahrens, Gerhard*: Lübeck 1848. Drei Briefe an Ernst Deecke. Z 74/1994, S. 339-349.
236. *Bruns, Alken*: „Dichterlos, Dichterschicksal“ – Thomas Manns Versuch, Julius Havemann zu helfen. Z 63/1983, S. 279-282.
237. *Bruns, Alken*: Antipathien, Animositäten. Lübeck und Thomas Mann vor dem „Friedensschluß“. Z 70/1990, S. 193-206.
238. *Eickhölter, Manfred*: „Denn wull wi noch een“. – Ein Lübecker Sprachgewächs? Thomas Manns Quellen für die Revolutionsanekdote in „Buddenbrooks“. Z 82/2002, S. 349-360.

Buchdruck; Buch- und Zeitungswesen

239. *Seidensticker, Peter*: Bartholomäus Ghotan: Druckerzeugnisse und Bibliographie. Z 71/1991, S. 55-79.
240. *Lohmeier, Dieter*: Nachträge und Berichtigungen zum Verzeichnis der Drucke Bartholomäus Ghotans. Z 72/1992, S. 47-65.
241. *Seidensticker, Peter*: Nochmals Ghotan. Zu Lohmeiers Nachträgen und Berichtigungen. Z 73/1993, S. 315-324.
242. *Kötter, Ralf*: Das Mohnkopfsiegel des Dominikaners Augustin von Getelen. Z 73/1993, S. 329-338.
243. *Lohmeier, Dieter*: Neues über Steffen Arndes. Z 82/2002, S. 45-57.
244. *Kötter, Ralf*: Hans van Ghetelen als Drucker der Mohnkopffizin, mit Nachtrag: Ein neuer Druck der Mohnkopffizin. Z 71/1991, S. 353-367.
245. *Spies, Hans-Bernd*: „Verbessert durch Johann Balhorn“- Neues zu einer alten Redensart. Z 62/1982, S. 285-292.
246. *Eickhölter, Manfred*: „Büchere, von keinen Würden, können vor Pfefferhüsekken oder maculatur verkaufft oder verbrauchet werden“. Buchpreise und Bücherwert in Lübeck im 17. Jh. Z 76/1996, S. 131-155.

247. *Kühl, Jürgen*: Einige Besonderheiten im Titelblatt von Arnold Möllers „Schreibstübelein“. Z 77/1997, S. 239-244.
- 247a *Spies, Hans-Bernd*: Ein Brief des Lübecker Professors Friedrich Herrmann an den Dichter Achim von Arnim (1809) über die Zeitschrift „Erhebungen“. Z 83/2003, S. 261-269.
248. *Haese, Ute*: Die Lübecker Freie Presse. Z 72/1992, S. 241-264.

Kirche und Religion

Kirchengeschichte

249. *Hölzel, Hildegund*: „pro salute anime mee... ordino testamentum meum...“. Studien zur Lübecker Kirchengeschichte des 14. Jh. Z 70/1990, S. 27-59.
- 249a *Ohler, Norbert*: Zur Seligkeit und zum Troste meiner Seele. Lübecker unterwegs zu mittelalterlichen Wallfahrtsstätten. Z 63/1983, S. 83-103.
250. *Böhme, Ulrich*: Luthers Thesenanschlag: Realität oder Legende?. Z 63/1983, S. 251-252
251. *Bei der Wieden, Helge*: Quäker um 1607 in Lübeck. Z 72/1992, S. 277-282.
252. *Fritze, Ernst*: Adelheit Sibylla und der Maler Johann Heinrich Schwartz in Lübeck. Eine Studie zur Personengeschichte in Zusammenhang mit den Erscheinungen evangelischer Frömmigkeit z. Z. August Hermann Franckes und Philipp Jacob Speners. Z 71/1991, S. 81-123.

Einzelne Kirchen und Einrichtungen

253. *Jöns, Heike*: Die Lübecker Marienkirche als Hauptbau der kathedralgotischen Backsteinarchitektur. Z 76/1996, S. 223-254.
254. *Boockmann, Andrea*: Das zerstörte Gemälde der „Gregorsmesse“ von Bernt Notke in der Marienkirche und der Aufenthalt des Kardinals Raimundus Peraudi in Lübeck 1503. Z 81/2001, S. 105-122.
255. *Vogeler, Hildegard*: Drei kleine Köpfe aus Holz. Über „Ersatzteile“ in den Chorschrankenreliefs der Marienkirche. Z 79/1999, S. 337-343.
256. *Prange, Wolfgang*: Die Altäre der Lübecker Marienkirche mit ihren Vikarien und Kommenden. Z 78/1998, S. 143-163.
257. *Vogeler, Hildegard* und *Freytag, Hartmut*: Das Fest der Verkündigung Mariae. Über die Kanzelreliefs von 1533 aus der Marienkirche in Lübeck. Z 77/1997, S. 9-28.

258. *Fischer, Manfred*: Die Glocken von St. Marien. Ein vorläufiger Bericht zu einem Mahnmal in Lübeck. Z 82/2002, S. 265-293.
259. *Gramatzki, Rolf*: Die Sängerkanzel der Ägidienkirche zu Lübeck. Versuch zu ihrer Ikonologie. Z 69/1989, S. 233-295.
260. *Peter, Claus*: Die Uhren von St. Jacobi zu Lübeck. Z 71/1991, S. 311-335.
261. *Clasen, Adolf*: Die Verse an den Sängerkanzeln von St. Petri und St. Aegidien zu Lübeck. Versuch einer Annäherung an zwei unbekannte Theologen. Z 72/1992, S. 67-129.
262. *Clasen, Adolf*: Die Sängerkanzel in der Petrikerche zu Lübeck. Z 74/1994, S. 115-148.
263. *Thiele, Susanne*: Das Lübecker Burgkloster als soziale Institution. Z 64/1984, S. 277-285.
264. *Wilde, Lutz*: Die Innenräume des Burgklosters zu Lübeck. Zur Baugeschichte und Wiederherstellung der Klosteranlage. Z 69/1989, S. 199-231.
265. *Prange, Wolfgang*: Der Besitz des Lübecker Johannisklosters im Jahre 1531. Z 65/1985, S. 315-326.
266. *Erdmann, Wolfgang*: Zum Altar der Zirkelbrüder aus der Franziskanerkirche St. Katharinen zu Lübeck. Z 66/1986, S. 275-280.
267. *Erdmann, Wolfgang*: Fragen zu Baugeschichte und Wandmalereien der Lübecker Franziskanerkirche St. Katharinen. Z 67/1987, S. 31-57.
268. *Vogeler, Hildegard*: Szenen aus dem Leben des hl. Franziskus aus Assisi. Ein Wandbild in St. Katharinen zu Lübeck. Z 70/1990, S. 129-151.
269. *Minneker, Ilka S.*: Repräsentation und sakrale Legitimation. Majestas Domini und Bürgermedaillons im Heilig-Geist-Hospital zu Lübeck. Z 79/1999, S. 24-74.
270. *Simon, Ulrich*: Ein Inventar der Kapellen St. Gertrud und Heilig Kreuz vor dem Burgtor aus dem Jahr 1501. Z 73/1993, S. 325-328.
271. *Meinardus, Otto F. A.*: Die mittelalterliche Umwelt des Lübecker Schmerzensweges. Z 72/1992, S. 265-276.

Landgebiet und territoriale Nachbarn

272. *Bei der Wieden, Helge*: Der Priwall zwischen Mecklenburg und Lübeck. Z 62/1982, S. 31-47.

273. *Meinardus, Otto F. A.*: Zu den Inkunabeln der Möllner St. Nikolai-Kirche. Z 69/1989, S. 315-324.
274. *Kallen, Peter W.*: Der Apostelaltar des Ratzeburger Doms. Z 67/1987, S. 59-78.
275. *Teuchert, Wolfgang*: Die Kanzel in Zarrentin – Lübecks erste evangelische Kanzel. Z 74/1994, S. 47-114

Bistum Lübeck

276. *Lorentzen, Tim*: Bischof Heinrich I. von Lübeck. Leben und Wirkung. Z 81/2001, S. 9-76.
277. *Prange, Wolfgang*: Besitz und Einkünfte des Lübecker Domkapitels am Ende des Mittelalters. Z 72/1992, S. 9-46.
278. *Prange, Wolfgang*: Katholisches Domkapitel in evangelischer Stadt? Lübeck 1530-1538. Z 81/2001, S. 123-160.
279. *Vetter, Ewald M.*: Zum 500. Todestag Bischof Krummedieks 1489-1989. Z 70/1990, S. 103-128.
280. *Schneider, Konrad*: Die Münztätigkeit des Hochstiftes Lübeck unter Bischof August Friedrich von Holstein-Gottorf (1666-1705). Z 66/1986, S. 119-142.

Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde

Vereinsgeschichte

281. *Graßmann, Antjekathrin*: 175 Jahre Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Der Zeitraum 1971-1996. Z 76/1996, S. 275-283.
- 281a *Ahrens, Gerhard*: Carl Julius Mildes Wirken für den Lübecker Geschichtsverein. Z 83/2003, S. 271-278.
282. *Ahrens, Gerhard*: 'Ohne Quellen ist keine Geschichte denkbar'. Aufbau und Verbleib der Handschriftensammlung des Lübecker Geschichtsvereins. Z 82/2002, S. 227-247.

Jahresberichte; Satzung; Mitgliederverzeichnis

283. Jahresbericht 1980. Z 61/1981, S. 311-314
284. Jahresbericht 1981. Z 62/1982, S. 357-359
285. Jahresbericht 1982. Z 63/1983, S. 337-339
286. Jahresbericht 1983. Z 64/1984, S. 375-377

287. Jahresbericht 1984. Z 65/1985, S. 407-408
288. Jahresbericht 1985. Z 66/1986, S. 341-343
289. Jahresbericht 1986. Z 67/1987, S. 365-367
290. Jahresbericht 1987. Z 68/1988, S. 329-331
291. Jahresbericht 1988. Z 69//1989, S.409-411
292. Jahresbericht 1989. Z 70/1990, S. 317-319
293. Jahresbericht 1990. Z 71/1991, S. 445-446
294. Jahresbericht 1991. Z 72/1992, S. 359-361
295. Jahresbericht 1992. Z 73/1993, S. 435-436
296. Jahresbericht 1993. Z 74/1994, S. 433-435
297. Jahresbericht 1994. Z 75/1995, S. 435-437
298. Jahresbericht 1995. Z 76/1996, S. 377-379
299. Jahresbericht 1996. Z 77/1997, S. 350-352
300. Jahresbericht 1997. Z 78/1998, S. 526-528
301. Jahresbericht 1998. Z 79/1999, S. 444-448
302. Jahresbericht 1999. Z 80/2000, S. 469-472
303. Jahresbericht 2000. Z 81/2001, S. 461-464
304. Jahresbericht 2001. Z 82/2002, S. 443-446
- 304a Jahresbericht 2002. Z 83/2003, S. 373-376.
305. Satzung des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde
(Stand 3.2.1983) Z 63/1983, S. 341-344.
306. Mitgliederverzeichnis (Stand 31.5.2001). Z 81/2001, S. 465-472

(Zusammengestellt von Antjekathrin Graßmann. Frau Birgit Graack wird für hilfreiche und geduldige Schreibearbeit gedankt, Herrn Otto Wiehmann für die Durchsicht.)

Register

(Die Zahlen beziehen sich auf die Nummern des Verzeichnisses)

- Abodriten 72
Ägidien-Kirche (Sängerkanzel)
259, 261, 262
Ahlers, Olof 26a
Ahrens, Gerhard 44a, 107, 226,
235, 281a, 282
Almanach général des Marchands
147
Alt Lübeck 61, 62
Altes Senatsarchiv 23
Amsterdam 146
Andersen, H. H. 61, 62, 72
Angermann, Norbert 144
Ansichten 8, 9, 15
Apostelaltar (Ratzeburger Dom)
274
Arbeitsbeschaffung 166
Archäologie 53, 56, 57, 58, 59, 60,
63-71
Archiv 2, 93, 94a, 95a, 96, 114,
115, 191-193
Archive, stadtstaatliche 192
Archivgebäude 191
Armenversorgung 165
Arndes, Steffen 243
Arnim, Achim v. 247a
Assisi, Franziskus von 268
Ausstellung „Der Lübecker
Kaufmann“ 198
Auswanderung (Finnland) 24

Backsteingotik 179a
Balhorn, Johann 245
Barbarossa 77, 78
Barbarossa-Urkunde 78
Battista (Franziskaner) 27
Bauer, Ludwig († 1734) 28
Baustuktur 183

Behnhaus 210
Beflaggung, Nicht- 115
Befreiungskriege 87
Bei der Wieden, Helge, 88, 106,
139, 150, 228a, 234, 251, 272
Beneke, Otto 44a, 226
Bergen (Hanse-Archive) 126
Berufsstruktur (1762) 21
Bickelmann, Hartmut 39
Bildschnitzer 157
Boettcher, Holger 148, 166
Böhme, Ulrich 250
Boockmann, Andrea 254
Boockmann, Hartmut 77
Böse, Dr. Carl (Stiftung) 168
Branting, Hjalmar 89
Brauzeichen 160
Bremen 43, 146
Brinkmann, Jens-Uwe 179a, 233
Brosseau, Christophe (franz.
Diplomat) 85
Brügge (Hansekontor) 96, 97
Brügge-Projekt, Kiel-Greifswalder
97
Bruns, Alken 231, 236, 237
Bruns, Friedrich 105
Bücherwert 246
Buchhaltung 141
Buchpreise 246
Buddenbrookhaus 181
Bueri, Gherardo († 1449) 136
Bugsierdienst 153
Bürgerschaftsmitglieder, weibliche
108
Burgkloster 263, 264
Burspraken 109a
Buske, Ursula 211
Butendach-Bibliothek 196
Buxtehude, Dietrich 227

- Cassebaum, Hans-Ulrich 91
 Chorschrankenrelief (St. Marien)
 255
 Christensen, Margrit 151, 182
 Christensen-Streckebach 182, s. a.
 Christensen, Margrit
 Clasen, Adolf 179, 261, 262
 Cranenkonvent 175
 Cruto 72
 Curtius, Ernst 29
- Dalhede, Christina 152
 Deecke, Ernst 235
 Denkmalpflege 212-225a
 Denkmalpflege, archäologische 63-
 71, s. a. Archäologie
 Diebel, Elias 8, 9, 11
 Döncker 184
 Domkapitel 277, 278
 Dorosenko, Vasilij V. 146
 Dräger, Heinrich (Nachruf) 30
 Dulon, Friedrich Ludwig (Flötist)
 31
 Dummler, Dieter 129, 130
- Ebel, Friedrich 101
 Ehe 23
 Ehekonflikte 23
 Ehrengedicht (17. Jh.) 229
 Eichamt 113
 Eickhölder, Manfred 238, 246
 Eigenstaatlichkeit 87
 Eigentumsentwicklung 183
 Eiswinter (1929) 155
 Elektrizitätswerk 116
 Elucidarium (Honorius
 Augustodunensis) 195
 Erbkaisertum, preußisches 88
 Erdmann, Wolfgang 60, 172, 173,
 175, 176, 266, 267
 „Erhebungen“ (Zeitschrift) 247a
- Ersland, Geir Atle 95a
 Erwerbslosenfürsorge 166
- Faktoren, Hamburger 142
 Falk, Alfred 59, 59a, 63
 Falkensteuer 110
 Fehmarn 99
 Finnland 24
 Fischer, Manfred 258
 Florentiner Kaufleute 135a
 Foerster, German 168
 Fouquet, Gerhard 136
 Francke, August Hermann 252
 Frankreich 93
 Franziskaner 27
 Frauen („van Sost“, 14. Jh.) 18;
 (Handwerksämter) 156
 Frauenarbeit (14. Jh.) 155a
 Frauenleben, ungewöhnliches (18.
 Jh.) 28
 Fredenhagen-Zimmer 208a
 Freitag, Tobias 118
 Frenz, Therese 171
 Freytag, Hartmut 9, 10, 11, 12, 201,
 206, 257
 Friedland, Klaus 38
 Fritze, Ernst 252
 Frömmigkeit, evangelische 252
- Gaethke, Hans-Otto 73
 Gasthaus (des Heilig-Geist-
 Hospitals) 176
 Gasthäuser, spätmittelalterliche 163
 Geburt, illegitime (14. Jh.) 19
 Gegenstempel, Moskauer 130
 Geibel, Emanuel (Schoner) 154,
 (1846) 234
 Gemäldefragment („Suche nach der
 Gerechtigkeit“) 208
 Generalstaaten 84
 Gerkens, Gerhard 197, 198, 209,
 (Nachruf) 31a

- Gertrudenspital 176
 Geschichtsbild (20. Jh.) 90
 Getelen, Augustin v. 242
 Getreidemaß 132
 Ghetelen, Hans v. 244
 Ghotan, Bartholomäus 239, 240,
 241
 Gläser, Manfred 41,149
 Glocken (St. Marien) 258
 Goetze, Jochen 100, 122
 Gohren, Johann v.
 (Rußlandkaufmann) 144
 Goldwährung 128
 Göteborg 152
 Göttingen 43
 Gotländische Genossenschaft 124
 Gottschall, Dagmar 195
 Gramatzki, Rolf 259
 Graßmann, Antjekathrin 22, 31a,
 48, 140, 193, 281
 Gregorsmesse 254
 Große Gröpelgrube (8) 176
 Grundbesitz 20

 Hach, Johann Friedrich (1769-
 1851) 33
 Hafen (Grabungsergebnisse) 149
 Hafenerweiterung 60
 Haese, Ute 248
 Hamburg 20, 94,146
 Hammel, s. Hammel-Kiesow
 Hammel-Kiesow, Rolf 3, 53-57,97,
 151
 Handelsbücher 141
 Handelskammer 153
 Handschrift (Ms. theol. lat. 92) 195
 Handschriftensammlung (des
 Vereins) 282
 Handwerk (Frauen) 155a, 156
 Handwerksämter 103, 156
 Handwerksförderung 159 a
 Hanse 3, 117

 Harder, Jürgen 45, 102, 119, 120
 Harder-Gersdorff, Elisabeth 94,
 94a, 143, 146
 Hasse, Max 104, 157, 199, 200
 Hassenstein, Friedrich 29, 47
 Hauschild-Thiessen, Renate 7, 92
 Haushaltungsbuch 40
 Hauttmann, Johann Baptist 209
 Havemann, Julius 236
 Heiligenbilder 179
 Heilig-Geist-Hospital
 (Bürgermedaillon) 269
 Heilig Kreuz (Kapelle) 270
 Heinrich der Löwe 76
 Heinrich I. (Bischof) 276
 Heinrich v. (Alt)-Lübeck 73
 Heise, Brigitte 210
 Herbst, Hans Hinrich
 (Goldschmied) 49
 Herrmann, Friedrich 247a
 Herrmann, Rainer 79
 Heydebu, Bertram (Kaufmann) 32
 Heyling, Peter 34
 Hitler-Jugend 91
 Hochstift Lübeck (Münztätigkeit)
 280
 Hoffmann, Erich 74
 Holst, Jens Christian 172, 177
 Holstein-Gottorf, August Friedrich
 (Bischof) 280
 Hölzel, Hildegund 249
 Honorius Augustodunensis 195
 Hundt, Michael 33, 87, 187a
 Hunecke, Irmgard 220-225a
 Hupasch, Verena 203

 Ibs, Jürgen H., 25
 Ichikawa, Yoriko 156
 Inkunabeln (Mölln) 273
 Interzonenhandel 148
 Islandfahrt 139
 Italiener 136

- Jaacks, Gisela 208
 Jahnke, Carsten 83,137
 Jahresberichte des Vereins für
 Lübeckische Geschichte und
 Altertumskunde 283-304
 Jansen, Carsten Selch 163
 Jaschkowitz, Tanja 158
 Jenks, Stuart 125
 Johanniskloster 265
 Jöns, Heike 253
 Jordan, Karl (1907-1984, Nachruf)
 35
 Jörn, Nils 117, 118
 Juchtenleder 94
 Jugend, Bündische 91
 Jungius, Joachim 37
 Jungvolk, Deutsches 91
 Jürgens, Wolfgang (1934-1891,
 Nachruf) 36
 Jürgensen, Kurt 46

 Kallen, Peter W. 274
 Kanzlei 191
 Karten, topographische 13
 Kattinger, Detlev 124
 Kauder, Rita 207
 Kaufleutekompanie 140
 Kaufmannschaft (Fredenhagen-
 Zimmer) 208a
 Kemmer, Hans 207
 Kinder, uneheliche (14. Jh.) 19
 Kirchengeschichte (14. Jh.) 249
 Kleine Burgstraße 22 175
 Kleinhausbebauung 183
 Kleinkunst 186
 Knochengeräte 59a
 Koberg (2) 177
 Kohlen (Maß) 134
 Kohlmorgen, Günter 111, 164, 184
 Kommer, Björn R. 49, 51,112, 147,
 181, 187
 Königstr. (51) 179

 Koppe, Wilhelm 17, 18, 32,
 (Nachruf) 38
 Koppetsch, Axel 23
 Kötter, Ralf 242, 244
 Kreditkasse für Professionisten
 159 a
 Kretzschmar, Johannes
 (Schriftenverzeichnis) 39
 Krogel, Wolfgang G. 90
 Kröger, Uwe 113, 131-135
 Krüge 159
 Krummediek (Bischof) 279
 Kruse, Meike 109a
 Kühl, Jürgen 188, 229, 247
 Kühl, Uwe 16, 116
 Kulenkampff, Angela 167
 Kunst (Spätmittelalter) 200

 Landkarten 15
 Lang, Christina Elisabeth
 (1718-1775) 40
 Längenmaße 135
 Lavery, Jason 83a
 Leithoff (Orthopädisches Institut)
 170
 Lefever, Catharina 121
 Lehmkuhlener Gelder 126
 Liber Lynne 125
 Liscow, Christian Ludwig 231
 Lobgedicht 12 s. a. Stadtlob
 Löcher, Kurt 204, 205
 Lohmeier, Dieter 240, 243
 Loose, Hans-Dieter 192
 Loose, Henning 148
 Lorentzen, Tim 276
 Lorenzen-Schmidt, Klaus-J. 21
 Lot 131
 Lübeck (Mitte 12.-Mitte 13. Jh.)
 74-80
 Lübeck (1531-1535) 83
 Lübeck (1942) 92
 Lübecker Freie Presse 248

- Lübeckische Geschichte (Veröff.) 1
 Lübisches Recht 102
 Luchmann, Fritz 43, 232
 Ludwig XIV. 145
 Lumpe, Adolf 37
 Luthers Thesenanschlag 250
 Luxusordnungen 109a
 Lynn (Stalhof) 125
- Madonnen (Grabungsfunde) 202
 Maler 157
 Maleramnt (Mitglieder Anf. 16. Jh.)
 157
 Mandate 109, 109a
 Mann, Thomas 236, 237, 238
 Manuskriptplan (1. H. 18. Jh.) 14
 Maria Magdalenen-Altar 204, 205
 Marienkirche 253-258
 Markt 174
 Maximilian II. 83a
 Mecklenburg 148, 272
 Medici 135a
 Meinardus, Otto F. A. 27, 34, 271,
 273
 Melle, Jacob v. 230
 Memoria 162
 Mengstr. (4) 181
 Merchant Adventurers 117
 Merkel, Garlieb 5, 6
 Messmann, Hermann 81
 Meyer, Gerhard 13
 Meyer, Günther 26a
 Meyer, Gunnar 162
 Milde, Carl Julius 281a
 Minneker, Ilka S. 269
 Mitgliederverzeichnis 306
 Möhle, Martin 170, 180
 Mohnkopffozin 244
 Mohnkopfsiegel 242
 Möller, Arnold 247
 Mölln (St. Nikolai-Kirche)
 273
- Mühlenzeichen 160
 Mührenberg, Doris 64-68, 174
 Müller, Christian 80
 Mumie 211
 Münzen, Lübecker 130
 Münzfüße 127, 127a
 Museum für Kunst und
 Kulturgeschichte 197, s.a. St.
 Annen-Museum
 Musikfest (1839) 226
- Nachlaßinventare 185
 Nationalsozialismus 4
 Navigationsschulen 190
 Neugebauer, Werner 30, 50,
 (Nachruf) 41
 Niedergerichtsprozeß (1647) 111
 Niemann, Georg Berend (1762-
 1821) 42
 Noodt, Birgit 19, 155a
 Nordischer 7-jähriger Krieg 83a
 Notke, Bernd 254
- Oberschicht 20
 Oestmann, Peter 121
 Offen, Claus-Hinrich 4, 189
 Ohler, Norbert 249a
 Orth, Zacharias 10
 Orzschig, Johannes 85
 Ostersehle, Christian 153, 155
 Otto, Johann Thomas 187
 Overbeck, Christian Adolf 43, 232
 Overbeck, Johann Friedrich 233
- Päpste 79
 Paracelsus 228a
 Paravicini, Werner 2
 Parteitag, sozialdemokratischer
 (1901) 89
 Paulisches Familienstipendium 167
 Pelc, Ortwin 159 a, 165, 190

- Pelus-Kaplan, Marie-Louise
 93, 141, 145
 Peraudi, Raimundus 254
 Peter, Claus 260
 Pettke, Sabine 109
 Pfund 131
 Pfundgeldlisten (1458/59; 1480-
 1487) 137
 Pitz, Ernst 1
 Plätze 173
 Policeynormen 109a
 Postkonvention (lübeckisch-
 schwedische 1848) 161
 Prange, Wolfgang 98, 126, 256, 265
 Prinzenerzieher 29
 Priwall 272
 Psychiatrie 169

 Quäker 251

 Rangverhältnisse 106
 Rat 103, 104, 107, 123, 129
 Rathaus 172
 Ratsherren (Bezüge) 105
 Ratzeburg (Apostelaltar, Dom) 274
 Recheneinschreibebücher 188
 Rechtsgutachten (Relationen) 119,
 120
 Rechtspraxis (um 1700) 121
 Rechtsprechung 123
 Recke, Elisabeth v. d. (1794) 44
 Reformierte Kirche 196
 Reger, Karl-Heinz 169
 Reichsmünzordnung (1551) 129
 Reichstein, Renate 185, 186
 Reick, Christian H. 229
 Reiseberichte 5, 6
 Relationen (Rechtsgutachten) 119,
 120
 Riga 146
 Roock, Carl Ludwig 44a
 Röhl, Heinz 160

 Russen 143
 Rußland 94a

 Sachzeugnisse, metrologische 127
 Sängerkanzel 259, 261
 Sahlmann, Peter 8, 14, 15
 St. Ägidien, s. Ägidien-Kirche
 St. Annen-Museum 199, s. a.
 Museum für Kunst und
 Kulturgeschichte
 St. Gertrud 270
 St. Jacobi (Uhren) 260
 St. Katharinen 266-268
 St. Petri (Sängerkanzel) 261, 262
 Satzung 305
 Schaal, Katharina 123
 Schabbelt (Wismarer
 Bürgermeister) 102
 Schalles, Ingrid 69-71, 71a
 Schankstuben 159
 Scheffel 132, 133
 Scheffel, Michael 183
 Scheidung (um 1800) 22
 Schein, Calixtus (1529-1600) 45
 Schenk, Jürgen (Goldschmied) 49
 Schier, Siegfried (Nachruf) 46
 Schiffbruch (Rechtsprechung) 123
 Schiffe (1628) 150
 Schifferlisten (1661-1665) 151
 Schiffssiegel 100
 Schleswig 32
 Schlippe, Bernhard (Nachruf) 46a
 Schlözer, Kurd v. 47
 Schmerzensweg 271
 Schmidt-Hoffmann, Sabine 202
 Schneider (Bruderschaft) 204, 205
 Schneider, Gerhard (Nachruf) 48
 Schneider, Konrad 280
 Scholz, Jochen 229
 Schornsteine 184
 Schramm (Goldschmiedfamilie) 49
 Schranken (Grabung) 202

- Schreibstübelein (Arnold Müller) 247
- Schriftzeugnisse, metrologische 127
- Schuhmacheramt 158
- Schulkollegium 189
- Schult, Herbert 28, 154
- Schulwesen, niederes 189
- Schulz, Leopold (Gotische Kirchenruine am Mittelmeer) 210
- Schwark, Thomas 158
- Schwartz, Adelheit Sibylla 252
- Schwartz, Johann Heinrich 252
- Schweden 81, 95
- Schweitzer, Robert 24
- Seekarten 13
- Seerecht 122
- Seidensticker, Peter 239, 241
- Siebenhundertjahrfeier 90
- Siedlungsgeschichte 57, 58
- Siewert, Horst H. 212
- Silbergeld, „lübisches“ 128
- Simon, Ulrich 191
- Solmitz, Luise, geb. Stephan 92
- Sozialdemokraten 89
- Sozialtopographie (1762) 21
- Spener, Philipp Jacob 252
- Spies, Hans-Bernd 5, 6, 31, 42, 44, 52, 110, 114, 115, 161, 227, 228, 230, 245, 247a
- Sprachführer (1607) 143
- Stadtbibliothek 194
- Städtebund, Rheinischer (1254-1256) 80
- Stadtgeschichte, frühe 53, 56
- Stadtgeschichtsforschung (1988-1997) 54, 55
- Stadtlob 10, 11, 12
- Stadtspark 187a
- Staffelgiebel („Barocke“) 180
- Statistik 16
- Stefke, Gerald 128
- Stein, Hans-Konrad 20
- Stephan, Hans-Georg 58
- Steuer (1840) 112
- Stier, Wilhelm (Nachruf) 50
- Stifterbilder 206
- Stiftungsgeschichte 167
- Stiftungsverhalten 162
- Stipendiaten (Paulisches Familienstipendium) 167
- Stralsund 10
- Strauß, Viktor 234
- Stubbe da Luz, Helmut, 86
- Sture, Sten (Eigenhandel) 138
- Suhl, Ludwig 51
- Supplingenburg, Lothar v. 73
- Tagebuchaufzeichnungen 7
- Testamente 162
- Teuchert, Wolfgang 275
- Theaterkritik 228
- Thiele, Susanne 263
- Thomas-Altar 203
- Tiemann, Barbara 196
- Tierärztestand 171
- Tierheilkundige 171
- Totentanz 201
- Trese 191
- Trittau 98
- Uffenbach, Zacharias Conrad 230
- Uhren (St. Jakobi) 260
- Umgangsformen (Beginn d. Neuzeit) 143
- Unterrichtsplan (1810) 189
- Untertrave (Haus Nr. 96) 182
- van Sost (Namensträger, ca. 1280-1384) 17, 18
- Vandevallé, André 96
- Vasa, Gustav 82
- Vereinsgeschichte (1971-1996) 281
- Verlagsbuchhändler 42

- Vermögensstruktur (1762) 21
 Vetter, Ewald U. 279
 Vietz, Peter (=Vincentius, Petrus)
 10, 11
 Vikarien (Marienkirche) 256
 Villers, Charles de 86
 Vincentius s. Vietz
 Vogel, Klaus A. 103
 Vogeler, Hildegard 206, 255, 257,
 268
 Vogelweide, Walther v. d. 52
 Vogtherr, Hans-Jürgen 81, 82, 95,
 138, 142
 Volkszählung (1916) 25
- Wahlrecht (Frauen) 108
 Wahnstraße (33) 178
 Wallfahrtsstätten 249a
 Walther, Helmut G. 76, 78
 Wandkarten 15
 Wandmalerei 178
- Weber, Karl-Klaus 84
 Wechselgeschäfte 146
 Westermann, Stephanie 208a
 Wickmann, Lars 89
 Wiegand, Günther 194
 Wiehmann, Otto 26, 40, 108
 Wilde, Lutz 213-219, 264
 Wirtschaft (17. Jh.) 145
 Witthöft, Harald 127, 127a
 Wohnen 185
 Wohnnutzung 186
 Wriedt, Klaus 35
 Wulf, Imke 178
 Wurm, Johann Peter 99
- Zarrentin (Kanzel) 275
 Zehnter Pfennig 111
 Zerrentiens Armenhaus 164
 Zimmermann, Friedrich 36
 Zirkelbrüder (Altar) 266
 Zwangsarbeiter (1940-1944) 26

Der Verein für lübeckische Geschichte und Altertumskunde wurde 1821 gegründet. Er zählt zu den ältesten deutschen Geschichtsvereinen.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, die Kenntnis der Vergangenheit der Hansestadt Lübeck zu vertiefen und diese Erkenntnisse zu verbreiten. Dazu finden öffentliche Vorträge in größerem Kreis und Werkstattgespräche in kleinerem Kreis statt. Außerdem werden Stadtpaziergänge, fachkundige Führungen durch historische Gebäude, Ausstellungen und Ausgrabungen sowie Tagesfahrten zu historischen Stätten angeboten. Die Vereinszeitschrift, die Sie vor sich haben, gibt es seit 1855. Sie erscheint jährlich und dokumentiert in Aufsätzen, Berichten und Buchbesprechungen den aktuellen Forschungsstand.

Gehen Sie mit uns auf Zeitreise. Nehmen Sie an unseren Aktivitäten teil. Werden Sie Mitglied im Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

Adresse:

23552 Lübeck, Mühlendamm 1-3

(Archiv der Hansestadt Lübeck)

Telefon: 04 51-1 22 41 52

Telefax: 04 51-1 22 15 17

e-mail: archiv@luebeck.de

(Jahresbeitrag 30 Euro)